Abb. 5. Halsbrustschmuck aus Tunis, im Nacken durch (nicht mit gezeichnete) Ketten zu schließen. Silber, teilweise vergoldet, Drahtarbeit aus glatten und gekörnten Fäden. 1/2 der natürlichen Größe.

Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Junger Bückeburger im Sonntagsstaat. Nach der Aquarellstudie von Emil Brack.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 4, Dezember 1897.

Weihnachts-Legende.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

In heiliger Nacht flogen Hand in Hand
Drei Englein hinab in das jüdische Land.

*

Sie wollten die seligste aller Frau'n
Und das göttliche Kind in der Krippe schau'n.

*

Der Stern von Bethlehem war noch wach
Und strahlte mild auf das flache Dach.

*

Sie suchten die Pforte und fanden sie bald
Und lugten wechselnd durch schmalen Spalt.

*

Sie riefen und baten und klopften ganz sacht,
Bis Joseph behutsam aufgemacht.

*

Im Stall war es dämmrig. Sie ſchwebten heran
Und ſchauten den ſchlummernden Heiland an.

*

Der eine hob hoch die Ampel empor
Und breitete ſchattend ſein Flüglein davor.

*

Der zweite ſchob ſanft in des Kindes Hand
Ein Sternlein, gefunden am Himmelsrand.

*

Der dritte hat fromm vor der Krippe gekniet
Und ſang mit ſüßer Stimme ein Lied.

*

Da zog ein Lächeln, göttlich und licht,
Über des himmliſchen Kindes Geſicht.

*

Für alle Zukunft hat es geweiht
Die Feier der heiligen Weihnachtszeit:

*

Die ſtrahlende Leuchte, — den Weihnachtsſtern,
Und das fromme Lied zum Preiſe des Herrn!

LOAN STACK

Hanbiſchli.

Von

Goswina von Berlepſch.

AP30
V4
v.12:1
pt.2

Mit zwei Zeichnungen von **E. Sturtevant.**

(Abdruck verboten.)

Seppetonis Jüngſter hieß Hanbiſchli, der letzte von neun Geſchwiſtern, ſechs Buben und drei Mädchen, ſämtlich wohl- und echtgeratenen Appenzell-Innerrhödlern, mit luſtig verſchmitzten Geſichtern und hellen Stimmen in der Kehle.

Ja, dieſe neun Stimmen zuſammen und die der Alten noch dazu, das gab aus! Im Sommer auf Ebenalp, wenn Mannen und Buben mit dem Vieh oben waren und etwa am Sonntag die Mädchen mit der Mutter aus der Schwendi heraufkamen, ſtimmten ſie mitunter ſo ein Singen an, daß es hinaustönte in die blauen Lüfte wie Orgel und Harfen, — die tiefen Mannsſtimmen ruhig, kaum bewegt, nur als dunkler Untergrund, auf dem die hohen ſilberhell jauchzten und flatterten. Hanbiſchli, das heißt zu deutſch: Johann Baptiſt, war unter dieſen hohen der Hauptheld. Der beſaß eine Stimme, als hätte er bei den himmliſchen Heerſcharen das Singen gelernt, ſo glockenrein. Und jodeln konnte der Bub, daß es eine Pracht war. Er hatte aber auch Gelegenheit dazu den ganzen Tag, wenn er mit ſeiner Geißenherde allein herumlungerte in ſonnigen Einſamkeiten, göttlich frei, zu thun, was ihm beliebte: ſingen, rauchen — (notabene lange nicht immer Tabak, auch Blätter und dürres Gras, wenn's nur dampfte!) — oder auf dem Bauch liegen, in die weite unbekannte Welt hinausſchauen und, wenn es ihn ankam, eine der Geißen beim Bein packen, um à la Romulus und Remus ſeinen Durſt zu ſtillen.

Hanbiſchli hatte für ſich und ſeine Herde beſondere Lieblingsplätze, und das waren durchaus nicht die bequemſten, im Gegenteil oft rechte halsbrecheriſche, an ſchmalen, verwitterten Graten hin, von denen es ſenkrecht auf- und abwärts ging, zum Grauſen tief. Der Bub wußte eben nicht, was Schwindel iſt, war ſehnig, behend und frech im Klettern wie ſeine Ziegen, und wo die nicht mehr hin konnten, da gerade gelüſtete es ihn noch, ein paar Schritte weiterzuwagen. Ende des Sommers konnten ſeine Hoſen davon erzählen!

An einem Julitag, — Vater Seppetoni war mit ſeinem Buben- und Viehſtand erſt ein paar Wochen auf Ebenalp — weidete Hanbiſchli an einer ſolchen Stelle. Es war ein Grasband, das ſich am ſteilen Felſen hinzog, mit den leckerſten Kräutern und Blümlein, die ſo recht friſch und würzig dufteten im erſten Wachstum, herbſüß, wie aufquellend in dem ſtillen warmen Sonnenſchein, der über allem lag. Die Geißen ließen es ſich denn auch herrlich ſchmecken in aller Seelenruh, ſo daß der Hirt nicht viel Arbeit mit dem Hüten hatte und an ſeine eigene Unterhaltung

denken konnte. Das kurze Pfeifchen war ausgeraucht, kein Zündholz mehr in der Tasche, das etwa noch ein Büschelchen vorjähriges Gras in Brand gebracht hätte. Da fiel Hanbischli etwas anderes ein, und das war im Zusammenhang mit einer Beobachtung, die er eben machte. Seine falkenhellen Braunaugen sahen da unten in der Tiefe ein paar Punkte sich bewegen. Es waren Leute, die bergan kamen, ihrer zwei. Eine Weile verfolgte er sie aufmerksam, denn in so einer Einsamkeit ist's immer ein angenehmes Erlebnis, jemanden zu sehen, zumal für ein Menschenkind wie Hanbischli, das sozusagen gleich fix und fertig für seinen Beruf geboren, mit sich selbst gar nichts zu thun, dafür aber eine elementare Neugier für alle anderen Dinge in der Welt hat. In dem braunen Bubenkindergesicht war jeder Zug Spannung, wie er da mit offenen Lippen hinunterspähte, um zu erkennen, ob das „fröndLüt" seien, solche, die etwa aus dem Weißbad herauf zum Äscher*) und ins Wildkirchli kommen. Fast ja, dünkte ihn. Und darauf hin ließ er einen Jauchzer los, der denen unten wie ein Jubilieren aus Himmelshöhen klingen mochte. Ein Gegenruf tönte fern und schwach herauf. Da lachte Hanbischli vergnügt, des Weiteren gewärtig. Die da unten krabbelten Ameisen gleich in der grünen Tiefe; er aber schwang sich, um sie noch besser beobachten zu können, auf eine Legföhre, die frei hinausragte über die senkrechte Felswand, und fing nun erst recht zu jodeln und jauchzen an. Wie eine Bergdohle wippte er, rittlings auf dem niedergebogenen zähen Stamme hockend, daß sich die Nadelbüschel schüttelten. Nur die schwarzbraunen Beine und Hände klammerten sich mit dem Sicherheitsinstinkt des Tieres fest. Der übrige Mensch war jubelnde tollkühne Freiheit. Von seinen Geißen schaute zuweilen eine nach ihm herüber, als fänden sie dieses Seiltänzerstück ihres Herrn ganz in der Ordnung, und dann grasten sie vernünftig weiter.

Nach einer halben Stunde etwa trieb Hanbischli wie von ungefähr mit seiner Herde in der Nähe, wo die Bergsteiger herkommen mußten.

Richtig, da tauchten sie in einer Weile dann auch auf, zwei ansehnliche Herren, schwitzend, kragenlos, in Hemdärmeln.

„Das scheint er zu sein," sagte einer zum anderen.

„Unmöglich! Der Bursch trieb ja ganz da drüben an der Felswand seine Teufeleien."

Hanbischli ließ sie indessen mit der Ruhe des Heimsäßigen herankommen, lag auf dem Rücken und blies durch ein grünes Blatt, das er vor den Mund hielt, seine musikalischen Einfälle. Als die Wanderer näher kamen, wälzte er sich ein wenig auf die Seite, um sie bequemer zu sehen. Sämtliche Geißen guckten zugleich mit ihrem Hirten auf. Es lag etwas wie Herausforderung in all' diesen Blicken, den ruhig gewendeten Köpfen: Was wollt ihr hier?

„Du, Bübli, — komm her da!"

Hanbischli hörte auf zu summen und überlegte, ob er dem Befehl ohne weiteres folgen solle.

„Wie heißt du?"

„Hanbischli."

„Hast du so jodeln können dort drüben?"

Jetzt lachte er und sprang auf die Füße, die von allerlei Ablagerungen seines freien Naturlebens ganz schwarz waren.

„Ja," gab er fest und unerschrocken zur Antwort.

„Du bist ein Satanskerl, so in der Luft zu reiten. Meinst, der Schutzengel habe nichts anderes zu thun, als dich an der Hose festzuhalten?"

Hanbischli biß vergnügt in sein Hirtenrütlein.

„So wit use'n as i goht de Schutzengel nöd,"*) sagte er verschmitzt.

„Du Herrgottsbub! Er wird dir schon einmal den Meister zeigen."

Hanbischli lachte ungläubig. Es war das reine Kinderlachen, das um seinen frischen Mund mit den kernweißen Zähnen spielte.

Die zwei sahen sich ergötzt an.

„Ein Prachtsbursch," sagte der eine. „Was der für ein Profil hat, schau nur!"

*) Ascherwirtshaus.

*) „So weit hinaus, wie ich, geht der Schutzengel nicht."

„Wo gehörst du hin?"

„Uf d' Ebenalp."

„Und wem gehören deine Geißen?"

„A Teil üs und a Teil ander Lüte."

Während der eine solchermaßen sich mit Hanbischli unterhielt, rückte der andere seinen photographischen Apparat zurecht, den er im Schweiße des Angesichts mit da heraufgeschleppt hatte.

„Halt still, Bübli," befahl er.

Hanbischli schien aber keine Lust zu dem Unternehmen zu haben und schlug statt dessen einen Purzelbaum.

„Donner! Ich will dich ja photographieren."

„Was ist das?"

„Abzeichnen mit der Maschine da."

„I mag nöd." — Und abermals ein Purzelbaum, worauf er dann aber doch neugierig die Maschine beguckte.

Die beiden hatten ihren Spaß an dem tollen kleinen Gesellen.

Als sie weiterwanderten, trieb er seine Geißen zusammen und schloß sich ihnen eine Strecke Weges an.

Es war ein wundervoller Abend von einer so seltenen Klarheit, daß die beiden, die beim Äscher übernachten wollten, noch auf die Ebenalp stiegen.

Das ganze Appenzellerland lag in der Goldglorie des Hochsommerabends, die Gebirge mit ihren Schneefeldern und -rinnen, dem leuchtend hellen Gestein und ihren herrlichen Alpmatten weich ins Blau des Himmels gezeichnet, während tief unten, vom Dunkelgrün der Wälder umsäumt, der Seealpsee schon im Schatten träumte.

Hanbischli hatte seinen Begleitern gesagt, wo er auf Ebenalp zu finden sei, er und der Vater, die Brüder, die Kühe und die Busli*) und Geißen, alles bei einander. — „Chönd zue'n üs!" rief er ihnen im Davonspringen noch einladend zu.

Und sie machten wirklich den Umweg, um dem kleinen Urwüchsling, der ihnen ausnehmend gefiel, noch einmal zu begegnen. Schon von fern hörten sie den Bub, der ihnen, jedenfalls zur Orientierung, jodelnde Lockrufe entgegensandte.

Seppetonis Steinhütte lag in einer Mulde, mitten zwischen Felsblöcken und ganzen Alpenrosenfeldern, durch die das Vieh gemächlich watete. Hoher, üppiger Sauerampfer gedieh in dem Morast rings um die Hütte, gleichsam als Hausgärtlein. Ein paar flache Steine führten über die ärgsten Stellen zur Thür, durch die ein blaues Räuchlein schlich. Drinnen im Halb- oder mehr noch Dreiviertelsdunkel wurde Käse gemacht. Da saß einer von Hanbischlis Brüdern, etwa zwanzigjährig, an einem großen Kessel und rührte mit seinem braunen, muskulösen Arm ruhig in der Brühe herum. Ein paar blaue Augen lugten unter dem gelbblonden Stirngelock hervor, als Hanbischli draußen die Fremden wie gute Freunde begrüßte und dann mit ihnen hereinkam, um ein Glas Milch zu holen. Bei dem quellenden Rauch gingen ihnen aber alsbald die Augen so über, daß sie schleunigst wieder das Freie aufsuchten, zur Belustigung des blonden Käsers, der ihnen aus seiner Dunstwolke mit überlegener Ausdauer nachsah.

Die anderen, Vater, Jünglinge und Buben, waren beim Melken, kamen dann aber, einer um den anderen neugierig herbei, beguckten sie und standen mit ergötzlicher Schlagfertigkeit Rede, wenn sie gefragt wurden, sonst sprachen sie nicht. Sie waren hier Publikum, die Fremden Schauspiel. Ein festes kräftiges Häuflein Nachwuchs umstand den Alten, der das Wort führte. Es war ein feiner, schlauer Kopf, bogennasig, ein paar ungemein beredte Falten um den Mund, bartlos mit reichlichen Stoppeln, die bis zu irgend einem Feiertag fröhlich wachsen konnten; — die ganze Gestalt ein Bild braun in braun, mit beträchtlichem Stallduft. Er zündete sein Pfeiflein an und wußte auf allerlei das Gespräch zu bringen, wobei die Jungen zuhörten, als ob unterdessen der Weltlauf hier oben ruhig stillstände.

Hanbischli machte verstohlen die Brüder auf den Kasten aufmerksam, den der eine als richtiger Wanderphotograph auch hier oben mit hatte. Sie glaubten, es sei „Musik" darin; Hanbischli belehrte aber, nein, etwas viel Merkwürdigeres. Was denn? Ein Spiegel, der zwicken könne, und noch etwas. Allgemeines Gelächter.

Da wurde das Geheimnis offenbar, wenn auch nicht so, wie man sich's vorstellte. Auf das Kommando: Alle ruhig! machten sie ernsthafte Gesichter, schauten

*) Kälber.

auf den Apparat, als stünden sie vor einer Kanone, die im nächsten Augenblick losgeht — und waren enttäuscht, als alles so schnell und geräuschlos (außer dem gewissen kaum hörbaren Zwicken) vorübergegangen. Wenn es richtig war, daß etwas so im Handumdrehen gemacht werden kann, sollte's der Hexenmeister nun aber zeigen, sonst glaubten sie es nicht. Der hielt ihnen aber statt dessen eine Rede über die vorherige Prozedur, die sie nicht verstanden, und versprach in ein paar Wochen das Bild zu schicken. Er schrieb sich zu diesem Zweck die Adresse auf, welche der Alte diktierte.

„Kueser — Seppetoni —"

„Heißt also Joseph Anton Kueser."

„Ja, aso im Schriftdütsch wohl. Und dahäm sind mer soſt i der Schwendi."

Die Jünglinge und Buben hörten lautlos zu.

„Schwendi bei Appenzell. Gut."

Das Notizbuch wurde zugeklappt und die Milch ausgetrunken.

„Was sind wir schuldig?"

„Ja, säb geht gad dri". *)

Dafür wurde der vorhandene Cigarrenvorrat verteilt und dann die Hand geboten, sieben kernhaften Fäusten, mehr und minder groß, deren Druck man ordentlich spürte.

Hanbischli erbot sich mitzugehen, um durch die Höhle zu leuchten, die von der Ebenalp zum Wildkirchli führt. Er durfte sogar den Kasten mit dem „Zwickspiegel" tragen. Sein Gesicht strahlte darob, und mit Siegermiene trollte er sich voran, ganz zahm und vorsichtig im Bewußtsein dessen, was ihm anvertraut war.

Es dämmerte schon, als er beim Äscherwirtshaus, wo die Fremden übernachteten, umkehrte.

„Fürchtest dich nicht, Hanbischli?"

„Nä b'hüetis," lachte er.

Hanbischli hatte einen halben Franken bekommen, den er sofort in den Tiefen seiner Hosentaschen unterbrachte. Und morgen durfte er mit dem Zwickspiegel hinunter nach Appenzell. Da gab's noch was. Juhu! Den Vertrag hatte er selbständig unterwegs abgeschlossen. Es würde schon einer der Brüder unterdeß die Geißen hüten, meinte er.

*) „Das geht drein."

Richtig war er am anderen Morgen in aller Frühe, als seine Herren noch fest schliefen, schon da, um sein Amt anzutreten. Er hatte sogar ihnen zu Ehren etwas wie ein Sonntagsgewand an.

Den Bergwänden entlang trieben Nebel, und die Fenster im Äscherwirtshaus waren von der scharfen Nachtkühle dick angelaufen, als sich endlich eines der bekannten Gesichter zeigte.

„Weiß Gott, da unten hockt der Hanbischli schon auf dem Geländer," sprach es oben.

Der Bub lachte hinauf.

„Brrr! Wie frisch! — Seit wann bist du da, Hanbischli?"

„Gad a Stund."

„Geh, laß dir was Warmes geben".

Hanbischli überlegte. Er hätte schon gern etwas gehabt, — aber etwas auf eigne Rechnung? Nein, da wartete er lieber pfiffig seine Herren ab und blieb einstweilen noch auf seinem lustigen Posten, von dem er das bewußte Fenster nun nicht mehr aus den Augen ließ, bis sie kamen. Dann aber sprang er mit seinen klappernden Nagelschuhen flugs herunter, das ganze Gesicht eine strahlende Freude. Und richtig, er hatte sich nicht verrechnet; er durfte sich an ihren Tisch setzen und mitessen, bis er genug hatte.

* * *

Der Weg vom Wildkirchlein bis ins Dorf Appenzell ist an einem warmen Julimorgen, wenn die Sonne so recht glorreich am wolkenlosen Himmel emporsteigt, immerhin zu spüren. Die zwei Wanderer, welche gerade nicht zu den kühnsten Bergsteigern gehörten, auch wenn es bergab ging, bummelten denn auch die letzte Strecke recht gemächlich, während Hanbischli, immer lustig und zu allerlei Abschweifungen aufgelegt, voran marschierte. Er hatte den ganzen Hut mit Bergblumen besteckt und dazu noch einen Strauß in Händen, den er unterwegs für seine Gönner gepflückt.

Jetzt trat man in den kühlen Saal zum Löwen in Appenzell, und damit war Hanbischlis Mission zu Ende. Er nahm sein Hütlein vom Kopf, so zahm, daß man den Wildling von gestern kaum wiedererkannte, und war der Verabschiedung gewärtig. Zuerst bekam er aber noch einmal zu essen und zu trinken. Und dann gab

ihm jeder der Herren ein Frankenstück und lobte ihn ob seiner guten Dienste.

„B'hüt Gott, Hanbischli! Auf Wiedersehen übers Jahr. Und mach, daß du bis dann nicht etwa den Hals gebrochen hast in deinem Fürwitz!"

„Nä," sagte er lustig, bot zum Dank sein braunes Tätzchen, das schon ganz hart und knorrig anzufühlen war, und machte sich dann vor lauter Freude so schleunig wie möglich davon.

Soviel hatte er in seinem Leben noch nie im Sack gehabt — zwei ganze silberne Franken!

Im Dorf war gerade Viehmarkt. Da sah Hanbischli nicht ein, warum er im Gefühl seines Reichtums das nicht ein wenig genießen solle. Allerlei Volk war da mit allerlei Waren. Denn wie mancher, der Vieh zu Markt brachte oder kaufte, nahm in seine Alpeneinsamkeit, aus der er den ganzen Sommer dann nicht mehr herunterkam, etwa noch Nötiges mit heim.

Zuerst strich Hanbischli zwischen den Kühen, Ochsen und dem Kleinvieh herum und griff und betastete es mit der Kennermiene eines Großen. Dann betrachtete er sich die verschiedenen Kaufstände, wo Hosenträger, Tabakpfeifen, Ohrringe und dergleichen ausgelegt war, schaute diesem und jenem Handel zu, der mit zäher Bedächtigkeit gepflogen wurde, und überlegte, was er selber kaufen möchte. Denn etwas wollte er doch heimbringen, sonst freuten ihn seine zwei Franken nicht, die vor lauter Umdrehen in der Tasche schon ganz warm waren. Manchmal klimperten sie ein bißchen in ihrem Versteck, als ob sie lachten, und das machte Hanbischli Spaß, besonders, wenn es jemand in der Nähe hörte.

Ein Tisch voll Merkwürdigkeiten, wie er sie noch nie gesehen, zog seine Aufmerksamkeit besonders an. Perlen- und Muschelzeug, Messer aller Art mit geschwungenen Heften, ellenlange Pfeifen, Perlmutterkreuze, Jerichorosen —

Hanbischli lauschte andächtig dem Kauderwelsch, welches der Händler, ein baumlanger Mensch in fremdartiger Tracht, das Fez auf dem kurzgeschorenen Kopfe, redete. Er pries den ihn Umstehenden seine Schätze an.

Jawohl, Jerichorosen aus dem gelobten Land, aus Palästina, wo der Heiland geboren wurde. Sie schützen vor Blitzschlag und Feuer und blühen in der Christnacht auf. Eine heilige Rose, eine Wunderrose! Und sah doch nur wie ein Hämpfelein dürres Gras an einem Stengel aus, war aber steif wie Holz. Da! Angreifen! erlaubte der Händler seinem Publikum.

Hanbischli wurde ganz ernsthaft und versunken in dieses Wunder. So eine Rose möchte er haben. So ein Messer wohl auch und — — nein, die Rose war doch am merkwürdigsten. Was sie koste?

Einen Franken.

Das war teuer! Hanbischli blieb aber mit seinen schwarzen Augen völlig in dem Wunder stecken. Wenn er das heimbrächte!

Der Händler merkte, was in dem Buben vorging, hörte auch das leise Klimpern der Frankenstücke und ließ ihn nicht mehr los. Nach einer Viertelstunde des Besinnens und Zögerns hatte Hanbischli richtig die Jerichorose und ein Messer erhandelt, billiger, als die erste Forderung gewesen. Für diesen Überschuß kaufte er sich einen Ledersäckel, um den kleinen Rest seines Vermögens gehörig unterzubringen, und dann noch ein Schöppli Wein, das ihm gleich stark zu Kopfe stieg. Und hierauf trat er im Gefühl einer gewissen Mannhaftigkeit — da er Geld im Sack und auf eigne Rechnung im Wirtshaus gesessen hatte, den Heimweg an.

Unterwegs kehrte er in der Schwendi bei Mutter und Schwestern zu, um ihnen seine Einkäufe zu zeigen. Die Mädchen saßen vor dem Haus am Stickrahmen und stichelten mit spitzen Fingerchen wunderfeine Sachen auf Battist, was ihre Kunst und ihr Tagwerk jahraus, jahrein war. Sie lachten ihn aus, daß das Ding eine Rose sein solle. Als die Mutter dazu kam und hörte, was es gekostet und was Hanbischli von seiner Einnahme verthan, schalt sie ihn einen Oflat*) und b'sesse dumm, sich so etwas aufhängen zu lassen.

Nicht viel anders erging es ihm, als er droben auf Ebenalp wieder einrückte. Statt barem Geld brachte er das vertrackte Zeug mit. Es fehlte nicht viel, so hätte er zu Schand und Spott auch noch Prügel bekommen. Dem wußte er sich aber zu entziehen.

*) Nichtsnutz.

Gekränkt und selber nun mißtrauisch in das Wunderbarliche seines Schatzes, flüchtete er ihn einstweilen ins Heu, an jene Stelle, wo er nachts schlief. Am Morgen aber, als er seine Geißen austrieb, nahm er ihn unterm Jöpplein mit, um in Seelenruhe zu untersuchen, ob er wirklich nichts oder doch etwas wert sei.

Er blies in das seine Geäst, das wie eine geballte Faust nach innen gekehrt war; er hauchte es an; er hielt es gegen die Sonne, ob sich denn gar nichts daran rühre — — nichts! Aber eben das sei ja das Wunder, daß es bloß in der Christnacht geschieht. Wie lange mußte man da von jetzt an noch warten? Hanbischli zählte ernsthaft an den Fingern nach. Fünf Monate! Na, und wenn allenfalls ein rechtes Wetter kommt, daß es rundum schwarz ist, nur die Blitze nicht, die auf allen Seiten niederfahren, und der Hagel heruntertrommelt, daß man meint, es schlage Hütte, Mensch und Vieh in den Boden hinein, — dann kann man's ja auch sehen. Dann sind sie vielleicht noch froh, daß der Hanbischli das Ding gekauft hat, wenn es so recht wüst thut, wie auch schon einmal, wo sie meinten, der Berg krache auseinander! Er für sein Teil glaubte jetzt einmal an das Ding, schon weil es fünfzig Rappen gekostet hatte. Und darum überlegte er, wo er es einstweilen am sichersten aufbewahren könnte bis zur Thalfahrt.

Da fiel's ihm ein. Aus Steinen und Flechten baute er ein Versteck, das nur für ihn kenntlich war. Unter einem vorstehenden Felsbrocken errichtete er das kleine Gebäude und mauerte dann die geheimnisvolle Blumenmumie hinein, worauf er eine ganze Weile noch davor hocken blieb, weil es ihm war, als hätte er etwas begraben, was sich drinnen rühren muß. Warum nicht, wenn's etwas Wunderbarliches ist? — Es rührte sich aber nichts, gar nichts in der großen Stille, als die Gräser und Blumen auf dem Felsbrocken dicht vor Hanbischlis Augen, über die gerade ein frisches Alpenlüftlein strich.

* * *

Jetzt hatten Mensch und Tier längst unten in der Schwendi ihr Winterquartier bezogen. Der Schnee lag hoch, bis an die niedrige Fensterreihe der Stube, wo sich's am warmen Ofen mit dem Pfeiflein gut sitzen ließ. Das thaten die Mannsleute denn ausgiebig, wenn Stall- und Hausarbeit gethan war, um die sich die Frauen an ihren Stickrahmen wenig kümmerten. Hanbischli aber lag nun wieder der Erweiterung seiner Schulkenntnisse ob, die in der schönen freien Sommerszeit ohnehin, mehr als gut war, einschliefen.

Sein Geldsäcklein, das Messer und die Jerichorose hatte er aus ihren Verstecken sorgsam von der Ebenalp mit heruntergebracht und gleich einen neuen Schlupfwinkel dafür gesucht, weil Messer und Beutel vor den Angriffen der Brüder nicht sicher waren. Nach seiner Rose aber fragte niemand, als er allein, und das nur, weil es sich jetzt endlich erweisen sollte, ob das mit dem Blühen in der Christnacht — (er malte sich's in den verschiedensten Farben aus, bald purpurn, bald wie lauter Gold) — wirklich seine Richtigkeit habe. Nicht umsonst wollte Hanbischli so lange gewartet haben. Jetzt galt's aufpassen und nicht vom Fleck gehen, wenn es Zeit war. Er hatte im Sommer auch brav auf die Gewitter geachtet und jedesmal, wenn eines kam, an seinen Talisman gedacht. Richtig waren sie meistens schnell vorübergezogen, was Hanbischli mit großer Befriedigung bemerkte, so daß er sich fast selber endlich durch seinen Besitz wie ein Wettermacher vorkam. Einmal hatte er die Rose mit in die Schule genommen und den Buben und Mädchen gezeigt. Einige lachten über das, was er erzählte, andere machten dumme Gesichter, ein dritter aber unterstützte Hanbischli, indem er sagte: warum so etwas nicht sollte sein können, wenn doch der Teufel das Loch durch den Berg beim Wildkirchli auch habe machen können. Das bestärkte Hanbischli sehr in seinen Erwartungen, und er nahm sich nur um so fester vor, dem Wunderding auf den Sprung zu kommen.

Es war in der Christnacht prächtig Wetter, trocken und kalt; der ganze Himmel glitzernd von Sternen. Darum strömte es gegen Mitternacht auch scharenweise von allen Seiten herbei zur Mette in der Hauptkirche vom Dorf Appenzell. Manche, die weiterher hatten, kamen im Schlitten, die Frauen in ihren gefältelten, warmen Tuchröcken und der langen Pelzboa, aus welcher die kleinen Köpfe mit den eng-

Aus unſerer Studienmappe:

Maria mit dem Jeſuskinde.
Ölſtudie von Fritz von Uhde zu dem folgenden Einſchaltbilde „Die Weiſen aus dem Morgenlande.“

anliegenden Seidenkäppchen gar zierlich hervorschauten.

Seppetoni trabte inmitten seines Häufleins tapfer den Weg aus der Schwendi herein. Alle waren beisammen, außer Hanbischli, der daheim hatte bleiben wollen. Der Bub lag im Bett. Er hatte sich schon den ganzen Tag auf der Ofenbank herumgedrückt, als ob ihm nicht richtig wäre. Da ließen sie ihn allein, löschten das Licht und schlossen das Haus ab.

Kaum waren sie über den Büchel hinunter, auf dem Seppetonis Heimet*) lag, so kroch Hanbischli aus seinem warmen Nest, zündete ein Lichtlein an, das er schon heimlich in Bereitschaft gehalten und ging in die Stube hinter den Ofen, wo ein gutes Plätzchen war, um nun das Wunder zu erwarten. Gerad zwischen zwölf und eins, dachte er, wird es geschehen, wenn die Christmette ist.

Es schauerte ihn ein bißchen, so ganz allein daheim, in Erwartung so sonderbarer Dinge. Das Getäfel der Holzstube krachte manchmal auf in der tiefen, tiefen Stille der Winternacht, oder es kam ein Geräusch, ein Rasseln und Schnauben aus dem Kuhstall herüber. Dann fing wieder irgendwo in der Nähe eine Maus an zu nagen oder hinter der Wand herabzuschlüpfen, als streiche da eine Hand dicht neben Hanbischlis Ohr. Der Bub, dem es draußen im Freien bei Nacht und Unwetter nie bang wurde, fürchtete sich schier ein wenig. Jeder Laut schien ihm geheimnisvoll und der Anfang von etwas Unbegreiflichem. Aber die Neugier ließ ihn nicht nachgeben. Er rückte sich einen Stuhl dicht an seinen warmen Ofenwinkel, darauf die Petroleumlampe, daß es auch hell genug sei, und, in ein geblümtes Häfelein gestellt, die wunderbare Rose. Das gab eine gute Verschanzung, hinter welcher Hanbischli sich allem gewachsen fühlte. Und nun kauerte er da, das Gesicht auf beide Fäuste gestützt, und starrte mit seinen Schwarzaugen, die wie Sterne glänzten, unverwandt den rätselhaften Schatz an.

Es dauerte lange — es geschah nichts. Da hob die Schwarzwälderuhr zum Schlagen aus. Zwölf! Und zugleich tönte, bald leise, bald stärker vernehmbar, fernes tiefes Geläute auf.

Jetzt war drinnen in Appenzell die Mette!

Hanbischli starrte und starrte. Manchmal kam es ihm vor, als bewegte sich eines der Ästchen, als knisterte etwas; — — er riß die müde werdenden Augen größer auf; sein Herz klopfte, und er wartete, was nun geschehen werde. Dann aber blieb wieder lange alles wie vorher — und es begann vor lauter Stille in Hanbischlis Ohren zu summen und vor seinen Augen zu flimmern — —

Plötzlich fielen ihm die Lider herab; er sank gegen den warmen Ofen.

Da mochte ihm nach einer Weile festen Schlafes im Traum wohl das erwartete Wunder aufgehen. Mit einemmal fuhr er empor und griff mit beiden Händen in die Luft, nach dem hellen Schein vor ihm. Ein Getöse — und blendender Glanz —

Das war aber kein liebliches Wunder, das er, jäh erwachend sah, sondern ein schreckliches — Feuer — der ganze Stubenboden voll Feuer! Der Stuhl umgefallen; keine Lampe, keine Jerichorose mehr da —

Wie verzaubert kam sich Hanbischli vor. Er sprang durch die brennende Stube, wollte zum Haus hinaus. Aber es war geschlossen. Da wandte er sich nach rückwärts, zum Stall, und schlug wie närrisch, als wären Gespenster hinter ihm her, die Thüre zu. Das Vieh war unruhig. Es begann zu brüllen. Zitternd flüchtete sich der Bub zu den Tieren. Aber die stampften hin und her, rissen an ihren Ketten, immer stärker, wütender, je heller die rote Lohe durch das Stallfenster hereinleuchtete.

Jetzt wußte Hanbischli erst eigentlich, wie es stand, machte in wahnsinniger Hast die Kühe von ihren Ketten los und riß die Thür ins Freie auf.

Grellrot war der Schnee schon ringsum von den Flammen, die mit rasender Eile umsich griffen. Aus den geborstenen Fenstern schlugen sie bereits empor zum First des Hauses und krochen zugleich den Holzstoß entlang, der an der ganzen Mauer hoch aufgeschichtet lag. Das leckte und knatterte und zischte schon an allen Ecken.

Hanbischli glotzte wie gebannt in den Feuerschein. Er biß sich wimmernd die Finger vor Entsetzen, schlug mit den Fäusten

*) Anwesen.

nach dem Kopf. Auf einmal rannte er bergab zum nächsten Nachbar, pochte an die Thür, schrie, heulte. Aber es blieb stumm drinnen. Die Leute waren alle in der Mette.

Doch jetzt kam einer von unten und rief aus Leibeskräften: Füriо! Füriо! Hinter ihm kamen andere, mehrere und riefen das Gleiche. Es klang entsetzlich in der schweigenden Nacht.

Hanbischli standen die Haare zu Berg; seine Zähne klapperten laut aufeinander. In Todesangst verbarg er sich vor den Leuten, die herbeiliefen, und starrte von einem Winkel des Nachbarhauses sinnlos auf den Brand, der dort oben immer höher aufschoß. Er sah das Vieh herrenlos herumrasen über den Schnee und wieder zurück in die Flammen; er hörte das Krachen der brennenden Balken und daneben das Klappern seiner eignen Zähne, aber alles, als träumte er es. Eine Weile kauerte der Bub so in seinem dunklen Versteck. Dann plötzlich, als hätte ihn etwas aufgehetzt, rannte er in wildem Lauf davon, über Hügel und Halden, in die Nacht hinein.

* * *

Als der Christtag anbrach, lag Seppionis Heimet in Trümmern und Asche.

Die Feuerwehrleute arbeiteten noch immer an der rauchenden Stätte, ihnen allen voran Sepptoni mit seinen Buben. Ihre Gesichter und Hände waren schwarz; einige hatten das Haar fast ganz verbrannt. Das hielt sie aber nicht ab, zu graben und suchen, was etwa noch zu finden sei. Der Jüngste war ja doch nicht da, der Hanbischli, der allein im Hause gewesen, als der Brand ausbrach. Niemand wußte über ihn Auskunft zu geben. Niemand konnte auch sagen, wie das Vieh ins Freie gekommen. Man wußte überhaupt nach dem heillosen Schrecken und Durcheinander noch gar nichts, als das Unglück selber, und jeder hatte darüber andere Vermutungen.

Jetzt wollten die Nachbarn einmal wenigstens die Obdachlosen mit heimnehmen, damit sie sich fürs erste stärken und erholen. Sie trösteten Sepptoni, daß er ja verassekuriert und etliches vom Vieh gerettet sei; schon mancher habe sich wieder hinaufgebracht, dem es so gegangen. Der Alte nickte stumpf. Aber sein jammerndes Weib rief, wie hundertmal schon seit dieser Nacht: „Wo ist de Hanbischli? Hät denn niemert de Hanbischli g'sehe?“

Keiner konnte von ihm sagen.

„So ist er im Schlaf verbronne, das arm Bübli, min Hanbischli — min Hanbischli — verbronnen und verdruckt! Und liegt wie in der Höll da une — — Komm füre Kline! Wenn i doch rüef! — Oh min Gott! So g'sund und lustig ist er g'sy, und so schön hät er könne singe und ruggüsele — — Suchet, ihr Bube und Manne, gond nöd fort! Mir müend de Hanbischli finde —.“

Das arme Weib war wie vom Verstande.

Und sie schleppten aufs neue löschenden Schnee herbei und gruben und stocherten und suchten bis zum Abend.

Einer der Brüder Hanbischlis war umhergelaufen von Haus zu Haus, nach dem Buben zu fragen, ob er nicht etwa doch aus dem brennenden Haus gerettet oder von jemand gesehen worden sei. Er kam zurück, ohne etwas zu wissen.

Ganz Appenzell war herausgeströmt, um die Brandstätte zu sehen, wegen deren sie diese Nacht so mächtig getutet und gestürmt hatten und der Himmel und die Berge glutrot gewesen waren, gerade als das Volk aus der Mette heim wollte — ein grausiges Schauspiel. Und alles redete von Seppetonis Jüngstem, der dabei zu Grund gegangen; keiner wußte anderen Bescheid.

So schickten sich die Unglücklichen denn an, als die dunkle eisig kalte Dezembernacht eingebrochen, bei den Nachbarn Obdach zu suchen. Nur Sepptonis Weib wollte noch immer nicht vom Platze gehen. Gewaltsam riß sie sich los aus den Händen, die sie wegführen wollten.

„Wo söll i goh, wenn i kei Heimet meh ha und de Bub niene'n umenand ist? Gond no, ihr andere. I blibe da und warte uf de Hanbischli.“

Die Leute hielten sie für verrückt geworden und hatten Mitleid mit dem verstörten Weib.

Endlich, als die Brandstatt dann doch still in Frost und Dunkel dalag, nur eine Feuerwache hin und her ging, weil es noch immer aus den Trümmern rauchte, schlich jemand in der Finsternis zögernd heran.

„Wer da?"

Es gab keine Antwort, kam aber näher.

„Wer da? — Red oder ich schieß!"

„De Hanbischli," antwortete es mit zitteriger Stimme.

Die Wache griff nach der Laterne und leuchtete dem Buben ins Gesicht. Daß Gott erbarm! Ein blasses, verfrorenes, verhungertes, entsetztes Kindergesicht; ein dünnes, branddurchlöchertes Jöpplein; nicht einmal einen Hut hatte der Bub'.

„Ja, de Blitzstrahl! Wo kommst her, du?"

„I weiß nöd — i bin halt umanand g'lause."

„Sit wenn?"

„Sit gester z' nacht."

„Oh, du Ketzersbub'! Lauf, mach, daß d' heim kommst."

„I bin ja da daheim," weinte Hanbischli.

„Ja so," verbesserte sich der Biedermann. „Gang zu's Dörigs. Dört sind die andere."

Hanbischli zögerte. — „Ist alles verbronne?"

„Da — lueg!"

Hanbischli schluchzte laut auf.

Da nahm ihn die Wache bei der Hand und wollte ihn zu den Dörigs führen.

„Nä," sagte Hanbischli plötzlich trotzig wie ein Mann, — „i gang allei!" fuhr mit dem Ärmel über die Augen und watete direkt den Hügel hinunter durch den Schnee, der weitum geschwärzt war von verbranntem Zeug, das die Glut hinausgetragen.

Drunten in der großen niedrigen Holzstube des Nachbarn saß Seppetoni samt den Seinen um Tisch und Ofen herum, bis es Kaffee mit gebratenen Kartoffeln gab, — stumm und niedergedrückt. Wenn sie gesättigt waren, sollten sie sich in verschiedenen Häusern verteilen „der Gottswille." Selbst die Jungen, die Mädchen und stämmigen Burschen kauerten wie vernichtet da. Sie waren auch alle todmüde, kaum, daß sich einer rührte. Nur der Dörig redete von anderen Brandfällen und von dem, was Seppetoni jetzt zuerst thun müsse.

Da gab es in der Küche plötzlich einen Ausruf, eigentlich einen Schrei — Frau Dörig schob den Buben herein.

„Jesus Maria — de Hanbischli!"

Sie fuhren auf, als sähen sie eine Geistererscheinung, — es grauste ihnen fast.

Und schier so sah Hanbischli auch aus. Mit groß aufgerissenen, fieberflackernden Augen blieb er scheu bei der Thür stehen.

Vater Seppetoni packte ihn an der Schulter; — er konnte aber kaum reden, so zitterte er.

„Bueb! — Bueb — säg, wo bist g'sy? — Häst Du's öppa'n azündt?"

„Nä Vater — es hät brennt, wo n' i verwacht bi. —"

„Du Himmelhund," raunte er, „wenn d' nöd d' Wahrheit seist —!" und warf sich wie mit Tatzen auf ihn.

„I will alles säge," stammelte Hanbischli.

„Laß logg*), Vater! Laß logg!"

Sein Weib riß ihm den Buben weg.

„Meinst, es sei no nöd g'nueg, Vater!" — Sie schüttelte den Kleinen, lachte und weinte herzbrechend, alles durcheinander. — „De Hanbischli — de Hanbischli ist nöd verbronne! Da ist er — Dank Gott! Dank Gott, Vater! Lueg d' Buebe und Mätli sind all' g'sund binanand — de Herrgott, hät keins z'grund go lo! Sie chönned all' brav schaffe und mir o no — und sechs Häuptli Veh hammer no — und d' Assekurranz. —"

Der Alte fuhr taumelnd mit der Faust nach der Stirn.

„Warum ist de Bueb vertlause? — Wer hät's Veh ab de Kette g'lo?"

„I ha's no abglo," sagte Hanbischli.

„Und dänn?"

„Und dänn hät's mir halt grusam g'förcht, so bin i g'lause, was i ha möge —"

Die Nachbarin Dörig dachte, jetzt sei's grad Zeit fürs „Kafi" und eine Riesenschüssel gebratener Kartoffeln. Wer weiß, was der Seppetoni imstand wäre — und was der Hanbischli vielleicht angestellt hat! Jetzt *lebte* der Bub einmal und *dem* mußte zuerst sein Recht werden. Wenn einem der Herrgott an einem solchen Tag was schenkt, dann weiß er extra, warum er es thut. Das durfte nicht zu schanden werden — heut gar am Christtag nicht, von dessen Freude sie ohnehin nach der Schreckensnacht noch kein Fünkchen gespürt hatten.

*) los.

„Kommet und esset all mitanand," rief sie resolut. „'s wird i wohl hungere und ist i g'gunni. — Lueg Seppetoni," sagte sie klug besänftigend, „de Herrgott hät's no guet g'mänt — chast ihm danke!"

„Säb thue'n i erst, wenn i alles wäß," war seine vorsichtige Antwort. —

Hanbischli berichtete später umständlich und ehrlich, wie alles zugegangen war.

Es setzte freilich außer einer sozusagen festtäglichen Tracht Prügel, die er fast wie eine Wohlthat, welche ihn dem Leben fühlbar wiedergab, über sich ergehen ließ, dann weiterhin noch verzwickte Auseinandersetzungen mit der Assekuranz. Das eine hatte zur Folge, daß Hanbischli sich nie mehr mit Wundern drankriegen ließ,

— das andere, daß Seppetoni schließlich doch wieder auf dem nämlichen Fleck, wie früher, sein Heimet aufbauen konnte. Seine sechs Buben halfen ihm dabei mit der trotzigen und strotzigen Kraft ihrer Jugend, stimmten auch manchmal wieder, wie ehedem, besonders wenn sie auf Ebenalp waren, so einen Familienchorgesang an; denn ein Appenzeller kann ohne das nicht leben.

Und aus dem Hanbischli wurde im Lauf der Zeit ein schöner Senn, ein Held im „Hosenlupf", im Ringkampf und auf allen Alpstubeten — den Älplerfesten, ein Held, dem der Schutzengel jetzt auch nicht immer so weit nachging, als er sich getraute!

Winternacht.

Von

Reinhold Fuchs.

(Abdruck verboten.)

Winternacht; — auf tief verschneiten Steigen
Rings im Forst ein atemloses Schweigen.

Eingeschlafen selbst der Wasser Stimmen; —
Nichts mehr lebt als hoch der Sterne Glimmen.

Weltenfern und doch so nah dem Herzen,
Leuchten sie, wie ewige Tempelkerzen.

Jedes Glück, das einst du hast verloren,
Wird von ihrem Strahl zurückbeschworen;

Seelen, längst geschieden von der deinen,
Fühlst du liebend neu sich dir vereinen.

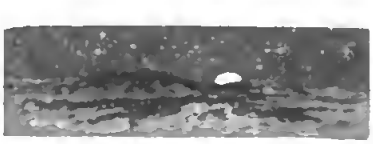
Groll und Haß und jeden Erdenkummer
Lächelt still der Sternenglanz in Schlummer,

Denn als Wandrer durch die Ewigkeiten
Fühlst du dich gleich jenen Sonnen schreiten,

Die demselben Urlichtborn entstammen,
Wie des eignen Busens Geistesflammen,

Und was unwert scheint vor ihrem Lichte,
Das verfällt dem inneren Gerichte. —

Winternacht, welch reichen Himmelssegen
Fand das Herz auf deinen stillen Wegen!



Der Kalif und der Schneider.

Von

Alb. Roderich.

Mit einer Zeichnung von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Man gedenkt noch zuweilen in unsern Tagen
Der alten Geschichten und Sagen
Von Harun al Raschid, dem großen Kalifen,
In dessen Verstandestiefen
So viele gute Gedanken schliefen.
Siehst du jetzt seinen Namen
Im altmodischen Rahmen
Reimsücht'ger Makamen,
So sei, lieber Hörer,
Kein Scherzzerstörer,
Kein galliger Grübler
Und Spaßverübler,
Daß du nicht zählst zu den Leuten,
Die nichts wissen zu deuten,
Denen nichts in den Sinn dringt,
Was nicht Gewinn bringt.

Also, wie er pflegte zu thun,
Ging wieder einmal Kalif Harun
Durch die Straßen spazieren,
Um sein Volk zu studieren,
Und damit er nicht werde erkannt,
Trug er ein Kaufmannsgewand.
Als er unterwegs schon mehrere Stunden,
Ohne daß er gefunden
Für seines regen Geistes Feuer
Ein Abenteuer,
Da sah er zu seiner Freude
Ein Gasthausgebäude,
In dem die Karawanenscharen,
Die vielgereisten,
Wenn sie in Bagdad waren,
Wohnten und speisten.
Und in das Männergemisch, das umherstand,
Setzte er sich an einen Tisch, der leer stand.
In einer Ecke des großen Saales
Saß bei den Resten seines Mahles
Ein verschrumpftes Männlein,
Zart wie ein Hennlein,
Klein und hager
Und dünn und mager
Und blaß, als ob er sterbe,
Und war ein Schneider von Gewerbe.
Der hatte im Kaufmannsgewand
Den Kalifen erkannt
Und begann zu grübeln und zu sinnen,
Was er durch diese Kenntnis könne gewinnen.
Arbed ben Abi, so hieß der Kleine,
Stellte sich jetzt auf die Beine,
Vorsichtigerweise
Sieht er sich um im Kreise
Und verschwindet aus dem Saale leise.

Wenige Minuten waren verſtrichen,
Da kam er wieder hereingeſchlichen.
Finſter und trübe erſchienen
Jetzt ſeine Mienen,
Als ob er Schlimmes bringe,
Und ſein rechter Arm hing in einer Schlinge.
Und mehreremal
Durchkreuzt er den Saal,
Doch, wie es ſchien,
War nirgends Platz für ihn,
Und ſo hat er ſich zuletzt
An des Kalifen Tiſch geſetzt.
Ganz harmlos ſcheinbar
Und mit keiner Abſicht vereinbar.
Und es dauert nicht lange,
Da war ein Geſpräch im Gange.
Wenn Arbed ſprach,
So unterbrach
Er ſich durch Klagetöne
Und Schmerzgeſtöhne,
Als ob es zu Ende ginge,
Und riß an der Schlinge,
So daß der Kalif frug den Schneider:
„Du haſt einen kranken Arm wohl leider?“
Da ſprach Arbed zu dem hohen Herrn:
„Ja, und ich habe ihn gern.
Ich will die Schmerzen tragen
Nicht nur ohne Klagen,
Ich will noch Allah danken
Für den Arm, den kranken,
Aus des Herzens Tiefen,
Denn ich hab' ihn für unſern Kalifen.“
Da ſprach Harun mit mildem Geſichte:
„Erzähle mir doch deines Armes Geſchichte.“
Und Arbed begann:
„So hör' mich an!
Ich ging vor wenigen Stunden
Zu einem Kunden,
Dem liefere ich Kleider,
Denn ich bin ein Schneider.
Wie ich durch die Straßen nun geh' in Gedanken,
Da höre ich zwei Männer zanken,
Und den einen,
Einen ſchändlich gemeinen,
Den hör' ich auf Harun al Raſchid ſchelten,
Allah ſoll's mit der Peſt ihm vergelten!“
Und der Kalif ihn unterbrach:
„Was war's denn, was er Schlechtes ſprach?“
„O, daß dem Menſchen die Zunge verdorrte,
Der geſprochen ſolche Worte,
So ſpöttiſch,
So hundsföttiſch!
Er ſagte, der große Kalif wär' ein ſchlechter,
Ein ungerechter,
Ein närr'ſcher
Herrſcher.
Er belohnt die, die ihm heucheln und ſchmeicheln,
Aber die guten und braven,
Die läßt er beſtrafen;
Wer ihn belügt und betrügt, den lohnt ſeine Gnade,
Aber, wer ihm die Wahrheit ſagt,
Der wird angeklagt
Und erhält die Baſtonade.
O, wie mein Herz ſich empörte,
Als ich das hörte!
Ich rief: ‚Du Hund eines Hundes,
Daß das Wort deines Mundes,
So voll Galle und Gift
Dich ſelber trifft!
Vom beſten der Männer,
Dem Menſchenkenner,
Von der Gläubigen Blüte,
Dem Herzen voll Güte,
Den die Guten immer zu Hilfe riefen,
Den nur haſſen, die von Sünden triefen,
Vom erhabenſten aller Kalifen,
Von dem wagſt du ſo zu ſprechen,
Du Frechſter der Frechen?!“
Und meine Hand fuhr empor
Und ſchlug ihn aufs Ohr.
Da hat der Greuliche,
Der Abſcheuliche
Die Fauſt geballt
Und ſchlug nach mir mit aller Gewalt.
Ich verſuchte den Arm zu ſchwenken,
Um den Schlag abzulenken,
Doch er traf mich, daß ich zu Falle kam,
Und mein Arm war lahm.“
Während Arbed nun ſo berichtet
Und ſeine Geſchichte erdichtet,
Sah des Kalifen Überlegenheit
Schon des Heuchlers Verwegenheit.
Es fiel ihm auf mit einem Mal,
Daß er den Mann ſchon geſehen im Saal,
Daß er hinausſchlich wie ein Attentäter
Und zurückkam ein wenig ſpäter.
Und der Kalif begann:
„Du armer Mann!
Wie iſt es doch traurig
Und wie bedaur' ich,
Daß du für deine Treue und Liebe
Bekamſt ſo ſchmerzhafte Hiebe.
Ich aber kenne die Kunſt der Ärzte,
Und manches Glied, das ſchmerzte,
Hab' ich ſchnell geheilt,
Drum zeig' deinen Arm mir unverweilt.“
Nun zog Arbed den Arm aus der Schlinge,
Schreiend, als ob er vor Schmerz verginge,
Und ſprach frechen Geſichts:
„Zu ſehen iſt nichts.
Es ſitzt im Gelenke,
Und wenn ich's bedenke,
Vergeh' ich vor Gram,

Der Arm iſt lahm."
„Das will ich bald beſſern!" rief
Jetzt lächelnd der Kalif,
Derweil den Arm er packte,
Daß es knickte und knackte,
Und er zog und bog,
Und knuffte und puffte,
Und riß und ſchmiß,
Und reckte und ſtreckte,
Daß das Schneiderlein
Begann laut zu ſchrei'n,
Und dieſesmal
Wirklich vor Schmerz und Qual.
Und auf ſein Mordsgeſchrei
Stürzten die Männer herbei,
Die da ſaßen in der Karawanſerei.
Und einer ſchrie mit wütigem Drohn:
„Was ſchlägſt du den Kleinen, du Hundeſohn?!"
Da hat Harun ſich verteidigt:
„Er hat den Kalifen beleidigt."
Doch Arbed hat dagegen getobt:
„Er lügt, ich hab' den Kalifen *gelobt*!"
Da hört man die Männer ſprechen:
„Laßt uns den Kleinen rächen
An dem großen Frechen!"
Doch der Kalif fuhr fort:
„Ihr Leute, erſt hört noch ein Wort
Zu meiner Verteidigung;
Iſt es keine Beleidigung,
Wenn der Elende glaubt,
Es ließe der Gläubigen Oberhaupt
Sich ſo leicht belügen
Und ſo leicht betrügen
Von einem niedrigen Sklaven,
Ohne zu ſtrafen,
Und daß er ſich foppen ließe leider
Selbſt von einem Schneider!?"
Da fiel ihn Arbed zu Füßen.
„Gnade, Herr, und laß mich nicht büßen!"
Und den Männern, die noch ſtanden im zornigen Drohn,
Rief er zu im flehenden Jammerton:
„Berührt ihn nicht, es iſt euer Tod,
Es iſt der Kalif, den ihr bedroht!"
Da fielen mit Schreckensgebärde
Die Männer zur Erde
Und baten und flehten
Bei Allah und ſeinem großen Propheten,
Im Staub das Geſicht:
„Herr, ſtrafe uns nicht!"
Da ſprach Harun, der Weisheitskenner:
„Steht auf, ihr Männer!
Daß ihr zu Hilfe geeilt dem Schwachen,
Das ſoll euch nicht elend machen.
Dem Hilfloſen beiſtehn,
Das ſoll jedem freiſtehn."
Und zu Arbed, der am Boden voll Angſt und Harm blieb
Und den ſchmerzenden Arm rieb:
„Steh' auch du auf, du Narrheitsbronnen,
Du haſt dich zur rechten Zeit beſonnen,
Daß du weißt, wer ich bin,
Drum iſt dir gnädig mein Sinn.
Denn hätt' ich mich ſelber genannt,
Vielleicht hätten wutenbrannt,
Mir nicht geglaubt jene Leute,
Und wir alle wären des Unheils Beute.
Nun ſag', wenn deine Liſt geglückt wär',
Und ich entzückt wär',
Daß du mich vermeintlich verteidigt
Gegen den Mann,
Der mich feindlich beleidigt,
Und du wärſt gerufen vor meinen Thron,
Dir zu holen deinen Lohn,
Was hätteſt du dir gebeten für eine Gnade aus?
Das ſage mir grade heraus!"
Da kam wieder über den Schneider
Seine dumme Schlauheit leider,
Und er dachte: Nach den Geſchichten,
Die uns berichten
Von ſeinem Leben:
Je beſcheidener ich bitte, deſto mehr wird er geben.
Und es begann
Der kleine Mann:
„Beherrſcher der Gläubigen, Weiſer der Weiſen,
Wer könnte dich wohl loben und preiſen,
Daß dein Ruhm noch glänzender werde,
Reicht er doch bis an die Grenzen der Erde!
Du Schrecken der Schlechtigkeit,
Du Troſt der Gerechtigkeit!
Möge das Paradies ſeine Freuden
Für dich allein vergeuden!
Wär' ich gerufen vor deinen Thron,
Ich hätte nicht gebeten um Lohn
Von Gold oder irdiſchem Wert;
Nichts hätte dein Sklave begehrt,
Als du mögeſt ihm ſchenken
Ein Angedenken
An die Stunde, da ich deine Gnade fand,
Und wär's nur ein Druck von deiner Hand!"
Da ſprach Harun und lachte leiſe:
„Mich rührt deine edle Weiſe;
Und wunderbar iſt, wie ich dein Begehren
Schon im voraus konnte gewähren
Und deinen Willen vollführen:
Meinen Händedruck wirſt du noch lange verſpüren
Und den Schmerz in deinen Armgelenken,
Du wirſt an mich denken!"
Und er wandte zum Gehn ſich, und alle riefen:
„Heil und Segen dem großen Kalifen!"

Die Weisen aus dem Morgenlande. R
(Mit Genehmigung der Photograph

ch dem Gemälde von Fritz von Uhde.
ichen Gesellschaft in Berlin.)

Die Zaunrübe.

Humoreske von

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Ein guter Mensch sollte sich von Rechts wegen überhaupt mit niemandem zanken; wenn er durchaus muß, so sei es mit seinen Feinden, die doch jedenfalls schlechte Menschen sind, aber nicht mit seinen Freunden und guten Nachbarn, am allerwenigsten aber mit seiner eigenen Frau. Und doch geschieht dies, wie wir alle wissen, so merkwürdig oft, besonders in den ersten Zeiten der Ehe, wo es eigentlich die Regel ist, daher man diese Zeiten auch Flitterwochen oder Honigmonde nennt wegen der ungemeinen Süßigkeit der auf den Zank folgenden Versöhnung. Es soll geriebene Feinschmecker geben, die den Streit absichtlich herbeiführen, um nachher diese Süßigkeit zu kosten, wie mancher einem edlen Weine einen Schluck bösen Kratzer vorausschickt, um recht auf den Geschmack zu kommen.

So weit habe ich es nie getrieben. Aber doch hatte ich mich einmal wieder mit meiner Frau gezankt; unser Ältester war damals erst sechs Jahre alt, wir saßen also noch tief in den Flitterjahren. Der Gegenstand des Streites war diesmal ein Rechtsfall, und dies kam so.

Wir empfanden, wie andere Leute auch, das Bedürfnis einer Sommerfrische, und da es bei uns nicht wie bei anderen Leuten zu einem Bade- oder Luftkurorte langte, so mieteten wir uns vor der Stadt in einem Obstgarten eine Laube zugleich mit dem Vorrecht, in deren näherer Umgebung spazieren zu gehen. Diese Laube gewährte im Vorfrühling, wo wir den Vertrag schlossen, den schlichten Anblick einer Anzahl von Bohnenstangen, die oben durch einige Querhölzer verbunden waren, und es war sehr angenehm gewesen, sich darinnen zu sonnen.

Als nun aber der wirkliche Frühling kam und vorrückte, bemerkten wir, daß unser Vergnügen an dem Sonnenbade zusehends geringer wurde, und wir erkundigten uns eines Tages bei dem Vermieter, wie es denn mit der Begrünung unseres Stangentempelchens stünde.

„Es ist eine Epheulaube," beschied er uns kurz und kehrte uns den Rücken.

Wir spähten nach, und richtig, wir entdeckten eine Anzahl solcher Pflänzchen, die von dem Mutterboden zur Höhe strebten und sich etwa um zwei Handbreiten dem Himmel schon genähert hatten. Wir berechneten uns, daß wir binnen zehn Jahren wohl allenfalls schon auf eine leichte Beschattung hoffen durften, und daß unsere Enkel vielleicht unter diesen Ranken eine feuchtkühle Moderluft beklagen möchten. Da wir nun aber das Recht auf diese Epheupflanzung nur für diesen einen Sommer erworben hatten, so halfen uns die Zukunftsbetrachtungen nicht aus den Strahlen der heurigen Julisonne.

Ich gedachte nun zunächst, mich mit

dem angenehmen Herrn Garten- und Laubenbesitzer über diesen Punkt etwas ernsthaft auseinanderzusetzen, doch meine Frau zitterte vor dem zu erwartenden schweren Zusammenprall, indem sie richtig bemerkte, daß durch diese Reibung die Hitze nur noch vermehrt werden würde, und überhaupt zöge man mit solchem ungebildeten Menschen immer den Kürzeren, da man mit logischen und juristischen Beweisgründen gegen die schlichte hanebüchene Grobheit doch niemals aufkomme. Die letztere Bemerkung überzeugte mich, schon weil ich mich allemal geschmeichelt fühlte, wenn sie mein logisches Uebergewicht irgendwie, wenn auch nur auf einem Umwege, anerkannte, und da ich nicht Jurist bin, so war ich nur doppelt stolz, daß sie mir auch auf diesem Gebiete Einsichten zutraute. Leider lag in diesem Stolze, der zunächst unsre Einigkeit förderte, auch schon zugleich der verborgene Keim zu unserm späteren Zerwürfnis.

Vorläufig also gab ich nach und fiel sogar bereitwillig ihrem Vorschlag bei, einen Gärtner zu befragen, ob man nicht jetzt noch ein schneller wachsendes Schlinggewächs neben den trägen Epheu setzen könne. Wir dachten zunächst an Erbsen oder Bohnen, ich auch an Hopfen, doch es konnte ja möglicherweise noch etwas Besseres geben.

Wir begaben uns also zu einem Gärtner, bei dem ich schon mehrere Veilchensträußchen erstanden hatte und dessen günstiger Gesinnung ich darum sicher war, erklärten ihm die Sachlage und stellten unsere Frage.

„Da wäre es ja das Einfachste, die Zaunrübe zu nehmen," antwortete er bedächtig.

„Wächst die wirklich sehr schnell?" fragte meine Frau.

„Die?" beschied er sie nachdrücklich, „die wächst so schnell, daß es einfach nicht zu glauben ist. Man sagt wohl zum Spaß, jemand höre das Gras wachsen. Die Zaunrübe aber kann man in vollem Ernst mit seinen Augen wachsen sehen; bei heißem, feuchtem Wetter schießt sie an einem einzigen Tage armlange Ranken."

Meine Frau klatschte in die Hände. „Das ist ja köstlich," jubelte sie, „das ist ja gerade, was wir brauchen. Natürlich nehmen wir die Zaunrübe."

„Wenn sie nur nicht sehr teuer ist," warf ich bedenklich ein, „bei einer so schätzbaren Eigenschaft ist das wohl zu fürchten."

„Vierzig Pfennig die Wurzel," erklärte er uns, „und eine genügt."

Meine Frau war nun ganz aus dem Häuschen vor Freude; ich aber wurde ein bischen mißtrauisch: ein so billiges Zeug hatte sicher seinen Haken. Ich erkundigte mich also vorsichtshalber, wie es damit wäre.

„Allerdings," gab er sogleich zu, „nimmt man die Zaunrübe in Gärten nicht gern, weil sie so übermäßig wuchert. Läßt man sie frei wachsen, so wird man ihrer bald nicht mehr Herr. Sie säet sich selbst aus und erscheint bald überall, wo man sie gar nicht haben will, und ist dann kaum mehr auszurotten."

Ich machte nun doch ein bedenkliches Gesicht, meine Frau aber rief fröhlich: „Was geht uns das an? Wir haben die Laube nur für diesen Sommer und brauchen Grün und Schatten. Dem groben Menschen ist es doch nur recht, wenn er später davon etwas Mühe hat."

„Er wird aber auch wirklichen Schaden haben," bemerkte ich ernst, „denn ohne Zweifel wird ihm sein Epheu erstickt und verdorben, und wer weiß, was nachher sonst noch. Und das geht denn doch nicht."

Der Gärtner bestätigte gelassen meine Voraussetzungen, meine Frau aber nicht so den daraus gezogenen Schluß. Sie blieb dabei, das sei nicht unsere Sache, der grobe Mensch habe mit der Schuld auch die Strafe zu tragen; oder ganz bei Lichte besehen, müsse er uns nur dankbar sein für die schnelle Beschattung der Laube, die dadurch ja erst brauchbar werde. Von rechtswegen müßte e r die vierzig Pfennige bezahlen und nicht wir.

Das war ja nun alles recht schön, mich aber stach doch der Haber oder vornehmer gesprochen, mein juristisches Gewissen, und ich legte im Namen des geschriebenen und ungeschriebenen Rechts ernste Verwahrung gegen diese Art Selbsthilfe ein.

Meine Frau kräuselte die Lippen mit unmerklichem Spotte; das kannte ich schon, das kam gewöhnlich, wenn ich einmal etwas gewaltsam mit meiner Logik und meinem Rechtssinne auftrumpfte; und natürlich stieg mir der Ärger sachte in die Höhe. Doch ich ahnte von ihrer Seite tapferen Widerstand, und es ging doch nicht an,

vor dem fremden Manne eine Scene herbeizuführen. Ich beschloß also, die vierzig Pfennige der Wohlanständigkeit zu opfern und die Wurzel zu erstehen. Es blieb mir ja unbenommen, sie nachher fortzuwerfen oder zu zerstören.

So erhielten wir denn das merkwürdige Gewächs, und während wir damit abzogen, sagte der Gärtner lachend zu unserm Jungen, den wir bei uns hatten: „Du, Kleiner, nimm dich aber in Acht, daß du nicht einmal aus Versehen in der Zaunrübenlaube einschläfst; denn wenn du etwas lange schläfst, hat sie dich nachher ganz und gar umwuchert, und du kannst nicht wieder heraus. So schnell wächst das Rackerzeug.“

Wir lachten natürlich auch, aber ich will's nicht leugnen, die wachgerufene Vorstellung, so lächerlich sie war, veranlaßte mir doch ein geheimes Grauen. Natürlich nur für einen Augenblick.

Auf dem Heimwege verhielten wir uns ziemlich schweigsam; ich wollte meinen kleinen Ärger erst verrauchen lassen, ehe ich mit meiner Meinung wieder herausrückte. Zu Hause angekommen, wickelten wir das Papier auf und betrachteten die Pflanze.'

Wir stießen alle drei einen Ruf der Überraschung und Belustigung aus. Es war wirklich ein gar sonderbares Ding, diese Wurzel. Sie sah genau aus wie ein fußlanges Männchen, mit Kopf, Rumpf, Armen und Beinen ausgestattet. Die Beine liefen freilich nicht in Füße, sondern in dünne Fasern aus und waren also zum Gehen recht unpraktisch, die Ausläufer der Arme dagegen waren zum Greifen und zähen Festhalten sehr wohl geeignet. Auf dem dicken Schädel wuchs als Haupthaar ein lustiges Gekräusel von zusammengekrümmten hellgrünen Blättchen.

So menschenähnlich war der wunderliche kleine Bursche, daß meine Frau Lust bekam, ihn mit einem Puppenanzuge zu bekleiden, während mir mit einem Schlage die Entstehung der Sagen von Wurzelmännchen und Alräunchen in ihrem Ursprunge klar wurde. Wir empfanden ordentlich eine kleine Zärtlichkeit für unsern fremdartigen Gast und waren so einig in diesem Gefühle, daß der Ausbruch eines Kriegszustandes zwischen uns so fern wie nur möglich schien. Doch das Schicksal schreitet schnell.

Mein Frau gab die Absicht kund, das Ding heute noch an der Laube einzugraben, natürlich unbekleidet; ich legte Verwahrung ein im Namen des Gesetzes und der juristischen Bildung. Weil wir uns von dem Gartenbesitzer ein bischen hatten anführen lassen, stand uns noch nicht das Recht zu, ihm seinen Epheu und in der Folge vielleicht seinen ganzen Garten zu verwüsten. Meine Frau sagte dagegen, erstens könne er uns nicht nachweisen, daß wir die Zaunrübe gepflanzt hätten, und zweitens könnte er oder auch wir selbst sie im Herbst ja wieder ausreißen, und drittens sähen die Blättchen dem Epheu recht ähnlich, so daß eigentlich Alles beim Alten bliebe, wenigstens in der Hauptsache.

Ich bestritt diese Logik mit Nachdruck, sie verlachte meine Logik im Allgemeinen und im Besonderen, sie äußerte sich lieblos über Recht und Gesetz, und nun war das Unheil da, das Gewitter brach los.

Der Ausdruck Gewitter darf natürlich nicht allzu wörtlich genommen werden, vielmehr vollzog sich unser Krieg durchaus in den gesitteten Formen einer anständigen Mensur, nicht nach Art einer lärmvollen Prügelei. Dafür trat aber auch die reinigende Wirkung eines Gewitters nicht sogleich in Kraft, sondern es blieb eine lange nachgrollende Schwüle zurück. Ein Friede wurde zwar geschlossen, aber ein sehr fauler, indem ich zuletzt erklärte, sie möge thun, was sie nicht lassen könne, ich aber wolle meine Hände in Unschuld waschen und von ihrem Thun nichts sehen noch wissen.

Und dabei blieb es. Sie machte sich richtig mit unserm Jungen und dem Wurzelmännchen selbdritt auf den Weg nach dem Garten, und ich hielt mich knurrend zu Hause trotz des lockenden Wetters.

Als sie heimkehrte, sprachen wir kein Wort mehr von dieser Sache, ich bemühte mich, über ihre still triumphierende Miene mich nicht allzusehr zu ärgern, und im Übrigen verkehrten wir während dieses Abends in höflichen und gleichgiltigen Formen miteinander, nur die notwendigsten Dinge redend. Es war sehr ungemütlich.

Wir ließen nicht nur die Sonne untergehen über unserm Zorn, sondern zogen auch das Deckbett darüber.

In der Nacht fuhr plötzlich der Kleine mit einem Schrei aus dem Schlaf und jammerte laut, der böse Zwerg wolle ihn fesseln und erwürgen. Meine Frau hatte Mühe genug, ihn wieder zu beruhigen. Ich aber konnte die hämische Bemerkung nicht unterdrücken: „Siehst du wohl, da hast du's — denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

„Das soll wohl Logik sein," entgegnete sie bissig.

Unsere Stimmung ward durch diese Wechselrede keineswegs verbessert. Wir konnten beide lange nicht wieder zum Schlafen kommen; solch angstvolles Träumen eines Kindes hat immer etwas still Unheimliches.

Während des nächsten Tages knurrten wir kühl aneinander hin. Meine Frau ging wieder zum Garten, und ich blieb wieder zu Hause und fühlte mich unbehaglich genug in der einsamen Stube. Zum einsamen Spazierengehen aber hatte ich auch keine Lust; das schien mir erst recht langweilig.

Aber ich wollte mich rächen; der Abend ist das Reich des Mannes: da sollte meine Frau diese Freuden des Alleinseins kosten. Das Abendbrot verzehrte ich noch mit tückisch unbefangener Miene, dann erklärte ich auf einmal, ich habe mit Freunden eine Bowle verabredet. Sie verbarg sehr geschickt ihre unangenehme Überraschung und sagte ganz gleichgültig: „Das ist auch wohl das Beste."

Dies war eine kleine Niederlage, die mich recht erboßte, aber ich mußte sie einstecken. Doch keimte mir daraus der weitere Racheplan, erst sehr spät nach Hause zu kommen. Wo ich Freunde fand, wußte ich, und daß es nicht schwer sein würde, sie, so lange ich wollte, bei der Bowle festzuhalten, wußte ich auch. Denn es waren hartgesottene Junggesellen, die kein größeres Vergnügen kannten, als einen ehrsamen Ehemann in den Strudel ihrer Laster zurück zu zerren.

Aber auf einmal hatte ich dann doch keine Lust mehr, sie aufzusuchen; meine Stimmung war von Herzen ungesellig. Am liebsten blieb ich im Freien, die Luft war auffallend warm, weich, sogar schwül und drückend und doch ein Gewitter durchaus nicht zu erwarten. Da kam mir der Gedanke: jetzt muß es gut sein, in der lustigen, unberankten Laube zu verweilen. Und alsbald zog es mich mit fast dämonischer Lust in jene sichere Einsamkeit.

Aber das Wort von der Bowle mußte wahr gemacht werden, das war ich meiner Frau schuldig. Auch wußte ich wohl, daß ich ohne das nicht so lange dort aushalten würde, als dem Zwecke gemäß war.

Ich kaufte mir also in einer Weinhandlung, die meine Achtung genoß, zwei Flaschen Mosel von gutem Heimatzeugnis und einen Strauß Waldmeister, etwas Zucker ließ man mir gleichfalls ab, und beförderte diese Gegenstände in meiner Rocktasche zum Thatorte. Daselbst fand ich einen Milchtopf, einen Holzlöffel und ein Wasserglas vor, die wir unter der Bank in Niederlage hielten und die ich bequem für meine Absichten benutzen konnte, nachdem ich Topf und Löffel am Brunnen noch einmal mit peinlicher Sorgfalt von allen etwa noch denkbaren Milchspuren befreit hatte.

Und so saß ich denn bald in vollkommener Nachteinsamkeit, genoß meiner selbst und einer sehr wohlgerathenen Maibowle und mußte mir gestehen, daß unsere geschmähte Laube für solchen Zweck garnicht günstiger gedacht werden konnte. Wenn der werdende Epheu sie schon früher umrankt hätte, die stickige Luft wäre kaum zu ertragen gewesen, während so jeder kühlende Hauch den freiesten Zutritt hatte. Und wie herrlich es war, wenn die schweigende Überpracht des Sternenhimmels durch die zarten Querstangen ungebrochen hereinschimmerte, das lernte ich auch erst heute schätzen. Ich kam wirklich bald in die glückseligste Stimmung, vergaß alles Ärgers und aller Rache und freute mich zwecklos sanft quellender Empfindung.

Als ich die erste Flasche ungefähr bewältigt hatte, ging dann noch der Mond auf, schon mit stark abnehmender Scheibe, daher etwas ungewohnten, etwas seltsamen Ansehens, aber noch mit voller Kraft die Weite überleuchtend. Sein Licht erst enthüllte einen feinen Nebeldunst, der über dem Boden dahinwallte, die niedrigen Sträucher sanft umhüllte und zu dem größeren Gebüsch leise emporlangend ihm fließend und verfließend sonderbar wechselnde Gestaltungen lieh.

Wunderbar stimmungsvoll war dieser

ſchleichende Glanznebel, und bald kam es mir vor, als ſei er völlig durchtränkt von dem Würzgeruch des Waldmeiſters. Dieſe Erſcheinung war mir ganz neu und regte mich zu angenehmem Nachdenken an, das indeſſen nicht zu metaphyſiſchen Tiefen vordrang, die mir auch minder erfreulich ſind, ſondern ſich mehr in dem ſchwebenden Zwiſchenreich allgemeiner Stimmung aufhielt.

Allgemach aber begann dieſer duftige Nebel munterer zu werden und gleichſam Wellen zu ſchlagen, wie von kurzen Windſtößen bewegt, die mir aber nicht fühlbar wurden, zu ſprühen und zu ſpringen, und der Geruch ward dabei immer ſtärker.

Jetzt auf einmal drang durch die Nachtſtille ein feines Geräuſch an mein Ohr, ein Kniſtern oder Raſcheln oder ſonſt ein unbeſtimmbarer Ton; er kam rund um mich her vom Fußboden herauf, ſtieg aber allmählich immer etwas höher. Und indem ich unruhig lauſchte und unwillkürlich auch die Augen anſtrengte, bemerkte ich ringsum in meiner nächſten Nähe ein unwägbar feines, doch unabläſſiges Bewegen, ein Zucken und Schwirren, deſſen Art und Urſprung ich in keiner Weiſe zu enträtſeln vermochte. Und auch das ſtieg allmählich immer höher und höher. Ich hätte es gerne dem Nebel zugeſchrieben, allein ſo recht glaubte ich das ſelbſt nicht, und auch der Einfall, daß ich es mit einer elektriſchen Erſcheinung zu thun habe, überzeugte mich nicht von Herzen, ſchon weil jedes Lichtphänomen dabei fehlte. Und darüber beſchlich mich ein wunderliches Grauſen, das mir faſt ebenſo rätſelhaft war wie die Sache ſelbſt, und das ich doch mit aller Gewalt nicht von mir abzuſchütteln vermochte. Vielmehr wuchs es nur immer und legte ſich mir immer peinvoller auf die Nerven, je mehr auch das Schwirren und Wirren ſelbſt vor Augen und Ohren ſich immer verſtärkte und immer höher heraufdrang. Allmählich ſchmerzten mir die Augen, und ich ſchloß ſie eine Weile. Doch nun ward das ſtille Grauſen ſo mächtig, daß ich es garnicht aushielt und ſchnell die Blicke wieder aufhob. Und jetzt bemerkte ich, daß über mir die Sterne nicht frei mehr hereinſchimmerten, ſondern nur noch vereinzelte zitternde Lichter wie durch ein zerriſſenes Gewebe blitzten.

Ich wollte aufſpringen, um mir dies rätſelhafte Treiben von außen zu beſehen, doch ich war wie gelähmt an allen Gliedern von dem dunkeln Bangen und fand den Mut nicht, auch nur eine Hand ins Freie zu ſtrecken.

Unterdeſſen ging das raſchelnde und zuckende Unweſen immer ſo fort, und ich entdeckte nun auch mit geſteigertem Schrecken, daß es um mich her zuſehends dunkler wurde und bald von oben auch nicht das feinſte Blinken eines Sternes mehr hereindrang. Zugleich legte die Luft ſich ſchwer und ſtickig mir auf die Bruſt, und kein belebender Hauch ließ ſich mehr verſpüren.

Jetzt endlich gab die Angſt mir doch die Kraft, mich in die Höhe zu reißen und etwas zu thun. Ich griff in meine Taſche, zog die Streichholzſchachtel hervor und ſuchte Feuer zu machen. Doch das mißlang gänzlich, kein einziges Hölzchen wollte zünden, und ich merkte denn endlich, daß ſie vollkommen feucht waren. Und nun war es ſo dunkel geworden, daß ich ganz buchſtäblich die Hand vor Augen nicht ſehen konnte. Ich hatte um mich her die reine, unbedingte, ideale Finſternis.

In Schweiß gebadet, ſank ich auf die Bank zurück, und das Weinen war mir nahe. Doch that ich ſchnell einen großen Angſtſchluck aus meinem Glaſe, das ich taſtend glücklich auffand, und das gab mir den Mut zu einem Verſuche, mich ins Freie zu taſten. Ich tappte nach allen Seiten umher, ſtieß aber zu meinem grenzenloſen Erſtaunen an allen vier Seiten gleichmäßig auf ein dickes, zähes Rankenwerk von ſo feſter Verſchlingung, daß es unmöglich war, an irgend einer Stelle auch nur eine Hand dazwiſchenzuſchieben; es war ſchlechthin undurchdringlich wie ein eiſerner Kettenpanzer. Dabei konnte ich mit der fühlenden Hand ganz deutlich wahrnehmen, wie eine unaufhörlich ſchwirrende Bewegung dieſe Rankenwände durchzog; und als ich die Hand eine kurze Zeit ruhig dagegenlehnte, merkte ich, wie ſie von biegſamen, weichen Körperchen hier und da berührt, langſam umſponnen und gleich darauf ſchon zäher umklammert wurde. Von meinem Entſetzen mich löſend, riß ich ſie zurück, und es gelang mir noch grade, doch nicht ohne Anſtrengung, ſie zu befreien.

Jetzt packte mich starre Verzweiflung, ich sank gebrochen in mich zusammen. Denn ich erkannte nun mein Schicksal, und es gab keinen Ausweg: ich mußte in wenigen Stunden von dem wahnsinnig wuchernden Pflanzenscheusal ganz und gar umstrickt und zuletzt wie von hundert pressenden Schlangen grauenhaft, qualvoll erwürgt werden.

Wenn es nicht etwa bald Morgen wäre und dann von außen mir Hilfe käme —

Ich befühlte mit dem Finger die Zeiger meiner Uhr und fand, daß es eben erst eine Viertelstunde nach Mitternacht war. Also nicht die leiseste Aussicht auf Rettung. Lange vor dem Morgen mußte das Schrecknis vollendet sein.

Ich sprang wieder auf und warf mich mit wütendem Anprall gegen das zähe Schlingwerk: es schleuderte mich elastisch zurück wie die Wände der Polsterzelle einen tobsüchtigen Menschen. Nicht einmal den Schädel also konnte ich mir einrennen, ich Unglückseliger, um die Qual abzukürzen!

Ich schrie wie wahnsinnig um Hilfe, merkte aber alsbald mit voller Sicherheit, daß nicht der leiseste Ton mehr nach außen dringen könne. Da gab ich mich verloren und bin, wie ich glaube, in Ohnmacht gefallen.

Wenigstens hatte ich dann das Gefühl des Erwachens: aber welches schauervollen Erwachens!

Da auf einmal glaubte ich durch das dumpfe gleichmäßige Knistern und Rascheln, das jetzt schon zu einem still dröhnenden Getöse geworden war, einen Ton wie ein artikuliertes Kichern zu vernehmen, das aus einer bestimmten Richtung kam, und fast gleichzeitig schien von derselben Seite her ein matter Glanz aufzuflimmern und mit leisem Sprühen hin und herzuhüpfen, hierin und in der grünlich blassen Färbung genau einem Irrlicht gleichend.

So unheimlich das sonst gewesen wäre, hier gab es mir doch einen Schimmer von Hoffnung: etwas Schlimmeres als der gräßliche Tod konnte mir ja doch jedenfalls niemals geschehen. Es wurde sogar noch unheimlicher, ohne daß ich mich darum ängstigte: das Kichern ward zu einem krächzenden oder hustenden Meckern, und der Lichtschein breitete sich weiter aus mit seltsam huschenden Strahlen, ohne doch die ungeheure Finsternis im geringsten zu erhellen.

Und nun plötzlich sah ich wieder einen dunkeln Kern in der glimmernden Strahlenscheibe sich bilden, und sehr bald formte sich vor mir eine menschliche Gestalt, sehr sonderbar freilich anzusehen, verkrackt und zwergenhaft, aber doch als menschlich mit Sicherheit zu bestimmen, obgleich nur der Schattenriß sichtbar wurde und die Gesichtszüge nicht hervortraten.

Mein erster Gedanke aber war: den Kerl mußt du schon irgendwo gesehen haben. Dies wunderlich verkrauste Haar auf dem breiten Dickschädel, diese verzwickten Hände und noch verzwickteren, formlos ausgefranzten Füße des ekligen Gezwergs waren mir zweifellos bekannt, allein vergebens zermarterte ich mein Hirn in endlos qualvollem Grübeln, es herauszubringen, wo ich dem kleinen Greuel im Leben schon begegnet sei.

Dies Grübeln war entsetzlich in seinem rastlos vergeblichen Bemühen, der Angstschweiß rann mir aus allen Poren, aber ich konnte nicht davon loskommen; mein Geist war davon so umwickelt wie mein Leib von dem Schlingkraut. Und dabei meckerte und wieherte das zappelnde Scheusälchen mit beständigem Hohnlachen. Mir aber liefen, die Wahrheit zu sagen, die Thränen zu beiden Seiten der Nase herunter.

Und nun fing das Ding auf einmal verständlich zu reden an, während zugleich das phosphorische Leuchten um es her sich noch verstärkte; ich bemerkte dabei, daß sein zottiges Haar in langen Strähnen sich nach oben quer über diesen Lichtkreis hinweg ringelte und sich dann im Dunkel verlor.

„Da haben wir also den großen Herrn in der Falle, der unsereinem nicht das bischen Haarwuchs gönnt," klang es höhnisch an mein Ohr.

„Haarwuchs?" stotterte ich ganz verblüfft, zugleich in leiser Hoffnung aufatmend, „hier muß eine Verwechselung zu Grunde liegen, ich bin nicht etwa Friseur —"

„Hat noch niemand behauptet," unterbrach mich das Ding, „aber der große Herr gönnte anderen das nicht, womit er selbst knapp versehen ist. Und doch ist das einzige reelle Vergnügen, das unser-

einem vergönnt ist, sich das Haar wachsen zu lassen. Darin leisten wir allerdings auch etwas. Aber wer uns die Gelegenheit zu solcher Leistung abschneiden will, der kann sich nicht wundern, wenn wir ihn als Feind betrachten und danach behandeln."

Ich begriff durchaus nicht, was der Bursche meinte und wollte, und versuchte noch einmal, meine Unschuld zu beteuern, obgleich mich dabei doch plötzlich ein tiefes inneres Schuldbewußtsein peinigte, ohne daß ich einen Grund dazu auffinden konnte, daher ich mir denn qualvoll dumm vorkam.

Er kümmerte sich gar nicht um mein Gerede, sondern fuhr gelassen fort:

„Unversöhnlich bin ich indessen nicht auch im gerechtesten Zorn. Doch ein Opfer muß ich haben. Will der große Herr mir das darbringen, so kann ich ihn freilassen."

Das klang mir nun doch wie himmlische Musik, und ich war selbstverständlich bereit, ihm das Menschenmögliche zuzugestehen.

„Welches Opfer verlangst du?" fragte ich kurz.

Er meckerte wieder. „Ein sehr kleines für dich," gab er zur Antwort, „nämlich ein Ding, das dich doch bloß ärgert, sich mit dir herumzankt, dir für ganze Tage die Laune verdirbt und dich endlich bis in späte Nachtzeit einsam aus dem Hause treibt. Das wirst du sicherlich leicht entbehren. Gib mir deine Frau."

Ich war außer mir vor Staunen und Entrüstung.

„Du redest im Fieber," rief ich hastig, „du kannst doch nicht im Ernste glauben, ich werde die arme Frau statt meiner diesem gräßlichen Tode ausliefern."

„Das glaube ich in der That nicht," versetzte er gelassen, „und das war keineswegs die Meinung. Warum sollte ich sie auch umbringen wollen, die ich doch als meine Wohlthäterin schätze; denn ihrer Fürsprache verdanke ich diese großartige Entfaltung meines Haarwuchses. Nein, ganz im Gegenteil: ich will sie heiraten. Nur zu diesem Zwecke ersuche ich dich, sie mir abzutreten. Du bist dann frei sowohl von ihr wie von mir."

Ein Schauder durchrann mich und zugleich eine heiße Empörung über die Unverschämtheit dieses Vorschlages. Ich mein Kleinod einem andern abtreten — keinem Kaiser oder Könige der Welt! Und nun gar solchem schnöden Wichte! Die Frechheit war einfach bodenlos. Schon der bloße Gedanke, sie in seinen Händen zu sehen, erschütterte mich ganz und raubte mir alle Fassung. Ich sah ihre liebe Gestalt, die Anmut ihres Ganges, den Zauber ihres Lächelns, ihre Heiterkeit und Schalkheit, die treuherzige Offenheit und über dem allen die stolze Treue ihrer großen Augen — und daneben diesen Unhold!

Ich empfand es als unwürdig, diesem überhaupi noch ein Wort auch nur der Ablehnung zu gönnen. Ja, es war mir unmöglich, das widrige Geschöpf noch fürder anzusehen; ich schloß die Augen und war des Willens, jedes weitere Schrecknis schweigend zu erdulden.

Kaum saß ich so in mich gesenkt, da fühlte ich auch schon, wie ein paar derbe Ranken meine Füße umschlangen und sich so schnell verknoteten, daß mir jede Bewegung benommen war. Und ebenso kroch es mir jählings zwängend um Arm und Hände.

In dieser letzten Bedrängnis sprach ich zu mir selber: du wirst dir jetzt mit aller Geistesmacht vorstellen, es sei deine liebe Frau, die dich so mit Rosenketten umwindet und fesselt, daß du ihr nimmer entfliehen kannst; und wenn die wuchernden Blätter endlich deinen Mund berühren, wirst du dir mit der gleichen Kraft einbilden, es seien ihre Lippen, die dich freundlich zu Tode küssen: und so kann es geschehen, daß du den Tod mit Freuden erduldest und auch in ihm noch Süßigkeit findest.

Und sobald ich dies beschlossen hatte, gewann ich auch die Kraft, solche Vorstellung zu erzwingen. Ich fühlte mich leibhaftig von lieben Armen umstrickt, und liebe Lippen ruhten warm und freundlich auf meinem Munde.

Und danach erklang eine liebe Stimme: „Aber so komm doch endlich zu dir! Was stöhnst du so ängstlich?"

Und ich that in lieblichen Schrecken die Augen auf und fand mich in der lichten Laube im ruhigen Mondlicht, und neben mir saß meine Frau, mit liebevoller Sorge sich über mich beugend.

„Um Gotteswillen, wo kommst du hierher?" stammelte ich verworren. „Der Kerl wird doch nicht —"

„Unſer Gartenwirt, meinſt du?“ fiel ſie haſtig ein. „Er kann doch noch nicht wiſſen — es wächſt ja noch gar nicht; übrigens iſt mir der Menſch auch ganz gleichgiltig: ſeinetwegen reiße ich die Zaunrübe nicht aus.“

„Was?“ rief ich überraſcht und jetzt erſt Herr meiner Sinne. „Das haſt du gethan? Und jetzt mitten in der Nacht?“

„Bis jetzt gerade noch nicht“, entgegnete ſie, „aber ich bin darum hergekommen; ich wollte dich morgen damit überraſchen. Da fand ich dich hier ſo unruhig träumend, du rieſſt ſogar um Hilfe, das ängſtigte mich.“

„Und jetzt mitten in der Nacht?“ wiederholte ich verwundert. „Um der dummen Zaunrübe willen?“

„Ja“, erklärte ſie, die Augen niederſchlagend, „ich konnte gar keinen Schlaf finden, es war ſo einſam, und mir war ſo bange; und da fürchtete ich, ich würde morgen die Zeit verſchlafen, und du könnteſt vor mir hier draußen ſein und das Unkraut noch finden und dich darüber ärgern. Und dann hatte ich auch Angſt, es würde bis morgen früh ſchon ſo ſtark gewachſen ſein, daß ich es nicht mehr herauskriegte. Und dann allerdings,“ fügte ſie mit einem verſchmitzten Lächeln hinzu, „freute ich mich auch darauf, was du für ein Geſicht machen würdeſt, wenn du nach Hauſe kämſt und mich nicht da fändeſt. Und es war ſo ſchöner Mondſchein und gar nichts zu befürchten; Räuber gibt's ja hier überhaupt nicht und auch keine Strolche wie in dem ſchrecklichen Berlin; übrigens ließ ich zur Vorſicht den Nachtwächter bis zur Gartenpforte mitgehen, und jetzt wird es ja gleich Morgen. Und endlich dann —“ ſie zögerte ein Weilchen, bis ſie fortfuhr: „Ich hatte auch eine ſonderbare, beſtimmte Ahnung, daß ich dich hier finden würde: für die Freunde warſt du ja gar nicht in der Stimmung; und vielleicht hatte ich auch ein bischen Sehnſucht und noch ſo etwas Ähnliches, aber nur vielleicht —“

Ich ſchloß ſie freudig in meine Arme, und wir vertrugen uns eingehend.

Und nachdem ich ihr meine ſchrecklichen Abenteuer umſtändlich erzählt hatte, bemerkte ſie ſehr richtig:

„Du haſt wieder den Waldmeiſter zu ſehr ausziehen laſſen, der Bowlenreſt riecht noch übermäßig ſtark, davon kommen ſo ſchwere Phantaſien.“

„Da kannſt du recht haben“, gab ich ihr zu, „doch ſie hatten auch noch tiefere Gründe. Aber weißt du, eins ſteht jetzt feſt: die Zaunrübe laſſen wir wachſen, ſie hat zu große Verdienſte um uns. Das laſſe ich mir nicht nehmen.“

Sie widerſprach mir anfangs, und es gab einen kleinen Streit des Edelmutes: doch der leitete nur eine noch gründlichere Verſöhnung ein. Wir waren, wie geſagt, noch in den Flitterjahren.

Die Zaunrübe gedieh in der Folge prächtig und erfüllte gegen den Herbſt vortrefflich ihren Zweck. Als es zum Winter ging, konnten wir ſie ohne Beſchwerde herausnehmen. Etwas Spatenarbeit gab es freilich, denn die Wurzel hatte ſich fabelhaft ausgedehnt; ſie war übrigens ganz unkenntlich geworden.

Ein ganz merkwürdiges Schlingkraut, dieſe ſogenannte Zaunrübe!

Kling! Kling!

(Abdruck verboten.)

Wie wußte die Schar, die loſe,
Dir ſelig Dank,
Du kleine, klingende Doſe
Im Großmutterſchrank!

Die Welt war in Kinderlagen
So ſelig eng. — — — —
Nun wieder zur Ruh' verſchlagen
Aus Weltgedräng!

Aus glimmender Aſche ſpringen
Noch Fünkchen Glück.
Erinnrung laß nun erklingen
Dein Spieldoſenſtück!

Frida Schanz.

Abb. 1. Älteres griechisch-türkisches Gehänge, Silber, teilweise vergoldet und bemalt. Jederseits noch zwei große Medaillons, dann die Schlußketten. $^{2}/_{3}$ der natürlichen Größe.

Morgenländischer Frauenschmuck.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit zwölf Originalzeichnungen von **Carl Leonh. Becker.**

(Abdruck verboten.)

Als die Sitte, Bettelarmbänder zu tragen, so recht im Schwunge war, da klagte das „stärkere" Geschlecht oft bitterlich, daß man kaum neben einer Dame im Theater oder Konzert sitzen könne, ohne auf das empfindlichste im Kunstgenuß durch das Klingeln und Klappern der Bettelmünzen gestört zu werden. Unsere Damen lachten ob der nervösen Herren der Schöpfung und ließen sich die Armbänder nicht verleiden; sie lachten auch noch, als bissige Worte hörbar wurden, wie „Schellengeläute" u. a.; sie lachten erst recht, als würdige Gelehrte nachwiesen, daß das Tragen von klirrendem, lärmendem Schmuck einen Rückschritt in der allgemeinen Bildung bedeute — plötzlich aber wurden sie ganz ernsthaft und legten still die Bettelarmbänder beiseite. Nicht etwa, daß Vernunftgründe dies bewirkt hätten, o nein, nur der Querkopf Mode hatte den Einfall gehabt, diese Armbänder shocking zu finden, und sogleich verschwanden sie auch. Niemand hat ihnen bedauernd nachgeblickt, denn sie hatten thatsächlich einen Rückschritt bedeutet. Nur Völker, deren Bildungsstufe beträchtlich unter der unseren steht, behängen sich mit Schmuck, der bei jeder Bewegung seines Trägers klirrt und klingelt. Erreicht solch ein Volk aber einen höheren, dem unseren näheren Grad von Civilisation, so gestaltet es auch seinen Schmuck derart, daß er höchstens bei raschen Bewegungen noch ganz zart und leise

Abb. 2. Anstecker, Silberfiligran vergoldet, Schmelz und Perlen. Neuere Arbeit. Wenig verkleinert.

erklingt: der tönt seiner Besitzerin ebenso lieblich wie unseren Damen das Knistern des seidenen Kleides. Der Schmuck selbst aber wird dann in seinen Formen immer noch die alten Vorbilder klingender Zierat erkennen lassen. Auf dieser Entwickelungsstufe befindet sich der morgenländische Frauenschmuck. Wir verstehen darunter den Volksschmuck, wie er vom weiblichen Teile der um das Mittelländische Meer herum wohnenden Muhammedaner getragen wird. Einige ausgewählte Stücke sind hier nach den Originalen des Königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin abgebildet.

Die Herstellung dieses Schmuckes ist nicht eben schwierig. Den Ausgangspunkt bilden Silberbleche und -drähte, welche nachher vergoldet werden; seltener wählt man von vornherein Gold. Für einfachen Schmuck werden Platten und Scheibchen aus dem Blech geschnitten und Ringel, Kettenglieder u. a. aus dem Draht gebogen (s. Abb. 3 und 4); für die besseren Arbeiten werden die einfachen Formen sinngemäß weiterentwickelt und ihren freien Flächen ein feingliedriges Ornament aus gekrümmten Drahtstücken aufgelegt (s. Abb. 1, 5 und 6). Diese feineren Arbeiten gehen technisch unter dem Namen Drahtwerk, solange der aufgelegte Draht rundlichen oder sternförmigen Querschnitt behält; sie werden zum Kornfederwerk oder Filigran, wenn der Draht zum abgeplatteten, gekörnten Faden ausgebildet ist (lateinisch: filum, Faden; granum, Korn). Im morgenländischen Schmuck sind aber rundliche und gekörnte Drähte oft an demselben Stück gleichzeitig verwendet; es müssen daher im Rahmen der vorliegenden Betrachtung auch solche Arbeiten schlechthin als Filigran bezeichnet werden.

Das orientalische Filigran ist stets unterlegt, das heißt es ist auf eine Unterlage von Silber- oder Goldblech aufgelötet. Die Unterlagsfläche ist meist poliert und schimmert dann glänzend zwischen den Maschen des Filigrans durch; an geeigneten Stellen wird sie aber auch von Glasflüssen und Halbedelsteinen überdeckt. Die Glasflüsse werden entweder in Form einfach kugeliger Perlen eingelegt, so namentlich rote, grüne und blaue durchsichtige, und türkisblaue und graugrüne undurchsichtige Perlen, oder sie werden als Email direkt in die von Unterlage und Filigranmaschen gebildeten Zellen eingeschmolzen. Oft freilich muß eine einfache Bemalung mit Lackfarben die Stelle des Schmelzes vertreten

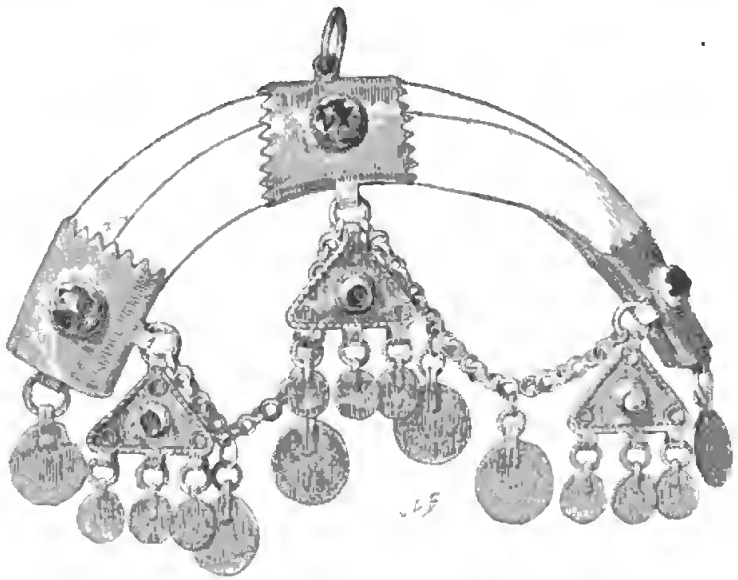


Abb. 3. Anhänger. Eberzahn mit Silberbeschlag. 2/3 der natürlichen Größe.

(s. Abb. 1). Von Halbedelsteinen werden eigentlich nur die Granaten verwendet, früher ungeschliffen, also mit den natürlichen Kryſtallflächen behaftet, jetzt aber in geſchliffenen Stücken. Dazu treten kleine, billige, unregelmäßig geformte Perlen. Das ſind die Elemente des morgenländiſchen Frauenſchmuckes — ziemlich einfach, wie man ſieht. Es kommt auch hier nicht ſo ſehr auf die Qualität an, als vielmehr auf die Quantität; der Schmuck ſoll zwar aus edlem Metall beſtehen, aber möglichſt viel von ſich hermachen und wieder auch den beſchränkten Vermögensverhältniſſen ſeiner Käufer angepaßt ſein. Daher blankes oder vergoldetes Silber, das billigſte der Edelmetalle; daher Scheiben, Ketten und Filigran: möglichſt viel Raum bedeckt, große Flächenwirkung; daher endlich Glasflüſſe, Halbedelſteine und Perlen: ſtarke Farbenwirkung bei mäßiger Ausgabe. Es iſt eben ein richtiger Volksſchmuck.

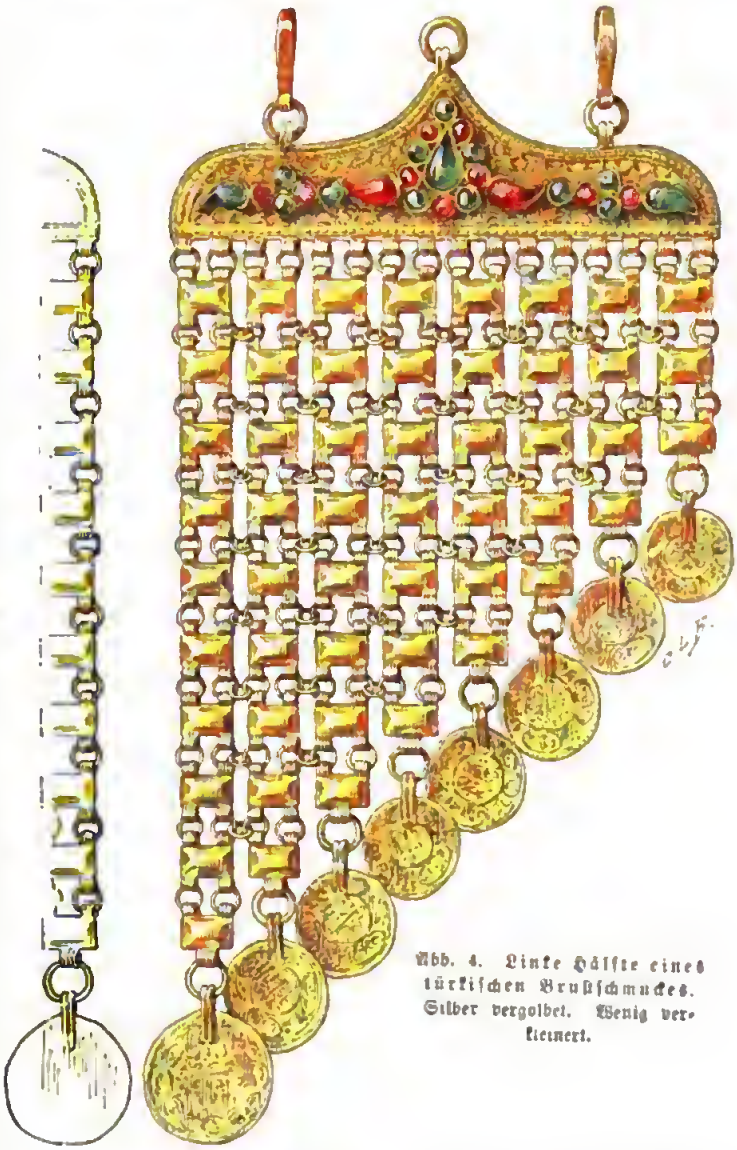


Abb. 4. Linke Hälfte eines türkiſchen Bruſtſchmuckes. Silber vergoldet. Wenig verkleinert.

Dem Weſen und Preiſe des Schmuckes entſprechen naturgemäß auch ſeine Verfertiger. Es ſind einfache Handwerker, recht oft ſogar halbe Bauern. Ihre Arbeitsweiſe iſt ganz primitiv, und ihre Werkzeuge ſind geradezu vorſintflutlich. Sie ſitzen nicht, wie unſere Edelſchmiede, vor einem mit feinen Zangen, Nadeln, Feilen, Stichen und Punzen beſchickten Arbeitstiſche, ſie ſtehen auch nicht vor einem wohleingerichteten Herde, ſondern ſie hocken auf der Erde vor einem mit Holzkohlen gefüllten Gebläſeofen einfachſter Konſtruktion und hantieren da mit Hämmern, Zangen und ſonſtigen Geräten von ſo roher und plumper Beſchaffenheit, „daß ſie unſeren Hufſchmieden zu ungefüge ſein würden.“ Dabei leiſten dieſe Goldſchmiede oft ganz Hervorragendes und Beſſeres als ihre abendländiſchen Berufsgenoſſen. Das kommt aber daher, daß ſie von früheſter Jugend an in ihrem Handwerke leben, und wenn man ſo ſagen darf, ſchon mit der halben notwendigen Handgeſchicklichkeit zur Welt kommen. Denn das Goldſchmiedehandwerk erbt da vom Vater auf den Sohn, immer weiter, ganze Geſchlechterreihen hindurch, und mit dem Handwerke erben derſelbe Formenkreis, dieſelbe Arbeitsweiſe, dieſelben Werkzeuge und Modelle fort und fort. Darum arbeitet der Enkel noch immer dieſelben Schmuck-

Abb. 5. Halsbrustschmuck aus Tunis, im Nacken durch (nicht mit gezeichnete) Ketten zu schließen. Silber, teilweise vergoldet, Drahtarbeit aus glatten und gekörnten Fäden. 1/3 der natürlichen Größe.

sachen, welche sein Urahn gefertigt hat, und seine Kundschaft ist damit ebenso zufrieden, wie es jenes Abnehmer gewesen sind — weder er noch seine Käufer wissen etwas von Mode, und darin liegt das wichtigste Moment für die Beurteilung des morgenländischen Schmuckes. Er ist keiner Mode unterworfen; seit vielen Jahrhunderten, ja fast Jahrtausenden sind seine Grundformen unverändert geblieben, und seine Verfertiger sind nie durch Wettbewerb, Maschinen oder Fabriken bedroht oder gar aus ihrem altgewohnten Geleise gedrängt worden. Die ganze Bequemlichkeit des Orientalen, seine Achtung vor der Tradition und seine Abneigung gegen jede Neuerung: alles das tritt zusammen, um die tausendjährige Überlieferung im Formenkreise des Volksschmuckes aufrecht zu erhalten. Daher keine Mode, daher kein frischer Zug einmal im ganzen, daher aber auch zum Teil die Familienähnlichkeit des morgenländischen Schmuckes, die im übrigen durch die Gleichheit der Religion, der Sitten und Lebensanschauungen bedingt ist. Die gemeinsame Religion hat den Muselmännern am Mittelmeer, wenngleich sie ganz verschiedenen Stämmen angehören, so viel Übereinstimmendes im Thun und Denken gegeben, daß sich das notgedrungen auch im Volksschmuck ausprägen muß.

Überall daher an den Gestaden des Mittelmeeres, wo nur Muselmanen wohnen, begegnet man denselben Schmuckformen. Gewiß sind örtliche Abweichungen vorhanden, aber sie sind geringfügiger Natur und beirren nie die Grundzüge. Die sind gleich, man möge einen Schmuck von der Balkanhalbinsel, aus Kleinasien oder Nordafrika vor sich haben. Und ebenso ist es mit den zeitlichen Unterschieden. Ob ein Schmuck vor drei oder vier Jahrhunderten oder vor nur drei oder vier Jahren gefertigt worden ist, läßt sich, wenn keine Spuren der Abnutzung vorhanden sind, nur selten mit einiger Gewißheit erkennen. Auch die Auswahl der Körperteile, welche zum Tragen des Schmuckes bestimmt sind, hat keinen

Wandel erfahren. Die Muſelmanin ſchmückt in erſter Linie Hals und Bruſt, in zweiter Handgelenk und Knöchel und in dritter erſt Ohr und Finger, Naſe und Wange. Da der Schmuck zumeiſt unmittelbar auf den Körper zu liegen kommt, ſo verlangt man, daß er ſich ihm anſchmiege. Ferner ſoll er, wenn irgend möglich, ein Gehänge bilden, das den Bewegungen des Körpers anmutig nachgibt, dabei aber Blitzlichter wirft und lebhaftes, buntes Farbenſpiel gewährt. Am deutlichſten wird dieſen Anforderungen im Halsbruſtſchmuck entſprochen. Eine oder mehrere Ketten umſchließen den Hals; von ihnen herab hängen wiederum Ketten, welche in Blättchen oder Münzen endigen, oder gleich ganze Reihen von Scheiben, Münzen, Kugeln ꝛc. (ſ. Abb. 1 und 5). Vorn aber auf der Bruſt erweitert ſich der Schmuck entweder durch Vermehrung oder Verbreiterung der Querketten oder durch ein beſonderes, von der Tragkette abwärts gehendes breites Stück (ſ. Abb. 4 und 5), das auch ſelbſt wieder durch Ketten, Scheiben, Kugeln ꝛc. gebildet wird (immer das Vorbild des klingelnden

Abb. 6. Türkiſcher Anhänger. $^3/_4$ der natürlichen Größe.

Abb. 7. Marokkanische Beinspange. Silber. Verkleinert.

Schmuckes!). Oft tritt noch ein besonderer Anhänger hinzu, der dann stets ein Mittelstück und ein von ihm ausgehendes Gehänge erkennen läßt (s. Abb. 2, 3 und 6). Die Arm- und Beinspangen müssen, um der Bewegung nicht hinderlich zu sein, in ihren Abmessungen sich innerhalb enger Grenzen halten. Sie sind entweder flach und breit (s. Abb. 8) oder erhaben und schmal (s. Abb. 7). Ohr- und Fingerschmuck tritt bei diesem Volksschmuck im allgemeinen zurück, und die Verzierung von Nase und Wangen mit durchgesteckten Ringen und dergleichen findet sich eigentlich nur noch bei den Nomaden. Der Nasenring ist eine gefährliche Zierat — dort, wo man ihn noch trägt, halten sich keifende Frauen achtungsvoll auf mehr als Armlänge voneinander. Denn diejenige, welche den Nasenring der Gegnerin erwischt, hat natürlich im nächsten Augenblick den Sieg errungen.

Wenn ein Volksschmuck sich so, wie der morgenländische, Jahrtausende hindurch fast unverändert erhalten hat, dann muß er in seinen Formen Anklänge an alte Zeiten bieten. Das ist auch der Fall — manches ganz moderne Stück ist so gestaltet, daß es Schliemann in Mykenä ausgegraben haben könnte (Abb. 1); in anderen Landstrichen wieder findet sich Schmuck, der dem in vorgeschichtlicher Zeit in der gleichen Gegend getragenen fast täuschend ähnelt. Dann aber machen sich doch auch uralte asiatische Einflüsse geltend, und das ist nicht zu verwundern, wenn man berücksichtigt, daß Kultur und Handel ihren Weg von Ostasien nach dem Westen genommen haben. Insbesondere sind die indischen Vorbilder maßgebend gewesen. Trägt man doch in Indien heute noch den meisten Volksschmuck;

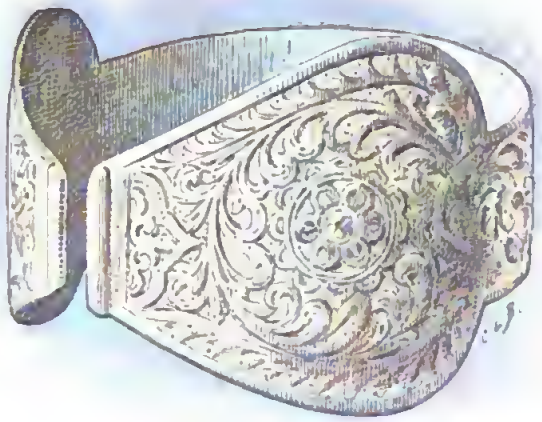


Abb. 8. Armspange. Silber vergoldet. Immer paarweise getragen. Schwach verkleinert.

Abb. 9. Anhängekreuz aus den Balkanländern. Modern. Natürliche Größe.

dort ſind Ohren, Stirn, Scheitel, Schläfen, Naſe, Wangen, Zopf, Ober- und Unterarm, Hals und Bruſt, Finger, Knöchel und Zehen mit Zierat ausgeſtattet, und niemand, der Indien geſehen, wird ſich eine Indierin vorſtellen können ohne dieſen Schmuck auf der gelbbraunen Haut. Aus dem indiſchen Schmuck heraus hat ſich der morgenländiſche zu einem guten Teile entwickelt, und indiſche Motive treten heute noch in ihm zu Tage, daneben, wenn auch viel ſpärlicher, japaniſche, chineſiſche und perſiſche. Endlich ſind in neuerer Zeit durch europäiſchen Einfluß in den Städten (eingewanderte franzöſiſche Goldarbeiter in Konſtantinopel ꝛc.) abendländiſche Motive, namentlich Rokokomotive aufgetaucht, aber oft vollkommen mißverſtanden worden. Derartiger Schmuck mit abendländiſchen Anklängen (ſ. Abb. 10) findet ſich erklärlicherweiſe nur in den größeren Städten. Allein in den Städten überhaupt trägt der Schmuck einen anderen Charakter, er wird feiner, faſt möchte man ſagen, civiliſierter (ſ. Abb. 2, 5 und 6). Die Bäuerin auf dem Lande, die ihren Schmuck womöglich bei der Arbeit trägt, kann natürlich nicht, wie die von Dienſtboten umgebene Städterin, ein feingegliedertes, zierliches Schmuckſtück gebrauchen, ganz abgeſehen davon, daß ſie weder Geſchmack, noch Mittel für dasſelbe beſäße. Ähnlich iſt auch der Unterſchied zwiſchen dem Zierat der ſeßhaften und der umherziehenden Bevölkerung. Die ſeßhafte Frau, die ſich viel weniger den Witterungsunbilden ausſetzt und die Städterin

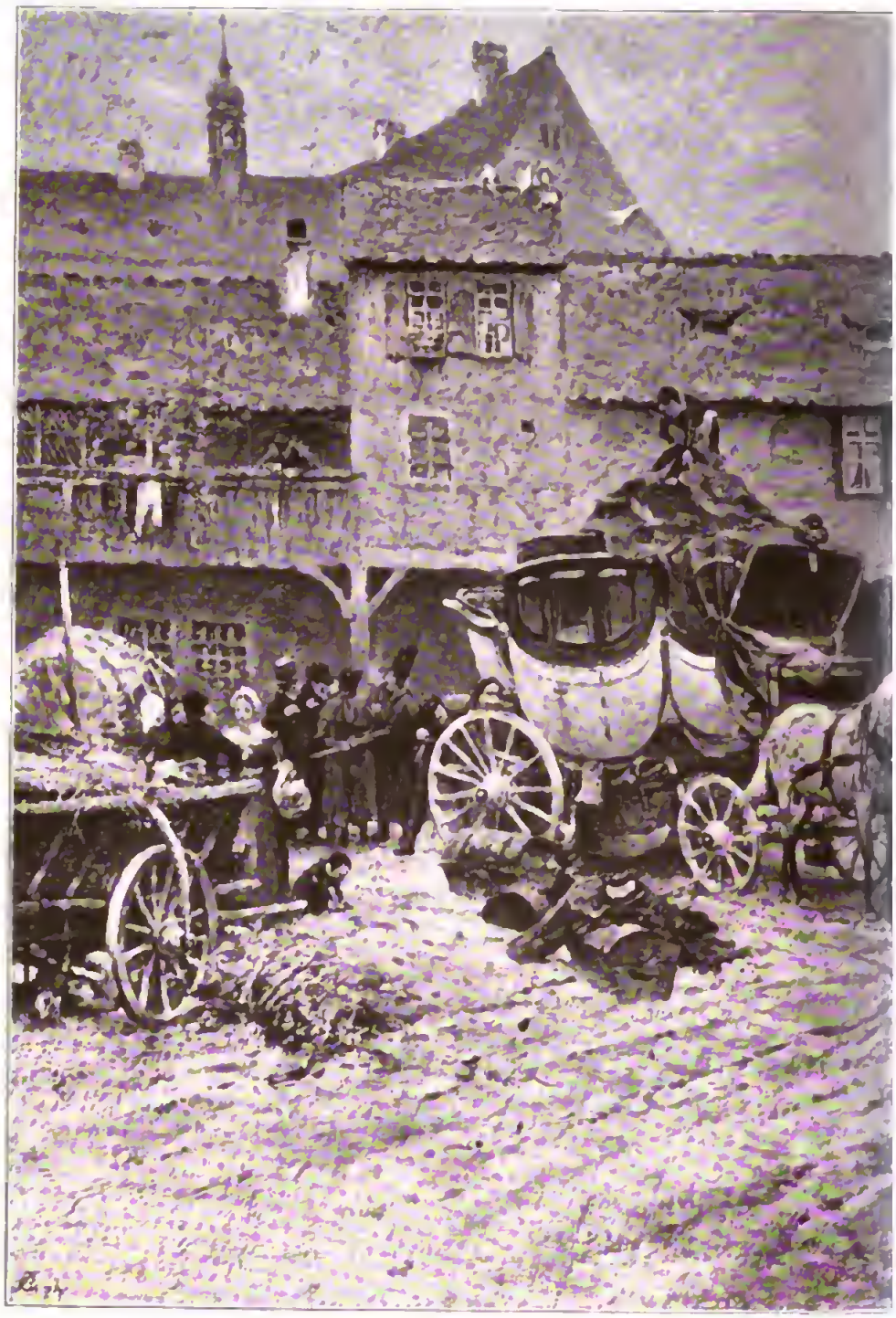
Abb. 10 Blumenträger. Silber mit Schmelz. Türkiſche Arbeit v. J. 1867. $^{2}/_{3}$ der natürlichen Größe

Abb. 11. Gürtelſchließer aus den Donauländern. Silber vergoldet.
$^2/_3$ der natürlichen Größe.

können ferner viel eher an zierlichen Gebilden ſich erfreuen (ſ. Abb. 2, 5, 6, 8) als die Nomadin, die nur des Nachts ein dünnes Zeltdach über ſich hat und viele Monate lang keine menſchliche Niederlaſſung betritt. Sie trägt daher einen recht ſolid gebauten, kräftig gegliederten Schmuck (ſ. Abb. 3, 4, 7), ſchleppt aber auch mit Stolz und Vergnügen ein oder mehrere Pfund ſolchen Schmuckes tagtäglich an ihrem Körper mit ſich herum (Fuß- und Armſpangen von einem halben Pfund Gewicht ſind gar nicht ſelten). Genau ſo thut ja auch ihr Gatte; er trägt das, was ſeinen Stolz ausmacht, ſeine Waffen, ja auch ſämtlich mit ſich herum gleich einem wandelnden Zeughauſe. —

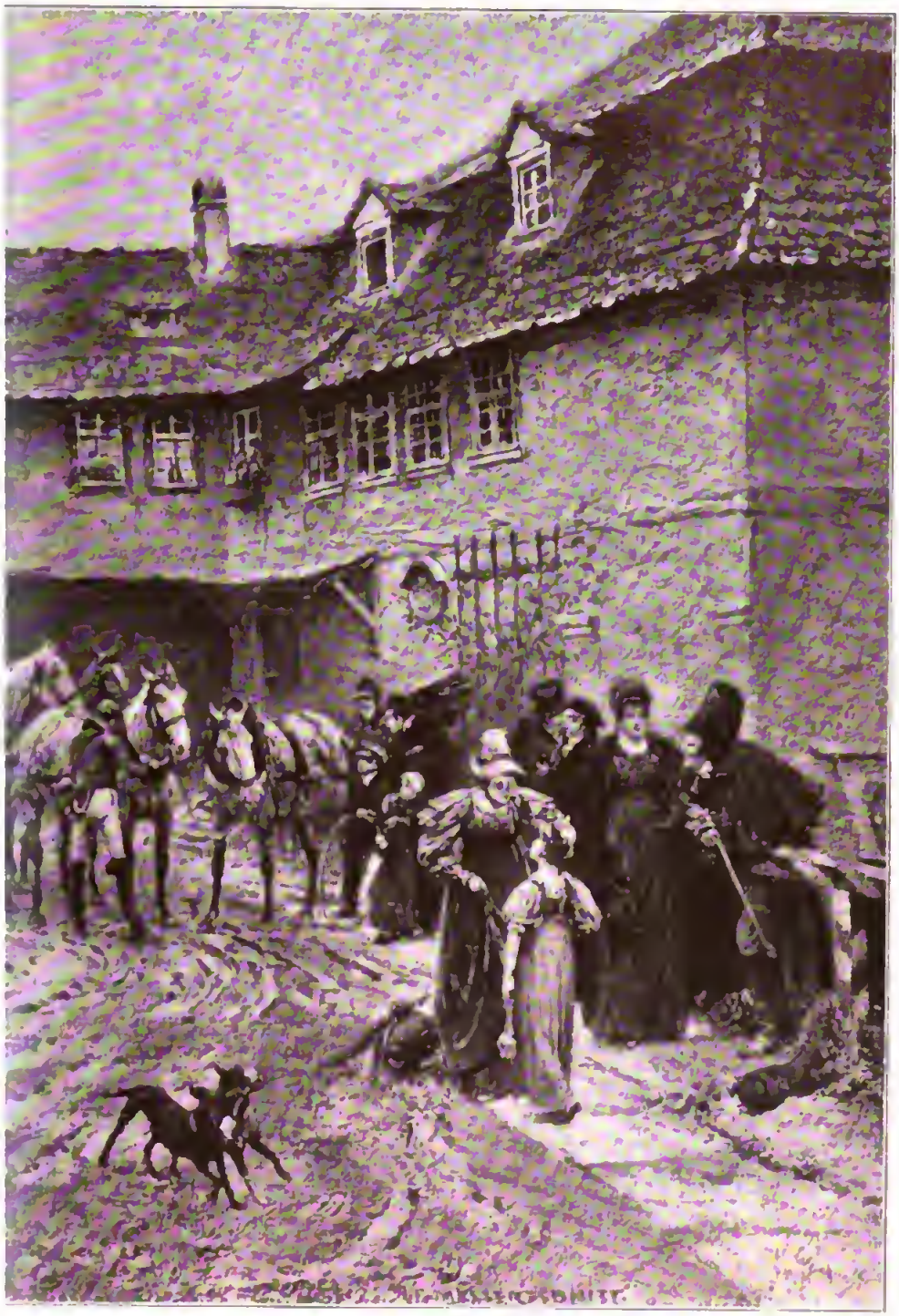
Wie einerſeits das Abendland auf den morgenländiſchen Schmuck mit eingewirkt hat, ſo hat dieſer auch wieder auf jenes ſeinen Einfluß ausgeübt. Aber in viel ſtärkerem Maße. In den chriſtlichen Ländern, welche den muſelmaniſchen benachbart ſind, begegnet man vielfach Schmuckſtücken nach muhammedaniſchem Muſter. Sie ſind in Griechenland und den anderen Balkanländern überaus zahlreich (ſ. Abb. 9 und 11) und gehen hinauf bis nach Ungarn (ſ. Abb. 12). Dieſer ſtärkere Einfluß des Morgenlandes erklärt ſich einerſeits aus der viel größeren Empfänglichkeit der abendländiſchen Bevölkerung, andererſeits aber daraus, daß die Technik des Volksſchmuckes hier wie da dieſelbe iſt. Auch der geſamte europäiſche Volksſchmuck beſteht in Drahtwerk oder Filigran, ſo in Ungarn, Italien, Spanien, in Süd- und Norddeutſchland, in Skandinavien und Rußland. Die Technik iſt allerorten dieſelbe, nur der Formenkreis iſt ſtets ein anderer

Abb. 12. Gewandknopf aus Ungarn.
$^2/_3$ der natürlichen Größe.



Im Posthof. Nach dem Gemäl

Digitized by Google



de von P. M. Messerschmitt.

Die Schuldnerin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Charlotte dankte Philipp mit einem Blick und ließ sich nieder. Diese Art, alles in einen Blick zu legen, durch einen Augenaufschlag eine ganze Reihe von Liebenswürdigkeiten sagen zu können, machte Philipp schon gestern ganz betroffen. Hätte er das bei einer „abgebrühten“ Weltdame gesehen, würde er bei sich gedacht haben: kann die schmachtende Augen machen. Hier, das wußte und fühlte er, konnte es nur eine natürliche Beanlagung sein, herzliche und gütige Gesinnung durch beredtes Augenspiel ausdrücken zu können. Er hatte Salvatrix denselben Augenaufschlag machen sehen, dasselbe flüchtige Dankeslächeln um ihre wortkargen Lippen, als gestern abend die tyrannische Myle ihrer Herrin einen Pelzkragen in den Garten brachte und ihr das Draußensein verbieten wollte.

„Tante,“ sagte Salvatrix erstaunt, „was machst du da?“

„Ich schäle Spargel, mein Kind.“

„Kannst du denn das?“

„Wie du siehst.“

„Thust du das immer?“

„Nein. Selbst mit Hand anlegen, das thue ich nur bei Störungen im Hausstand oder in Notfällen. Aber alles im Hause anordnen und alle Tage auf allen Gebieten des Hauswesens nach dem Rechten sehen, das thue ich. Und das ist eine so wichtige und zeitraubende Sache, daß mir für das Selbstmitarbeiten nicht immer Muße bliebe,“ erklärte Charlotte.

Salvatrix dachte ein Weilchen nach. „Wo hast du alles gelernt?“ fragte sie.

Charlotte lachte. „Das Hausstandführen lernen wir deutschen Frauen, wie man seine Muttersprache lernt: von selbst, nach und nach, durch die Praxis. Deine Mutter verstand es sicher auch. Du hast sie nur krank gekannt.“

„Ja, aber das Spargelschälen und dergleichen?“ fragte Salvatrix zögernd.

Nun mußte sogar Philipp mitlachen.

„Lieber Philipp,“ sagte Charlotte, „drinnen auf dem Buffett liegen gewiß Messer. Holen Sie eines für Salvatrix.“

Philipp kam mit zweien zurück. „Ich will auch helfen,“ erklärte er. „Mit welchem Stolz werden wir heute mittag die Spargel essen! Nicht wahr, gnädiges Fräulein? Wir werden die anderen Tischgäste wie Parasiten ansehen und ein wenig geringschätzen, da sie sich von unserer Arbeit nähren.“

Mit ihren langen, feinen Fingern bearbeitete Salvatrix einen Spargel. Bei dem zweiten schon stellte sich heraus, daß Salvatrix mehr Geschick dafür hatte als Philipp. Ihm zerbrach schon der zweite unter den Händen.

Salvatrix bekam vor Eifer rote Wangen, sah immer eifersüchtig auf Philipp und triumphierte über ihre Geschicklichkeit.

„Aber das ist ja sehr amüsant,“ sagte sie. Um das Haus kam Myle gegangen, wie immer vor Sauberkeit strahlend. Sie wollte nach ihrer Herrin sehen, ob dieselbe sich nicht etwa an einen zugigen oder schattigen Platz gesetzt habe. Nun blieb sie wie versteinert stehen. Sie sah die

Herrin mit belebten Farben im Gesicht, sah sie lächeln und — arbeiten.

„Fräulein erhitzen sich. Das ist nichts für Fräulein. Fräulein wird Rückenschmerzen bekommen oder Lungenstiche," sagte sie beinahe scharf, mehr strafend als bescheiden.

Salvatrix errötete. Seit sie sich gesund wußte, war es ihr wie ein Ehrgeiz, daß auch andere sie für gesund halten sollten. Sie wollte sich nicht vor Philipp und vor niemand als Leidende behandeln lassen.

„Ich bekomme weder Rückenschmerzen, noch Lungenstiche, Myle," sagte sie, „mir geht es hier ausgezeichnet, und wenn ich dich brauche, will ich dich rufen."

Myle trat einen Schritt zurück. Sie erblaßte — so farblos auch ihr Gesicht war, man sah, daß es noch fahler ward. Dann ging sie hastig davon.

Salvatrix sah Charlotte an. Man las es wieder in diesem Blick: er heischte Beifall und Ermutigung.

„Bravo, mein Kind," sagte Charlotte. „Du mußt dich wirklich etwas von Myles Aufsicht emanzipieren. Ihre Treue hat nachgerade die Form der Tyrannei angenommen."

Friedlich saßen sie dann bei der gemeinsamen Beschäftigung, an der Philipp bald nicht mehr teilnahm.

Er plauderte mit den Damen. Schon gestern hatte er sich im ganzen Hause umgesehen und war voll von Plänen.

Er wettete darauf, daß das Bild über Salvatrix' Schränken mit der Sammlung Delster kleiner Porzellansachen ein Ribera sei. Wenn man ihm einige Tage das Gemälde anvertrauen wollte, würde er es reinigen und dann seinem photographischen Apparat eine halbe Stunde aussetzen, sicherlich würde man dann Riberas Malerzeichen finden. Auch machte er Salvatrix darauf aufmerksam, daß die kleine ausgezeichnete Kopie des schlafenden, blonden Kinderköpfchens nach van Dyk, dessen Original in Venedig in der Akademie sei, notwendig aus dem goldenen Rahmen müsse. Er wolle in Hamburg den passenden schwarzen besorgen, der um keine Linie breiter und in keiner Linie anders geschwungen sein dürfe, wie der schmucklose Originalrahmen. Darin seien die alten Meister von einer Geschmacksfeinheit gewesen! Man bedenke nur den Rahmen der bella Tiziana in der Pitti — den hatte Tizian eigens für dieses Bild erfunden.

Charlotte fragte er, ob sie wisse, daß das Porträt von Baumeisters Urgroßmutter im Salon rechts einen Riß habe, unten im grünen Gewand, gerade da, wo der durchsichtige gelbe Shawl vom fleischigen Arm der Urgroßmutter herabhinge, und ob er das ausbessern dürfe. Auch gestand er, daß die stellenweise Auffrischung der Fresken, die die Wände des Salons links zierten, seinem Auge weh thäte. Der Maler war zu farbenfreudig gewesen. Und die guten aus der Louis XVI-Zeit stammenden, so harmonisch verblaßten Fresken hatten dadurch sehr gelitten. Philipp hatte selbst ein Verfahren erfunden und in einem alten Schloß, das ein ihm befreundeter Berliner Bankier gekauft, schon angewandt, den spröden, unzugänglichen Fresken doch mit Farbenauftrag beizukommen. Es würde ihn glücklich machen, wenn er diese harten Auffrischungen abdämpfen dürfe.

Wie gut saß es sich hier in der behaglichen Veranda, auf hohem Ufer, während draußen der Garten im Sonnenschein lag, in den nur der Schatten des Hauses ein dunkles Viereck warf, und während unten auf dem in ockergelben und fahlblauen Streifen wogenden Strom eine Flotte von Schiffen aller Art dahinzog. Zwischen großen, schwer hinkriechenden Dampfern schossen kecke, weißbeschwingte Segelboote, kleine Raddampfer schaufelten weißschäumend das Wasser um sich auf. Und der hellblaue Himmel erhob sich aus der verschwimmenden Linie des Horizonts, klar, weit und groß.

Viel zu schnell war die Arbeit fertig. Wie angenehm und belehrend hatte Philipp sie unterhalten — Charlotte wie Salvatrix freuten sich voll Interesse all der Dinge, die Philipp unternehmen wollte. Das eine Fremdenzimmer sollte ausgeräumt werden, Philipp durfte sich nur mit Kehr in Verbindung setzen und befehlen, was er an Möbelstücken in dem improvisierten Atelier haben wollte.

Charlotte mußte sich ankleiden. Unterdes ging Salvatrix mit Philipp hinauf, um ihm die Photographien ihres Vaters zu zeigen, nach denen er ein Bild malen sollte.

Noch schien die Sonne nicht in das hell eingerichtete Zimmer. Sie stand morgens hinter dem Hause und traf erst nachmittags voll die elbwärts gewandten Fenster. Aber doch machte das Zimmer mit seiner feinen tropischen Matte, seinen weißen Möbeln einen lichten Eindruck.

Wie Philipp nun in dieser noch schatten- und reflexlosen Helle das schöne Mädchen in dem fremdartigen Gemach sah, arbeitete seine Malerphantasie.

„Ich möchte ein Bild von Ihnen machen dürfen, gnädiges Fräulein. Halbe Figur, vor einem fast weißen Hintergrund. Ein lockeres Gewand von farbloser weißer Seide in phantastischem Schnitt müßte Sie umkleiden. Vor Ihnen eine Blütenhecke von allerlei blassen Tropenblumen, Sie biegen mit Ihren Händen diese Hecke auseinander, als wollten Sie vorwärts gehen. In Ihren Augen mußte das bange Erstaunen jemandes liegen, der zum erstenmal in das Leben sieht. Und es müßte sein, als sähen sie zugleich in das volle Licht. — Ach ja — *sehen* kann ich das alles im Geist, aber *malen* nicht," schloß er seufzend.

Salvatrix verstand diesen Seufzer falsch. „Aber gewiß können Sie es," sagte sie sanft und errötete ein wenig, weil sie beinahe das Gefühl hatte, ein Almosen anzubieten, „ich bitte Sie, sobald Sie meines Papas Bild fertig haben, mein Porträt zu machen. Es kann dann mein Weihnachtsgeschenk für Onkel Peter sein."

Nun errötete auch Philipp. Er war geradezu verlegen.

„So meinte ich dies nicht können nicht," sprach er hastig. „Ich traue mir's nicht zu."

„O — versuchen Sie es nur," meinte Salvatrix. Er stand zweifelnd. Sie dachte eine falsche künstlerische Bescheidenheit besiegen zu müssen und redete ihm förmlich zu.

Die Lust, sich an eine solche Aufgabe zu wagen, siegte endlich über die Zweifel. Philipp sagte zu. Sie verabredeten, daß das Porträt des Vaters und Salvatrix' Bild zugleich in Angriff genommen werden sollten, denn Philipp sagte, daß er für das Bild von der Beleuchtung abhänge, die zu immer derselben Tagesstunde, bei immer demselben klaren Himmel zu benutzen sei.

So schnell wie dieser Vormittag war für Salvatrix noch keiner verstrichen, seit vielen, vielen Monaten. Sie glaubte, es sei Philipps Verdienst, und erzählte ihrer Myle, als diese sie zu Tisch ankleidete, daß er ein reizender Mensch sei.

Unterdes wartete Charlotte im Salon auf ihre Gäste.

Guy und seine Frau kamen nicht so früh, wie sie gedacht. Ihr schien, daß in einem zeitigen Eintreffen eine größere Herzlichkeit gelegen hätte.

Der erste Gast war Tante Wische. Man brauchte ihr Philipp Kalkowski nicht vorzustellen, sie kannte ihn schon von seinem kurzen Aufenthalt in Hamburg, den er damals mit Guy genommen. Mit ihrer großen Lebhaftigkeit drang sie auf ihn ein, stellte ihn in eine Fensternische fest und bohrte ihre Blicke fest in die seinen, damit er nur ja ihr vollste Aufmerksamkeit schenke. Sie unterhielt ihn, indem sie ihm alle ihre Besuche bei seiner Schwester mit Ursache, Inhalt und Dauer erzählte. Sie wollte Philipp damit beweisen, daß seine Schwester sich keinenfalls über Mangel an Berücksichtigung beklagen könne.

Dann kam das junge Ehepaar.

Mit ihren dunklen Augen umhersuchend, erschien Martina auf der Schwelle. Aber schon eilte ihr Charlotte entgegen und schloß sie voll Herzlichkeit in die Arme.

Alles, was von Vorurteilen in ihr wach gewesen, alles, was sie an Sorgen empfunden, entschwand in diesem Moment vor der aufwallenden Herzlichkeit. Charlotte war zu sehr Weib, um etwas anderes fühlen zu können wie liebebereite Anteilnahme an dem Wesen, das Guy so sehr liebte. Wer sie auch war, — sie war jetzt ein Teil von ihm! Das begriff Charlotte ganz deutlich in dem Augenblick, wo sie sie neben ihm sah.

Martina ließ sich die Umarmung mit schicklicher Haltung und unendlicher innerster Gleichgültigkeit gefallen.

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau," sagte sie.

Guy küßte Charlottens Hand.

„Philipp!" rief Martina jetzt. Es klang mehr Schreck, als Freude aus dem Ton.

„Philipp!" rief auch Guy jubelnd. „Nein, ist das eine Überraschung!"

„Die wir unserer teueren Hausherrin verdanken!“ sagte er freudig und schüttelte Schwester und Schwager die Hand.

Nun erst sah Charlotte recht die junge Frau an. Sicherlich, eine eigenartige Erscheinung, bestätigte Charlotte bei sich. Das dunkle Gesicht, oben breit, unten sehr schnell spitz in seinen Umrißlinien zusammentreffend, die schweren, geäderten Augenlider — das war unzweifelhaft häßlich. Aber von einer anziehenden Häßlichkeit.

Und sehr elegant war Martina gekleidet; der cremefarbige Kreppstoff ihres Kleides ließ unter Spitzeneinsätzen rötliche Seide sehen.

„Ich dachte,“ sagte Charlotte, „es würde Ihnen und uns das neue Zusammenleben, das sich miteinander Eingewöhnen auf das reizendste erleichtern, wenn Ihr liebenswürdiger Bruder uns die Freude seiner Gegenwart schenkte.“

„Ich bin mit meinem Mann völlig eingewöhnt, unser Zusammenleben ist das reizendste,“ sagte Martina, die kalte Zurückweisung mit einem freundlichen Lächeln verbindend.

„So meinte ich es nicht.“ Charlotte wurde beinahe verlegen. „Ich wollte sagen: Sie dürften sich unserem Hause gleich näher fühlen, wenn Sie Ihren Bruder als vertrauten Gast darin finden.“

„Ihr Herr Gemahl war so gütig zu mir, daß ich mich gleich bei ihm zu Hause fühlen durfte,“ sprach Martina.

Sie glaubte es sich schuldig zu sein, nicht um Wohlwollen oder gar Zuneigung für sich bei Charlotte zu bitten. Dann konnte diese am Ende gar denken, sie — Nini — fühle sich hier nicht als ebenbürtiger Gast.

„Das freut mich aufrichtig,“ sagte Charlotte, „und ich hoffe, auch bei mir werden Sie die Empfindung haben, daß ich nicht Besseres wünsche, als die Frau unseres lieben Guy möchte meinem Herzen bald recht nahe stehen.“

Martina lächelte.

„Guy ist Ihnen soviel Dank schuldig, gnädige Frau,“ sprach sie, „und er hat mir soviel von Ihnen erzählt!“

Das war eigentlich keine Antwort. Aber es war mit einem so gewinnenden Lächeln gesagt.

Guy sprach mit Philipp, horchte aber nervös hinüber, um etwas von den Reden der Frauen zu erlauschen.

„Wollen wir nicht Nini den Garten zeigen?“ rief er.

Man ging hinaus.

Die Mittagssonne flimmerte über dem Garten, ein leichter Wind strich vom Meer den Wellen entgegen, die schwer stromab wogten, und machte ihre Oberfläche widerspenstig. Wie eine Schuppenschlange, glitzernd und in ihren Bewegungen von steter, leiser Unruhe, sah die Mitte des Flusses aus. Die Luft war angenehm, durch die Sonnenstrahlen ging kühlend die kleine Brise.

Charlotte ging mit dem jungen Paar voran, Tante Wische folgte mit Philipp.

Alle, auch Philipp, erwarteten, daß Martina außer sich vor Entzücken geraten werde über die großartige Schönheit dieser Besitzung.

Aber Martina sagte kein Wort. Sie zeigte auch mit keinem Blick, ob sie den herrlichen Garten oder die Aussicht, oder die Lage des Hauses bewundere.

Ein wenig erstaunt hielt Charlotte in ihrer Erläuterung der Gegend und des weiteren Elblaufes inne und begann von dem Heim des jungen Paares zu sprechen.

Sie hoffte, Martina werde dankbar und enthusiasmiert ihre prachtvolle Wohnung, deren kostbare und schöne Einrichtung loben. Denn alles dies mußte ihr, die doch aus dürftigen Verhältnissen kam, wie ein Geschenk der Liebe und des Glückes sein.

Mit ganz gleichgültigem Ton erzählte Martina: „Unsere Wohnung ist wirklich sehr nett für eine Mietswohnung! Sechs Zimmer sind ja auch vollkommen genug für ein junges Paar. Über kurz oder lang wird Guy uns ja doch ein eignes Haus bauen. Wie ich ihn kenne, hält er's nicht lange zwischen Mauern aus, die er nicht selbst gebaut,“ schloß sie neckend.

„Und waren Sie mit der Einrichtung zufrieden?“

„Aber natürlich. Sie ist wirklich sehr nett,“ sagte sie mit demselben oberflächlichen Wort des Lobes, das sie ihrer Wohnung gegönnt.

Jetzt kam Salvatrix ihnen entgegen, in ihrem schwarzen, kreppbesetzten Kleide wirkte sie größer und noch zarter, als sie war.

Martina sah ihr feindselig entgegen.

Also diese dünne, durchsichtige Person hatte soviel Geld, geradezu empörend viel Geld, und Charlotte Baumeister hatte mal gehofft, Guy sollte sie heiraten! Nun gottlob, Guy hatte einen besseren Geschmack gehabt. Das hätte der Baumeister wohl gepaßt, Guy an die Nichte zu verkuppeln und ihren Einfluß auf ihn und das Geld der Nichte in ihres Mannes Geschäft zu behalten. Natürlich vergab die Baumeister ihr das nicht, daß sie solche Pläne durchkreuzt hatte. Und die Nichte würde wohl auch neidisch sein, daß sie — Nini — ihr solchen Mann vorweggeschnappt. —

Charlotte stellte vor.

Martina verbeugte sich tief, wie sie immer gesehen hatte, daß sich auf dem Theater die Herrschaften verbeugen, die miteinander bekannt gemacht wurden. Bei den Künstlerfesten in Berlin hatte Martina von solcher Förmlichkeit abgesehen, aber hier glaubte sie sie am Platz.

Ganz einfach reichte Salvatrix ihr die Hand hin, lächelte ein wenig und sagte: „Guten Tag." Zugleich schlug sie ihr Auge zu Guy auf, wie um mit beredtem Blick zu sagen, daß dies kurze innige „Guten Tag" auch ihm mit gelte.

Ein langgezogener Pfiff tönte soeben vom Garten her.

Man stand gerade am gittergeschützten Rande einer Terrasse, von welcher rechts und links einige Stufen weiter in den Garten hinabführten.

Alle sahen hinauf.

Vom Hause her kam Robert Pehrbrand mit seinen langen, steigenden Schritten. Er hatte als Zeichen seiner Ankunft das Signal gegeben, mit dem er und Guy sich in ihren Jugendtagen verständigt.

„Wenn es das gäbe, könnte man sagen, Robert ist ein graziöser Koloß," rief Tante Wische und winkte ihm mit ihrem Taschentuch begeistert entgegen. „Ich schwärme für Robert," erklärte sie Martina.

„Ja, er ist auch ein sehr lieber Mensch," sagte Martina, und in ihr Gesicht war wirkliches Leben gekommen, als sie ihn sah.

Hinter Robert her kam seine Frau. Anne-Marie war ziemlich groß und sah blaß aus. Ihr dunkles Haar war ganz schmucklos, irgendwie im Nacken zusammengesteckt und glatt von der Stirn zurückgekämmt. Es sah nicht vorteilhaft aus und machte den Eindruck, als sei Anne-Marie zu müde, um sehr auf die Gefälligkeit ihres Äußeren zu achten. Sie hatte ein gelbgraues Kleid an; es war von einem ersten Herrenschneider gemacht, gehörte noch zu ihren Aussteuerkleidern, war ihr aber ein wenig zu weit geworden, so daß es Falten von den Achseln zur Büste hinunter warf; dennoch aber hatte Anne-Marie etwas unzerstörbar Vornehmes in ihrer Erscheinung.

„Der arme Robert!" dachte Martina in aufrichtigem Mitleid.

„Wir haben Onkel Peter mitgebracht. Er macht nur noch Toilette. Ich bin im Anzug," sagte Robert gleich und klopfte mit beiden Händen auf seine Brust, um auf seinen hellfarbigen Jackettanzug aufmerksam zu machen. „Nicht wahr, Charlotte, es ist doch ein für allemal ausgemacht: Einladungen nach hier gelten als Garden parties, wenn nicht ausdrücklich anders befohlen wird. — Ah, da ist ja unsere reizende junge Frau — Guy, mein Kompliment! — wie deine Frau wieder angezogen ist: einfach süß. — Du Anne-Mie, das ist nun Guys Frau. Frau Nini — ich habe die Ehre, Ihnen meine Anne-Mie vorzustellen. Ich hoffe, Sie werden sich sehr befreunden."

Guy lächelte geschmeichelt zu dem Kompliment, das Robert vor allen Ohren seiner Nini machte.

Martina reichte Anne-Marie die Hand. Dieser unscheinbaren jungen Frau gegenüber konnte man kordial sein. Fast ein wenig herablassend, sagte sie: „Ich denke, wir werden die Freundschaft unserer Männer nicht stören wollen."

„Ich habe Sie schon im voraus lieb," erklärte Anne-Marie, „mein Robert hat mir soviel erzählt von Ihren lustigen Abenden, daß ich nur hoffen kann, wir werden fortan zu viert solche erleben."

„Was macht denn Baby?" fragte Charlotte.

„Bob ist einfach himmlisch," sagte Robert strahlend — und zugleich und ebenso strahlend sagte Anne-Marie:

„Er hat diese Woche 279 Gramm zugenommen."

Anne-Marie hatte große tiefblaue Augen, und eine ganze Seele lag darin. Mit

Tante Wische und Salvatrix tauschte die junge Frau Küsse.

Von der Villa her klang, die Luft durchschütternd, der Ton eines Gong. Man sah Kehr auf der Veranda stehen und mit dem Klöppel zum zweitenmal gegen die Messingplatte des Instruments schlagen.

Das Zeichen zu Tisch. Man ging zurück. Guy und Martina als die letzten. Er hatte seine Frau eingehakt und schritt sehr langsam. Als ein genügender Zwischenraum sie von den Vorangehenden trennte, sagte er leise:

„Du hättest wohl Charlotte ein schmeichelhaftes Wort sagen können über ihren Garten und ihr Haus. Diese Besitzung ist ihr Steckenpferd."

Martina blieb stehen und sah ihren Mann mit verwunderten Augen an:

„Aber begreifst du denn nicht, du geliebter Schlingel, daß ich mir die ärgsten Blößen gäbe, wenn ich über alles, was ich sehe, in blinde Verwunderung ausbräche wie eine Pute vom Lande, die noch nie bei reichen oder vornehmen Leuten war? Wenn man alles anstaunt, liegt dann nicht darin, daß man's selber nur pauvre gewohnt war? Und erstens bin ich das ja gottlob ntcht. Zweitens aber muß ich dir wieder mal sagen, mir imponiert kein äußerer Glanz. Dazu hab ich viel zu viel innere Unabhängigkeit."

Diese Erklärung traf Guy. Sie setzte ihn völlig ins Unrecht. Wie hatte er auch nur eine solche Haltung, wie nur banale Schmeicheleien von Nini erwarten können! Es war wahr: sie hatte eine innere Unabhängigkeit, die ihm geradezu Hochachtung abnötigte.

Entzückt gab er ihr schnell hinter dem Rücken der anderen einen Kuß und sagte:

„Du hast recht."

Oben in der Veranda begrüßte Baumeister seine Gäste. Er war natürlich im schwarzen Gehrock wie immer.

Bei Tisch saß Martina zwischen Robert und seiner Frau. Da eine Dame mehr anwesend war als Herren, so führte Baumeister Tante Wische und Anne-Marie. Charlotte gab Philipp den Arm und Guy Salvatrix.

Als Martina das sah, ärgerte sie sich über diese Einteilung. Guy sollte wohl fortan in jeder Weise und bei jeder Gelegenheit darauf gestoßen werden, daß er besser gethan hätte, sich die schwindsüchtige Holländerin und ihren schwindelhaften Reichtum heranzuheiraten.

Das Gespräch blieb allgemein, etwas förmlich und war viel von Pausen unterbrochen.

Alle Anwesenden schienen nicht die Gewohnheit zu haben, selbstständig ein Thema anzuregen. Nur was Baumeister sprach, ward eine Weile verfolgt, dann schien man zu warten, ob es ihm beliebe, ein anderes Gespräch zu beginnen.

Es lag ebensoviel Schonung wie Respekt in diesem Verhalten, aber es machte das Mahl etwas ceremoniös.

Robert in der Art eines unartigen und verzogenen Jungen, der einmal etwas riskiert, flüsterte zuweilen Martina einen Scherz zu oder nickte hinter Martina weg seiner Frau zu.

Martina fand es zum Sterben langweilig und staunte innerlich immer über Philipp, der da saß und sich benahm, als sei er nie wo anders gewesen als in diesem Kreise.

„Der Mensch hat ein Anpassungsvermögen!" dachte sie. „Aber was soll er hier? Philipp ist imstande, der Baumeister demütiglich zu danken für das, was ihre selbstverständliche Schuldigkeit war."

Die Anwesenheit des Bruders war ihr geradezu zwangvoll. Er schien ihr weniger der Bruder, als der Zeuge einer anderen Zeit, der sie hinderte, sich ganz so großartig zu geben, als sie sich vorgenommen gehabt.

Sie benahm sich mit großer Zurückhaltung, sprach sehr wenig und hatte immer ein verbindliches, interessiertes Lächeln, sowie jemand das Wort an sie richtete.

Alle Dinge, über die man sprach, waren ihr fremd und gleichgültig. Sie wußte gar nicht, wo Manila lag, und es war ihr ganz egal, ob der deutsche oder spanische Handel dort dominierte. Sie begriff gar ntcht, wie man das als eine besondere Thatsache erörtern könne, daß die altnorwegischen Kirchenbauten eine ähnliche Giebelkonstruktion aufwiesen, wie madagassische Palastbauten. Und was ging das die Tischgenossen und sie selbst an, daß gewisse Formen- und Farbenzusammenstellungen sich bei den verschiedensten durch endlose Zeiten

und Raume voneinander getrennten Völker immer wieder in demſelben Muſter vorfänden!

Förmlich befreit fühlte ſich Martina, als die Tiſchzeit vorüber war.

Ihr lebhaftes Temperament ſchnellte auf wie eine Feder nach langem Druck.

Mit den Gebärden einer alten Intimität nahm ſie Anne-Maries Arm und zog die junge Frau mit ſich fort, in den Garten hinaus. Robert folgte ihnen. Mit dieſem fühlte Martina ſich ganz vertraut und ſchlug einen luſtigen Ton an, über den Anne-Marie ſich nicht wenig wunderte, nachdem Martina in Gegenwart der anderen ſich ſo gedämpft in Sprache und Weſen gezeigt.

Die drei ſetzten ſich nun an ein kleines Tiſchchen, von wo aus man nach der Veranda ſehen und nicken konnte. Mit erhobener Stimme konnte man die dort Sitzenden auch mit einem Ruſe erreichen.

Kehr ſervierte dort den Kaffee und trug zuletzt auch den dreien die gefüllten Taſſen hin, wobei ſein glattes Geſicht und ſeine beſonders ſteife Haltung Unzufriedenheit mit dieſer Neuerung anzudeuten ſchien.

Martina ſprach nur mit Robert. Sie hielt die unſcheinbare junge Frau nicht für beſonderer Beachtung wert. Man that ihr genug, wenn man ihr ab und zu einen Blick gönnte.

Mit der Miene einer übermütigen, ſieggewohnten Frau, die den gerade vor ihr ſitzenden Mann als ihren ergebenen Anbeter behandelt, interpellierte Martina den Freund.

„Wo haben Sie heut morgen geſteckt? Warum kamen Sie nicht zuſammen mit uns heraus!“

„Erſt mußte ich doch dabei ſein, wie unſer Bobbi gewogen wurde — nicht Anne-Mie? Und dann mußte ich noch ins Kontor und zwei Stunden arbeiten,“ ſagte Robert behaglich. Ihm war es wohl, hier ſo mit ſeiner lieben Anne-Mie zu ſitzen und ſich dabei noch in aller Unſchuld von zwei übermütigen Augen anſtrahlen zu laſſen.

„Ihr Hamburger ſeid ſchrecklich, ſchrecklich fleißig,“ ſprach Martina. „Warum arbeitet Ihr ſo viel? Ihr habt es doch nicht nötig. Wenn ich Millionär wäre, rührte ich keinen Finger mehr.“

Robert lachte. Dann bewegten ſich immer ſeine mächtigen Schultern mit.

„Einfach naiv! Was, Anne-Mie? Schöne Frau Nini, erſtens bin ich noch gar kein Millionär und hoffe es — da ich's zunächſt bloß durch Erbſchaft werden könnte — auch noch lange, lange nicht zu werden. Und außerdem: wenn man's iſt, will man es doch bleiben und will das Vermögen vergrößern. Bei jedem Todesfall gibt's Teilungen — da würde ſchließlich die Suppe ſehr dünn. Und dann überhaupt Frau Nini, die Arbeit iſt was Sittliches. Dazu ſind wir auf der Welt.“

„Die armen Leute!“ rief Nini.

Robert fand ihren Unverſtand entzückend.

Dann kam die Rede auf den Sport.

Martina wollte allerlei lernen: rudern und reiten. Robert ſollte ſie alles lehren.

„Aber das kann doch Guy!“ ſagte Anne-Marie erſtaunt.

„Der eigene Gaite iſt ein ſchlechter Lehrmeiſter. Und dann habe ich ſolch Vertrauen zu Ihnen, Robert. Sie ſind das Bild der Kraft und des Mutes.“ Dabei lächelte ſie ihn kokett an.

Jeder Gedanke an Untreue lag ihr ganz fern. Nicht der leiſeſte Schimmer davon war in ihrer Seele. Aber ſie war es einmal ſo gewohnt, den mit ihr verkehrenden Herren eine etwas lebhaftere Temperatur des Gefallens an ihr einzuſeuern. Und wenn andere Damen dabei waren, ſo wollte ſie dieſe durch ihre Munterkeit und ihre Anmut überſtrahlen. Das lag ſo in ihr. Sie konnte gar nicht anders. Sie mußte ſich in den Vordergrund drängen oder empfand Langeweile in einer Situation, wo ſie es nicht konnte.

Anne-Marie ward ſehr ſtill, und ihre feinen Naſenflügel zitterten manchmal, während das fröhliche Wortgefecht zwiſchen Robert und Martina fortging.

Schließlich hatten die auf der Veranda ihre Kaffeeſitzung beendet und kamen auch in den Garten. Es wurde beſchloſſen, an das Ufer der Elbe hinunterzugehen. Eine Thür führte aus dem Garten hinaus in das ſchmal am Strand ſich hinziehende Dorf.

Man ging zu zweien und dreien, Charlotte mit Guy und Salvatrix voran. Anne-Marie hängte ſich feſt an ihren Gatten. Tante Wiſche und Philipp geſellten ſich zu Martina.

„Was Sie wieder für ein Kleid anhaben, Nini!“ ſagte Tante Wiſche ihre

Blicke in den Stoff bohrend, um ihn auf seine Kosten zu taxieren. „Das ist wohl ganz etwas Köstliches."

„Gefällt Ihnen die Robe? Das freut mich," sagte Martina.

„Von Hagedorn?" fragte Tante Wische, um zu erfahren, ob dieser Luxus auf Guys Budget käme und neusten Datums sei.

„Nein, aus Berlin, von Gerson," antwortete Martina geärgert.

„Allemal hat unser Ninichen ein anderes schönes Kleid an, wenn man sie sieht. Das kennen wir hier gar nicht, so viele Abwechselung," sagte Tante Wische zu Philipp, der dem Gespräch mit Herzklopfen zuhörte.

„Meine Eltern haben mir eben eine so reiche Garderobe mitgegeben," erklärte Martina hochfahrend.

Gerade stand Charlotte still, um auf das Herankommen Martinas zu warten.

Die sprühende Laune derselben war ganz verflogen. In gezwungenem Ton unterhielt sie sich nun mit Charlotte.

Diese hatte von Guy gehört, daß im jungen Hausstand allerlei Schwierigkeiten entstanden waren. Eine impertinente Köchin hatte man fortschicken müssen und ihr noch obenein den Lohn eines Vierteljahres und ein Kostgeld für ebensolange geben müssen. Charlotte war so gewöhnt, gefällig zu sein und um Gefälligkeiten angegangen zu werden, daß es sich für sie von selbst verstand, der jungen, am Ort fremden Frau aus der Verlegenheit zu helfen.

In Charlottens Augen war es zwar keine sehr große Verlegenheit, denn wenn in einem so kleinen Hausstand die Köchin krank war, kochte die Dame des Hauses eben selbst, zumal in dem Stubenmädchen eine bewährte Person ihr zur Hilfe bereit stand. Aber vielleicht konnte Martina nicht kochen, und Charlotte war zu zartfühlend nur danach zu fragen:

„Ich höre von Guy, daß Sie allerlei Fatalitäten haben. Und eben trifft es sich glücklich, daß ich Ihnen eine vielleicht tüchtige Person nachweisen kann. Die Schwester meiner seit sechs Jahren bei mir bedienstete Minna wollte heiraten und verließ ihren Dienst am ersten Mai. Die Partie zerschlug sich vor einigen Tagen, man hatte Beweise, daß der Mann ein Trinker sei, der es nur auf das Sparkassenbuch des Mädchens abgesehen."

Die Schwester ihrer Minna — hm, die soll natürlich alles rapportieren, was ich thue und lasse. Und wie genau diese Frau in den Verhältnissen ihrer Leute Bescheid weiß — sie klatscht sicher mit ihnen, dachte Martina.

„Sehr gütig," sagte sie; „aber wie Sie orientiert sind."

„Das ist sehr einfach. Minnas Vater war Hausknecht im Baumeisterschen Geschäftshaus. Die Mutter bezieht von uns eine Art Pension. Da bekümmert man sich fort und fort um die Leute. Das finden Sie hier viel. Jedes größere Haus steht in patriarchalischen Gönnerverhältnissen zu allerlei kleinen braven Familien."

„Sie sind sehr gütig — aber ich habe schon zum ersten Juni eine Köchin wieder. Ich vergaß wohl, es Guy zu sagen. Ich selbst kann natürlich nicht kochen — als Dame versteht man sich ja nicht auf Dienstbotenarbeit. Aber wir wohnen ja so nahe bei Pfordte. Wir essen so lange dort, und das Essen ist ja wirklich sehr gut da."

Martina war sehr befriedigt von sich und ihrer Antwort und war sicher, Charlotten gezeigt zu haben, daß man zu leben verstehe, auch wenn man eine geborene Kalkowski sei. Aber Charlotte war nur ganz bestürzt, daß Martina nichts von Dienstbotenarbeit zu verstehen vorgab und mit Guy in dem teuersten Restaurant Hamburgs alltäglich dinierte.

Guy hatte doch so überzeugt und überzeugend damals von Hausfrauenfähigkeiten und bescheidener Sparsamkeit gesprochen — — —

Hinter den beiden Frauen lachten Guy und Robert laut zusammen. Es machte Martina ganz nervös, daß sie nicht dabei sein und mitlachen konnte.

Mühsam schleppte sich das Gespräch zwischen ihr und Charlotte fort.

Mit einem Mal kam Anne-Marie gelaufen. Sie hatte die Uhr in der Hand und sah furchtbar ängstlich aus.

„Tante Charlotte, wir müssen umkehren, es wird die höchste Zeit. Baby wird halb sieben für die Nacht zurechtgemacht."

„Kehren wir um," sagte Charlotte gütig.

Aus unſerer Bildermappe:

Heilige Nacht. Nach dem Gemälde von C. Müller.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Mein Gott," ſprach Martina, „ich denke, Sie haben eine ſo großartige engliſche Kinderfrau. Sie verſteht es doch gewiß beſſer als Sie ſelbſt."

„Das wohl," meinte Anne-Marie weinerlich, „aber ich muß doch dabei ſein, es ſehen und lernen. Robert, wir kommen zu ſpät."

Auch Robert ſah mit allen Zeichen der Angſt nach ſeiner Uhr.

Nein, ſie konnten nicht im Schlenderſchritt nach der Villa zurückgehen. Sie mußten ſich gleich hier verabſchieden.

Als Robert ſehr feſt, ſehr innig als liebevoller Kamerad Martina die Hand ſchüttelte, ſah ſie ihm mitleidig und bedeutungsvoll in die Augen.

Dieſe Frau macht den armen Mann noch ganz zu einer albernen Perſon. Wie kann man ſich nur ſo um ein Balg haben, dachte ſie.

Nach ihrer Meinung hätte Robert, ſchon ihretwegen dableiben müſſen und ſeine Frau allein nach Hamburg hineinfahren laſſen ſollen, wenn ſie denn den Drang in ſich fühlte, ſich zur Kindesmagd zu machen.

Der Reſt des Tages ſchlich bleiern hin. Man ſaß in der Veranda beiſammen. Charlotte und Salvatrix erinnerten ſich der ſo angenehm und ſchnell verronnenen Stunden von heut morgen; Charlotte überdies früherer Zeiten, wo Guy hier in glücklichem Ausruhen von der Wochenarbeit

schöne Sonntagsstunden verlebt und soviel Heiterkeit und Anregung mitgebracht.

Es war klar: die Geschwister wirkten hemmend aufeinander. Philipp war ernst und zerstreut. Martina war gar nicht unbefangen.

Charlotte grübelte den Gründen dieser Erscheinung nach, weil sie den einfachen, auf der Hand liegenden Grund nicht annehmen wollte, daß Martina die Kontrole ihres Bruders nicht erwünscht sei, und daß Philipp unerfreuliche Beobachtungen gemacht.

Auch Guy war schweigsam. Er fühlte mit wachsender Pein, daß die Gegenwart seiner Frau wie etwas Fremdes, Störendes wirkte, und daß sie in gar keiner Weise innerlich die Neigung hatte, sich einzufügen.

Nur Tante Wische, rastlos mit gelben Seidenfäden ein Muster auf einen breiten Leinenstreifen stickend, sprach viel. Sie klatschte gern und wußte eine lange, sehr schlimme Geschichte vom unverheirateten Consul Y., der als wahrer Don Juan schon so viel Unfrieden in manche Ehe erster Kreise getragen und jetzt ein Verhältnis mit der Frau Dr. Z. haben sollte. Es werde an der Börse offenkundig besprochen.

Diese Geschichte hatte wenigstens den Vorzug, daß sie Martinas starkes Interesse erweckte und die Frage hervorrief, ob denn derlei in einer für solide und prüde verschrieenen Hansestadt auch vorkäme. Und ob? Tante Wische ließ alle Klatschgeschichten der letzten zehn Jahre Revue passieren.

Am Abend, als man endlich fortgehen konnte, war Martina ganz erschöpft von dem Zwang des Tages. Sie kehrten mit Tante Wische nach Hamburg zurück.

Erst in ihrer Wohnung konnte Martina frei Atem schöpfen.

Im großen Salon, von dessen beiden Fenstern aus man zur Alster hinsehen konnte, brannte von den fünf Flammen an der Gaskrone eine hinter milchigem Glase.

So war der ganze Raum in ein wohlthuendes Halblicht getaucht.

Der Salon war sehr voll von Möbeln, Teppichen und Nippes. Nichts verriet den neuen Hausstand, den erst die Jahre mit Zierat und Erinnerungen wie Geschenken aller Art füllten.

In der Nähe des Fensters stand schräg eine breite, flache Chaiselongue, von einem echten, rotbunten Kelim überdeckt.

Aus der Ecke daneben hob sich weißschimmernd die Gruppe „Der Raub der Polyxena." Der große, breite Holzunterbau, der die Gruppe trug, war ganz von davorgestellten Palmen und Farren verdeckt.

Die Wände waren voll von Bildern, Borden und Konsolen. Chinesische Raritäten standen da zwischen köstlichen Ziergläsern und alten Majolikavasen.

An der Hauptwand hatte eine geschnitzte Truhenbank mit mächtig ragender Lehne ihren Platz. In einer Ecke befand sich eine Gruppe von dunkelroten Seidenmöbeln. Das ganze Bild des warmen, schön farbigen Raumes strahlte im Spiegel wieder, der zwischen den Fenstern von dem Fußboden bis zum Plafond reichte, und den ganzen Fußboden deckte ein mittelfarbiger Teppich.

Kaum war Martina eingetreten, als sie ihren Hut auf den nächsten Stuhl warf und Guy heftig umhalste.

Sie bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Endlich wehrte er sich lachend.

„Was hast du nur?" fragte er.

„Was ich habe? Rasend verliebt bin ich. Und selig, endlich wieder mit dir allein zu sein, nachdem ich den ganzen Tag unter Mumien gewesen bin," rief sie und wollte ihn mit sich wie im Tanz drehen.

Guy löste sich sanft aus ihren Armen. „Komm," sagte er, „setz dich zu mir. Wir wollen ruhig darüber sprechen."

Er zog sie neben sich auf die Truhenbank. Martina lehnte ihren Kopf gegen die geschnitzte Rückwand, guckte Guy schelmisch erwartend von der Seite an und sprach:

„Nun los mit dem Speech, wie Robert sagt. Aber denk' nicht, daß es mir gelingen wird, mir einzureden, daß diese Charlotte Baumeister und diese Salvatrix nette Menschen sind."

„Salvatrix kenn' ich noch zu wenig. Aber Charlotte Baumeister habe ich lieb und lasse sie nicht schelten," sagte er in festem Ton.

Martina lachte hell auf.

„Sehr brav, sehr gesinnungstüchtig," sprach sie, „du sollst sie auch so viel lieb haben, wie du willst. Aber mir meine

Augen zuknöpfen — das kann ich ja auch nicht. Weißt du was? Charlotte Baumeister ist auf ihre alten Tage in dich verliebt, das tendre, das die für dich hat, ist schon sehr dicke!"

Guys Gesicht wurde flammend rot.

„Aber Nini!" rief er. „Wie kannst du so unzarte Sachen sagen."

„Unzart?" rief sie und sprang auf und stellte sich vor Guy hin, mit lebhaften Handgebärden ihre Worte begleitend. „Ach was, unzart?! Wahr ist's. Na und nun begreife ich ja ganz gut, daß sie eifersüchtig auf mich ist. Weißt du, was sie mit dir vorhatten? Du hast mir's mal gestanden, daß die Baumeister dich gern an Salvatrix verschachert hätte."

„Verschachert habe ich nicht gesagt," sprach Guy heftig dazwischen.

„Aber so war's von ihnen gemeint. An diese dünne, sentimentale Holländerin! Herrgott, ist die kokett! Hast du gesehen, wie die mit den Augen klappern kann? Wenn die übrigens 'n Mann braucht, laß Philipp sich doch 'ran machen! Steck ihm das mal! Philipp haben sie sich natürlich eingeladen, um ihn über uns auszuhorchen."

„Aber Nini, wie kannst du solche Unterstellungen machen? Du denkst so schlecht von allen Menschen," sagte Guy traurig.

„Weil ich sie besser kenne, als du, du Idealist. Aber daß die sich nur nicht einbilden sollen, daß sie mir meinen süßen Schlingel abspenstig machen können. Er gehört mir — mir — mir." Sie setzte sich auf ihres Gatten Kniee und suchte mit ihren Lippen seinen Mund.

Mit ihrer heißen, nie gesättigten Zärtlichkeit entbrannte sie die ganze Leidenschaft ihres Mannes für sie stets von neuem.

„Meine Nini," sagte er endlich, „du liebst mich doch so sehr, warum willst du nicht mir zuliebe versuchen, dich an meine Freunde anzuschließen?"

„Mein Gott, ich habe doch dich geheiratet. Nicht sie," sprach Martina in der naiven Ueberzeugung eines ehrlichen Rechts.

„Ja, aber man kann doch Rücksicht nehmen auf die, welche dem Mann nahe stehen."

„Und bin ich nicht mit Robert schon auf einem famosen Fuß? Anne-Marie ist ja eine vollkommene Null und viel zu unbedeutend, um meine Freundin sein zu können. Aber ich bin auch sehr nett zu ihr gewesen," versicherte Martina.

„Dafür danke ich dir. Wenn du nur auch zu Baumeisters . . ."

Martina sprang auf. Ihre Augen blitzten. „O, ich wäre auch von Herzen gern nett zu den anderen Damen gewesen. Aber sie machen es mir unmöglich. Baumeister selbst war ja sehr höflich. Überhaupt die Männer — mit denen ist immer besser auszukommen. Willst du's aber wohl glauben: fort und fort haben sie mich beleidigt, die Baumeister, Tante Wische und die fade Holländerin.

„Es war sehr unnötig von der Baumeister, mir Rat in meinen Dienstbotenangelegenheiten aufzudrängen. Du hättest nur hören sollen, mit was für Spitzen gegen mich ihre Reden gespickt waren. Als wenn ich unerzogen und ungeschickt sei. Auch gaben sie und Tante Wische mir zu verstehen, daß ihnen meine Toilette nicht gefalle. Was geht das sie an! Sie bezahlen meine Kleider doch nicht. Und wenn sie weniger Geschmack haben als ich, ist es ihre Schuld und nicht die meine. Das siehst du doch ein?"

„Ganz gewiß," sagte Guy. „Ich bezweifle auch keinen Augenblick, daß Tante Wische Taktlosigkeiten gegen dich begangen. Aber von Charlotte kann ich es mir nicht denken."

Martina zitterte vor innerer Erregung. Heftig fuhr sie ihren Gatten an:

„So — du meinst also, ich lüge?! Danke vielmals für die schmeichelhafte Meinung. Ich sage dir aber, das ganze Wesen der Baumeister gegen mich war von a bis z eine Beleidigung. War sie freundlich, so lag was Leutseliges darin. Leutselig, als wenn ich Plebs bin! Man ist doch nur leutselig gegen Leute, die gesellschaftlich unter einem stehen. Ich fühle mich aber vollkommen auf einer Linie mit dieser Baumeister. Und sie sagte kein Wort, worin nicht irgend eine Lehre, ein Tadel enthalten war. In jeder Weise ließ man mich fühlen, daß ich ein geduldeter Gast sei, als das Kind von Schauspielern tief unter ihnen stehend. Mit dieser dummen, faden Anne-Marie aber thaten sie so gesucht. Ich lasse mir das nicht gefallen — ich bin deine Frau — die Tochter

eines großen Künstlerpaares. Man ist mir die höchste Achtung schuldig."

Sie brach in Thränen aus und warf sich auf die Chaiselongue nieder. Guy blieb auf der Truhenbank sitzen. Er war auf das höchste betroffen.

Er sah wohl, Martinas Entrüstung war nicht gelogen. Sie war ganz ehrlich und ganz leidenschaftlich. Also mußte doch Martina Gründe haben, sich verletzt zu fühlen.

War es wirklich so undenkbar, daß Charlotte sich zu einem solchen Benehmen hinreißen ließ? Früher hätte Guy wohl geschworen, es sei unmöglich.

Aber jetzt bildete er sich ein, die Frauen erst genau kennen gelernt zu haben. Wenn man mit einer intim zusammenlebt, gewinnt man Erkenntnisse über das ganze Geschlecht.

Plötzlich erhob Martina ihr Haupt von dem Kissen, darin sie ihr weinendes Gesicht gedrückt gehabt.

„Und mehrmals haben sie holländisch zusammen gesprochen, die Baumeister und diese Salvatrix. In einer fremden Sprache unterhält man sich doch nur, wen man was Schlechtes über jemand sagen will, der's nicht versteht. Sie guckten sich dabei auch so an . . ."

Sie legte ihren Kopf wieder nieder und weinte fort.

Guy hatte aber diesen Nachtrag zur Klage kaum gehört. Er grübelte fort.

„Frauen bleiben Frauen," dachte er, „kein Zweifel, Charlotte hat meine Nini beleidigt."

Seine Stirn rötete sich vor Ärger.

Er dachte daran, welche Gegnerin Ninis Charlotte schon gewesen, noch ehe sie seine Braut kannte.

Und die Eifersucht ist eine Sache, die sich bei Frauen in jedes Gefühl drängt, sei es mütterlich, schwesterlich oder unbestimmter, allgemein zärtlicher Natur. Wohl möglich, daß Charlotte in Eifersucht, die jede Gemütsharmonie stört, auch ihre bisherige Seelenvornehmheit eingebüßt hatte.

Vielleicht mischte sich auch bei Nini ein bischen Eifersucht in die sonst sicherlich gerechte Empfindlichkeit; wenn sie bedachte, daß diese wunderbar schöne Holländerin mit dem vielen Geld ihm als Gattin zugedacht gewesen, konnte sie sich wohl etwas beunruhigen.

Hier verließen Guys Gedanken die Linie, welche sie bisher verfolgt hatten.

Er sah plötzlich ganz deutlich das schöne Mädchen mit dem beredten Augenaufschlag vor sich und das schmale Gesicht, zwischen den blonden Haarbandeaux.

Wie wohlthuend war es doch, diese sanfte Schönheit zu betrachten. Das ein wenig Leidvolle, welches noch über der, in tiefe Trauer gekleideten Gestalt lag, wirkte seltsam anziehend.

Während er so sann, wartete Martina, daß er zu ihr kommen und sie trösten solle.

Sie fühlte sich in Wahrheit trostbedürftig, und ihre Entrüstung war eine ganz ehrliche gewesen.

Den ganzen Tag war sie sozusagen wie auf der Wacht gewesen, hatte jede Miene, jedes Wort der anderen belauert, ob es auch höflich genug sei, ob auch irgend eine ihr ungünstige Gesinnung darin verborgen sei. Ihr Selbstgefühl war ungemessen, aber es stand auf einem schlechten Fundament, auf dem der Eitelkeit. Daher war es immer mißtrauisch und nie befriedigt.

Auch war Martina gewöhnt, wenn sie mit den Bekannten ihrer Eltern zusammen gewesen, als eine Art Prinzessin angestaunt und hofiert zu werden.

Nun kam sie sich zurückgesetzt vor, weil sich nicht alles um sie gedreht hatte.

Niemand außer Robert hatte ihr Komplimente gemacht.

Sie war überzeugt, daß die neidischen und eifersüchtigen Frauen sich gegen sie zusammengethan hatten, und weil an ihr selbst doch mit dem allerbesten Willen nichts auszusetzen war, ließ man sie ihre Herkunft entgelten.

Als Guy immer noch nicht kam, sie zu trösten, richtete sie sich wieder auf und sagte mit schmerzlicher Stimme:

„Und du selbst hast dich auch gar nicht um mich gekümmert. Du hättest es ihnen so recht zeigen sollen, wie verliebt du in mich bist — bloß um sie zu ärgern."

Guy fuhr aus tiefen Gedanken auf. „Nein," sprach er finster, „wenn man dich wirklich gekränkt hat, ist es meine Pflicht, Charlotten zu sagen, daß ich dich nicht kränken lasse."

Martina lief zu ihm und umhalste ihn.

Sie saß auf seinem Schoß und plauderte zärtlich.

„Uns unseren schönen Sonntag so zu verderben! Wir hätten viel mehr daran gehabt, wenn wir bei Pfordte sehr früh gegessen hätten, dann im Wagen nach dem zoologischen Garten gefahren und abends ins Theater gegangen wären. Wir hätten dazu deine Freunde Gräfenhain und Teuscher einladen können — die gehören hier zwar nicht zu den ersten Familien, aber sie sind fidele Häuser."

„Und machen dir riesig die Cour," neckte Guy.

„Gerade den heutigen Tag wollt' ich so reizend als möglich haben, damit ich meinen Tyrannen am Abend weich und nachgiebig gestimmt vor mir gehabt hätte — denn — eigentlich wollte ich thm was beichten," sagte sie lächelnd und legte ihre Wange gegen seine.

„Nur heraus damit — für die vergossenen Thränen bin ich ohnehin in detner Schuld. Ich trage sie gleich ab, indem ich das verzeihe, was du beichten willst. Denn wenn man beichten will, braucht man meist so was wie Verzeihung."

„Nein, nein," wehrte sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Du Schmeichelkätzchen — heraus mit der Sprache," befahl er zärtlich.

„Denk dir, mein Herzensschatz — ich hab' einen ganzen Haufen Rechnungen. Und die müssen bezahlt werden — endlich mal," sagte sie kläglich.

„Rechnungen? Aber ich habe dir ja immer genug bares Geld gegeben!" rief er.

„O, die sind auch nicht von hier. Meine Garderobe weißt du. Dein Ninichen wollte immer recht schön und recht neu vor dir erscheinen — sie wußte, daß du hübsche Toiletten liebst. — Na — und da hab' ich mir wohl ein bißchen viel angeschafft. Der Konfektionär, der die Lieferung damals übernahm, muß aber bis zum ersten Juni bezahlt sein — so war es ausgemacht."

Guy stieß sein Weib förmlich von sich. Er erschrak sehr. Heftig wie er war, fühlte er sekundenlang etwas in sich aufwallen wie Widerwillen.

„Ich bezahlte deine Aussteuer doch schon einige Tage vor der Hochzeit," sagte er finster.

Sie stand ganz kleinlaut vor ihm. „Das war die Wäsche und die sonstigen Bedürfnisse," sprach sie.

„Wieviel ist es?" fragte er scharf.

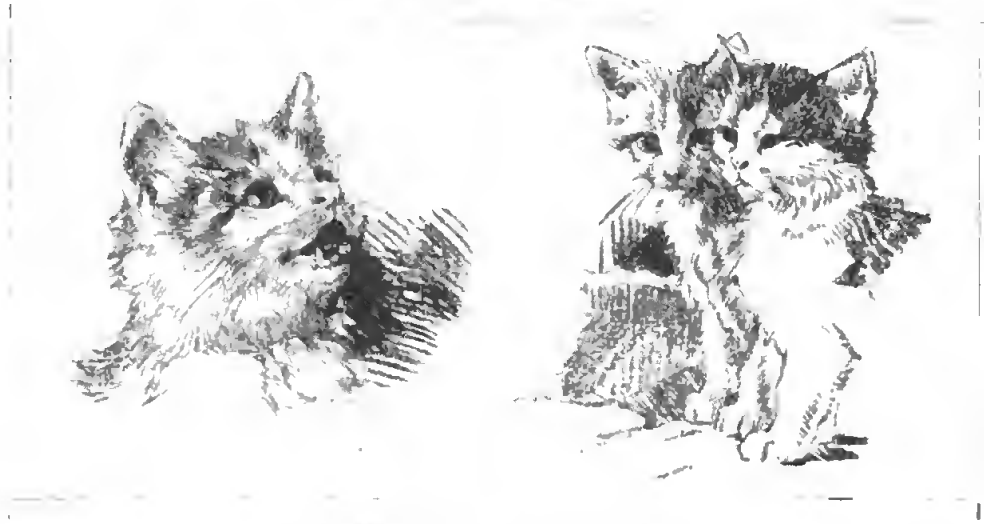
„Achttausendfünfhundert Mark," sagte sie leise.

„Unerhört!" rief er.

Mit heftigen Schritten hin und her gehend, gönnte er Martina keinen Blick.

Plötzlich sagte sie, während in ihren Augen auch die Zeichen heftiger Erregung aufzublitzen begannen:

Aus unserer Studtenmappe:



Bleistiftskizze von Julius Adam.

„Ich habe nicht gedacht, daß du so kleinlich bist, mir eine Scene zu machen sobald es sich um Geld handelt. So entrüstet warst du vorher nicht, als ich dir sagte, daß man dein Weib und in ihr dich beleidigt hat. Ist es etwa auch bei dir so wie bei den meisten Menschen, daß dein Geldbeutel empfindlicher ist als deine Ehre?!"

Guy stand und sah sein Weib an. Ihre Worte machten ihn stutzig über sich selbst, wie so oft. Sie hatte eine Art, unanfechtbare Sachen zu sagen, die immer trafen.

Ganz gewiß: als Mann von Ehre hatte er sich mehr darüber aufzuregen, wenn man ihm sein Weib beleidigte, als wenn er achttausend Mark bezahlen sollte.

Er wußte nichts zu erwidern. Und doch war eine Stimme in ihm, die ihm zuflüsterte, daß da irgend etwas schief sei, daß Schluß und Prämisse nicht in einem logischen Verhältnisse zu einander ständen.

„Zu einem solchen Vorwurfe habe ich dir noch nie ein Recht gegeben," sagte er mit dem Bemühen, sich zur Ruhe zu zwingen.

Da flog Martina auch schon wieder auf ihn zu und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Nein, du bist der nobelste, reizendste Mann von der Welt. Zeig's wieder heute und vergib mir. Ich weiß auch gar nicht, wie das so viel geworden, es — es läpperte sich so zusammen. Als ich die Rechnungen bekam, war ich ganz erschreckt. Verzeih mir nur — verzeih mir nur."

Eine Bitte um Verzeihung aus geliebtem Mund entwaffnet und beschämt jeden Mann.

Guy, seinen Arm um Martina legend, führte sie zu der Chaiselongue.

„Komm," sagte er, „setz' dich zu mir. Es ist vielleicht ganz gut, daß es einmal zu einer Aussprache über Finanzen kommt. Gewiß verzeihe ich dir, denn ich weiß, daß Leute, die nicht gewohnt waren, in geordneten Verhältnissen zu leben, fast niemals mit Geld umzugehen wissen, wenn sie zu größeren Einnahmen kommen."

In Martinas Augen blitzte es böse auf. Dieser Hinweis kränkte sie tief.

„Das hat gewiß die Baumeister gesagt," dachte sie, schwieg aber.

„Siehst du, Ninichen — ich bin ein Anfänger. Das Kapital, welches ich habe, ist nicht zum Verbrauch da, sondern um damit zu arbeiten. Obenein ist es geliehenes Geld. Mit gutem Gewissen dürften wir im ersten Jahr unserer Ehe nur das verbrauchen, was ich bei dem Speicherbau verdiene. Ein wenig mehr dürfen wir uns erst rühren, wenn ich die Villa mit dem erhofften Vorteil verkaufe. Weißt du aber Nini, daß du jeden Monat tausend Mark brauchst? Und dabei essen wir noch so oft außer dem Hause."

„Ich habe doch das Geld nicht in der Küche verwirtschaftet," sagte sie und fing an zu weinen. „Sieh dich nur um — all die hübschen Sachen, die dir unser Nestchen gemütlich machen, hab' ich eingehandelt."

„Und ich habe es zugelassen, weil ich sah, wie viel Spaß es dir machte. Aber von nun an wird meine Nini sparsam werden?" bat er schmeichelnd.

Sie dauerte ihn. Und wegen der kurzen Aufwallung feindlicher Gefühle gegen sie kam er sich wie ein Schuldbewußter vor, der gut zu machen hat.

„Gewiß," versprach sie, „aber sage mir, du bist doch glücklich hier, wo ich's dir so niedlich und so wohnlich gemacht habe, als ich konnte. Daß es über deine Mittel ging, konnte ich nicht ahnen. Ich that alles bloß aus Liebe, damit dir unsere Häuslichkeit wie ein kleines Paradies vorkommen sollte."

Sie weinte unaufhörlich und schien ganz trostlos.

Guy kam sich brutal vor, daß er dieser innigen Seele, diesem herzvollen Wesen überhaupt Vorwürfe gemacht.

Martinas Gemüt war in der That kummerschwer. Allerlei Empfindungen flossen unklar durcheinander: die Kränkung, daß man ihr vorgeworfen, sie habe früher keine Gelegenheit gehabt, mit Geld umgehen zu lernen, die beleidigte Eitelkeit, sich wie ein Kind ausschelten zu lassen wegen eines zu starken Geldverbrauchs; die dumpfe Sorge, daß sie in Zukunft sich weniger hübsche Kleider und Sachen kaufen könne.

Auf eine so tiefe Reue, auf so viel Thränen, die vollkommene Einsicht in die Situation zu verraten schienen, war Guy gar nicht gefaßt gewesen.

Er schämte sich in diesem Augenblick,

seiner Frau nicht den Boden, den sie betrat, mit Gold pflastern zu können.

„Tröste dich doch, Nini," bat er schmeichelnd, „ich bitte dich. Dein Weinen zerreißt mein Herz. Es ist auch nur vor der Hand nötig zu sparen. In wenig Jahren bin ich reich, dann sollst du so viel Geld ausgeben, wie du willst. Tröste dich — komm — küsse mich."

VII.

Im Hause Baumeister hatte das erste Zusammensein mit Martina keine so aufregenden Gespräche im Gefolge.

Charlotte sprach Philipp gegenüber die Hoffnung aus, daß seine Schwester sich bald hier heimisch fühlen möge, und Philipp küßte Charlotte die Hand und dankte für alle Güte.

Das war von Charlottens Seite ein wenig Beobachtung der guten Form und Rücksicht auf den Bruder gewesen; von Philipps Seite Herzensbedürfnis.

Mit Salvatrix sprach Charlotte auch einige sympathische Worte über Guys Frau; lobte Martinas bescheidene Haltung bei Tisch und ihr wirklich anziehendes Lächeln.

Das war alles. In ihrem Bette freilich lag Charlotte lange wach und versuchte sich zu beweisen, daß sie die einzelnen gereizten Antworten Martinas sicherlich mißverstanden, und daß nicht Martinas Ton, sondern ihr eigenes Ohr Schuld gehabt.

Am andern Morgen schon fanden die Damen mit Philipp zusammen die Stimmung zurück, die ihnen am ersten Tag die Stunden so angenehm gemacht.

Philipp schien ganz zu Hause und entwickelte eine derartige vielseitige Thätigkeit, daß man ihn nur bewundern konnte. Niemand hätte dem feingebauten, mittelgroßen Mann diese zähe Arbeitsfreude zugetraut.

Früh, bevor jemand anders im Hause auf war, saß Philipp und malte an einer Studie, die den Gemüse- und Blumengarten im blinkenden Morgentau zeigte.

In der Zeit, wo die Sonne sich zur Mittagshöhe hob, saß er vor Salvatrix und mühte sich an dem Bild ab, das er „Eine Tropenblume" nennen wollte.

Bei weniger gutem Licht malte er an dem Porträt des verstorbenen Herrn te Gempt nnd arbeitete an all den kleinen Reparaturen, die er als nötig erkannt.

Der „Ribera" wurde gereinigt. Philipp suchte mit Kehr auf dem Boden der Gärtnerwohnung nach einer flachen Kiste von entsprechender Form, nagelte sie mit grünem Fries aus und tränkte diesen mit allerlei Aethern, worauf das Bild mit der bemalten Seite wie ein Deckel fest darauf gelegt ward. So löste sich in wenigen Tagen aller Schmutz, und später ergab der photographische Apparat, daß das Bild wirklich Riberas Malerzeichen trug.

Oft fuhr Philipp nach Hamburg, um dort an Regentagen die Schwester zu besuchen und die für seine Thätigkeit nötigen Besorgungen zu machen.

Aber es schien den Frauen später, wenn sie von dieser Zeit sprachen, als habe immer die Sonne geschienen.

Salvatrix lebte auf. Sie ging mit Charlotte im Hause umher und paßte auf, wie man es anfängt einen Haushalt zu leiten.

Wenn sie zusah, wie Philipp zeichnete, kam es ihr vor, als sei es ganz leicht und als könne sie es schnell nachmachen.

„Das möchte ich auch lernen," sagte sie. Philipp gab ihr Stunden, und es zeigte sich, daß Salvatrix wirklich ein bescheidenes kleines Talent hatte. Philipp war ja gewohnt mit solch kindlichem Dilettantismus umzugehen: seine Schülerinnen in Berlin hatten es ihn gelehrt. Er wußte, daß die jungen Damen sofort ein Resultat ihrer Künste zu sehen wünschen.

Deshalb schlug er Salvatrix vor, sie solle Porzellan bemalen lernen.

Sie war entzückt von der Idee. Es wurde eine förmliche Expedition nach Hamburg unternommen, um die nötigen Sachen zusammenzukaufen. Für das Geld, das Salvatrix ausgab, hätte Philipp ein Jahr lang das Material zu seiner Berufsarbeit bestreiten können. Und so viel feine, durchsichtige Tassen in Rokokoform, so viel Teller, Vasen, Jardinieren kaufte Salvatrix gleich zusammen, daß Philipp ihr neckend prophezeite, sie müsse neunzig Jahre alt werden, um alles zu bemalen.

Von nun an roch es oft in allen Räumen der Villa nach Nelkenöl. Der durchdringende Duft zog von der Veranda in den Speisesaal, aus Salvatrix' Wohnzimmer auf den Korridor.

Baumeiſter zeigte in ſeiner gemeſſenen, äußerlichen Art doch ein blaſſes Wohlwollen für die Thätigkeit ſeiner Nichte.

„Es iſt dein Verdienſt, Charlotte,“ ſagte er einmal abends, „daß Salvatrix jetzt ſo etwas hat wie einen Lebensinhalt.“

Und nach einer Pauſe fügte er kurz hinzu: „Du haſt eine glückliche Hand.“

Es ſchien Charlotten, als ſei dies „du“ ſo beſonders betont geweſen. Sie ſeufzte ſchwer.

Myle, die holländiſche Dienerin, ſah aber die veränderte Lebensweiſe ihrer Herrin mit anderen Augen an. Myle war das Schlimmſte, was ein Menſch ſein kann: halbgebildet. Die Pflege der verſtorbenen Frau te Gempt hatte ihr obgelegen; ſie war ſeit Jahren immer im Zimmer der Herrſchaften und hörte alle Geſpräche. Sie war an ein gebildetes Benehmen gewöhnt worden. Ihr Kopf hatte ſich mit allerlei Vorſtellungen davon angefüllt, was vornehm und nicht vornehm ſei. Viel Geld haben und gar nichts thun, war ihr der Inbegriff von Vornehmheit. Herr te Gempt hatte ſeiner Frau oft Vorkommniſſe des politiſchen und techniſchen Lebens erzählt. Und da die glatte Ordnung der Dinge ſich von ſelbſt verſteht, und nur die Unordnung als Vorkommnis gilt, ſo hatte Myle, als ſtumme Zuhörerin ſich ein Bild davon gemacht, daß es in der Welt, ſo wie man die Schwelle des te Gemptſchen Hauſes überſchreite, von Schurken, Lügnern, Dieben wimmle. Sie war von Natur mißtrauiſch und ſuchte daher auch inſtinktiv Nahrung für ihre Veranlagung.

Daß eine reiche Waiſe der Gegenſtand von Spekulationen aller Art ſei, ſtand bei ihr feſt.

Sie hatte ſich geſchworen, über Salvatrix zu wachen. Der Vater und die Mutter waren in ihren Armen geſtorben; ſo kam ſie ſich vor, als von Gott zur Wächterin eingeſetzt.

Außerdem war ſie feſt davon überzeugt, daß auch Salvatrix den Todeskeim in ſich trage. Die Mutter hatte den Vater angeſteckt, es war gewiß, daß der Vater die Tochter angeſteckt haben mußte.

Die Erklärung der Meraner Ärzte nahm Myle für eine bewußte Täuſchung aus Mitleid. Hatten doch auch damals die Ärzte ihrer armen ſterbenden Herrin immer von Geneſung geſprochen.

Natürlich formte ſich in Myles Gedanken nicht ganz direkt der Verdacht, daß man hier durch unverſtändige Lebensweiſe die Geſundheit ihrer jungen Herrin vollends zu untergraben hoffe. Aber ſie ſah doch alles mit feindſeligen und mißtrauiſchen Augen an. Die Baumeiſterſchen Dienſtboten waren ihrer Herrſchaft viel zu ergeben, um aus dem Hauſe zu klatſchen. Aber gerade weil ſie ergeben waren, beſprachen ſie unter ſich alles, was ſie an ihrer Herrſchaft beobachteten. Da hörte denn Myle auch erzählen, daß der Herr Guy eine Heirat gemacht habe, die niemandem gefiel. Nicht einen Heller Geld hatte ſie gehabt, dieſe Martina Kalkowski, und was den Bruder anlange, ſei er zwar ein freundlicher netter Menſch, aber doch ein armer Schlucker, der wahrſcheinlich durch eine reiche Heirat ſein Glück zu machen ſuchen müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Meereswogen.

Wir Wogen im endlos ewigen Meer,
Wie einſam, winzig, verloren;
Ein ruhelos Sehnen treibt uns umher,
Doch ſtumm nur ſind wir geboren.

Und ob das Geheimnis der Tiefe wir ſah'n,
Wir bergen das Rätſel, wir Wellen,
Wir ziehen als ſchweigende Boten die Bahn
Und ſprechen erſt — wenn wir zerſchellen!

Ernſt Scherenberg.

Katzenstudie von Julius Adam.

Stille Nacht.

Von

Wilhelm Hegeler.

Mit acht Originalzeichnungen von **Paul Hey.**

(Abdruck verboten.)

Als die Zeit wieder herankam, wo die Axt durch den winterlichen Wald hallte, um die Tannen für das Weihnachtsfest zu fällen, da schlugen auch die alten Schmerzen wieder mit so grimmen Axtschlägen auf Edmund ein, daß ihm das Herzblut aus tiefer Wunde quoll, und Totenstarre sein Gesicht verzerrte, wie vor einem Jahr, als ihm in der Christnacht sein blühendes Weib gestorben war.

Die alten Schmerzen hatten ja niemals aufgehört, das ganze lange Jahr nicht. Frühling, Sommer und Herbst hatten ihm neue Erinnerungen an durchlebte Freuden geschickt, die mit bitterem Weh sein Inneres durchwühlten. Aber die Zeit hatte ihn doch ruhiger gemacht. Das Leben war an ihn herangetreten mit seinen tausend gleichgültigen Fragen, die man nicht überhören kann. So waren neben dem einen Gedanken viele andere laut geworden, den Klageschrei, der seine verödeten Tage und Nächte durchhallte, umsummte der Bienenschwarm der Alltagssorgen.

Am meisten hatte ihn die Fabrik beschäftigt. In nächster Nähe des kleinen Ortes, der tief eingebettet in dunklen Tannenwäldern lag, besaß er ein Holzwerk, und grade im Winter gab es darin viel zu thun. Der Waldbach, der die Säge trieb, lag wochenlang in Eis erstarrt, das oft bis tief ins Gebirg gehackt werden mußte; dann wieder brauste der Bach mit so übermächtigen Massen, daß er das Räderwerk zerstörte.

Aber gerade in den Tagen, wo es am meisten drängte, hatte Edmund plötzlich den Schlag der Holzfäller gehört — da war alle Farbe seinem Gesicht entwichen, alles Gedankensummen still, das ganze Jahr, welches dazwischen lag, wie ausgewischt; die Vergangenheit hielt ihn und ließ ihn den Tod noch einmal durchleben.

Der Buchhalter trat an ihn heran:

„Es ist große Eile, Herr. Die dritte Depesche ist angekommen."

Aber Edmund unterbrach ihn.

„Lassen Sie mich!"

Der Werkmeister kam.

„Wir müssen Tagelöhner nehmen. Unsere Leute können's nicht mehr schaffen."

„Lassen Sie mich!"

„Herr, die Fabrik steht still, wenn nicht abgeholfen wird."

„Mag sie still stehen."

Er verließ das Kontor und ging in sein einsames Haus, das er mit seinem

vierjährigen Sohn und einer alten Dienstmagd bewohnte.

Er betrat sein Zimmer und setzte sich in den Lutherstuhl, wo sie so oft auf seinem Schoß gesessen hatte, da alles andere ihr zu entfernt gewesen war, und sie ganz nah bei ihm sein wollte. Er betrachtete die Blumen vor dem Fenster, die dunkle Wand von Kamelien und Azaleen, die nun mit Staub bedeckt dastanden, ohne Blüten. Und wie hatten sie geblüht, als Agnes sie noch pflegte, als Agnes aus dem Zerstäuber den feinen Sprühregen über ihre Blätter blies! Zur anderen Seite des Zimmers ging sein schwerer Blick und ruhte auf dem hohen Bücherschrank, den sie von ihrer Hochzeitsreise aus Florenz mitgebracht. In wie mancher Dämmerstunde hatten sie davorgestanden, um die Reihen zu durchstöbern. Sie war auf einen Schemel geklettert und lehnte ihren Arm an seinen Kopf. Die beiden hatten viel gelesen; da es ihnen in dem kleinen Orte an Verkehr fehlte, waren die Bücher ihre besten Freunde gewesen. Wenn er den Schatz schon ganz erschöpft glaubte, hatte Agnes noch immer eine neue Geschichte entdeckt oder eine alte liebe wieder hervorgesucht, die sie noch einmal lesen mußten. Wie melodisch klang ihre Stimme, leise zitternd von der verhaltenen Leidenschaft der Worte, wenn sie Storm vorlas! Wie herzlich hatte sie gelacht, bis blanke Thränen aus ihren Wimpern fielen, über die Seldwyler Leute des Meisters Keller! Wohl zehnmal hatten sie die Geschichte vom Schmied seines Glückes gelesen, und jedesmal war's ein Fest gewesen. Jedesmal sprang sie auf, ergriff ihren Liebsten um die Brust und jubelte: „Wie er's festnagelt sein Glück, der Pfiffikus, der Schlaumeier! Wie er's festnagelt, der vernagelte Kerl!"

— — Vorbei, alles vorbei. Staub nistete auf den Büchern, eingerostet war das Schloß, totenstill, von keinem fröhlichen Wort erfüllt, lag das Zimmer.

Der Mann umpreßte die Lehne seines Stuhls und stöhnte und hob bis zum Zerspringen seine Brust. An seinem Fenster vorbei rollte über die Landstraße ein mit Ochsen bespannter Lastwagen, in dem hoch aufgeschichtete Tannen lagen. Die Räder knirschten in den glatten Gleisen, und die Last der grünen Bäume verdunkelte für einen Augenblick sein Zimmer. Da hielt Edmund es nicht mehr aus, so wild packte ihn der Schmerz; er ging ins Zimmer nebenan, warf sich vor dem Bette, das einst die Ruhestatt seines Weibes gewesen war, nieder und preßte ihr Kopfkissen gegen sein Gesicht, mit heißen Thränen die feine Leinwand tränkend.

O Erinnerungen, warum wollt ihr nicht fort! Ihr hundert Dinge alle, warum habt ihr das Aussehen nicht geändert, warum seid ihr nicht verschwunden, zugleich mit ihr, die euer aller Leben war!

Auf diesem Kissen ruhte einst ihr Haupt, ihre schwarzen Flechten ringelten sich über den weißen Spitzensaum. Wie heiß es ihn umflüsterte: „Weißt du noch? Weißt du noch, Mann?" — wenn das Lämpchen den roten Glühschein warf.

Ein bleicher Strahl der Wintersonne flimmerte auf dem Kissen. Da fiel ihm ein, wie manchen Morgen er das vorwitzige Frühlicht abgefangen hatte, daß es an seiner Hand sich brach. Und leis sich emporhebend, hatte er die Schlummernde betrachtet. Kein Marmorbild war so schön. Nirgendwo auf den Statuen der Alten hatte er eine Hand gesehen, die sich so lieblich mit schlanken Fingern auf dem Busen wölbte.

Und wenn sie dann erwachte, erst halb die Augen öffnete, sie wieder schloß, sich aufrichtete und ihn an sich drückte, dann aber sich ein Weilchen besann und, ihm den Mund zuhaltend, flüsterte:

„Still Schatz! Erst muß ich dir erzählen, was ich geträumt habe."

Und eine große Fabelgeschichte kam zum Vorschein, worin Edmund stets der Held war. Wie war's denn? Hatte er nicht zehn Menschen das Leben gerettet und sollte nun General werden? War nicht der Fürst bei ihnen gewesen und hatte sie nicht im Eifer die Suppenschüssel umgeworfen? — — Vorbei, alles vorbei. Bretter und Erde lasteten auf dem teuren Haupt, das nicht mehr träumte, das die flimmernden Sonnenstrahlen nie mehr umspielten.

Er hatte das Kissen zerwühlt, die Spitzen zerrissen und lag mit wilden Thränen über der leeren Bettstatt. Dann stand er auf, und während die Stunden vergingen, saß er bald in diesem Winkel, bald in jenem, aber wohin sein Auge fiel, überall krochen

die Erinnerungen hervor und sprachen vom Glücke einst — vom unwiederbringlichen Verlust.

Gegen Mittag klopfte die Magd an die Thür und meldete, daß das Essen bereit sei.

„Laß mich!“

Aber die Alte, die schon bei seinen Eltern gedient hatte und sich manches Wort erlauben konnte, trat herein, und während Schweißtropfen aus ihrem zornroten Gesicht perlten, polterte sie:

„Meinetwegen, Sie brauchen's ja nicht zu essen. Aber das Antonchen hat Hunger. Soll ich's zu mir in die Küche nehmen? Das wär 'ne schöne Wirtschaft. — So eine Sünde, das gute Essen nicht zu wollen, wenn man's haben kann. Ihnen sollt's mal krumm gehn, Herr!“

„Geh hinaus.“

„Freilich, geh' ich naus. Ganz aus dem Haus meinetwegen. Aber das sag' ich Ihnen, wie Sie's treiben, das ist Sünde. Mit Ihrem Wesen schaffen Sie die Tote nicht wieder her, aber das liebe kleine Kind bringen Sie noch unter die Erde.“

Sie war auf einen Schemel geklettert und lehnte ihren Arm an seinen Kopf.

„Geh!“ schrie der Mann gequält. „Ich mag dein Gerede nicht hören.“

„Wenn Sie nicht drauf hören, um so schlimmer. Aber einmal muß man doch's Maul ausleeren. So, Herr, das sag' ich Ihnen, kann's nicht länger bleiben.“

Sie hatte drohend die Hand erhoben und schlug krachend die Thür zu.

Derweil saß der kleine Anton auf seinem Stühlchen und schaute mit sehnsüchtigen Augen die Suppe an. Zu essen wagte er nicht, ehe sein Vater kam. Er blies nur derweil den Dampf ab und musterte die Klößchen, die unten schwammen.

Endlich kam der Vater und setzte sich nach kurzem Gruß zu Tische. Als der Kleine seinen Löffel aus der Hand gelegt hatte, platzte er heraus:

„Vater, weißt du, in acht Tagen ist Weihnachten.“

Der Mann fuhr zusammen und warf seinem Kind einen Blick zu, daß aus dessen Gesicht die Fröhlichkeit entwich und einem sorgenvollen Kummer Platz machte.

Schweigend saßen sie einander gegenüber; und es war sonderbar, der Mann hatte trotz seiner gramdurchfurchten Züge etwas jugendlich Unausgeglichenes in Haltung und Gesicht, der Kleine aber schien mit dem feinen Kummerfältchen auf der Stirn und den überzarten Wangen viel älter als seine Jahre.

Nach dem Essen schloß Edmund sich ein, und die alten Schmerzen warfen ihn nieder. Es wurde Abend. Es wurde Morgen. Da entfloh er seinem Hause. Aber was half's! Die Erinnerungen verfolgten ihn in die tiefsten Wälder. Oft blieb er stehen, von jähen Gedanken gepackt, und den Zeiger seiner Uhr betrachtend, murmelte er: „Heut, in dieser Minute kam der Arzt. Er gab mir Hoffnung. Ich glaubte ihm, ich Narr! Sie sind ja alle Betrüger.“

— — Derweil, gerade in dieser Zeit, wo überall anderswo die Hände sich am eifrigsten regten, stand die Fabrik still. Der

Waldbach rauſchte ſeine ſchwarzen Fluten unter das abgeſtellte Rad hinweg, im Kontor ſaß der Buchhalter vor einem immer höher ſchwellenden Haufen erregter Briefe und Depeſchen; in der großen Halle war's ſtill und leer: der Werkmeiſter hatte die Leute in den Wald getrieben, ſie ſollten das Eis aufhacken. Aber die Leute murrten und fluchten, ſie merkten wohl, daß dieſe Arbeit keinen Sinn hatte, ſolange nicht der Schaden an der Maſchine wiederhergeſtellt wurde.

„Unſer Herr ſpielt den Vagabund," murrten ſie. „Er iſt übergeſchnappt, und wir haben darunter zu leiden."

Auch in dem kleinen Orte raunte man, mit dem Fabrikanten ſei's nicht geheuer. Der Tod ſeines Weibes habe ihm den Verſtand genommen, und anſtatt als Chriſt den Verluſt zu tragen, gebärde er ſich wie ein Beſeſſener.

Sehr wohlwollend war man ihm nie geweſen, auch der Verſtorbenen nicht. Um ihre blutjungen Stirnen hatte das Glück allzu leuchtend ſeinen Sonnenſchein gewoben, allzu übermütig hatten ihre Augen gelacht. Das paßte den Leuten nicht, deren zwinkernder Blick ſtets über den Boden ſchlich. Die alten Baſen hatten ihre Finger ausgereckt und gemurmelt: „Denen muß noch mal das Schickſal böſe mitſpielen, damit ſie merken, was eigentlich leben heißt!"

Nun konnten ſie ja zufrieden ſein — das Schickſal hatte ausgeholt und mit einem einzigen tödlichen Streich ihr junges Glück zerſchmettert.

* * *

Chriſtnacht brach herein, die heilige ſtille Nacht, die Todesnacht von Edmunds Weibe.

Kein Stern blinkte, kein Mondſtrahl ſtahl ſich durchs graue Dunkel, nur der Schnee ſtrahlte ſchwach von ſeinem eignen Licht. Und immer neue Flocken ſanken aus überſchweren Wolken nieder; es war ſo ſtill, daß man glaubte, ihr ſachtes Gleiten zu vernehmen, wie ein Flöckchen ſich ans andere ſchmiegte, um die große Decke zu weben, die alles Lebendige barg.

Schon am Nachmittag hatte Edmund das Haus verlaſſen, nun trug er ſein ſchweres Herz dem Walde zu. Er ging denſelben tiefen Schluchtweg, den er vor einem Jahr mit Agnes gegangen war, gerade an dem Tag, als ihre Krankheit ausbrach.

Im Sommer war's hier heimlich und kühl, kleine Quellen rannen aus dem Geſtein, üppige Farnkräuter ſpreizten ihre Wedel, und die Campanula blühte hier in viel dunklerem Blau als draußen auf den Wieſen.

Einſt vor Jahren war er mit der Geliebten den gleichen Weg gegangen, an einem lauen Sommerabend. Im erſten Liebesglück waren ſie geweſen, hatten gelacht und ſich gejagt und übermütig miteinander gerungen. Aber das feierliche Rauſchen der Edeltannen hatte auch ſie feierlicher geſtimmt. Die gewaltige Größe dieſer Bäume, die unwandelbar im Fluß der Jahre hier ſtanden, hatte ihre Gedanken auf ferne Vergangenheit und Zukunft gerichtet. Still waren ſie weitergeſchritten.

Eine Lichtung that ſich auf der Höhe vor ihnen auf von jungen Fichten bewachſen. Hier hatten ſie einen weiten Blick ins Thal, zu dem Örtchen, aus deſſen Dächern bläulicher Rauch quoll. Und dort — gerade ſo weit, daß man den Marktlärm und das Gerede der Leute nicht mehr hörte, lag ihr kleines Haus am Rande des Waldbachs, deſſen Kraft er ſich unterthan gemacht hatte. Und wie ſie ſo ſchauten, hatte eine große Sehnſucht ſie ergriffen, in dieſem tiefen Thale feſtzuwurzeln, zu wachſen, wie die Bäume wuchſen und ſich nicht forttreiben zu laſſen von den Stürmen der Zeit. Lange ſaßen ſie auf der warmen ſonnigen Erde, Auge getaucht in Auge.

Zwiſchen den Fichten hatte Agnes eine einſame Tanne entdeckt, und weil ſie dieſen Baum ſo liebte, hatte ſie Edmund gebeten, er möge zum Gedächtnis dieſer Stunde ihrer beider Namen in die Rinde ſchneiden. Gerade in dieſe kleine Tanne, denn jung wie ſie, war ja auch ihre Liebe, und wie der Baum, ſo ſollte ihr Glück immer tiefer in dem Grunde wurzeln, immer höher der Sonne zuſtreben.

Er hatte ihren Wunſch erfüllt; und oft in neuen Sommern, auch im Winter manchmal, waren ſie den gleichen Weg gegangen. Und jedesmal wenn ſie den Baum wiederfanden, der unter dichtem Grün das Zeichen ihrer Liebe barg, hatte eine große tiefe Zufriedenheit ihre Bruſt erfüllt. Auch

als das Kind geboren war, blieb dieser Weg ihnen der liebste. Doch Agnes kam nicht mehr so leicht von Hause fort. Die Leute im Dorf lachten über das blutjunge Elternpaar, die, selbst noch Kinder, schon Vater und Mutter spielen sollten. Und Edmund war vielleicht auch noch zu jung gewesen. In seiner eifersüchtigen Liebe hatte er nicht begreifen wollen, daß Agnes außer ihm noch ein anderes Wesen am Herzen trug. Sie aber hatte still gelächelt und gesagt, nun liebe sie ihn noch viel inniger als vorher.

— — All diese Erinnerungen brachen dem Mann wie schmerzliches Bluten aus den alten Wunden, während er in dieser stillen Winternacht den Schluchtweg hinanstieg. Oft glitt sein Fuß in den vereisten Wagenspuren aus, aber mit harter Hand trieb er die Zwinge seines Eichenstocks in die Schollen und kämpfte sich vorwärts. Wie eine einzige hohe Wand lag der Schnee auf den gebeugten Ästen; so schwer war die Last, daß, wenn sein Arm einen Zweig berührte, er knackend abbrach und weißer Staub ihn umsprühte. Das war der einzige Laut in diesem Schweigen. Nur einmal noch, als er die Höhe erreicht hatte, flatterte schwerfällig ein Rabe über ihn weg und verlor sich auf der anderen Seite des Waldes.

Edmund hatte die Lichtung erreicht. Lange blieb er stehen und schaute sich um — ein einsamer Mensch in weiter Runde. Dann setzte er sich auf einen Baumstumpf nieder, und heiße Zähren fielen von seinen Wangen in den Schnee.

An dieser Stelle des Waldes, wo einst das grüne Denkmal ihres Glückes wuchs, hatte das Schicksal zum erstenmal seine Axt erhoben.

Nach langem Hocken zwischen vier Wänden hatten sie — es war genau eine Woche vor dem Fest — den Tagesgeschäften ein Dämmerstündchen abgestohlen und waren ins Freie gelaufen. Die frische Kälte hatte ihre ganze Lebenskraft geweckt. Sie trieben tausend Tollheiten auf dem Weg. Agnes wusch ihn mit Schnee, und er schwur ihr dagegen, zu Weihnachten müsse sie eine Rute haben, weiter nichts. Und als ihnen auf der Landstraße Holzfäller begegneten mit tannenbeladenen Karren, hatte sie die Leute angerufen:

„Wo habt ihr unseren Christbaum? Den allerschönsten kriegen wir!"

Auch einen abgerissenen Zweig hatte sie vom Weg gegriffen und strich ihm damit übermütig den Nacken.

„Da hast du die Rute, böser Bengel, du!" lachte sie. „Rabenvater du, der mich von meinem Kind forttreibt . . . Ach, seht mir das Männchen an! Kaum vierundzwanzig, und sein Bub ist fast klüger als er."

Nachher im Walde aber faßte sie ihn ganz artig bei der Hand, denn sie fürchtete sich ein wenig. Er aber plagte sein Liebchen, sie solle ihm sein Weihnachtsgeschenk verraten.

Da lachte sie wieder:

„Einen neuen Buben kriegst du, und ein Mädchen gleich dazu."

„Das fehlte mir noch!" meinte der Mann. „Dann hätte ich drei Konkurrenten, die alle aus meinem Schüsselchen naschen. Und mein Schüsselchen," dabei küßte er eifrig ihren Mund, „will ich ganz allein haben."

Er hatte das Kissen zerwühlt, die Spitzen zerrissen und lag mit wilden Thränen . . .

Lange saßen sie auf der warmen, sonnigen Erde — —

Sie aber, während ihre ganze reiche Seele aus dem vollen Auge leuchtete, sprach leise: „Ach Edmund, ich hab' so viel Liebe! Glaub' mir, ich machte euch alle glücklich."

Dann waren sie weitergegangen, bald zärtlich, bald wie Kinder auf Weihnachten sich freuend. Und wie sie nun, ohne es zu beachten, den alten Weg einschlugen, bat sie ihn, er möchte sie zu ihrer kleinen Tanne führen.

Er nahm sie, trug sie halb, halb zog er sie den steilen Weg hinan.

Aber da — als sie aus dem Dunkel traten, stand ihnen mit einemmal der Atem still in übergroßem Schreck. Wo die Fichten gestanden hatten, starrten nur noch abgehackte Baumstumpfen aus zertretenem Schnee. Auch ihre Tanne war nicht mehr.

Sie zuckten zusammen, als wäre die Axt ihnen selbst ans Herz gefahren. Fassungslos starrten sie auf das öde Feld. Alle Fröhlichkeit war verschwunden, die Vorfreude auf das Fest zerstört. Sie dachten nur an ihre Tanne, die fortgebracht war, Gott weiß wohin, zu fremden Leuten, um dort im Keller zu verdorren.

„O die grausamen Leute!" klagte Agnes.

Als er versuchte sie zu trösten, indem er ihr versprach, im nächsten Frühling in einen anderen Baum ihre Namen einzuschneiden, hatte sie wie in banger Ahnung den Kopf geschüttelt.

„Im nächsten Frühling! Wer weiß, wo ich dann bin?"

Lange hatten sie gesessen in trübem Sinnen. Soviel er auch zum Aufbruch trieb, sie hatte nicht fortgewollt. Es war Abend geworden, und mit kaltem Glanz hatten die Sterne auf das leere Schneefeld gestarrt.

Da war ihm aufgefallen, wie blaß sie plötzlich war. Und als er sie fragte, hatte sie gestanden:

„Ja, mich friert. Ich glaube, daß ich mich erkältet habe." Und plötzlich zusammenschauernd: „Komm, komm, wir wollen fort."

So rasch es in der Dunkelheit und auf den holprigen Wegen ging, waren sie hinuntergeeilt. Aber zu Haus hatte sie, anstatt für sich zu sorgen, erst in der kalten Kammer das Kind zu Bett gebracht. Edmund hatte getobt, sie solle doch den verzogenen Jungen schreien lassen. Aber sie hatte still gesagt:

„Laß mich! Erst kommt das Kind. Das ist nun meine Art."

Als sie dann endlich in trockne Kleider fuhr und heißen Rotwein trank, war es zu spät gewesen. Mit dem Rücken gegen die heißen Fliesen des Kamins sich lehnend, war ihr Körper immer von neuem von starken Frostschauern geschüttelt worden. Sie hatte sich gelegt. Während ihr Kopf glühte, waren ihre Füße eiskalt. Schon

in der Nacht hatte die Atemnot begonnen. Edmund war zum Arzt geritten. — Und nun kamen acht Tage, die waren wie eine einzige dunkle, bange Nacht.

In der Christnacht aber, um die neunte Stunde, als der Türmer aus kryſtallklarer Luft das alte fromme Lied herunterblies, das auf ſanften Schwingen bis ans Sterbebett flog, in der Stunde war ſie mit ſchwerem Seufzer zurückgeſunken.

Den ganzen Tag hatte ſie im Fieber gelegen. Oft hatte ſie aufrecht geſeſſen, während der trockene Huſten ihre Bruſt zerriß; und aus dem rot gedunſenen Geſicht, das bis zur Unkenntlichkeit entſtellt war, hatte ſie mit irren Augen ihn angeblickt, ohne ihn zu erkennen. Dann hatte ſie ſtundenlang verworrene Laute vor ſich hingemurmelt. Am Abend aber, als die Lampe hereingebracht wurde, öffnete ſie plötzlich die Augen, erkannte ihn und flüſterte: „Hab das Kind lieb!“

Das war der letzte lichte Augenblick geweſen.

Drei Tage ſpäter hatte Edmund ſein Weib begraben. Verwandte waren gekommen. Man hatte ſie eingeſargt.

An all das erinnerte er ſich nicht mehr. Nur eines Moments erinnerte er ſich noch mit Schaudern. Bei der Trauerfeier im Hauſe, eben bevor die Leidtragenden kommen ſollten, hatte Edmund, faſt wie gedankenlos, erſtarrt im Schmerz, vor ſich hingebrütet, und mechaniſch waren ſeine Augen umhergeirrt nach irgend einem Troſt. Da hatte er den kleinen Buben entdeckt, der ängſtlich, aber doch mit fröhlicher Geſundheit im Innerſten, durchs Zimmer ſchlich. Ohne ihn anzureden, hatte Edmund ihn angeblickt.

Und das Kind — wie Kinder ſind, denen das größte Leid noch verborgen iſt — war lächelnd an den Sarg getreten und hatte auf einen Kranz gezeigt:

„Sieh mal Vater, Roſen! Gibt's das, im Winter Roſen?“

Das war dem Mann wie ein furchtbarer Stich durchs Herz gegangen. Er hatte das letzte Wort der Verſtorbenen vergeſſen, und alle Liebe zu dem Kinde war ſeit dieſer Stunde ausgelöſcht.

— — Acht Glockenſchläge drangen langſam und ſchwer aus dem Thale zu ihm empor. Edmund fuhr auf. Da ſah er das Dorf, das vorhin noch von tiefſchwarzem Dunkel umhüllt geweſen war, in lichtem Glanze ſtrahlen. Jedes Haus ſchien Lichtwellen auszuſtrömen, die ſich vereinigten, daß das Dorf wie von einem ſtrahlenden Nebel umwoben war.

Nun war wieder der heilige Chriſt herniedergeſtiegen, Friede war auf Erden und allen Menſchen ein Wohlgefallen. Tannenbäume brannten, und Kinder jubelten, und Glückſeligkeit herrſchte da drunten.

Der Mann aber ſtand auf einſamer

— ein einſamer Menſch in weiter Runde.

Waldhöhe hochaufgerichtet und zum Fluch die Hand ausreckend, schrie er im Uebermaß des Wehs:

„Verflucht die Nacht, wo mir der Tod ins Haus kam!“

Der Schrei hallte gegen die hohen Schneewände, und dunkles Gemurmel hallte zurück. Dann war's wieder still.

Edmund saß wieder und jagte noch einmal seine Gedanken die alten schmerzvollen Pfade der Vergangenheit zurück, aber müder war ihr Flügelschlag.

Schneeflocken sanken nieder, hingen sich an seinen Bart, wucherten an seiner Brust, auf seinem Hut, an seinem Rücken. Langsam in stillem Gleiten kamen sie nieder, Flöckchen, auf Flöckchen, lautlos alles zudeckend, alles verhüllend mit weißer Decke; nirgendwo ließen sie einen dunklen Fleck, alles mußte weiß aussehn, alt und kalt — als wenn sie sagten: Gib nur Frieden, Mann! Wir decken alles zu, verwischen alle Spuren von Menschenwerk, von Menschenleid. Wie im Sommer das Gras sprießt, wie im Herbst das Laub sinkt, gleiten wir nieder. Wir sind der Vergangenheit, dem ewigen Wechsel unterthan so gut wie du, wie alles. Wir sind die Thränen, die du so heiß einst weintest, sie sind kalt geworden und verdampft. Gib nur Ruh, Mann. Öffne uns deine Brust. Wir breiten eine Decke über deine Schmerzen, lindern das Bluten, sind ein Schlummerkissen für dein Leid, wie wir eine Ruhedecke für die Toten sind. Gib Ruhe, Mann.

. . . und flüsterte: „Hab das Kind lieb!“

Der Mann saß da regungslos wie ein Steinbild, aber ganz weiß, ganz eingeschneit, kaum mehr von der Umgebung zu unterscheiden.

Allgemach wurden der weißen Flocken weniger. Die Wolken zerflossen, und tiefer Sternhimmel funkelte über dem vereisten Thal. Die Tannen streckten ihre schwarzen Kronen aus der weißen Decke. Sternenklarheit überall, über dem Waldbach, der unter glitzerndem Eise schlief, über dem Dorfe, das dunkler und dunkler wurde, Sternenklarheit bis in die tiefsten Fernen des Himmels.

Und nun glitt der hurtige Zeiger wieder auf die Stunde, wo Edmunds Weib mit schwerem Seufzer zurückgesunken war. Und das Herz des Mannes begann wieder zu schlagen, das rasende, angstvolle Tempo. Vor seinem geistigen Auge schwebte das Totenbett, sein Blick sah nichts als seine sterbende Geliebte. Da klangen sanft die fernen, aber kryſtallklaren Töne des alten Heilige Nacht-Liedes zu ihm hin, das um die neunte Stunde der Türmer blies. Und ihm war, als trügen sie auf ihren Schwingen die Seele seines Weibes zu ihm empor, hinauf in die Sternenklarheit. Der bittere Schmerz schwieg still, die Wunde hörte auf zu bluten — sein Auge in der Klarheit badend, schaute der Mann empor.

„Agnes!“ flüsterte er. „Agnes, wo bist du?“

Er suchte sie am weiten Firmament, als müsse ihr lichter Körper dort unter den Sternen schweben.

Nun schwieg das Lied, und alles wurde still. Die Brust des Mannes, auf der die Erdenschwere des Jammers gelastet hatte, war leicht geworden. Er schaute regungslos hinauf, sehnsüchtig den Blick bis in die tiefsten Fernen des Lichtermeeres sendend. Aber nirgendwo dort droben, auf keinem Stern konnte er die Geliebte finden. Doch wurde es ihm immer leichter, immer lichter. Er trank das Licht der Ewigkeit, das von dort kommen mußte, wo sie weilte.

So stand er lange, lange. Dann schickte er sich zum Heimweg an. Doch in dem Augenblick, als er sein Auge sinken ließ, rauschte ein Stern aus lichten Höhen nieder.

„Agnes!“ flüsterte er beglückt. — Und da war's, als wenn sie selbst mit ihrer

So ſtand er lange, lange.

alten lieben Stimme noch einmal zu ihm ſagte: „Hab' das Kind lieb."

Und während er durch den Wald nach Hauſe ſchritt, da wurde ihm dies letzte Wort der Toten eine große Predigt.

Hab' das Kind lieb! klang es in ihm. Sie hat es getragen, und das Kind hat ihre Züge, ihre ſanften Augen, den Tonfall ihrer Stimme. Dein Weib wurde dir nicht ganz entriſſen, ſie ließ dir das Kind, Blut von ihrem Blut, Seele ihrer Seele — und du haſt es verſchmäht. Narr du, Thor du!

Leiſe ging er an dem ſchlummernden Waldbach vorbei und trat ins Haus. In tiefer Wehmut dachte er zum erſtenmal daran, daß ſeinem Kinde kein Chriſtglanz geleuchtet hatte. Verlaſſen hatte es in ſeinem Bettchen gelegen und nicht gewußt, warum es ihm allein ſo finſter war.

Geräuſchlos ſchloß er die Thür. Auf dem Hausflur war's rabenſchwarz. Nur durch den Spalt der Küchenthür drang Lichtſchein. Dort mochte die alte Magd noch am Herde hocken und über ihn murren.

Er trat ein, um ihr zu ſagen, ſie ſolle nun zu Bett gehen und ruhig ſchlafen, denn morgen ſollte die Sonne wieder am Himmel leuchten, die Liebe zurückkehren ins verödete Haus, und alles ſollte anders werden — aber ſein Fuß blieb an der Schwelle haften, und kein Wort kam aus ſeinem Munde.

Auf dem Schoß der Alten ſaß ſein Kind, und ſeine müden, aber immer noch großen Augen hingen an dem Lichterglanz eines Tannenbäumchens, das auf dem Küchenherde ſtrahlte. Die beiden fuhren zuſammen, wie Edmund ſtumm vor ihnen ſtand, ohne Wort und Gruß. Aber die Alte ließ den Knaben zur Erde gleiten und ging mit drohender Miene auf ihren Herrn zu.

„'s iſt Ihnen wohl nicht recht?" ſtieß ſie leiſe hervor. „Wir haben lange gehofft, Sie kämen noch. Da hab' ich dem Kind ſeinen Weihnachten machen müſſen. Es hat ja keine Mutter — und keinen Vater mehr."

Mit geſenktem Blick hörte Edmund den Vorwurf an. „Du haſt recht," antwortete er. Dann ging er zu dem Knaben und ſtrich ihm über die dunklen Haare. „Komm Anton, ich will mich auch mitfreuen."

Sie ſaßen lange Zeit vor den ſtillen Flammen. Die Magd war hinausgegangen. Das Kind hatte ſeine alte Fröhlichkeit wiedergefunden. Munter plauderte es ſeine ſorgloſen Kindergedanken aus. Still brannten die Lichter herunter, eins nach dem anderen erloſch. Als nur noch drei am Bäumchen brannten und aus den Winkeln der Küche ſchon dunkle Schatten hervorkrochen, fielen dem Kinde die Augen zu.

Der Vater trug es in die Kammer, kleidete es vorſichtig aus und legte es in ſein Bett. Lange Zeit ſaß er davor, während aus der ſtillen Winternacht Sternenklarheit ins Zimmer flutete, und tiefen Frieden trank er aus den ſanft ſchlummernden Zügen ſeines Kindes.

Still brannten die Lichter herunter, eins nach dem anderen erloſch.

Deutsche Weihnachtslyrik.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Wie Goldadern anwachsen im Bergesinnern, so häuft sich im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende durch die Gemüts- und Gedankenarbeit der Menschenkinder ein Schatz von poetischen Vorstellungen an, dessen Reichtum wiederum der ganzen Welt gehört. So ist der Gedanke an das Weihnachtsfest für uns untrennbar von einer unübersehbaren Fülle zum Teil uralter teurer Lieder, poetischer Bilder und heiligschöner Worte, die sich aus dem Volksgemüt herauskristallisiert und wieder so fest ins Volksgemüt hineingeprägt haben, daß sie untrennbar von ihm geworden sind.

Die Propheten- und Psalmenworte, die rührendschlichte Erzählung der Evangelisten von den Umständen, unter denen das ewige Heil in die sündige Welt kam, waren der Grund zu einem unbeschreiblich reichen Blühen und Wuchern der Phantasie. Zu der unendlichen Schönheit des Vorhandenen, das die Dichtergemüter in den zartesten und leuchtendsten Fäden weiterspannen, und aus dem sie die holdeste Menschheitsidee, das Bild der Mutter mit dem himmlischen Kinde, liebevoll hervorhoben, kam bei den Völkern des Nordens eine andere Vorstellung, welche der in Elend und Not ewig hoffenden, sehnenden Menschenseele wunderbar tiefsinnig angepaßt ist: die Vorstellung des sinkenden, müden, in Dunkelheit hinabgleitenden Jahres, aus dessen tiefster Nacht der Stern aufdämmert, der der Welt Verjüngung, Frieden und Heil gebracht.

In die geheimnisvolle Zeit der Wintersonnenwende fiel das Ereignis der Heilandsgeburt. Weihe- und gnadenreich war sie schon an und für sich, diese mystische Zeit, von der Shakespeare im Hamlet den Marcellus sagen läßt:

„Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Kein Else saht, noch dürfen Hexen zaubern,
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit."

Der Ausblick auf diese Zeit, das Sehnen, Hoffen und Harren, das Wandern im Dunkel mit dem Blick auf den allmählich aufglimmenden Weihnachtsstern, das leise tiefe Erschauern der gläubigen Herzen unter der Nähe des Heils bilden den Inhalt einer Fülle alter Prachtgesänge, die der echtesten Andacht entsprossen. Die schönsten und ergreifendsten alten weihnachtlichen Kirchen- und Volkslieder sind **Vorklänge**, Adventsblumen, die die zarteste Sehnsucht dem Christkind auf den Weg gestreut.

Ein heimliches Einspinnen in tiefsinnige Träumereien war es teils, teils ein Jubeln und Jauchzen. Das uralte religiöse Volkslied ergeht sich in den wunderlichsten Bildern und Phantasien.

„Es wollt ein Jäger jagen,
Wollt jagen vom Himmelsthron.
Was begegnet ihm auf der Heide,
Maria, die Jungfräulein — —"

Hierher gehören auch der „Englische Gruß" und das zartpoetische:

„Es flog ein Waldvöglein
Aus Himmelsthrone,
Es flog zu einer Jungfrau ein,
Einer Maget frone — —"

Die christliche Gemeinde, die sich unter dem schönen alten Begriff „Christenheit"

in dieser Zeit des Harrens enger als sonst vereinigt fühlt, jubelt laut:

„Macht hoch die Thür, die Thor' macht weit,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit,
Ein König aller Königreich',
Ein Heiland aller Welt zugleich."

Brausender, jauchzender Orgelklang dröhnt durch diese schönen alten Lieder und Choräle, die eins geworden sind in unserem Herzen mit dem Zauber der Adventе. Welche mächtigen Worte und Strophen:

„Mit Ernst, ihr Menschenkinder, sei euer Herz bestellt —",
„Nun jauchzet, alle Frommen —",
„Tochter Zion, freue dich —" ꝛc.

Das volltönende biblische Wort „Hosiannah" schmettert durch diese Gesänge.

Daneben beschäftigt sich die Volkspoesie traulich, heimlich und zart mit dem demütigen Harren der Jungfrau auf die göttliche, übersinnliche Gnade. Eine Menge entzückender Vorstellungen kommt aus den Evangelien in das Weihnachtslied und wird durch Weihnachtsspiele plastisch verkörpert: die Mutter mit dem Kind, das Krippleín, die Hirten, die heiligen drei Könige, der Stern hoch über Bethlehem, der vielgepriesenen, kleinen armen Stadt. Das ergibt Volkslieder voll echt deutschem Wesen, Wiegenlieder wie:

„O Jesulein zart,
Dein Krippleín ist hart — —"

„Still, still, still,
Wenn's Kindlein schlafen will! — —"

und

„Josef mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein." ꝛc.

Die Krone aller geistlichen Weihnachtslieder ist das aus dem XV. Jahrhundert stammende:

„Es ist eine Ros entsprungen
Aus einer Wurzel zart — —"

Aber immer kräftigere Dichterhände stimmen die Harfen zu unseren wirklichen Weihnachtschorälen. Luther selbst hatte zwei köstliche Gesänge gedichtet:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her — —"

und

„Vom Himmel kam der Engel Schar —"

Und nun folgt eine ganze Flut goldener, herrlicher Gesangbuchschätze: „O König aller Ehren", von Martin Böhm, — Paul Gerhardts plastisches „Die schwarze Nacht wird hell und klar", „Wie soll ich dich empfangen", „Schaut, welch ein Wunder stellt sich dar" und „Wir singen dir, Immanuel"; — „Wunderbarer Gnadenthron" von Olearius; — „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich" von Nikolaus Hermann; — das zarte, einen alten Volksliedkehrreim zum Anfang nehmende „O Jesulein süß, o Jesulein mild" von Rammold und später das herrliche Gellertsche: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht." Aus einem der Paul Gerhardtschen Lieder: „Ich steh' an deiner Krippen hier" sind die lieblichen Strophen:

„O, daß doch so ein lieber Stern
Soll in der Krippe liegen!
Für edle Kinder großer Herrn
Gehören goldne Wiegen.
Ach, Heu und Stroh sind viel zu schlecht,
Samt, Seiden, Purpur wären recht,
Dich Kindlein drauf zu legen."

Was diese Lieder gethan haben, um unser Weihnachtsfest zu dem zu machen, was es dem deutschen Herzen allmählich ward, zum traulichsten, festlichsten, teuersten Feste, ist gar nicht auszudenken.

Und immer weiter schuf die Poesie.

Eins der lieblichsten Weihnachtslieder aus dem XVII. Jahrhundert hat Angelus Silesius gedichtet:

„Kleiner Knabe, großer Gott,
Schönste Blume, weiß und rot,
Von Maria neugeboren,
Unter Tausend auserkoren,
Allerliebstes Jesulein,
Laß mich deinen Diener sein!"

Nach der sicilianischen Schiffermelodie „O Sanctissima" dichtete J. Falk im XVIII. Jahrhundert das andachtvolle:

„O du fröhliche,
O du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

So recht adventhaft klingt Max von Schenkendorfs:

„Die Tage sind so dunkel,
Die Nächte rauh und kalt,
Doch übet Sterngefunkel
Noch über uns Gewalt —"

mit dem frommen Schluß:

„Wir wollen nach dir blicken
O Licht, das ewig brennt,
Und ernstlich uns beschicken
Zum seligen Advent."

Unser geliebtestes „Stille Nacht, heilige Nacht" ist viel jünger als dieses. Der Dichter, Joseph Mohr, ein Salzburger Priester, starb erst im Jahre 1848. Unwillkürlich meint man, dieses tief eingebür-

gerte, urechte Volkslied mit seiner zauberhaften Innigkeit müsse viel älteren Datums sein. Es geht uns damit wie mit dem Christbaum; auch diese fest eingewurzelte poetische Sitte ist jung und dünkt uns doch ewig alt. Erst seit einem Jahrhundert kam die Christbaumpoesie hinzu zum alten Weihnachtszauber, das Symbol der strahlenden Lichtfülle in der dunklen Nacht ward der brennende Christbaum. Sein Lichtglanz wurde durch glitzerndes Gold erhöht. Damit zugleich ist wohl das modernste Moment der Christfeier erweckt worden: die Sitte des Beschenkens und Bescherens. Weihnachten wurde zum Kinder- und Armenfest, zum Fest der Überraschungen und erfüllten Wünsche; damit wurde der Poesie eine neue Weite aufgethan.

Es gibt eine Radierung von Ludwig Richter, dem wundermächtigen Schöpfer urdeutscher Gemütlichkeit. Kindliche Engel bringen in seligem Flug auf schneeigem Linnen das Christkind zur Erde; im Gefolge der frohlockenden Schar tragen zwei schöne schlanke Mädchenengel den brennenden Lichterbaum. Ein Engelsknabe bringt den geheimnisvollen Gabenkorb, aus dem er ein bescheidenes Püppchen eben seelenvergnügt in die Höhe hält; ein anderer im wärmenden Kapüzchen schüttelt rotwangige Äpfel hinab in die Straßen. Himmlischer Lichtglanz fließt von der friedlich schönen Gruppe in die schwarze, sternenglitzernde Nacht, über die kleine, in Schnee eingehuschelte Stadt mit dem spitzen Kirchturm, den engen, gemütlichen Giebelgassen.

Das ist die echte zauberhafte Weihnachtsstimmung aus der frühen genügsamen Zeit unseres Jahrhunderts, der Zeit der Striezelmärkte mit ihren Budenreihen, ihren Pflaumentoffeln und qualmenden Holzkohlenöfchen, an denen sich die Verkäufer die kalten Hände wärmten, den Christbäumen mit den roten Pfefferkuchenringen und -herzen, den billigen Spielsachen und den bescheidenen Wunschzetteln.

„Jeder kann sich die Welt betrachten
Zur Lenzfeier auf seine Weise,
Aber das Winterfest Weihnachten
Ist gemacht für Familienkreise,“

sang damals Rückert. — Eine Menge der traulichsten, beschaulichsten Familienweihnachtslieder verdanken wir den gemütlichen, bürgerlich einfachen Weihnachtsfeiern dieser Zeit. Da ist zuerst das schlichte, schöne „Du lieber frommer heil'ger Christ“ vom alten Ernst Moritz Arndt, dann die Wonne der Schulkinder: „Der Weihnachtsmann ist auf der Fahrt, zu besuchen die Schuljugend zart“, das alte fromme:

„Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind“

von Hey, das fidele

„Morgen Kinder, wird's was geben,
Morgen werden wir uns freu'n,“ — —

und

„Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit seinen Gaben.“

Zwei gefühlvolle Weihnachtsballaden wurden volkstümlich, Rückerts: „Des fremden Kindes heil'ger Christ“:

„Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.“

Das arme Kind erfriert am Wege und schaut seinen Christbaum im Himmelssaal:

„Ein Baum voll Sterngewimmel,
Vieläftig ausgespannt.“

Das andere arme Waisenkind, um das viele Kinderthränen geflossen sind, findet beim Klang von „Orgelsang und Mette“ auf Erden ein Mutterherz. Kein Lesebuch ohne dieses, vom Dichter des Freischütztextes verfaßte Gedicht:

„Still, wer schleicht dort so alleine,
Jammert dort in Frost und Wind?“

Durch alle diese Dichtungen glitzert sonnenstrahlig der Christbaum. Anschütz'

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter“

wird zum vielgeliebten Weihnachtslied.

Hoffmann von Fallersleben konnte im Jahre 1860 fröhlich sagen:

„O schöne, herrliche Weihnachtszeit,
Was bringst du Lust und Fröhlichkeit,
Wenn der heilige Christ in jedem Haus
Teilt seine lieben Gaben aus.“

Von ihm ist auch das, von Kinderstimmchen noch vielgesungene:

„Ich lag und schlief, da träumte mir
Ein wunderschöner Traum.“ — —

Roquette dichtete das schwungvolle

„O du Weihnachtsmann,
Wir erwarten dich kaum!

Kommst bald du heran
Mit dem Weihnachtsbaum?"

Hermann Kletke, Robert Reinick, Friedrich Güll, Rudolf Löwenstein, Oldenberg, Julius Lohmeyer, Johannes Trojan, Viktor Blüthgen haben der Familie viele fröhliche Weihnachtsgedichte dieser friedlichschönen Art beschert. Daß die Gattung nicht recht weitergedeiht, liegt an dem gar zu glänzendgrellen Schimmer unsrer heutigen Christbäume, an den überladenen Gabentischen, den reichen Schaufenstern der Läden, den begehrlichen Kinderwünschen, dem das traute Geben vernichtenden Habenwollen unserer Zeit. Die Bescherungen der Kinder mit Fahrrädern und Dampfmaschinen sind zu unruhig und aufregend für den alten heil'gen frommen Christ.

Dafür hat sich ein Stück Christpoesie auf den Weihnachtstisch der Erwachsenen geflüchtet, in die Gedichtbände geliebter neuerer Lyriker. Wundervoll ist es dem einen oder dem anderen unserer Dichter gelungen, die Stimmung der Natur zur Weihnachtszeit zu bannen: die tiefe Stille, die kurzen Tage mit ihrem federsanften weißen Flockengerieſel, die schwarzen Nächte mit ihren glitzernden Sternen. Josef von Eichendorff hatte das in seinem „Weihnachten" unübertrefflich vorgezeigt:

„Markt und Straßen sind verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

In den Zimmern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt.
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wundervoll beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern,
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schwingen,
Aus des Schneees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen.
O du gnadenreiche Zeit!"

In einem köstlichen Stimmungsbild hat Karl Stieler Weihnachtsglockenklang und Wälderfrieden verschmolzen:

„O Winterwaldnacht, stumm und hehr,
Mit deinen eisumglänzten Zweigen,
Lautlos und pfadlos, schneelastschwer, —
Wie ist das groß, dein stolzes Schweigen.

Es blinkt der Vollmond klar und kalt; —
In tausend funkelharten Ketten
Sind festgeschmiedet Berg und Wald,
Nichts kann von diesem Bann erretten.

Der Vogel fällt, das Wild bricht ein,
Der Quell erstarrt, die Fichten beben,
So ringt den großen Kampf ums Sein
Ein tausendfaches banges Leben.

Doch in den Dörfern traut und sacht
Da läuten heut zur Welt hienieden
Die Weihnachtsglocken durch die Nacht
Ihr Wunderlied vom ew'gen Frieden.

Auch das Adventgedicht „Die Weihnachtsrose" von Hermann Lingg ist in diese Winterstimmung getaucht. Es lautet:

„Wenn über Wege, tief verschneit,
Der Schlitten lustig rennt,
Im Spätjahr in der Dämmerzeit,
Die Wochen im Advent;
Wenn aus dem Schnee das junge Reh
Sich Kräuter sucht und Moose,
Blüht unverdorrt im Frost noch fort
Die weiße Weihnachtsrose.

Kein Blümchen sonst auf weiter Flur,
In ihrem Dornenkleid
Nur sie, die niedre Distel nur
Trotz allem Winterleid.
Das macht, sie will erwarten still,
Bis sich die Sonne wendet,
Damit sie weiß, daß Schnee und Eis
Auch diesmal wieder endet."

Das sind Stimmungsbilder, in welche Weihnachten nur hineinklingt wie fernes Glockenläuten. Aber wir haben auch andere echte, volltönende Weihnachtslieder. In welcher Weise der Weihnachtsgedanke unseren großen Lyrikern durchs tiefste Gemüt gegangen ist, lohnt sich der Mühe, nachzuspüren. Die Weihnachtsfeier von Lenau ist immer noch das bedeutendste dieser Christgedichte. Ein tiefsinniger Deuter, geht der Dichter darin dem Wunder nach, der „süßen Friedenskunde aus einer längst vergangnen Nacht."

„O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüte
Den frischen Thau des Himmels trank."
— — — — — — — — —

und weiter:

„Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage,
Sie ward Maria und empfing."

Geheimnisvoll schön ist Freiligraths wundersames Gedicht „Die Rose." Ein

Hauch des Übersinnlichen geht hindurch; — der Dichter tauscht mit dem Freunde, Levin Schücking, in einer nächtlichen Stunde beim Schoppen Wein im rheinischen Wirtshaus, Tiefstes, Unerklärliches aus:

„Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen."

Und Levin berichtet neben dem Wundersamsten „aus der Seele Nachtgebiet" fromm und einfach das selbstgeschaute Wunder von dem Erblühen der aus dem heiligen Lande stammenden vertrockneten Wunderrose beim Klange der Weihnachtsglocken.

„Nur eine Nacht, nur eine einz'ge Nacht,
Sprengt sie des Todes und des Schlummers Bande,
Erschließt sich neu in alter Farbenpracht
Und glüht und duftet wie am Jordanstrande.
Das ist die Nacht, wo man zur Christmeß geht
Rings in den Kirchen am Gestad' des Rheines.
Da stellt ihr Herr mit brünstigem Gebet
Die dürren Blätter in ein Glas voll Weines.
Und wie die zwölfe tönen feierlich,
Und wie durchs Land der Mette Stimmen wehen,
Da öffnet still die Wunderblume sich,
Die heil'ge Nacht der Christnacht zu begehen.
— — — — — — — — — —
So steht sie dienend, bis die Nacht herum,
Das Rot des Morgens bringt der Feier Ende,
Ich schaue zitternd dies Mysterium
Und falte betend meine beiden Hände.
In Furcht und Freude möcht' ich niederknie'n,
So ist vordem den Hirten wohl gewesen.
Ich bin ein Kind! „Gib mir die Hand, Levin,
Ich will im Lukas diese Nacht noch lesen!"

Ein geistliches Weihnachtslied von hohem poetischen Wert hat uns Robert Prutz, geschenkt. Es ist das bekannte:

„Heilige Nacht, auf Engelsschwingen
Nahst du wieder dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt."

Der Meister der religiösen Harfe, Karl Gerok, hat eine große Zahl guter Weihnachtslieder verfaßt. Ich nenne:

„O heiliger Abend
Mit Sternen besät — —"

Ferner: Heiliger Baum."

„Heiliger Baum, paradiesischem Boden entsprossen,
Hast du denn wieder die Flammenblüten erschlossen,
Haben bei Nacht
Engel dich wiedergebracht
Sündigen Erdengenossen?

Kommet, ihr Kinder, ihr seid ja vor allen erkoren,
Tretet herein zu den leuchtend geöffneten Thoren!
Freut euch des Herrn!
Sieht er die Kleinen doch gern,
Der als ein Kind ist geboren.
Kommet herein, ihr Alten, gedenket verklungener Wonnen,
Kommt, in der Freude der Kleinen euch selber zu sonnen.
Grün ist der Baum,
Doch wie ein goldener Traum
Ach, ist die Jugend verronnen." —

Im alten lieben Volksliedton hebt ein drittes an, eine „Heilige Nacht":

„O Bethlehem, du kleine,
Was färbt um Mitternacht
Dein altersgrau Gesteine
Für wunderhelle Pracht?"

Philipp Spitta, Julius Hammer, Julius Sturm haben geistliche Weihnachtslieder gedichtet von mehr und minder innigem und eigenartigem Klang.

Etwas Eigenartiges wußte aber Theodor Storm noch ins Christfest hineinzudichten. In seinem Gedicht „Weihnachtsabend" mit der rhythmischen Anfangsstrophe:

„An die hellen Fenster kommt er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum;
Die Kinder alle tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum"

erzählt er voll anheimelnder Einfachheit von dem Weltkind, das die Heimatsehnsucht übermannt hat und das am heiligen Abend unerkannt in den Kreis der Seinen tritt:

„Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimat nicht Ruh'."

Unterm Tannenbaum gibt er sich den Geschwistern zu erkennen:

„O schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus." — — —

Ein anderes entzückendes Gedicht von Storm, ein echter Storm, ist der „Ruprecht":

„Von draußt' vom Walde komm' ich her,
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Allüberall auf den Tannenspitzen
Sah ich goldene Lichtlein sitzen;
Und droben aus dem Himmelsthor
Sah mit großen Augen das Christkind hervor.
Und wie ich so strolcht' durch den finstern Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht," rief es, „alter Gesell,
Hebe die Beine und spute dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelsthor ist aufgethan,
Alt' und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruh'n;
Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!"
Ich sprach: „O lieber Herre Christ,
Meine Reise fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stadt,
Wo's eitel gute Kinder hat."
„Hast denn das Säcklein auch bei dir?"

Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier,
Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Essen fromme Kinder gern."
„Hast denn die Rute auch bei dir?"
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier,
Doch für die Kinder nur, die schlechten,
Die trifft sie auf den Teil, den rechten."
Christkindlein sprach: „So ist es recht;
So geh' mit Gott, mein treuer Knecht!"
Von drauß' vom Walde komm' ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun sprecht, wie ich's hierinnen find':
Sind's gute Kind', sind's böse Kind'?"

Der Ruprecht, die alte Prachtgestalt, die sich die Volksphantasie zum alten Weihnachtszauberinventar hinzugenommen, „von den Lieblingsonkels der ganzen Welt einer der liebsten und allerbesten," der „kinderfreundliche Junggeselle" hat noch ein paar kernfeste Genossen. In voller Plastik hat einer unserer bedeutendsten jungen Lyriker, Julius Otto Bierbaum, die drei volkstümlichen Gestalten, die biederen Kalendermänner, aus dem festen guten Holz seiner kernigen Sprache neu geschnitzt. „Christoph, Ruprecht, Nikolaus":

„Ich kenne drei gute deutsche Gesell'n,
Mit großen Händen und Beinen schnell'n,
Mit dickem Säckel auf breitem Buckel
Stampfen sie eilig durchs Land mit Gehuckel,
Haben Eis im Bart
Und grimmige Art,
Aber Augen gar milde;
Führen Äpfel und Nüsse und Kuchen im Schilde,
Und schleppen und schleppen im Huckepack
Himmeltausend schöne Sachen im Sack."

Ein rührendes Weihnachtsgedicht, in dem das Geschick manches einsam gewordenen Alten sich spiegelt, ist Leopold Schefers „Der letzte Christbaum":

„Jetzt lösch' ich den jährlichen Weihnachtsbaum
Für immer und ewig aus!
Der Herzen erfreuende Kindertraum
Brennt nie mehr in unsrem Haus." —

Die treue Lebensgefährtin, in deren Augen sich die Lichter gespiegelt, ist tot, die Kinder, die einst den Baum umtanzt, sind fern.

„Aus ist der tote verlebte Traum
Und finster bleibt mir das Haus." —

Weihnachten und heißer, schluchzender Herzensjammer, blendende Lichter und blutende Wunden, — ein Dichter, ein großer Lyriker, hat dies vor allem in unendlich schöner Weise gestaltet, Hans Hopfen in seinem ergreifenden Sonett „Traurige Weihnachten":

„Am Markt erstand ich eine von den Föhren,
Die schmückt ich, wie's der Mutter sonst gelang,
Mit Lichtern, Äpfeln, allerhand Behang,
Und baute drum, was jedem soll gehören.

Dann ließ ich laut wie sonst die Klingel hören,
Und fröhlich stürmten sie den Flur entlang.
Doch als die Lust am allerlautsten klang,
Schlich ich hinaus, die Freude nicht zu stören.

Die Arme hab' ich um die Marmorbüste,
Die ihre schönen Züge trägt, geklammert
Und leise weinend auf den Stein gejammert.

Da fühlt' ich, daß man meine Kleider küßte,
Sechs Ärmchen hielten plötzlich mich umfangen,
Die Kinder waren's, die mir nachgegangen."

Noch manches wertvolle Weihnachtsgedicht wüßte ich zu nennen, „Die drei Könige" von Wackernagel, das „Vöglein auf dem Weihnachtsbaum" von Hermann von Schmid u. a.; ich kann sie leider hier nicht alle anführen.

Nur von den unzähligen Weihnachtsgedichten, die alljährlich zum Preise des liebsten Festes durch unsere Familienblätter gehen, möchte ich noch einige erwähnen, die mir als besonders schön und poetisch im Gedächtnis geblieben sind. Da war vor allem ein Gedicht von Franz Otto Gensichen mit der entzückenden Anfangsstrophe:

„Wenn der letzte Mond im Jahre
Sanft sein Horn zur Erde kehrt,
Steht ihr auf am Hausaltare,
Frauenwonne, Frauenwert. — —"

Julius Lohmeyer begann sein „Christkindleins Nahen":

„Über des Bergkamms starrenden Tann
Wandelt ein Licht in der Ferne.
Näher und näher wallt es heran,
Gleich einem blinkenden Sterne.
Über die Gründe, verweht und verschneit,
Schwebt es auf silbernen Schwingen.
Über die schweigende Waldeinsamkeit
Zieht es mit Leuchten und Klingen."

Aus Viktor Blüthgens vielen schönen Weihnachtsliedern nenne ich meine Lieblingsstrophe:

„Unser Fest! — Wie klug sie sind! — —
Nacht und Sterngefunkel,
In dem Felde steht ein Kind,
Augen tief und dunkel.
Hab' ich gleich nicht Gut und Geld,
Bin ich doch der Herr der Welt!"

Ja, die Armut, die Demut, das Kripplein, der Herr der Welt in der tiefsten, tiefsten Niedrigkeit, — das ist doch immer wieder der Kern der echtesten, reinsten, süßesten Weihnachtspoesie! Unendliche Schätze sind unser geworden, — aber wer den wahren heben will, muß sagen wie Freiligrath:

„Ich will heut noch in meinem Lukas lesen!"

Moritur in Deo. Von Bruno Piglhein.

Bruno Piglhein.

Von

Heinrich Rittberg.

Mit zwei Einschaltbildern und acht Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Als Bruno Piglhein im Jahre 1894 die Augen schloß, hatte wohl jeder, der für die Kunst ein Herz hatte in Deutschland, das Gefühl, daß da ein großer Künstler gestorben sei, und gedachte des Heimgegangenen in Trauer. Und wenn er sich dann des näheren besann, warum Piglhein ein großer Künstler war, und was er alles geschaffen, dann ward so mancher mit Staunen inne, daß er eigentlich nicht recht viel aufzuzählen wußte.

Piglhein ist ein großer, reichbegabter Künstler gewesen, der nie das Glück hatte, sich auszuleben, der nie vor die großen Aufgaben gestellt wurde, denen er gewachsen war; er ist zu früh gestorben. Nicht nur zu früh, als daß er sich zu voller Höhe hätte erheben können, er starb sogar zu früh, als daß er sich hätte der Welt auf der Höhe zeigen können, auf der er schon stand. Ein seltsam trauriges Geschick! Traurig, wie jedem aus dem eben Gesagten klar sein wird, und seltsam, weil es das Geschick eines Menschen ist, dessen Leben im Äußeren so ruhig und glatt und behäbig dahinfloß, wie nur irgend eines. Er war keiner von den Künstlern, denen die Not ums Brot die freie Entfaltung ihres Wesens hemmt, im Gegenteil! Er hat dem Überfluß immer näher gestanden, als dem Mangel. Er war nicht mißachtet, nicht verkannt — im Gegenteil! Sein Name prangte längst in der ersten Reihe unter den Sternen der Münchener Künstlerschaft. Und doch ein Pechvogel — wenn dies Wort nicht zu skurril klingt für die stille Tragik dieser Künstlerlaufbahn!

Bruno Piglhein.

Einem weiteren Kreise ist Bruno Piglhein durch eine stattliche Reihe von Staffeleibildern und vier oder fünf größere Werke bekannt. Seine größte und großartigste Arbeit, die einzige vielleicht, die ihm jemals Gelegenheit gab, aus dem Vollen zu schaffen, wie er es erstrebte, das Panorama der „Kreuzigung Christi" zerstörten in Wien im Jahre 1892 die Flammen. Dies Werk gibt kein Zeugnis mehr von seiner Kunst. Und außerdem hat Piglhein das nie erlangen können, was er so heiß ersehnt: die Gelegenheit, sein wahres Talent, das für dekorative Malerei im höheren Sinne, zu bethätigen. Jedes seiner Staffeleibilder zeigt ihn als Meister, — aber in wenigen von ihnen steckt der ganze Mensch Piglhein, die ganze Kraft dieser Natur. In vielen davon feierte nur die manuelle Geschicklichkeit des Künstlers ihre Triumphe; in anderen spürt man es wie ein Drängen nach breiterem Raum, nach größerem Stil. Intim ist er nie: selbst seine Bildnisse haben fast immer etwas Dekoratives, so gut und ähnlich sie sind, so liebenswürdig er sie erfaßte. Im Cinquecento hätte eine solche Natur, wie die Pigl heins, durchdringen müssen, seine Zeit aber brachte ihn nicht zur letzten Reife und ließ ihn selten

Studienkopf. Kreidezeichnung.

volle Freude an seinem Schaffen empfinden.

Seine Lebensgeschichte ist, was äußerliche Daten angeht, in wenigen Zeilen erzählt. Pilghein wurde am 19. Februar 1848 zu Hamburg geboren und erhielt die Namen Elimar Ulrich Bruno. Sein Vater besaß ein Dekorationsgeschäft größeren Stils. Sein Beruf zur Kunst zeigte sich bald — welchem Zweige der Kunst er sich zuwenden solle, offenbarte sich erst später. Zuerst lernte er in seiner Vaterstadt bei dem Bildhauer Lippert, nach dessen frühzeitigem Tode (1864) ging er auf die Dresdener Akademie über. Hier wäre ihm beinahe die Ehre zu teil geworden, die Hans Makart zu Wien erfuhr: man wollte ihn wegen „Talentlosigkeit" fortschicken. Da nahm sich Schilling seiner an und öffnete ihm sein Atelier. Er führte da mehrere Arbeiten, darunter eine „Brunnenfigur" aus. In Italien, wohin ihn der Trieb zog, der jeden jungen deutschen Künstler führt, wurde er zum Maler. Zurückgekehrt besuchte er unter Pauwels die Kunstschule zu Weimar und ging dann (1870) zu Diez nach München. Hier entstand für Hamburger Privatbesitz das Gemälde „Familienglück" und ein Deckengemälde. Besondere Erfolge wurden aber dem aufstrebenden Maler noch nicht. Er hatte wohl auch seine Handschrift noch nicht gefunden. Ein

Aufenthalt in Paris war ihm offenbar von großem Nutzen. Hier lernte Piglhein jedenfalls jene große Sicherheit und Freiheit des künſtleriſchen Ausdrucks, jene Brillanz der Technik gewinnen, die ihn ſpäter auszeichneten. In den Gegenſtänden ſeiner Kunſt offenbart ſich indeſſen der Pariſer Einfluß noch nicht ſo bald.

Im Jahre 1879 brachte er auf die Münchener Ausſtellung ſein Bild „Moritur in Deo“, einen ſterbenden Chriſtus, dem der hinter dem Kreuze aufſteigende Todesengel das Leben von der Stirn küßt. Vielleicht — nein, gewiß! — war das Bild, das alsbald einen lebhaften Streit der Meinungen hervorrief, Piglheins größte künſtleriſche That. Ein hoher künſtleriſcher Ernſt, eine koloſſale Wucht und eine nicht minder ſtarke Beherrſchung der Form ſprachen aus dieſem Werke, für das unſer deutſches Publikum freilich erſt anderthalb Decennien ſpäter reif wurde. Dieſer Bruch mit dem Konventionellen erſchien als unbegreifliche Kühnheit, und die Kunſtbonzen zeterten in allen Tonarten dagegen. Heute hat man jedem Künſtler das Recht eingeräumt, originell zu ſein, — damals warfen ſie jeden, der es wagte, mit Steinen.

Der Künſtler litt ſchwer unter dieſem Mißerfolg, aber er verzweifelte nicht, wenn auch manche Stunde ſchwerer Depreſſion über ihn kam. Vielleicht aus einer Stimmung ſolcher Stunde heraus iſt ein anderes Bild entſtanden, das ihn als Maler, wie als Poeten auf ganz beſonderer Höhe zeigt: ein Centaurenpaar hält ſich am

Chriſtus am Kreuz. Paſtellſtudie.

Meeresstrande innig umschlungen und sieht der untergehenden Sonne nach, den heandrängenden Wogen entgegen. Das Bild ist düster bis zum Unheimlichen und dabei merkwürdig groß erfaßt. Wie da die eine Naturkraft im Ansehen der anderen erschauert, wie da alles Leben der Erde in einem gewaltigen Accord zusammentönt! Auch dieses Bild gab den Philistern mehr zu spötteln und zu kritteln, als zu bewundern. Damals lachten sie ja auch noch einen Böcklin mit seinen Centauren aus. Also einen Erfolg brachte dieses Bild auch nicht, obwohl es neben der Kreuzigung vielleicht sein Bestes war. Auf einem ganz anderen Wege hat er sich das breite Publikum erobern müssen, und ich habe ihn wohl im Verdacht, daß er hin und wieder den bitteren Vierzeiler Heinrich Heines auf den Lippen hatte, der anhebt:

„Selten habt ihr mich verstanden —"

Mit einem Schlage wurde Piglhein in ganz Deutschland bekannt, als seine malerisch und gegenständlich so pikanten Pastelle herauskamen, die in unglaublich kurzer Zeit entstanden und mit einem Raffinement der Technik, mit einem Duft und einer koloristischen Meisterschaft gemalt, mit so geistreicher Sicherheit und so frivolem Humor gezeichnet waren, daß sie in Bälde in aller Munde waren. Diesen verspäteten Blüten von Piglheins Pariser Aufenthalt gegenüber zeigte der deutsche Philister auf einmal volles Verständnis; er that sogar, was er sonst nicht gern thut, er kaufte. Piglhein fing an zu verdienen, man sprach von seinen Pastellen, sie machten Schule — ganz München fing auf einmal an, mit farbigen Stiften zu zeichnen, einem Material, das man fast seit den Zeiten des Rokoko nicht mehr verwendet hatte. Piglheins Pastelle waren freilich auch als Kunstwerke bewundernswert. Die sichere, schneidige Zeichnung, die Plastik und Lebendigkeit der Köpfe verrieten den ehemaligen Bildhauer; der Farbenglanz dieser Bilder war in seiner Frische und Eleganz für Deutschland geradezu eine Offenbarung. Aber vielleicht hat das alles nicht so sehr ihren Erfolg gemacht, wie das Halbweltparfüm, das sie ausatmeten. Die großen dunklen Augen dieser Pierretten und Kokotten mit pariserischem, deutschem und südlichem Gesichtsschnitt erzählten so pikante Geschichten, auf diesen üppigen Lippen und der fesselnden Morbidezza dieser Wangen lag es wie ein feiner Reif, eine Ahnung von jener sündhaften Grazie und jenem Reiz des Verbotenen, von lauter Dingen, von denen sich zu Zeiten der Spießbürger im sicheren Port seiner Sofaecke so gerne mit sanftem Gruseln erzählen läßt. Piglhein war seiner ganzen Natur nach viel mehr zu einem behaglichen Familienleben, zu ganz normaler und tugendhafter Behäbigkeit angelegt, aber alle seine Pastelle aus jener Zeit tragen ein wenig die Marke des Grisettentums. Sogar die entzückenden Kindergesichter, sogar die Hundebilder, die er malte. Und wie den Sänger Tannhäuser auf dem Wege nach Rom selbst die Erinnerung an den Hörselberg immer wieder packt, so hat der Spaß an diesen kleinen Teufeleien den Maler später auch während der Ausführung seiner ernstesten Werke hin und wieder fortgerissen, und wer ihn besuchte, fand sicher in irgend einem Atelierwinkel ein Pierrettchen in Pastell oder sonst was Unheiliges. Es mag übrigens sehr wohl sein, daß gerade ein solches zeitweiliges Abschwenken nach ganz heterogenen Dingen einen Künstler frisch erhält und davor bewahrt, monoton oder akademisch zu werden.

Zunächst wurde Bruno Piglhein von dem gefährlichen Weg, den er mit seinen Pastellen betreten hatte, weggezogen durch den Auftrag, für die Panoramagesellschaft Halder & Cie. ein riesiges Rundgemälde von Jerusalem und der Kreuzigung Christi zu malen. Er, der sich immer schon als „alten Nazarener" bekannt und die große, tiefe Poesie der christlichen Überlieferungen stets mit ungeheuchelter Andacht empfunden hatte, nahm den Auftrag mit Freuden an. Fand er doch dabei auch endlich Gelegenheit, sich auf großer Leinwand (15 Meter Höhe und 120 Meter in der Runde) auszutoben. Nicht minder reizvoll waren für ihn die Vorarbeiten in Palästina, wohin er mit seinen Helfern, dem Landschaftsmaler Krieger und dem Architekturmaler Frosch, reiste. Die Studienreise nahm ein Vierteljahr in Anspruch, ein volles Jahr die Arbeit an dem Rundgemälde selbst. Die ganze gewaltige Komposition und Rekonstruktion zu diesem Rundbild, dessen Hauptgruppe die Leser der „Monatshefte" im Holzschnitt zw. S. 424 u. 425 beigegeben finden, stammt von Piglheins Hand. Zur Ausfüh-

Damenbildnis. Nach einem Pastell.

rung des landschaftlichen, sowie des perspektivisch verwickelten architektonischen Teiles brauchte er natürlich Gehilfen, wie jeder Panoramamaler sie braucht. Denn es ist ja einfach physisch schon unmöglich, in der Frist, die zu solchem Werke meist gestellt ist, eine Fläche von 1800 Quadratmeter „vollzumalen." Piglhein hatte aber, nicht zum wenigsten der Noblesse wegen, mit welcher er die Mitarbeit seiner Gehilfen anerkannte, später wegen dieser Mitarbeiterschaft schwer zu leiden. Nicht allein, daß zunächst das Gerücht ausgestreut wurde, er habe nur geringen Teil an dem Gesamtwerke gehabt, er habe nur den figürlichen, zum Teil in den Größenverhältnissen nicht ganz gelungenen Teil gemalt — das heißt etwa soviel, wie wenn man einem Bildhauer vorwerfen würde, daß er die Arbeit des Gipsgießers und des Steinmetzen nicht selbst besorgt. — Piglhein mußte es auch erleben, daß sein Gehilfe Karl Frosch nicht weniger als neun in der Komposition sehr verwandte Kreuzigungspanoramen für Amerika und England malte und dabei viel glänzendere Geschäfte machte, als Piglhein selbst, der das Werk gestaltet hatte.

Im Jahre 1886 wurde das Werk enthüllt, und der Erfolg war beispiellos — bei den Frommen, die ein künstlerisch selbständiges und originales Werk religiöser Malerei nicht immer gleich richtig würdigen, wie bei denen, welche einfach das Werk selbst auf sich wirken ließen mit seiner fabelhaft ergreifenden Sonnenfinsternisstimmung und der düsteren pittoresken Öde seiner Landschaft, mit seinen von jeder Konvention freien, packenden und naturwahren Figurengruppen.

Das Werk hat nur sechs Jahre gelebt.

Orientalin. Pastell.

Damenbildnis. Pastell.

Im Jahre 1892 verbrannte es im Panoramagebäude zu Wien, wo es gleichfalls die Menge mächtig ergriffen hatte. Piglhein hat wie ein Kind geweint, er, der damals schon leidend war und vielleicht schon ahnen mochte, daß er kein so bedeutungsvolles Werk fürder schaffen werde.

In Künstlerkreisen wußte man schon lange, was Piglhein sei, im Publikum lernte man es jetzt allmählich verstehen. Auch die „maßgebenden Stellen" wurden auf ihn aufmerksam. Als er auf der dritten Internationalen zu München (1888) seine Grablegung Christi ausstellte, eine Art Nachlese von der Reise ins gelobte Land, erwarb der Staat das Bild, das von großer, edler Auffassung zeugt, aber doch nicht so starkes Temperament erkennen läßt, wie „Moritur in Deo," für die Pinakothek. Im folgenden Jahre erschien unter dem Titel „Der Stern von Bethlehem" eine schöne Madonna mit entzückenden Putten, ein Werk voll Liebenswürdigkeit und Anmut, und wieder ein Jahr später brachte er das Bild, das ihn auch im Norden von Deutschland berühmt gemacht hat, „Die Blinde", die durch ein blühendes Mohnfeld schreitet. Das Bild machte Sensation, brachte dem Künstler aber auch eine Enttäuschung; er hatte auf die erste Medaille gerechnet und erhielt sie nicht. Vielleicht war dieser Entscheid der Jury sogar eine Ehrung: er gehörte schon zu denen, von welchen man das Höchste erwartet, und jenes Bild wies neben der grandiosen Schönheit und Poesie der Erfindung doch auch stark äußerliche

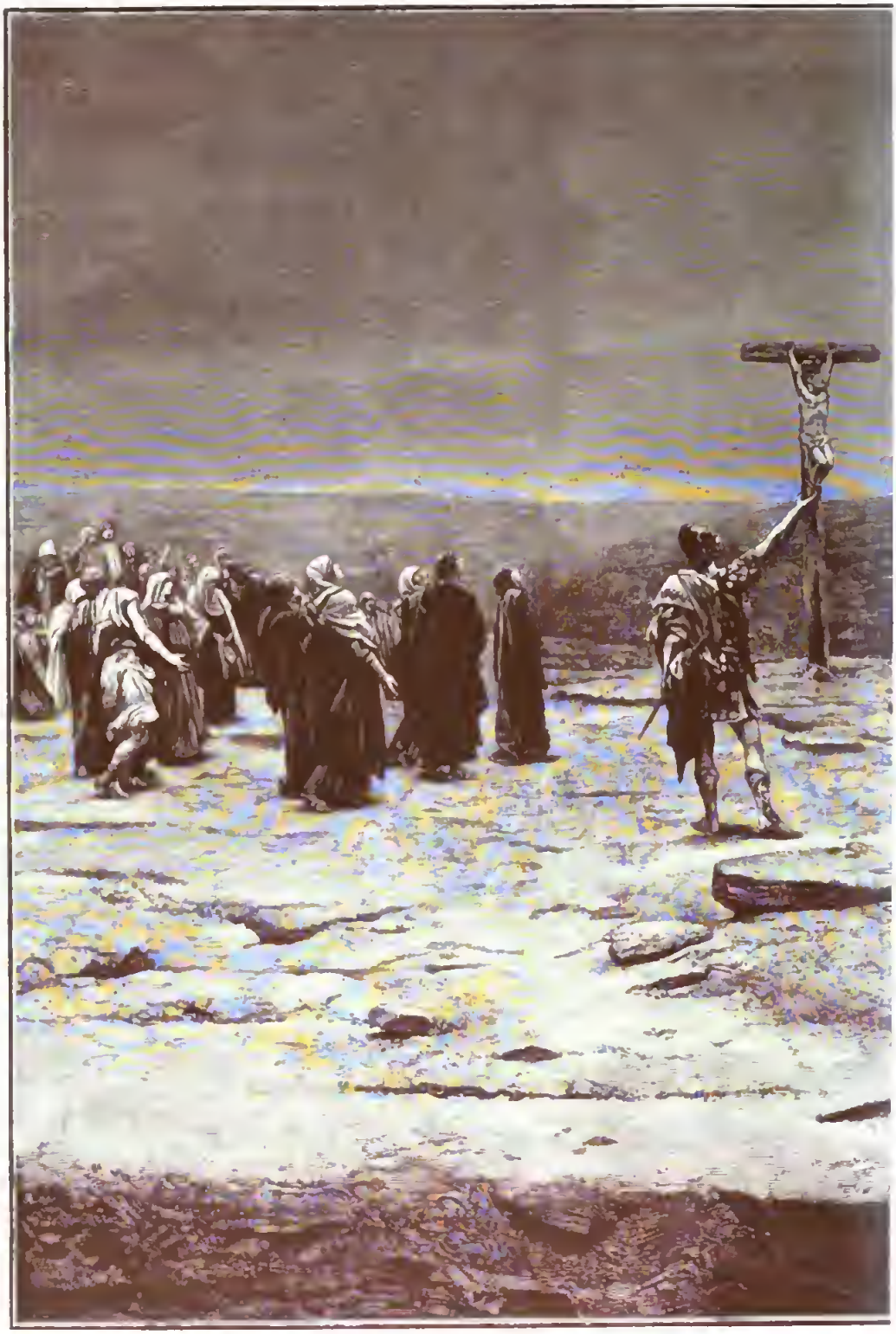
Wirkungen auf. Feindschaft der Juroren war's gewiß nicht, die Piglhein die erhoffte Medaille verweigert, denn er hatte keine Feinde. Aber er litt doch unter der Sache, und als ein Jahr später das Bild in Berlin verkauft wurde und zugleich die erste Medaille erhielt, hatte er daran nicht mehr die volle Freude. Eine in malerischer Beziehung vielleicht höher stehende „Schwerttänzerin" wurde auf der gleichen Berliner Ausstellung bewundert. Im gleichen Jahre kam auch das schöne Bild „Frühlingsidyll" heraus, das lange vorher schon unfertig in des Künstlers Atelier gestanden.

Secessionisten nicht wenig von dem, was sie damals gleich im ersten Jahre erreicht haben. Mit Feuereifer trat er für die Interessen der Jungen ein, freute sich an jedem emporsteigenden Talent — und litt doch dabei und hat es Freunden hundertmal geklagt. Wie gern hätte er mitgethan bei dem kühnen Flug der Jungen ins Land der Farbe und des Lichts — einige Entwürfe aus seiner letzten Zeit beweisen es, wie sehr er sich bemühte und wie leicht es ihm geworden wäre, die Errungenschaften der neuen Zeit sich anzueignen — aber seine Kraft war gebrochen! Ein schweres Herz-

Damenbildnis. Ölstudie.

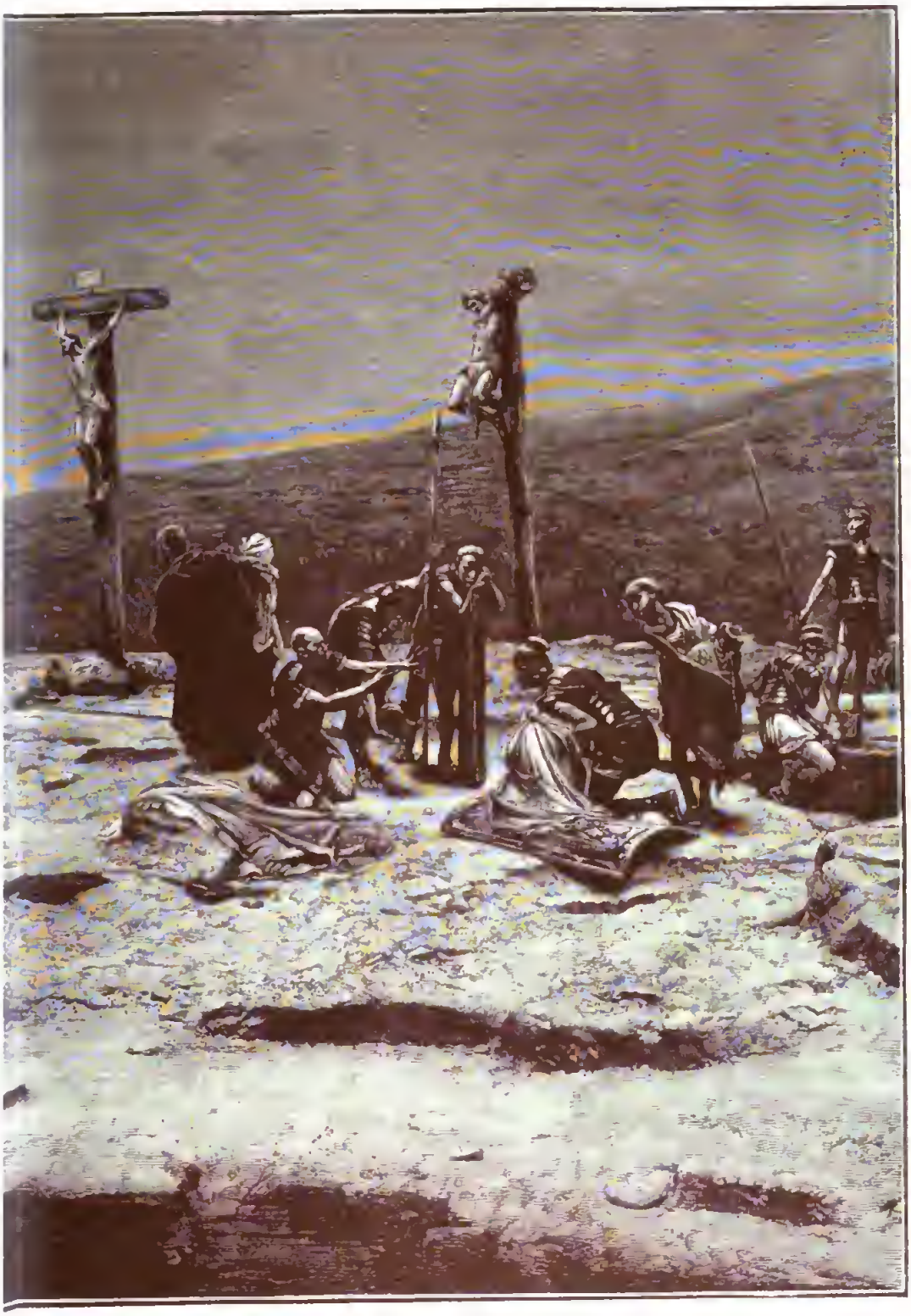
Sonst entstand in den letzten Jahren seines Lebens außer den Porträts der Kruppschen Familie nichts Wesentliches mehr. Wäre er gesnnd geblieben, er hätte sich wohl jetzt erst zur schönsten Blüte seines Genius entfaltet. Die Malerei nahm in Deutschland damals gewaltigen Aufschwung. Piglhein stellte sich selbst an die Spitze der Jungen, der „Secession," in München, und seinem Opfermut, seiner Arbeitskraft, der unbegrenzten Achtung, die man ihm allenthalben entgegenbrachte, der unbegrenzten Liebenswürdigkeit und Gerechtigkeit, mit der er jedem begegnete, danken die Münchener

leiden zeigte seine ersten Spuren, und mit dem frohen künstlerischen Schaffen war's vorbei. Wohl hoffte er noch, pflegte seine Gesundheit, mit der er früher ein wenig verschwenderisch umgegangen, machte lästige Kuren durch — aber es war zu spät. Die letzten Monate seines Lebens brachten ihm furchtbare Leiden — nicht Schmerzen allein, sondern eben auch jene entsetzlichen Beängstigungen, die solche Herzkrankheiten hervorrufen. Ganz München nahm teil an seiner Krankheit, Bayerns Regent suchte ihn auf und sandte ihm Erfrischungen, sein Bewunderer, Geheimrat Krupp, machte ihm



Golgatha Fragment aus dem Panorama

Digitized by Google



zu der Kreuzigung Christi von Bruno Piglhein.

die Freude, das Kreuzigungsbild zu erwerben — aber weder die Freundschaft, die ihm ward, noch die sorgende Liebe, die ihn pflegte, hielten das entschwindende Leben auf. Am 15. Juli 1894 erlöste ihn der Tod von den geduldig ertragenen Qualen.

An seinem Grabe trauerte wirklich die Münchener Kunst, und der Nachruf, der ihm von seinen Kollegen ward, zeigt von so einmütiger Verehrung, wie sie selten einem zu teil wird. In einer Zeit des erbittertsten Künstlerstreites, der vielfach auf das Gebiet des Persönlichen überging, stand er an der Spitze der „Umsturzpartei" ohne Haß und ungehaßt. Er war nicht nur ein Mensch, dem man nicht gram sein konnte, er war viel mehr: ein Mensch, den man lieb haben mußte. Und weil wir diesen Menschen auch hinter seiner Kunst spüren, deswegen war er ein so großer Künstler. Ich glaube, wenn er noch viel, viel weniger geschaffen hätte, wäre er einer gewesen. So stark und rein war die Künstlernatur in ihm, daß er ein wenig das Wort vom Raffael ohne Hände begreiflich machte. Seine Bedeutung ging über die Bedeutung dessen, was er geschaffen, hinaus, weil sein Wille und seine Eigenart so stark und schön waren.

Wer ihn ganz kennen lernen wollte, mußte hören, wie er über andere sprach. Wie milde und nachfühlend war sein Urteil, wie freudig und uneingeschränkt konnte er loben, wie bescheiden tadeln! Auch für den Stümper hatte er wenigstens einen wohlwollenden Scherz. Es hätte sich kein besserer Leiter einer Kunstschule denken lassen, als Piglhein. Übrigens hatte er kurze Zeit eine Malschule geführt — einer seiner bekanntesten Schüler ist Josef Block — und die bei ihm lernten, konnten ihn nicht genug rühmen. Aber das Lehramt hielt ihn wohl zu viel von eignen Arbeiten ab, und so gab er die Schule bald wieder auf.

Als nach des Meisters Tode sein Nachlaß zusammengestellt wurde, war es für seine Freunde eine wehmütige Freude, durch seine Atelierräume zu wandeln. Wieviel hatte er noch zu sagen, wie viele angefangene Werke waren da, die nur etlicher glücklicher Stunden der Inspiration gebraucht hätten, um fertige Kunstwerke zu werden! Wieviel hatte er gearbeitet nur aus Schaffensdrang! Was fand sich allein an prachtvollen farbensatten und lebensvollen Figurenstudien vor! Es war so recht ein Bild seines ganzen reichen künstlerischen Lebens, dieses Atelier mit dem großen aufgestapelten Nachlaß! Das Korn war reif, aber der Hagel schlug es nieder, bevor noch die Erntezeit gekommen war.

Ölstudie.

Deutsche Landesdichter.

Von

P. D. Fischer.

(Abdruck verboten.)

Bis in die Zeiten des Verfalls hinab ist es von den griechischen Städten und Landschaften als ein Ehrentitel betrachtet worden, in der Aufzählung der achäischen Streitkräfte, welche den zweiten Gesang der Ilias ausfüllt, Erwähnung gefunden zu haben. Nicht minder ist jede italienische Stadt, deren Name in der Divina Commedia genannt ist, noch heute stolz auf die keineswegs immer liebevolle Zeile, die Dante ihr gewidmet hat. — Nationaldichter in dem Sinne, wie Homer für Griechenland und Dante für Italien gewesen sind, besitzen wir in Deutschland nicht. Denn so unendlich viel wir auch den Fürsten der deutschen Dichtung für unser Volkstum zu danken haben: — keiner von ihnen, auch von den größten nicht, hat es sich zur Aufgabe erwählt, das Gesamtsein seiner Nation dichterisch so wiederzuspiegeln, wie dies in den homerischen Gedichten und in dem Weltenbilde des florentinischen Sängers geschehen ist.

Dagegen hat es in Deutschland niemals an Dichtern gefehlt, welche die Eigenart des Stammes, dem sie angehörten, das Wesen des Landesteils, den sie nach Geburt oder Wahl als ihre Heimat ansahen, in ihren Werken mit besonderer Vorliebe erfaßt und treu wiedergegeben haben. Was unserer staatlichen Entwickelung Jahrhunderte hindurch Abbruch gethan, unserer politischen Einigung so schwere Hindernisse bereitet hat, der Mangel eines die Kräfte der Nation zusammenfassenden Mittelpunkts: das ist unserer Landesdichtung bis in die Gegenwart hinein förderlich gewesen und verleiht ihr einen Reichtum, eine Gegenständlichkeit und Mannigfaltigkeit, um die andere Völker uns beneiden. Wenn es uns an Stätten fehlt, um die sich die deutsche Dichtung mit solcher Energie konzentriert, wie die nationalen Erinnerungen der Briten um ihre Westminster-Abtei oder die der Franzosen um Notredame, so gibt es dafür kaum einen deutschen Landesteil, dem nicht nach der Art seiner Bewohner und durch seine landschaftliche Besonderheit ein eigentümlicher Charakter aufgeprägt ist, und der nicht in seinen Landesdichtern poetische Ausleger und Verkündiger dieses Charakters gefunden hat.

In einem kleinen Buche (Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. 2. Aufl. Berlin 1896), das meine lieben Landsleute zu Reisen im eignen Vaterlande anzuregen wünscht, habe ich das Vergnügen, in Dichters Landen zu reisen, an einzelnen Beispielen zu schildern versucht. Was dort nur mit wenigen Strichen angedeutet werden konnte, möchte ich hier an einigen deutschen Gebieten eingehender darlegen. Ich wähle dabei absichtlich Provinzen, die weniger als andere wegen dessen, was man schöne Gegenden zu nennen gewohnt ist, von Vergnügungs- oder Erholungsreisenden aufgesucht zu werden pflegen. Gerade an ihnen läßt sich am überzeugendsten nachweisen, wie sehr sich auch in Deutschland der Reiz des Reisens erhöht, wenn man unterwegs bald hier bald da, manchmal sehr unerwartet, von dem Genius der Landesdichtung bewirtet wird.

Ausschließlich auf eignen Reiseerinnerungen beruhend, trachten diese Zeilen nach nichts weniger als nach litteraturgeschichtlicher Vollständigkeit. Wer in ihnen einen Katalog der betreffenden Provinzialpoesie zu finden erwartet, oder wer nach

kritischen Übersichten litterarischer Gebiete verlangt, der wolle diesen Aufsatz und seine etwaigen Nachfolger von vornherein beiseite legen. Möge der freundliche Leser diese Zeilen als das, was sie sein wollen, als eine Abzahlung auf persönlichen Dankesschulden, die der Verfasser auf langjährigen Reisen in allen Teilen Deutschlands eingegangen ist, nachsichtig aufnehmen.

Ich beginne mit unserem Nordosten, mit den landschaftlich wie landsmannschaftlich so eng miteinander verbundenen Provinzen Ost- und Westpreußen, und gehe statt aller weiteren Vorrede mitten in die Sache hinein.

Wer von Tilsit her mit der Eisenbahn nördlich fährt, an Stationen vorüber, deren Namen wie Jon-Kugeleit, Jugnaten, Szameitkehmen, Knkoreiten immer fremdsprachlicher an das Ohr klingen, und durch Moorlandschaften hindurch, die noch jetzt erkennen lassen, wie unwegsam dies alte Szamaiten früher, etwa zur Ordenszeit, gewesen sein muß, der sieht gegen das Ende der langen Fahrt mit einem Gefühl von Erleichterung die Stadttürme von Memel am Horizont aufsteigen und fühlt sich freundlich angemutet, wenn er die holländisch sauberen, nach holländischer Art mit Lindenalleen geschmückten Straßen unserer nördlichsten Hafenstadt betritt. Hart an der russischen Grenze gelegen, die den schmalen, am rechten Memelufer nordwärts sich zuspitzenden Zipfel von preußisch Litauen eng umschnürt, hat die alte Stadt von den Tagen her, in denen hansische Seefahrer hier an der Mündung der Dange in das Tief, welches das weite Binnenmeer des Kurischen Haffs mit der Ostsee verbindet, eine Handelsniederlassung anlegten, durch alle Stürme der Zeiten hindurch sich als eine feste Grenzburg deutscher Gesittung und deutschen Bürgersinnes behauptet. In schicksalsschwerer Stunde ist sie die letzte Zuflucht eines preußischen Königspaares geworden, und noch heutigen Tages nehmen die tüchtigen Männer, auf deren Umsicht und Thatkraft die Handelsstellung der Stadt beruht, den nicht leichten Wettkampf mit anderen Ostseehäfen, namentlich mit dem russischerseits nach allen Kräften geförderten Libau im benachbarten Kurland, rüstig auf.

Memel ist der Gebnrtsort des Dichters, der als der älteste Landesdichter Preußens hier an erster Stelle zu nennen ist. Simon Dach, dessen Ännchen von Tharau noch heut in ganz Deutschland gern gesungen wird, ist 1605 in Memel geboren, und er hatte, als er 1659 als Professor der Poesie an der Königsberger Universität starb, seine Heimatsprovinz noch niemals verlassen gehabt, als deren Dichter er sich jederzeit mit besonderem Stolz gefühlt hat. „Ich erst hab' der Musen Zier an den Pregel müssen holen," sagt er in einem der zahlreichen Gelegenheitsgedichte, in denen er nach Sitte der Zeit seines Amtes wartete. Und in dem Liede, mit welchem die unter dem Titel „Chur-Brandenburgische Rose, Adler, Löwe und Scepter" nach seinem Tode erschienene Sammlung seiner patriotischen Festgedichte schließt, heißt es mit berechtigtem Selbstgefühl:

Phöbus ist bei mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir;
Meine sind die ersten Saiten,
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier.

Es würde sich aus dem stattlichen Bande, in welchem der Fleiß und die liebevolle Umsicht von Hermann Oesterley die in Flugblättern zerstreuten Dichtungen von Simon Dach vereinigt hat, leicht nachweisen lassen, welch tiefes Verständnis dieser älteste preußische Dichter für die landschaftliche Eigenart seiner Heimat besessen, mit wie frischem, empfänglichem Gemüt er die stillen Reize ihrer Wiesengründe, das anmutige Frühlingserwachen der nordischen Natur, den Frieden ihrer Wälder erfaßt hat. In einem, „Frühlingsgedanken" überschriebenen Liede heißt es:

Was sah ich nicht für Freuden?
Der Reif lag auf dem Gras,
Ein Fink sang auf der Weiden,
Der Pregel stand wie Glas.

Aber bedarf es dieses Nachweises bei dem Sänger, der auf sein „Bauernlied", auf sein im herzigsten Niederdeutsch gesungenes Anke van Tharau immer besonders froh hingeblickt hat? Die ganze Innigkeit und Herzenswärme dieses reizenden Liedchens, das, wie man sagt, vom Dichter zur Hochzeit seines Freundes mit der Tochter des Pfarrers von Tharau gesungen worden ist, erschließt sich erst dem, der den niederdeutschen Text vor Augen

hat. Hochdeutſch ſingen wir jetzt, in Herders Übertragung:

Ännchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben ſchließ ich um deines herum.

Im Original heißt es viel kraftvoller:

Anke van Tharau, mihn licht, mihne ſönn,
Mihn lewen ſchluht ök ön dihnet henönn ...

Mein Leben ſchließ ich in deines hinein! Und ganz weggeblieben iſt der in ſeinen naiven Koſenamen ſo echt oſtpreußiſche Vers:

Anke van Tharau, dat war wy nich dohn (nämlich uns nicht zanken),
Du böſt mihn dyhſten, mihn ſchahpken, mihn hohn.

Tharau, zwei Meilen ſüdlich von Königsberg am Friſching gelegen, der aus den Niederungen des gleichnamigen Waldes zum Friſchen Haff hingleitet, iſt ein freundliches Pfarrdorf, gleich vielen anderen mit den Reſten eines alten Ordensſchloſſes geziert. Heut iſt Tharau Station der Bahnlinie, die von Königsberg durch die fruchtbaren Hügellandſchaften des alten Natangen und des Bartenlandes und an der Seenkette Maſurens vorüber nach Proſtken an der ruſſiſchen Grenze und von dort über Bialyſtock nach Warſchau führt. —

Wie Simon Dach hat auch der 1714 in der Nähe von Gumbinnen geborene und 1780 als Prediger des Dorfes Tolmingkehnen, am Rande des großen Rominter Forſtes, geſtorbene Chriſtian Donalitius ſeiner Heimatsprovinz ganz und gar angehört und ſtärker noch als jener ſein dichteriſches Talent zu ihrer Verherrlichung angewendet. Aber zu den deutſchen Landesdichtern kann er nicht gezählt werden. Denn ſein in Hexametern verfaßtes idylliſches Gedicht „Das Jahr“ iſt in litauiſcher Sprache geſchrieben und wird von den Kennern dieſes altertümlichſten aller lebenden europäiſchen Idiome als das einzige litauiſche Kunſtpoem noch heute in hohen Ehren gehalten. Durch die Überſetzung, die der Königsberger Profeſſor Rheda 1818, zugleich mit dem Urtext, veröffentlicht hat, iſt es auch dem des Litauiſchen Unkundigen ermöglicht, ſich davon zu überzeugen, daß der wackere Pfarrherr ein treuer Beobachter der Natur und der Menſchen ge-

Aus unſerer Studienmappe:

Am Waldesrand. Nach der Ölſtudie von Peter Paul Müller.

Aus unserer Studienmappe:

Auf dem Heimweg. Nach der Ölstudie von Hugo Mühlig.

wesen ist und daß er seine Beobachtungen anmutig wiederzugeben gewußt hat. Aber der litauische Theokrit ist auch ein fester deutscher Mann gewesen und hat Treue gehalten, als viele wankten. Ostpreußen ist während des siebenjährigen Krieges jahrelang von den Russen besetzt gewesen und als russische Provinz behandelt worden; die Stände haben der Zarin den Treueid schwören müssen und haben ihr gehuldigt, was ihnen der alte Fritz so sehr verdacht hat, daß er nie wieder ins Land gekommen ist. Während jener Russenjahre erging u. a. die Anordnung, daß die russischen Heiligentage auch in Ostpreußen kirchlich begangen werden sollten, unter ihnen das Fest des heiligen Alexander Newski. Als Pfarrer Donalitius das betreffende Reskript empfangen hatte, eröffnete er am bestimmten Tage seiner Gemeinde von der Kanzel, er habe von der Obrigkeit, die jetzt über uns Gewalt habe, Weisung erhalten, den heiligen Alexander Newski zu feiern, und fuhr dann fort: „Es mag wohl ein guter Mann gewesen sein, aber ich kenne ihn nicht, und ihr kennt ihn nicht; deshalb wollen wir zum Text für unsere heutige Betrachtung den 14. Vers im vierten Kapitel des zweiten Briefs Sankt Paulr an den Timotheus wählen. Dieser Vers lautet: Alexander, der Schmidt, hat mir viel Böses beweiset: der Herr bezahle ihm nach seinen Werken."

Von den leitenden Geistern des XVIII. Jahrhunderts gehören drei durch ihre Geburt Ostpreußen an: Kant, Hamann und Herder. Untereinander eng verbunden, weisen sie in dem Verhältnis, in dem sie zu der gemeinsamen Heimatsprovinz standen, tiefgreifende Unterschiede auf.

Wie gern würde man Herder, der den Größten der deutschen Dichtung geistesebenbürtig nahesteht, zu den ostpreußischen Landesdichtern zählen! Wie dankbar würde man es begrüßen, wenn unter der Flut seiner bahnbrechenden, Licht und Leben ausstrahlenden Schriften, unter seinen, die Harfenklänge so vieler Völker wiedererweckenden Dichtungen uns eine Spur von dankbarer Erinnerung an die ostpreußische

Heimat entgegenleuchtete! Aber Herder hat die Kümmernisse, mit denen der Sohn des armen Küsters von Mohrungen schon als Knabe zu ringen gehabt, zeitlebens als einen schweren Druck bitter empfunden. Die „kleinste im dürren Lande“ hat er seine Vaterstadt, ihrer fruchtbaren Umgebung vergessend, genannt und jedem Gefühl der Anhänglichkeit an sein preußisches Vaterland sich stets fremd, ja abgeneigt gezeigt, auch für die Größe des Herrschers, dessen Ruhm schon in seinen Kinderjahren die Welt zu erfüllen begann, niemals das mindeste Verständnis geäußert. Nachdem ihn, den kaum Zwanzigjährigen, die Berufung als Kollaborator an die Domschule in Riga aus Königsberg entführt hatte, ist er nie wieder nach Preußen zurückgekehrt, und er hat außer den Preisen, mit denen mehrere seiner Erstlingsarbeiten, z. B. die herrliche Abhandlung über den Ursprung der Sprache, von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönt worden sind, kaum noch etwas mit Preußen zu teilen gehabt. Jetzt steht dem schmalen und niedrigen Häuschen gegenüber, in welchem Herder am 25. August 1744 das Licht der Welt erblickt hat, auf stattlichem Granitsockel seine Kolossalbüste; der mit Gartenanlagen geschmückte Platz vor der Kirche, die Straße, die vom Markt zu ihr führt, tragen seinen Namen. Mit Anteil schaut man zu dem gotischen Turm des alten Ordensbaues der Kirche hinauf, von der niedrigen Mauer des Pfarrgartens hinab in die Wiesengründe und auf die Seespiegel des tiefen Geländes, das die alte feste Stadt umgibt. Man sucht sich die Eindrücke zu vergegenwärtigen, die der empfängliche Geist des hochbegabten, wißbegierigen Knaben hier empfangen haben mag. Am ehesten wird man annehmen dürfen, daß die lichte Halle der wohlerhaltenen, mit würdigen Denkmälern der benachbarten Adelsgeschlechter angefüllte Kirche in ihm das Gefühl des Erhabenen erweckt hat, das für seinen Entschluß, Theologe zu werden, entscheidend gewesen ist. Zweifelhafter ist es, ob der arme Junge Verständnis für den Humor gehabt haben mag, der sich in den wunderlichen Bildern und Inschriften ausspricht, mit denen die Handwerkerinnungen von Mohrungen ihre Kirchenstühle ausstaffiert haben. Das ehrsame Schuhmachergewerk z. B., das, nach dem Zustande des Straßenpflasters zu urteilen, dort besonders nahrhaft und angesehen sein wird, hat seiner Bibelfestigkeit ein sprechendes Zeugnis ausgestellt, indem es eine reichgeschmückte und besonders gut beschuhte Dame mit der dem Hohenliede entnommenen Aufschrift gestiftet hat: „Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, o Fürstentochter!“

So wenig indessen Herder sich als Preuße gefühlt hat, so fest hat er an den beiden Landsleuten gehangen, die während seiner Königsberger Universitätsjahre seine Lehrer und Freunde geworden waren, an Hamann und an Kant, und er hat nie vergessen, wieviel er beiden zu verdanken hatte. Bei Hamann, dem genialen Polyhistor, fand der junge Student nicht nur Nahrung für seinen schier unersättlichen Bücherhunger, sondern auch tief innerliche und fruchtbare Anregung für das Verständnis wahrer Poesie; Hamann ist es gewesen, der des Jünglings Aufmerksamkeit zuerst auf Volkslieder gelenkt, der seine erste Bekanntschaft mit Shakespeares Dichtung vermittelt hat. Kant aber, schon als Privatdocent je länger je mehr der eigentliche Stern der Albertina, ward auch dem jungen Herder zum Leitstern in den Geisteswissenschaften. Noch aus späteren Jahren besitzen wir ein Zeugnis von Herder darüber, wie tief sich der Eindruck dieses Lehrers bei ihm eingegraben hatte. „Ich habe das Glück genossen,“ schreibt Herder in der sechsten Sammlung der Humanitätsbriefe, „einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings. — — Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude: die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. — — Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorurteil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufstellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang

angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüt fremd. Der Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant."

Hamann und Kant sind jeder in seiner Art solche Urtypen ostpreußischen Wesens und haben durch ihre Persönlichkeit und ihre Schriften einen so mächtigen Einfluß auf ihre Zeit- und Landesgenossen ausgeübt, daß sie an dieser Stelle nicht übergangen werden dürfen. Beide haben jahrzehntelang nebeneinander in Königsberg gewirkt, der unstäte, bald träumerisch nach innen gekehrte, bald mit seinen sibyllinischen Blättern auf weite Kreise eindringende Seher und Prophet, und der stets heiter mit unermüdeter höchster Geisteskraft an dem Riesenwerk seiner kritischen Philosophie schaffende Weltweise. Hamann unruhig schwankend in der Wahl, unsicher und fahrig in der Verfolgung des äußeren Lebenslaufs, unbefriedigt als Pädagog, gescheitert als Kaufmann, schließlich notdürftig geborgen in einer untergeordneten Beamtenstelle am Packhof in Königsberg, aber aller dieser Misere los und ledig in dem schwärmerischen Fluge seiner die verschiedensten Gebiete beherrschenden, oft mystisch verzückten Gedanken. Kant ist die ganzen achtzig Jahre seiner in konsequenter Geistesarbeit ruhig dahinfließenden Lebensreise untrennbar mit der heißgeliebten Vaterstadt verbunden gewesen; man hat von ihm behauptet, er wäre sein Lebtag nicht einmal bis Pillau hinausgekommen. Jener, der Magus aus Norden, in seiner Ueberspannung des Gemütslebens, in der krausen Fülle und Dunkelheit seiner Gedanken, in dem immer stärker hervortretenden Zuge zum Mysticismus einer der Ahnherren der Romantik: dieser in seiner hellen klaren folgerichtigen Vernunft, in der männlichen Hetterkeit seines ganzen Wesens und in dem kategorischen Imperativ seines Pflichtgefühls einer der vornehmsten Repräsentanten seines Zeitalters, des Jahrhunderts der Aufklärung.

„Habe kaum Lust, ein Deutscher zu sein, bin ohne Ruhm zu melden ein Ostpreuße", schreibt Hamann einmal an seinen Freund Jacobi. Und ein andermal sagt er: „Neigung für Preußen habe ich niemals gehabt, sondern mein Vaterland mehr par principe und aus Pflicht und Schuldigkeit geliebt. Die Erde ist des Herrn und in diesem Sinne bin ich Weltbürger"... Aber der ganze Ostpreuße kommt doch bei ihm zum Durchbruch in seinem aufrichtigem Wort: „Ein Vaterland muß man niemals vergessen, keine schönere Krankheit in meinen Augen als das Heimweh." Kant aber, der mit Stolz und Liebe an seiner Heimat hing, der sich stets als ein aufrichtiger Verehrer des großen Preußenkönigs bekannt und an mehr als einer Stelle seiner Werke ausgesprochen hat, wieviel Förderung und Anregung er aus den Werken und Thaten Friedrichs des Großen geschöpft hat, gibt dem ganzen unbestechlichen Wahrheitsdrang, dem Freimute und dem Unabhängigkeitssinn seiner Landsleute Ausdruck, wenn er in der schönen Abhandlung, die er 1784 in Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? in der Berliner Monatsschrift erscheinen ließ, sich also ausspricht: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbst verschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe den Mut, dich deines eignen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung."

Von der phantasievollen Gemütstiefe und der nüchternen Verstandesschärfe, in denen sich bei Hamann und Kant die entgegengesetzten Pole des ostpreußischen Wesens zugespitzt haben, zeigt sich im Leben und in den Schriften ihres Landsmannes und Zeitgenossen Theodor Gottlieb Hippel eine wunderliche Mischung. In dem ostpreußischen Landstädtchen Gerdauen 1741 geboren, hatte Hippel als angehender Theolog einen jungen livländischen Edelmann begleitet und in Petersburg das Leben der großen Welt kennen gelernt. Von brennender Begier erfaßt, in ihren Kreis einzutreten, hängte er die Theologie an den Nagel, ward Jurist, erwarb als Advokat in Königsberg Vermögen und Ansehen, stieg im Staatsdienst zu hohen Stellungen auf und ist 1796 als Stadtpräsident von Königsberg gestorben. In seinem Leben ein kluger, praktischer Geschäftsmann, der den eignen Vorteil aufs beste wahrzu-

nehmen wußte, Hagestolz, aber den Freuden des Lebens keineswegs abgeneigt, stolz auf seinen Rang und den ihm verliehenen Adelstitel, zeigt sich Hippel in seinen zahlreichen Schriften, besonders in dem großen Roman, der ihn in die Reihe der bedeutendsten Sittenschilderer stellt, als ein Verfechter echter Humanität, ein Verehrer und Lobredner der Ehe, ein Verächter des Reichtums, ein leidenschaftlicher Freund der Natur und alles Natürlichen. Die ganze Verzwicktheit seines widerspruchvollen Charakters tritt in der Ängstlichkeit zu Tage, mit der er seine Schriftstellerei in den bei seinen Lebzeiten undurchdringlichen Schleier der Anonymität einzuhüllen gesucht hat. Selbst Hamann und Kant gegenüber, mit denen er innig vertraut war, hat er die Autorschaft seiner Werke standhaft verleugnet.

Seine in den Jahren 1778—1781 erschienenen „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" entrollen in Form eines autobiographischen Romans ein auf umfassender und tief eindringender Kenntnis der Wirklichkeit beruhendes Sittenbild seiner Zeit und seines Landes. Fragmentarisch trotz fast unförmlicher Weitschweifigkeit, mit Episoden, Exkursen und Einschiebseln bis zur Ermüdung selbst geduldiger Leser überladen, irreführend dadurch, daß der Hauptschauplatz der wesentlich auf preußischen Verhältnissen fußenden Erzählung in das benachbarte Kurland verlegt ist, haben die Lebensläufe doch durch die Kernigkeit und Lebenswahrheit der dargestellten Charaktere, die Hoheit und Reinheit ihrer Weltanschauung, den Adel ihrer Gesinnung, durch wahre Frömmigkeit und echten Humor sich bis auf den heutigen Tag eine Gemeinde von Verehrern erhalten. Für die Kenntnis des geistigen und socialen Lebens in unsern Ostseeprovinzen, denen die benachbarten deutschrussischen Gebiete damals viel näher standen als jetzt, darf dieses Buch geradezu als eine der vornehmsten Quellen bezeichnet werden. Lebendig und anschaulich treten Land und Leute vor uns. Der Adel auf seinem weiten Grundbesitz, fast in autonomer Selbstherrlichkeit und hoch über seinen Unterthanen, aber in regem geistigen Verkehr und trotz lebhaften Standesgefühls nicht abgeschlossen gegen die großen zeitbewegenden Gedanken. Keineswegs idealisiert; für manches Porträt wäre das Urbild unter den Schloßherren des Samlandes wohl nachweisbar gewesen; auch fehlt es nicht an verschrobenen Charakteren, und neben dem wohlmeinenden Landedelmann findet der nur für Jagd passionierte Junker, auch der rohe Wüstling seine Stelle. Aber alles in allem ein kernhafter, in und mit seinem Volke lebender Menschenschlag von kraftvoll deutscher Gesinnung, die Väter jener preußischen Adligen, die im Saale des alten Königsberger Schlosses Stein und York zujubelten, als die Stunde der Volkserhebung schlug, und die für die Befreiung des Vaterlandes tapfer gestritten haben. Das preußische Pfarrhaus, von alters her bis auf den heutigen Tag eine Pflanzstätte schlichter Frömmigkeit und ehrlicher Wahrheitsliebe, — wo hat es einen begeisterteren und sachkundigeren Lobredner gefunden, als diesen Dichter, dem es in der einfachen Widdem eines richtigen Landpastors offenbar am allerwohlsten und am meisten heimisch zu Mute ist? Der aber bei aller Liebe den Humor nicht vergißt, und auch die Pedanterie, die Weltvergessenheit und die theologische Versessenheit seiner Lieblinge in sichtlich der Wirklichkeit entnommenen Zügen vorführt. Die Königsberger Universität, damals noch in den engen alten Kollegienräumen auf dem Kneiphof; wie anschaulich tritt uns in den Professoren und Studenten der alten Albertina das damalige akademische Leben entgegen; die etwas verstaubte und verzopfte Gelahrtheit in der drolligen Figur „Seiner Spektabilität des Herrn Dekans," und das lockere Treiben der munteren Jugend, die viel lieber als den Musen und der Weisheitsgöttin den hübschen blonden oder braunen Bürgerstöchtern nachläuft und bei der das Wort „fidel" Universitätsparole ist. —

Das Jahrhundert der Aufklärung verschwand in den Stürmen der Revolution; statt des von Kant erhofften ewigen Friedens lohte eine Kriegsfackel empor, wie Europa sie noch nicht gesehen hatte. Unter dem Siegerschritt der Napoleonischen Armeen brachen die alten Staatsgerüste zusammen

Wie auf der Heide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt.

Aber in den unter das Joch gebeugten Völkern erwachte mit ungeahnter, dem korsischen Eroberer unverständlicher Kraft das

Wintermorgen. Nach dem Gemälde von Karl Ludwig

Nationalgefühl, und ihm entsproß, im bewußten Gegensatz zu dem Weltbürgertum unserer Klassiker, die romantische Poesie.

Daß unter den Dichtern der romantischen Schule sich auch Landsleute von Kant befinden, will auf den ersten Blick befremdlich scheinen. Indes liegt, wie wir vorhin bereits an Hamanns Magiergestalt sahen, dem überwiegend kritischen Rationalismus des Ostpreußen die mystische Gemütstiefe nicht ganz fernab. Überdies gibt es kaum ein deutsches Land, in welchem die Hauptquellen der Romantik, der Kampf des Christentums mit der heidnischen Welt und das diesem Kampf entsprungene mittelalterliche Rittertum, eine so entscheidende und so tief bis an die Gegenwart heranreichende Rolle gespielt hätten, als das alte Ordensland Preußen. Bis an die Anfänge der Neuzeit hin hat sich der jahrhundertelange Kampf erstreckt, in welchem der Deutsche Ritterorden die alten Preußengaue erst unterworfen, dann germanisiert und endlich dies Neuland, die größte und dauerndste deutsche Kolonialschöpfung, gegen die Aufstände der Unterworfenen und die Einbrüche der heidnischen Litauer zu verteidigen gehabt hat. Immer wieder ist bis ins XV. Jahrhundert hinein in Deutschland das Kreuz gepredigt worden, um den deutschen Brüdern im Preußenland zu Hilfe zu kommen, und immer wieder sind kriegsfrohe Fürsten und Ritter zu Pferde gestiegen, um in einer Fahrt wider die Heiden am wilden Memelstrom kecke Abenteuer zu bestehen und Ruhm zu gewinnen. Noch heut zeigt man sich scheu die Stellen, wo Kreuzfahrerscharen auf tückischem Moor dem Ansturm der heidnischen Haufen erlegen sind, oder wo preußische Häuptlinge, vom Ordensvogt zum Mahle gelockt, unter den Trümmern der verräterisch in Brand gesteckten Burg begraben liegen. Noch heut wird an der Bernsteinküste des sagenreichen Samlandes die Stelle gezeigt, wo der erste Verkündiger des Christentums am baltischen Ufer, der heilige Adalbert, von den Preußen erschlagen worden ist, und noch ist die Erinnerung an den Götterhain von Romove, in welchem der Oberpriester der drei Hauptgottheiten der Preußen seinen geheimnisvollen Sitz hatte, nicht völlig erloschen.

Diese Erinnerungen sind es, welche den Dramatiker der Romantik, den Königsberger Zacharias Werner, zu seinem „Kreuz an der Ostsee" begeistert haben. In einem großen Dramencyklus hatte er das Volksleben, die Bräuche und Lieder, den Götterkultus und die Stammverfassung des Preußenvolks, das Auftreten der Deutschen Ritter, die Aufrichtung ihrer Herrschaft, die Ausbreitung des Christentums und den Gegensatz zu den benachbarten Polen darstellen wollen. Daß es ihm zur Bewältigung einer solchen Aufgabe an Kraft und an dramatischem Talent nicht fehlte, läßt der allein vollendete Teil, den er „Die Brautnacht" genannt hat, erkennen. Namentlich ist es ihm gelungen, die großen Züge der sich gegenübertretenden Volkscharaktere, die Barbarei der Preußen, die unstäte Fahrtgkeit der Polen und den wuchtigen Ernst der über beiden ihr Kulturwerk beharrlich aufrichtenden Deutschen, dramatisch zu versinnlichen. Auch im Beginn der Handlung, der Bernstein suchende Fischer und idyllisches Landleben mit Anklängen an alte Volkslieder vorführt, ist manches mit richtigem Blick für das Volkswesen aufgefaßt und anmutig dargestellt. Aber inzwischen treibt schon die Neigung zum gespenstisch Spukhaften und zum unvermittelt Gräßlichen ihr Wesen, die den begabten, doch haltlosen Mann seinem Vaterland und dem von ihm in seinem besten Drama, der „Weihe der Kraft", so beredt verherrlichten Protestantismus später gänzlich entfremdet hat.

In der Hauptscene seines Reformationsstückes, die Luthers Auftreten auf dem Reichstage zu Worms darstellt, hatte er den Hochmeister Albrecht, den nachherigen ersten Herzog von Preußen, sagen lassen:

Der Deutsche Orden unsrer lieben Frau,
Der mich zu seinem Meister auserkoren,
Herrscht lange schon im fernen Preußenlande,
Das mit der Ostsee und mit Polen grenzt;
Der Wälder gibt es dort, der Nebel viel;
Die Forsten will ich lichten wie die Köpfe
Zu Königsberg, in meiner Residenz,
Bin ich gewilligt, wie in Wittenberg
Der weise Friederich, 'ne hohe Schule
Zu stiften — Weihrauch thut dabei nicht not!
Wir haben Rauchs genug, nur Licht bedarf es!

Als Konvertit und katholischer Geistlicher hat sich Werner in späteren Jahren eifrig bemüht, seine Lichtfreundlichkeit durch heftige Verlästerungen der Reformation — er

hat als Widerruf seines Lutherdramas sogar eine „Weihe der Unkraft" verfaßt — und durch den finstern Fatalismus der von ihm in Schwung gebrachten Schicksalskomödie wieder gut zu machen.

Noch drastischer, ja bis ins Dämonisch-Grausige gesteigert, ist der Zug zur Nachtseite der Phantasie zur Erscheinung gekommen in einem anderen, gleichfalls den Romantikern zugehörigen Königsberger Dichter, in Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, dessen Andenken noch heut unter dem Namen des Gespenster-Hoffmanns fortlebt. Trotz seines scharfen Verstandes und seiner juristischen Geschäftspraxis — er ist nach einem nur während der Durchrüttelung jener Zeit möglichen krausen Lebenslauf als Kammergerichtsrat in Berlin gestorben — rissen den geistreichen, auch als Karikaturenzeichner und als Komponisten künstlerisch thätigen Mann die Quersprünge seiner überreizten Einbildungskraft bis zum Fratzenhaften fort; er soll sich mitunter vor seinen eignen Erzählungen richtig gegrault haben. Auch wo er, wie in der den Danziger Artushof zum Ausgangspunkt nehmenden Künstlernovelle, oder wie im „Majorat von Rossitten," Stoffe aus seiner Heimatsprovinz erwählt, sind sie in nebelhafte Schleier eingesponnen und der Wirklichkeit entrückt. Aber als echten Sohn Ostpreußens zeigt ihn die Überlieferung von jenen nächtlichen Symposien, die er in seiner Berliner Zeit mit dem genialen Ludwig Devrient abzuhalten pflegte, und dem ungewöhnlichen Maß schwerer Weine, das der hagere, schon früh von Leiden gekrümmte kleine Mann zu sich nehmen und vertragen gekonnt hat.

Rein und erquickend sprudelt ein anderer Quell der Romantik, die Vaterlandsliebe, in den Liedern, durch welche der ritterliche Max von Schenkendorf sich einen ehrenvollen Platz unter den Sängern der Freiheitskriege erworben hat. Nicht so volkstümlich wie Ernst Moritz Arndt und nicht so feurig wie Theodor Körner, hat er doch in nicht wenigen seiner Gedichte, wie z. B. in dem auf Scharnhorsts Tod, den Volkston getroffen und sich mit seinen Freiheitsliedern ins Herz der Jugend hineinzusingen vermocht. Wie Friedrich Rückert ihn wegen seiner Verkündigung von Kaiser und Reich als unseren Kaiserherold gepriesen hat, so ist er auch der erste gewesen, der die Wiedervereinigung des Elsasses mit Deutschland unablässig gefordert und mutig geweissagt hat. Der preußischen Heimat ist er immer mit Liebe eingedenk geblieben; seinen Waffengenossen aus der preußischen Jugend, die den Tod fürs Vaterland gefunden, hat er in dem Liede auf seines Bruders Tod, in dem Liede von den drei Grafen, in den Königsberger Wehrliedern, treues Gedenken gewidmet, und der Hauptstädte seiner Provinz in dem Ehrenkranz, den er den deutschen Städten in dem schönen Liede an seine Bremer Freunde Schmidt und Gildemeister gewunden hat, mit besonderer Herzlichkeit gedacht.

Am deutschen Eichenstamme
Du frisches grünes Reis,
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preis

sagt er von Königsberg, und Danzig nennt er

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide
Gleich fromm und treu erkannt.

Es ist daher nur recht und billig, daß diesem treuen Sohne seiner Heimat in seiner Vaterstadt Tilsit ein stattliches Denkmal aufgerichtet worden ist.

Hätte Schenkendorf noch gelebt, so hätte er den Dichtergruß darzubringen gehabt, mit dem Preußens Stände den Kronprinzen im Jahre 1823 in den nach Jahrhunderten arger Schmach wiederhergestellten Hallen der Marienburg bewillkommneten. Ihm, der zu dem Deutschen Ritterorden stets mit weihevoller Ehrfurcht aufgeblickt hat, hätte es vor allen anderen gebührt, dem für die ritterliche Vorzeit begeisterten Königssohn an der Schwelle des Hochmeisterschlosses dichterisch zu huldigen. Statt des früh Dahingeschiedenen that es sein Standes- und Geistesgenosse, der Schlesier Eichendorff, der naturwahrste und volkstümlichste unter den Lyrikern der Romantik. Auch sonst ist sein Name mit den Ostseeprovinzen verbunden. Während seines Aufenthalts in Danzig ist ihm sein schönstes Lied gelungen; man hat mir noch vor zwanzig Jahren in einem kühlen Grunde der lieblichen Waldschluchten, welche aus dem Höhenzug des Jäschkenthals hinabführen,

die Mühle gezeigt, von der es singt. Als ich vor kurzem wieder dort war, wußte von meinen Begleitern keiner etwas davon.

Unter den Nachwirkungen der Napoleonischen Kriegsstürme hat kein deutscher Landesteil schwerer und länger zu leiden gehabt, als Ost- und Westpreußen. Hatte doch in keinem die Kriegsfurie von Freund und Feind schlimmer gewütet, als der grimme Winterfeldzug von 1807 in dieser an sich nicht reichen Provinz; auf keiner hatte der Durchmarsch des ungeheuren Heerzuges nach Rußland so drückend gelastet, und keine hatte rückhaltloser die letzte Habe und die ganze Kraft an die Abschüttelung des tief verhaßten Joches gesetzt. Dem begeisterten Aufschwung folgten Jahre schwerer Ernüchterung, platter Alltagsnot und entsagungsvoller Alltagsarbeit.

Man könnte bezweifeln, ob Bogumil Goltz, dessen Mannesalter in jene Jahre fällt und dessen zahlreiche, vor vierzig Jahren viel gelesene Bücher tiefe Spuren davon aufweisen, zu den preußischen Landesdichtern gezählt werden darf; denn er ist in Warschau geboren und hat meines Wissens niemals einen Vers gemacht. Aber ebenso wie er, der Sohn eines altpreußischen Beamten, der nur vorübergehend in der damaligen Provinz Südwestpreußen amtierte, nach Abstammung, Erziehung und Gesinnung ein Kernpreuße war, ebenso hat er, der formlose, ja formfeindliche Prosaiker, durch seine Gemütstiefe, seinen originellen Humor und seinen feinen Naturssinn das innerste Wesen der Menschen und Dinge, in deren Mitte er lebte, zu ergründen und mit dichterischem Geist zu erklären gewußt. Ein früh auf sich selbst gestellter und vom Leben unter eine scharfe Schere genommener Mensch, als Landwirt ohne Erfolg, hatte er in der Stille des westpreußischen Grenzstädtchens Gollup, in die er sich noch in jungen Jahren zurückzog, Muße genug gehabt, sich autodidaktisch mit Philosophie und Litteratur zu beschäftigen, gleichzeitig aber alle Zacken und Knorren seines eigenwilligen Charakters mit grimmigem Behagen auswachsen zu lassen. So steigerte er die Abneigung gegen alles künstliche, alles gemachte Wesen, alles Überfirnißte, die ihm als echtem Preußen im Blut lag, zu einer Feindschaft gegen die ganze moderne Bildung und den Kulturfortschritt der Neuzeit, die sich in den heftigsten, oft bis zum Cynischen drastischen Kapuzinaden Luft macht. Aber durch das Wettern und Poltern des Erzgrobians bricht sich immer wieder die gleichfalls echt preußische Gutherzigkeit und Gemütsweichheit siegreich Bahn, und für die Einseitigkeit und Eintönigkeit, mit welcher die Fragen der Gegenwart von diesem Kleinstädter abgekanzelt werden, wird der Leser, der die Geduld nicht verliert, durch Perlen wahrster und tiefster Empfindung, durch liebevolles Versenken in die Welt des Kleinen, durch treffende Beobachtung und Schilderung der Natur reich entschädigt. Wer Goltz von seiner besten Seite kennen lernen will, der lese in seinem „Buche der Kindheit" — es war sein erstes und sein bestes Buch — die Schilderung der alten Herberge zum Schwarzen Roß auf dem Haberberg in Königsberg mit der von Kindererinnerungen durchwebten meisterhaften Schilderung der Königsberger Zustände während der Franzosenzeit, oder das Konterfei, welches er am Schluß desselben Buches von seinem Vater, als einem Manne von altem Korn und Schrot entworfen hat. Ein wahres Musterbild eines Preußen, dieser rauhe und formlose, dabei aber unendlich gute, selbstlose alte Jurist, dessen Herzlichkeit und Mutterwitz sich gern hinter Barschheit und Grobheit versteckt, der die ihm zur Ausbildung überwiesenen Referendare durch die Anrede „du" und „mein Jungchen" überrascht, aber jede Mißstimmung durch den herzlichen Ton seines: „Jungchen, das hab' ich nicht so gemeint" verscheucht.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, einige Sätze aus der psychologischen Studie anzuführen, in der Goltz im zweiten Bande seiner Deutschen, das Wesen seiner Landsleute aus Ost- und Westpreußen kerntreffend zusammengefaßt hat.

„Ein nüchternster und undurchlassender Verstand bildet den Panzer und die Haut des nordischen Menschen; haben die neuen Wahrheiten und Ideen nicht die Kraft von Geschossen, so dringen sie nicht zum Eingeweide der Leute, und am wenigsten durch den phegmatisch-kritischen, langsamen, zähen Massenverstand. Was diesem nicht vermittelt wird durch Argumente, die wie Schrauben ziehen, durch eine Logik, die wie eine englische Feile in den Verstand einschneidet, das geht im Norden nicht ans

Herz. Je tönender die Worte und Phrasen, je schwunghafter die Wendungen, je blütenreicher die Gefühle sind, desto widerwärtiger und affektierter erscheinen sie dem nordischen Publiko. Nur wenig unumwundene, nüchtern ausgesprochene, von allem Beiwerk entkleidete, hart an die Sache gehende Worte, mit scharfen Verstands-Accenten und einschneidenden Beweisgründen thun eine Wirkung . . . der Ostpreuße ist nie der Mann der sich wohlfeil zur Rede stellen und imponieren läßt, und am allerwenigsten durch Stilisationen. Redekünste verfangen bei ihm nichts."

Und aus demselben Buch eine Probe davon, wie er die Landschaft seiner Heimatsprovinz aufzufassen und poetisch zu deuten verstanden hat:

„Moos und Sumpf, Schilf und Rohr, ein Kiebitzschrei über der stillen Heide, die unscheinbarsten Naturscenen stürzen mich in eine Melancholie, die ich mir durch keine Vernunftsformel und keine Tagesparole, sie komme von frommer oder profaner Seite, als Unchristlichkeit oder Unvernunft, oder als deutsche Ursünde, nämlich als Traumduselei und Geschmacklosigkeit, verdächtigen lassen will. Dieses hohe, hohle, ohnmächtige und geschwätzige Rohr unserer Waldseen, welches ein jedes Lüftchen bewegt und doch in Orkanen nicht umgebrochen wird, das nicht angesamt, das erst im strengen Frost auf dem Eise niedergemäht wird und dann fünfzig oder hundert Jahre hindurch als Leiche auf den Dächern verwesen muß, schließt für meine Gefühle eine Zeichensprache ein, die mich lebhafter als andere Dinge an Vergänglichkeit, ja an Menschencharaktere und Menschenschicksale gemahnt. Es ist etwas Verwandtes zwischen diesem Rohr und dem Poeten, der auch scheinbar charakterlos von jedem Lüftchen bewegt und geschmeichelt, aber auch von jedem gebleicht und zuletzt, im Eise erfroren und erstorben, dann noch geerntet wird, wenn bereits lange zuvor alles verblichen, vereist und abgestorben ist. Aus diesem Schilf und Rohr dreschen die Bauern freilich kein Brotkorn, aber die Sumpfwürmer und die Fischlein saugen aus dem jungen Rohrsaft einen Zucker, und die kindlichen Gemüter schneiden sich Hirtenpfeifen davon, und die Vögel des Himmels, die himmlischen Ideen, nisten in dem Rohrichte der Poeten; die Wetterstürme schlagen Wellen darin und brechen es doch nicht zu Grunde, und der Hagel, der das nahrhafte Getreide auf dem Felde ausdrischt, kann dem Rohre nichts thun. Sein Stand im Wasser und im Waldesschatten schützt es gegen den Sonnenbrand, gegen Staub und Dürre, und seine materielle Unfruchtbarkeit, seine Nutzlosigkeit, die aber der Wilde und der Naturmensch zu nützen wissen, schützt es vor dem frühen Absterben, so daß es aller anderen Gräser Tod und Ernte mit ansehen darf. Der heilige Schwan brütet im Röhricht der Waldseen und singt da sein Sterbelied aus, und die jungen Schwäne nähren sich von dem süßen Schoß und Mark. Wenn endlich dieses Poeten-Rohr absterben und sich ernten lassen muß, so schnitzt noch die Jugend Papagenopfeifen aus dem toten Körper für eine idyllische Lebensart und Musik . . ."

Einen stärkeren Kontrast gibt es nicht, als er litterarisch zwischen diesem späten Wildling des Hamann-Hippelschen Humors und dem stets pathetisch feierlichen Klassiker Ferdinand Gregorovius besteht. Hier der in dem engen Kreis seiner Zu- und Abneigungen verrannte Kleinstädter und dort der von der Höhe des Pincio auf die ewige Stadt und die weltgeschichtlichen Wechselfälle ihres Geschicks hinschauende Weltbürger; der Eine ein Feind des Stils und der Pose, ein unruhig tastender Grübler und rastloser Skribent, der Andere jahrzehntelang mit aller Kraft des Geistes an einer früh erfaßten und mit einem seltenen Aufwande von Entsagung und Ausdauer durchgeführten Lebensaufgabe arbeitend, an deren Riesenwerk sein Formgefühl immer mehr erstarkte, sein historischer Stil immer marmorähnlicher wurde. Aber der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter hat nie vergessen, daß seine Wiege in Ostpreußen gestanden hat. Mitten unter den Zauberbildern, die er von den Wanderungen seiner lateinischen Sommer den deutschen Lesern zusandte, findet sich die begeisterte Schilderung des samländischen Ostseeufers, der lieblichen Waldhügel und der schattigen Schluchten von Warniken und Neukuhren, und an den baltischen Strand der Heimat fühlt er sich erinnert, als er in Porto d'Anzio zum erstenmal die Küste Latiums vor sich liegen sieht. Auch ist ihm trotz

der harten und langen Arbeit in italieniſchen Archiven und Bibliotheken ſein preußiſches Herz warm und friſch geblieben. Als der große Krieg 1870 ausbrach, litt es ihn nicht in der Fremde, er eilte ſeinem Bruder zu, der als Oberſt in der preußiſchen Artillerie ſtand, und den er wegen ſeiner früheren Garniſon den Kanonikus von Graudenz zu nennen gewohnt war, und hat uns in einer ſeiner letzten Schriften lebensvolle Aufzeichnungen über ſeine Wahrnehmungen während der Belagerung von Metz hinterlaſſen. Bei einem Beſuche ſeiner Vaterſtadt Neidenburg iſt mir erzählt worden, daß er ihr einen Teil ſeines gewiß nicht überreichen Nachlaſſes vermacht habe, und auf dem Rathauſe der kleinen Stadt wurden mir Mappen aus ſeinem Beſitz mit Zeichnungen, Stichen und Photographien vorgelegt, wie ſie ſich während ſeines langen Aufenthalts in Rom zuſammengefunden hatten. — Die Stadt Rom hat den Wert von Ferdinand Gregorovius und ſeinem ihr gewidmeten großen Geſchichtswerk vollauf zu würdigen verſtanden. Auf Beſchluß des Stadtrates von Rom iſt die Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter ins Italieniſche überſetzt worden; dem Verfaſſer wurde die ſeltene, von ihm tief empfundene Auszeichnung des römiſchen Bürgerrechts verliehen und nach ſeinem Tode ſein Andenken noch dauernd dadurch geehrt, daß einer Straße der ewigen Stadt der Name via Ferdinand Gregorovius beigelegt worden iſt. In Neidenburg habe ich nach einer Gedenktafel, welche die edlen Züge oder auch nur den Namen des berühmteſten Sohnes der Stadt unter ſeinen Landsleuten in Erinnerung hielte, vergeblich gefragt. In den Anlagen des umbuſchten Schloßberges, von deſſen Gipfel die alte Neidenburg der Deutſchen Ritter mit ihren Türmen und Mauerzinnen wehrhaft und trotzig auf die weiten Ebenen des Grenzgebietes hinabſchaut, würde ſich für die Aufrichtung eines wenn auch ſchlichten Denkmals ſicherlich eine paſſende und des Gefeierten geſchichtlich nicht unwürdige Stelle finden laſſen.

Aus unſerer Studienmappe:

Winterſtudie von Adolph Schweitzer.

Von den jetzt lebenden ſind zwei unſerer namhafteſten Dichter durchaus den preußi-

schen Landesdichtern zuzuzählen, Ernst Wichert, der auf der Höhe des Lebens und nach einer langen, an Ehren und Erfolgen reichen Laufbahn noch in voller litterarischer Wirksamkeit steht, und Hermann Sudermann, der in voller jugendlicher Kraft schon zu den Ersten der deutschen Bühnen- und Romandichtung gehört und in rüstigstem Schaffen immer neue Kränze erringt. Beide echte Söhne Ostpreußens nicht nur durch ihre Geburt, sondern auch darin, daß sie den Stoff ihrer Dichtungen mit Vorliebe der Heimatsprovinz entnehmen.

Ernst Wichert, ein Sohn Insterburgs, hat längere Zeit als Richter in Ostpreußen gelebt und den Schatz seiner feinsinnigen Beobachtungen in einer Reihe von Erzählungen aus der Gegenwart niedergelegt. Aber seine Bedeutung als preußischer Landesdichter beruht mehr auf den Dichtungen, welche die Vergangenheit seines Heimatlandes zum Gegenstande ihrer Darstellungen erwählt haben, ganz besonders auf der stattlichen Reihe von historischen Romanen, die den Verfall und Untergang der Ordensherrschaft, das Emporkommen der Städte und die Aufrichtung des preußisch-brandenburgischen Staats behandeln.

Wer nach Preußen kommt, sieht sich auf Schritt und Tritt von den Denkmälern der Ordenszeit umgeben. Von der Weichsel bis an den Memel ist das Land noch heute mit Bauwerken bedeckt, welche aus der Ordenszeit herstammen und ihren Ursprung durch die für die Ordensbauten charakteristischen Formen der Backsteingotik auf das augenfälligste zur Schau tragen. Soviel auch in schlimmen Zeiten zu Grunde gegangen oder in Jahren der Ermattung und Verarmung abgerissen worden ist, so steht doch noch eine stolze Reihe von Ordensburgen teils in malerischen Trümmern, teils wesentlich unversehrt aufrecht. Bis in die Gegenwart Zeugen des militärischen Scharfblickes, mit dem die Deutschen Ritter die Stützpunkte ihrer Herrschaft zu wählen wußten, lassen sie das allmähliche Vordringen, die Ausbreitung und Befestigung, aber auch den Rückgang und Verfall der Ordensherrschaft noch heute erkennen. Einen fast burgartigen Charakter tragen auch viele Kirchbauten aus der Ordenszeit, nicht selten auf erhöhten sturmfreien Plätzen errichtet, gewiß auch oft auf dem Lande die erste Zufluchtsstätte bei unerwartetem Einbruch des Feindes. Als Werke der Ordenszeit geben sich ferner die schloßartigen Bauten der städtischen Rathäuser und die festen Thortürme zu erkennen, die an vielen Orten erhalten geblieben sind.

Machen alle diese Bauwerke durch die strenge Folgerichtigkeit und Zweckmäßigkeit ihres Planes, die Solidität ihrer Ausführung und den Ernst ihrer Architektur einen bedeutenden Eindruck, so erheben sich nicht wenige von ihnen, neben den mächtigen Schloßbauten der Marienburg und in Königsberg die herrlichen Kirchen in Thorn, Marienwerder und Allenstein, das Thorner Rathaus, der wuchtige Doppelturm des Thores in Heilsberg zum Range kunstgeschichtlicher Monumente. Andere wirken durch den landschaftlichen Reiz ihrer Lage wie die Burgen in Allenstein und Heilsberg oder durch die malerischen Anblicke ihrer Ruinen, wie die Überreste des Ordensschlosses in Lochstädt und Balga.

Kommt nun hinzu, daß durch die seit 1861 veröffentlichte Sammlung der preußischen Geschichtsquellen ein klarerer Einblick in die früher vielfach entstellte Geschichte der Vorzeit ermöglicht war, und daß die Wiedererstehung des Deutschen Reiches den Blick von selbst auf den Ordensstaat hinlenkte, der den seinem Hochmeister von den Hohenstaufen verliehenen Reichsaar Jahrhunderte hindurch treu bewahrt hatte: so wird es leicht begreiflich, daß ein dichterisch begabter Sohn der Nordostmark gern und willig seine Kraft daran setzte, wichtige Perioden ihrer Geschichte poetisch neu zu beleben.

Manche ihrer Gestalten fordern dazu heraus. Wirkt doch die Marienburg auch heute noch, wo durch den Renausbau des in der friderictanischen Zeit zu einem Kornmagazin entwürdigten Hochschlosses ihre Wiederherstellung vollendet ist, wie ein Gedicht. Und in dem tragischen Geschick des letzten großen Hochmeisters, jenes Reuß von Plauen, der nach der furchtbaren Niederlage von Tannenberg ungebrochenen Mutes das sinkende Ordensbanner zu neuem Kampf gegen die Polen erhob, um dem Neide seiner Genossen zu erliegen und in langjähriger Haft zu enden, liegen die Elemente eines ergreifenden Epos zu Tage. Man kann Wichert nur Dank dafür wissen, daß

er sich dieses Schlosses in seinem Roman Heinrich von Plauen mit kunstgeübter Hand und geschichtlichem Takt bemächtigt hat.

Mit liebevoller Ausführlichkeit hat Wichert in seinem umfangreichen Werke „Aus der Zeit des Großen Kurfürsten" die Kämpfe dargestellt, in denen der Begründer unseres Staats das Herzogtum Preußen von der polnischen Lehnshoheit befreit und gegenüber dem Trotz des Adels und dem Widerstand der Städte seine souveräne Stellung zur Geltung gebracht hat. Wenn in diesem Buche der Dichter hier und da hinter dem Chronisten und dem Kulturhistoriker zurücktritt, so entschädigt er uns durch die reiche Fülle und Anschaulichkeit, mit der auf der Grundlage geschichtlicher Quellen der Zustand des Landes und die Hauptpersonen der Zeit vor Augen geführt werden. Feinde ringsum! konnte Kurfürst Friedrich Wilhelm ausrufen, als er das schwere Werk angriff, dem von Polen, Schweden und Russen zertretenen, von Parteien zerrissenen Lande Sicherheit und Unabhängigkeit nach außen, Ordnung und Frieden im Innern zu schaffen. Und es ist nicht leicht zu sagen, was mehr Genie und Ausdauer verlangt hat, der an Wechselfällen überreiche militärisch-diplomatische Krieg mit dem äußeren Feind, oder die Überwindung des hartnäckigen Widerstandes, den der zuchtlose Adel und das in seinen Sonderrechten erstarrte Bürgertum dem neuen Souverän entgegenstemmten.

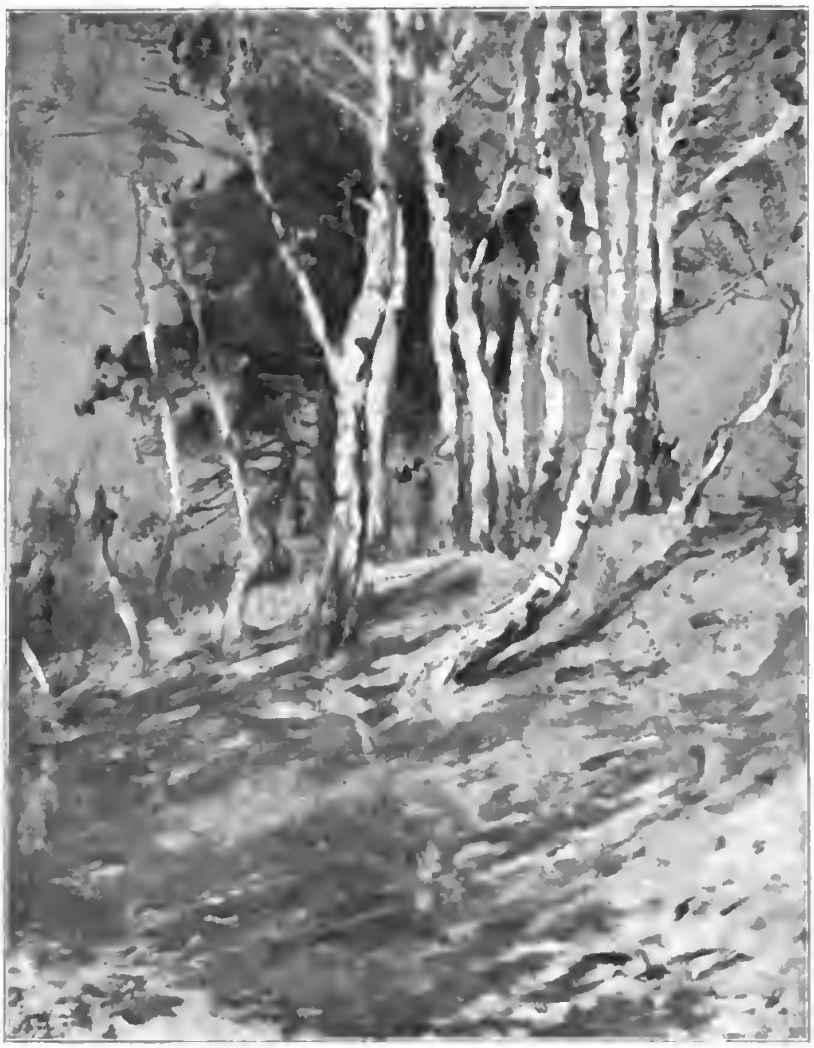
Tren, Glowen, Recht, on das rechte Recht,
De hebben seck alle schlapen geleggt,
Drum komm, du lewer Herre,
Du weck se alle veere!

stand früher als Inschrift an einem alten Königsberger Hause. Dieser Hausspruch könnte als Motto dem Bande vorgesetzt werden, worin Wichert den harten Konflikt schildert, in welchen das unbeugsame Rechtsbewußtsein des Bürgermeisters Hieronymus Rhode mit den durch den Großen Kurfürsten vertretenen unabweisbaren Anforderungen des modernen Staatsbegriffes geriet. In diese Schilderung ist eine ungemein fesselnde Darstellung Alt-Königsbergs und der Verschnörkelung seiner Gemeindeverfassung, seiner Stände und Innungen, des akademischen und des höfischen Lebens verwebt, die sich im Ausblick ins Land zu einem kulturhistorischen Gemälde des ganzen Herzogtums erweitert. Auch heute noch wird, wer durch die ausgedehnten Waldungen fährt, die sich an der masurischen Seenkette ausbreiten, oder die um den Höhenzug der Goldaper Berge die berühmten Jagdgründe von Rominten bilden, dankbar der Belehrung eingedenk sein, die man aus Wicherts Roman über das Waldleben in der preußischen Wildnis und über die Kultivierung dieser früher fast unwegsamen Forsten empfängt. —

Gleich dem ältesten preußischen Landesdichter ist auch Hermann Sudermann, der jüngste, im äußersten Nordosten von Preußen geboren. Heidekrug, ursprünglich — nomen et omen — ein einfacher Krug in der öden Heide, liegt jetzt an der Bahn von Tilsit nach Memel und hat durch feste Landstraßen und durch die Austrocknung des wilden Moors, das sich früher an den sumpfigen Ufern der Szieße bis zum Ruß, dem nördlichen Hauptarm des mächtigen Memelstroms erstreckte, bessere Verbindungen und eine gesündere Umgebung erhalten, so daß der aus verschiedenen, weit verstreuten Bruchstücken bestehende Marktflecken sich neuerdings zu einem leidlichen Ganzen auszuwachsen beginnt. Aber wenn die Zeit kommt, die man in Mecklenburg den Andäu nennt und die in Ostpreußen mit einem litauischen Worte der Schacktarp genannt wird, die Zeit, wo es „weder hält, noch bricht", und wo die Regengüsse des Frühjahrs alle Wege in unergründlichen Morast verwandeln, dann wird noch heutzutage in Heidekrug die Kommunikation zwischen den einzelnen Ortsteilen, geschweige denn mit der Außenwelt keine ganz leichte Sache sein. Noch vor dreißig Jahren war die nächste Nachbarschaft von Heidekrug übel berüchtigt; jenes wilde Sumpfland, das Ruppkalwener Moor, stand wegen seiner Unzugänglichkeit und als Schlupfwinkel für allerlei Gesindel weit und breit im ärgsten Verruf. Die Anfänge des in den siebziger Jahren begonnenen, in langjähriger Arbeit erfolgreich durchgeführten Kulturwerks, das auf diesen schlimmen Boden eine unserer blühendsten Moorkolonien ins Leben gerufen hat, fallen in Sudermanns Jugendzeit und haben mit anderen Eindrücken aus der Heimat sich tief bei ihm eingeprägt.

Der Roman, mit dem er zuerst in die Öffentlichkeit getreten ist, und durch den er

Aus unſerer Studienmappe:



Winterſtudie aus Italien. Von Eugen Bracht.

ſich unzählige Herzen gewonnen hat, ſeine „Frau Sorge," iſt von dem Erdgeruch des Grenzlandes unſerer Nordoſtmark ganz und gar durchweht. Ganz und gar ſtehen wir mit dem Dichter auf dem einſamen öden Moorgrunde, dem die harte Fauſt deutſcher Landwirte die karge Nahrung abgewinnt, bis er durch friſchen Wagemut und zähe Ausdauer zu lohnendem Kulturboden umgeſchaffen wird. In den wirtſchaftlichen und ſittlichen Verfall eines ſeiner Aufgabe nicht gewachſenen Gutsbeſitzers führt uns der Eingang der Erzählung; ihr Held, ein ſcheues in ſich gekehrtes Kind, wächſt unter den grauen Fittichen der Sorge zu einem pflichttreuen Sohne, zur Stütze der in allen Fugen krachenden Wirtſchaft, zum kräftigen Manne auf und erweiſt ſich in ſchwerer Schickſalsſtunde als ein allen Stürmen des Lebens ſtandhaltender grundfeſter Charakter. Der Vater, ein hohler, brutaler Geſell, läßt ſich vom Unglück widerſtandslos zu Boden werfen und richtet ſich durch den Ankauf einer alten Dampfmaſchine, die er zur Austorfung ſeines Moorgrundes erwirbt, und die ſich beim erſten Anheizen

als unbrauchbar erweist, vollends zu Grunde. Dem Sohne gelingt es mit unsäglicher Anstrengung, diese Maschine, die schwarze Suse, wie sie in der Umgebung heißt, nach Jahren wieder in Gang zu bringen und das vom Vater einsichtslos begonnene und mutlos fallen gelassene Unternehmen erfolgreich durchzuführen.

Es kann mir natürlich nicht beikommen, den Inhalt von Sudermanns Romanen und Dramen hier skizzieren zu wollen. Ich hebe nur einige Punkte heraus, die auch in seinen späteren Werken für seinen innigen Zusammenhang mit Land und Leuten der Heimat besonders charakteristisch sind.

Schon ihr Schauplatz ist ein treues Bild preußischer Landschaft. Die mächtigen Ströme, welche in weiten, von mäßigen Höhenzügen begleiteten Thalgründen ihre Fluten dahinwälzen, und um deren Mündungen sich die fruchtbaren Niederungen ausbreiten; die raschen tiefen Flüsse, die von der Höhenplatte des Oberlandes und aus dem Seegebiet Masurens in starkem Gefäll und vielfachen Windungen durch das Hügelland von Ermeland, Barten und Natangen zum Pregel und zum Frischen Haff eilen: sie sind im „Katzensteg“ und in „Es war“ so deutlich geschildert, daß man die Gegenden wiederzuerkennen meint, die dem Dichter nicht bloß vorgeschwebt, sondern ihm geradezu gesessen haben. Wir stehen mit dem Freiherrn von Schranden auf dem schmalen Steg, über den sein Vater die Franzosen in den Rücken der preußischen Stellung führen ließ. Wir gleiten mit Hertha im lecken Kahn stromabwärts und sehen Busch und Rohr im Abendlicht an uns vorbeiziehen; wir rudern mit ihr zur Freundschaftsinsel und recken uns mit Leo im Fährboot empor, um den Gutshof des Freundes am jenseitigen Ufer zu begrüßen.

Und dieser Gutshof und wie viele andere — wie anschaulich liegen sie vor uns! Hier der weite Wirtschaftshof des auf der Höhe seines Berufs stehenden Großgrundbesitzers, von den blitzblanken Backsteinpalästen der Wirtschaftsgebäude umgeben und von den Wagenkolonnen und der vielgestaltigen Maschinenartillerie des modernen Wirtschaftsbetriebes besetzt. Dort drüben das in Verwahrlosung geratene Gut, dessen Herr, nach langer Abwesenheit heimgekehrt, wie Odysseus unter die Freier, aber mit ostpreußischem Humor unter sein verlodbertes Personal fährt und Ordnung stiftet. Die Gutshöfe in Iolanthes Hochzeit: „wer in meinen Hof sieht, sieht in mein Herz,“ läßt der Dichter den dicken Baron sagen und dann mit drei Worten die Wirtschaft des Gutsnachbarn kennzeichnen. Mit ebenso kundiger und sicherer Hand wird uns der Betrieb dieser großen Besitzungen vorgeführt; unaufdringlich, aber klar entrollt sich aus dem Ganzen der Handlung das Bild der festen Ordnung, in der sich das Leben auf dem Ackerboden, auf den Wiesengründen, auf den Hutungen und in den Ställen eines großen Gutes abspinnt; das wirksame Ineinandergreifen von Menschen-, Tier- und Maschinenarbeit, die sichere Leitung, die Freude am Gedeihen — kurz, das Wesen der deutschen Landwirtschaft in ihrem gegenwärtigen und in ihrem speziell preußischen Bestande hat meines Wissens keine treuere und bei aller Objektivität liebevollere Interpretation gefunden, als in Sudermanns Dichtung.

Aber die Hauptsache sind seine Menschen. Welche Fülle von kernigen, kraftstrotzenden Gestalten, diese ost- und westpreußischen Krautjunker, wie der Dichter sie sich selbst in frohem Behagen nennen läßt! Wahre Recken in ihrer massigen Breitschultrigkeit und stattlichen Größe, in allen Sätteln gerecht als echte Söhne dieses rossenährenden und rosseliebenden Landes, trunkfest und weiberfroh, mehr auf dem Sattelplatz und im Zuchtstall als auf höfischem Parkett zu Hause: so schreiten sie in den Romanen und Dramen dieses ostpreußischen Poeten wie im wirklichen Leben einher. Es sind keine Tugendspiegel, die uns vorgeführt werden; das heiße Blut, die ungebrochene Sinnlichkeit, der wilde Übermut machen sich oft genug in rohem, wüstem Treiben Luft, und zimperlich geht's auch im Verkehr mit den Frauen nicht zu. Aber das wohlthuende Gefühl verläßt den Leser nicht, auch wenn er sich über eine unnötig ausgesponnene Situation, über einen cynisch derben Ausdruck ärgert: immer sind es blutwarme, frische, entschlossen ins Leben greifende Menschen, die ihn umgeben, niemals ausgekünstelte Schemen oder leere Schablonen, und immer heimelt uns der gutherzige, trauliche Ton an, der uns

aus ihrem Munde entgegenklingt. Selbſt dem zornmütigen Landpaſtor, der uns in den beiden großen Romanen Sudermanns in wahren Prachtexemplaren entgegentritt, entſchlüpft im Donner ſeiner Strafpredigt das liebkoſende Diminutivum; und der dicke Baron, der von der ihm eben vermählten jungen Frau erfährt, daß ſie ihn nur geheiratet hat, um dem hoffnungslos geliebten Neffen näher zu kommen, ſagt zu ihr: „Aber das iſt ja eine Niedertracht, trautſtes Herzchen.“

Über dieſer Freude an ſeinen Agrariern — ich bitte dies Wort ohne jeden parteipolitiſchen Nebenſinn, als gleichbedeutend mit Landbevölkerung überhaupt, aufzunehmen — hat Sudermann die übrige Menſchheit, wenigſtens in ſeinen auf die Heimatsprovinz bezüglichen Dichtungen, etwas ſtiefmütterlich behandelt. Die drei Romane ſpielen ausſchließlich auf dem Lande, „Jolanthes Hochzeit“, das übermütigſte Kind ſeiner Laune, ſogar nur unter dem Landadel. Im „Leutnant Fritz“ iſt's wiederum ein adliger Gutshof, der dem erſchütternden Akt zur Scene dient, und wenngleich der Schauplatz des „Glückes im Winkel“ in eine preußiſche Landſtadt verlegt iſt, ſo wurzeln doch die Hauptperſonen mit den Intereſſen, die ſie zuſammenführen, in der ländlichen Umgebung. Wer Oſt- und Weſtpreußen aus Sudermanns Dichtung kennen lernt, kennt es nicht vollſtändig, und das um ſo weniger, als der Dichter es bisher vermieden hat, die großen nationalen, konfeſſionellen und politiſchen Gegenſätze, die in dem alten Ordenslande, von den Anfängen an bis auf den heutigen Tag, ſich mit beſonderer Schärfe gegenüberſtehen, in den Kreis ſeiner Darſtellung zu ziehen. Nur im „Katzenſteg“ iſt der Kontraſt zwiſchen dem Deutſchtum und dem Polentum, der namentlich in Weſtpreußen eine ſo große Rolle ſpielt, zur Motivierung des Verrats, deſſen ſich der Gutsherr von Schranden ſchuldig macht, andeutend herangezogen.

Oſt- und Weſtpreußen ſind überwiegend landwirtſchaftliche Gebiete, ſie laſſen das induſtrielle Element, für deſſen Pflege in der bisher faſt unbenutzten Waſſerkraft der Ströme wirkſame Hilfsmittel ſich bieten, ſtärker vermiſſen, als es für die Wohlfahrt des Landes erwünſcht iſt. Aber ſo ausſchließlich agrariſch, wie ſie in Sudermanns Dichtung erſcheinen, ſind ſie in der Wirklichkeit nicht. Königsberg und Danzig, Elbing und Memel behaupten trotz des mangelnden Hinterlandes dank der Thatkraft und der Umſicht ihrer Bürger auch jetzt noch ehrenvoll ihren Platz unter den deutſchen Seehäfen. Durch den Unternehmungsgeiſt eines Elbinger Bürgers hat ſich Elbing neuerdings zu einem Sitz der deutſchen Großindnſtrie aufgeſchwungen; der Ruf der Schichauſchen Schiffswerften dringt weit über Deutſchlands Grenzen bis in ferne Weltteile. Auch die Mittelſtädte der Provinz, Thorn und Culm, Tilſit und Inſterburg, Oſterode und Allenſtein, ſind vermöge des tüchtigen bürgerlichen Elements innerhalb ihrer Mauern feſte Stützpunkte deutſcher Geſittung geblieben; ſelbſt in zahlreichen Land- und Kleinſtädten — ich nenne nur beiſpielsweiſe Raſtenburg, Wehlau, Braunsberg — wird durch wackere Bürgerſchaften geiſtiges Leben rege gehalten. Wie in der Vorzeit, ſo bildet das Bürgertum in Oſt- und Weſtpreußen auch noch gegenwärtig einen kräftigen Faktor des Volkstums und umſchließt Gebiete, auf denen ein preußiſcher Landesdichter noch manche reiche Ausbeute finden kann.

Russische Winterfahrt. Nach dem Gemälde von A. Wierusz-Kowalski.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

In den Sack gesteckt.

Schwank

von

Ernst Behrend.

(Abdruck verboten.)

1.

Die Chronik meldet, daß vor Zeiten
Am Hofe Kaisers Max des Zweiten
Ein riesenstarker Ritter lebte
Und ehrenhaft nach Ehren strebte.
Der hieß Herr Rauber Eberhard.
Blond war sein Haar. Der prächt'ge Bart
Floß ihm hinab, ein weicher Schurz,
Weit über Grenze seines Gurts.
Hell strahlt' und blau sein Augenpaar.
Friedfertig seine Seele war,
Grad stets der Weg, auf dem er ging,
Und Falschheit ihm ein fremdes Ding.
Er war von etwas trägem Blut,
Jedoch von immerfrohem Mut.
Dazu verstand der kühne Degen
Sich fein und sittig zu bewegen.
So fand er, ohne List und Kunst,
Wie sie so mancher Höfling übte,
Des Kaisers reich bemess'ne Gunst
Durch Treue, die kein Schmeicheln trübte.
Und noch viel holdre Gunst gewann
Der biedre reckenhafte Mann:
Von Glanz umstrahlt, vom Glück gekost,
Erwuchs, des Vaters Augentrost,
In sinngefälligem Gedeihn
Dem Kaiser Max ein Töchterlein.
Frau Minne kam, Frau Minne weckte
Die Knospe früh zu blüh'ndem Leben,
Und als die Maid ihr Herz entdeckte,
War's an den Ritter weggegeben.
Dem Zaudern feind, wortmächtig, trat
Sie vor den Herrscher und erbat
In Sorg' um den verlor'nen Hort
Sich dessen Hüter alsofort:
Sie könne ohne diesen eben,
So sprach sie, fürder nicht mehr leben,
Und er, das wolle sie beschwören,
Möcht' keiner andern angehören.
Die Bitte um den Vatersegen
Kam zwar dem Herrn recht ungelegen,
Weil mit Helenens schöner Hand
Er Höheres im Sinne hatte:
Ein Prinz war ihr bestimmt als Gatte,
Der nah an seinem Throne stand.
Doch als sie nun mit Weh und Ach
Und süßem Flehn in Blick und Wort
Das Herz ihm rührte, gab er nach
Und wies die eignen Wünsche fort.
Nur das verlangt er von den beiden:
Ein Jahr der Trennung zu erleiden;
Wenn danach sie noch treu sich wären,

Wollt' er den Segen, und was gar
Sonſt nötig einem jungen Paar,
Großgünſtig ihnen voll gewähren.
Zum Dank wird ihm ein ſeur'ger Kuß.
Doch ſolcher Münze reichſte Gabe
Empfängt Herr Eberhard als Labe
Auf weiten Weg, den nach Beſchluß
Des Kaiſers er nun wandern muß.

2.

Schon weilt er fern. — Schon hat das Jahr
Sich bald erfüllt. — Inzwiſchen war
Eifrig bemüht der Neider Schar,
Dem Kaiſer in das Herz zu bohren
Des Mißtrauns Pfeil, ihm in die Ohren
Gift der Verleumdung einzumerzen,
Den Fernen gründlich anzuſchwärzen.
Den Argen zwar gelang es nicht.
In dieſe Seele drang es nicht,
Das Gift. An dieſer edlen Bruſt
Zerbrach der Pfeil, den Haß geſchliffen.
Jedoch das Lied, das jene pfiffen,
Hat mählich ſeinen Weg gewußt
Zu finden ans verlogner Kehle
In allzuleicht betrogne Seele
Und ſchuf der ſchlecht berat'nen Maid
Um den Verſchwärzten bittres Leid.
Zumal, wenn ihr von lockerm Leben,
Dem er in Welſchland ſich ergeben,
Von mancher unbußfert'gen Fahrt,
Von Händeln zweifelhafter Art,
Von ſchlimmem Ruf geraunet ward,
Den er im Rauſch der ſchwachen Sinne
Erworben hätt' als Knecht der Minne,
Dann floßen reichlich wohl Helenen
Um den „Verräter" heiße Thränen.
Sie hatte lange Zeit ſich brav
Erwehrt der häßlichen Bethörung,
Doch endlich fand der Geiſt Erhörung,
Der ſie mit tauſend Liſten traf.
Und als ſich erſt ein Samenſporen
Des Zweifels in ihr Herz verloren,
Gleich ſchoß das Unkraut geil empor,
Die Liebe Licht und Luft verlor.
Gekränkter Stolz war flink zur Stelle,
Den „ungetreuen Mann" zu ſteinigen,
Des Heiligtums Altar und Schwelle
Von ſeiner letzten Spur zu reinigen. —
In ſolcher Trübſal Tagen hat's
Ein Tröſter leicht. Steckt er ſein Ziel
Auf den kaum freigewordnen Platz,
Er wird's erreichen wie im Spiel,
Wenn es an äußerm Anſtand nicht
Und nicht an Witz ihm ganz gebricht. —
Ein Spanier, Don Eſteban,
Ein ſchöner und gar ſchlauer Mann,
Berechtigt, in der Huld der Frauen
Erprobtem Glücke zu vertrauen,
Der Tröſtung Spiel und Ziel gewann.
Bevor von ſeiner Jahresfahrt
Zurückgekehrt Herr Eberhard,
Saß in Helenens Herzensreich
Der liſt'ge Spanier warm und weich.
Es ging des Kaiſers Töchterlein
Zum Vater diesmal nicht allein.
Der kecke Freiersmann beſtürmte
Den Herrn alsbald mit heft'gem Werben,
Wobei er Schwur auf Schwüre türmte:
Eh' er verzichte, woll' er ſterben.
Und wie er ſich vermaß gar ſehr,
Die Maid ſtand neben ihm und nickte.
Ein wenig ſcheu ſie vor ſich blickte,
Ihr fiel das Reden diesmal ſchwer.
Gleichwohl ward es dem Kaiſer klar:
Vor all' dem Glanz des Welſchen war
Des Deutſchen Bild ihr ganz verblaßt
Und die Erinnrung dran verhaßt.
Der Kaiſer ſchüttelte das Haupt.
An ſolche ſchnelle Sinneswendung
Und wiederholte Herzenspfändung
Hätt' er ſein Lebtag nicht geglaubt.
In Groll und Mitleid mit Helenen
Sann er ein kurzes Weilchen nach
Und ſah auf ſie und ſah auf jenen,
Bis herben Tons er alſo ſprach:
„Was einem recht, dem andern billig
Iſt es fürwahr. Drum, Ritter, will ich,
Daß Ihr ein Jahr von hinnen reiſt.
Und wenn die Maid derweil in Treue
Sich feſter als bisher erweiſt,
Dann kommt und werbt um ſie aufs neue."—
Unfroh der Spanier Urlaub nahm,
Als froh zurück der Deutſche kam.
Die Täuſchung nun, die dieſem Biedern
In ſeinem ſchönſten Hoffen ward,
Den Schmerz des Herren Eberhard —
Was hilft's, die Unſal zu zergliedern? ——

3.

Die Zeit geht hin in ebnem Schritt
Durch Stunden, Wochen, Monde, Jahre,
Nimmt Freuden und nimmt Leiden mit
Auf allen Daſeins Totenbahre.
Was heut uns lockt, das hat ſchon morgen
Verloren ſeinen beſten Reiz,
Die uns heut peinigen, die Sorgen,
Begräbt der nächſte Tag bereits.
Ein Bild — wir glauben's noch zu halten —

Es fließt wie Nebel schon dahin
Und will sich nimmermehr gestalten —
Denn „aus den Augen, aus dem Sinn."
Wohin wir schau'n, zu vollem Gelten
Bringt sich allein die Gegenwart.
's ist menschlich, trifft es oft auch hart —
Wer darf das Menschenherz drob schelten? —
Das Märlein spinnt den Faden weiter,
Verkündend, daß die Zeit gebracht
Verzwickten Wandel, und daß heiter
Sein Stern dem Deutschen wieder lacht.
Gleichviel nun, ob sein traurig Wesen
Gemach des Fräuleins Herz gerührt,
Ob ihn sein Zartsinn auserlesen
Dem Hochsitz wieder nah geführt,
Den er schon einmal eingenommen,
Ob äußre Schöne und Gestalt,
Ob treuen Auges Blicksgewalt
Ihm wiederum vermocht zu frommen, —
Ob manches leise Lästerwort,
Das jetzt den Spanier nicht verschonte,
Ob erster Lieb' Erinnrungshort
Den Don allmählich tiefer thronte, —
Kurz, eh' das zweite Prüfungsjahr
Helenens noch vollendet war,
Da fand sie, daß in gleichem Schlage
Ihr Herz für beide Männer schlug,
Daß ihnen beiden gleiche Wage
Wohl gleichgewicht'ge Hoffnung trug.
Und in dem ärgerlichen Schwanken,
Das sie mit Scham und Reu' erfüllt
Und ihren schweifenden Gedanken
Der Zukunft Schreckgespenst enthüllt,
Erschließt sie sich dem teuern Vater
Und beichtet nun in heißem Leid
Dem allertreuesten Berater
Des Herzens Wetterwendigkeit.

4.

Don Esteban ist heimgekehrt.
Er eilt zum Kaiser und begehrt,
Eh' er Helenen noch gesehn,
Mit Ungestüm der Jungfrau Hand.
Schon war ihm ein Gerücht bekannt,
Daß etwas unterdes geschehn,
Was ihm zuwider möchte stehn.
„Verdammt!" so zürnt er vor sich hin.
„Werd' ich wie vormals Eberhard
Von dieser Dirne frech genarrt,
Raubt mir ein andrer den Gewinn,
Den sich mein Wille zugedacht
An Reichtum, Ehren und an Macht
Weh' ihnen!" — Als dem Kaiser dann
Zum zweitenmal Don Esteban
Sein Wort und Werben vorgebracht,
Da kommt auf einen Wink des Herrn
Aus halbgesperrter Kammerthür
Der blonde Riese sacht herfür.
Der Kaiser spricht: „Ich hätte gern
Vor einem Jahr, mein Eberhard,
Dir all' die Bitternis erspart,
Die nunmehr Euch, Don Esteban,
Einschließen will in ihren Bann.
Euch beide hat mein thöricht Kind
Aus Herzens tiefem Grund gewinnt,
Hat einen um den andern dann
Verleugnet und zu allerletzt
Begab sich's, und so steht es jetzt,
Daß sie Euch beiden holdgesinnt,
Daß sie Euch beiden Treue trägt,
Daß nun in Liebe für Euch beide,
In Lieb' und unsagbarem Leide
Ihr zwiegeteiltes Herze schlägt.
Wenn selbst sie schritte zum Entscheide,
Den einen wählend — sicherlich
Des andern Schale senkte sich
Vor ihrem Aug' — und umgekehrt:
So wähnt die Jungfrau grambeschwert.
Auch ich, da das Geschick Euch beiden
Des Rechts gewährt ein gleiches Maß,
Enthalte jeder Wahl mich baß.
Mag höhre Einsicht hier entscheiden! —
Und also sei's! Vorausgesetzt,
Don Esteban, daß Ihr noch jetzt
Auf Eurem Schein besteht, und daß
Die Aussicht, treuer Goliath,
Die neu dein Wunsch gewonnen hat,
Zu neuem Werben dich bestimmt."
Das Wort der Spanier eilends nimmt:
„Ich weiche nicht von meinem Platz!"
Drauf Eberhard: „Den wonn'gen Schatz,
Der mir gewinkt, der mir entschwunden,
Deß Lichtblick wieder mir gesunden,
Ich will ihn heben! Deine Gnad',
Erhabner, bahne mir den Pfad!"
„Auf diesem Irrweg," spricht der Kaiser,
„Kenn' ich nur einen sichern Weiser,
Ich nenn' ihn Euch: Gottes Gericht,
Das durch des Kampfes Wendung spricht.
Der Wirrnis Knoten, durch das Schwert
Sei er gelöst! Und wem im Streit
Der Herrgott frohen Sieg verleiht,
Dem sei Helenens Hand beschert!
Der andre weich' ihm ohne Neid! —
Doch weil ein fühlend Herz der Preis,
So soll dies Herz auch mitentscheiden:
Die Maid benenne den von beiden,
Der sich erkämpft das Lorbeerreis!" —

5.

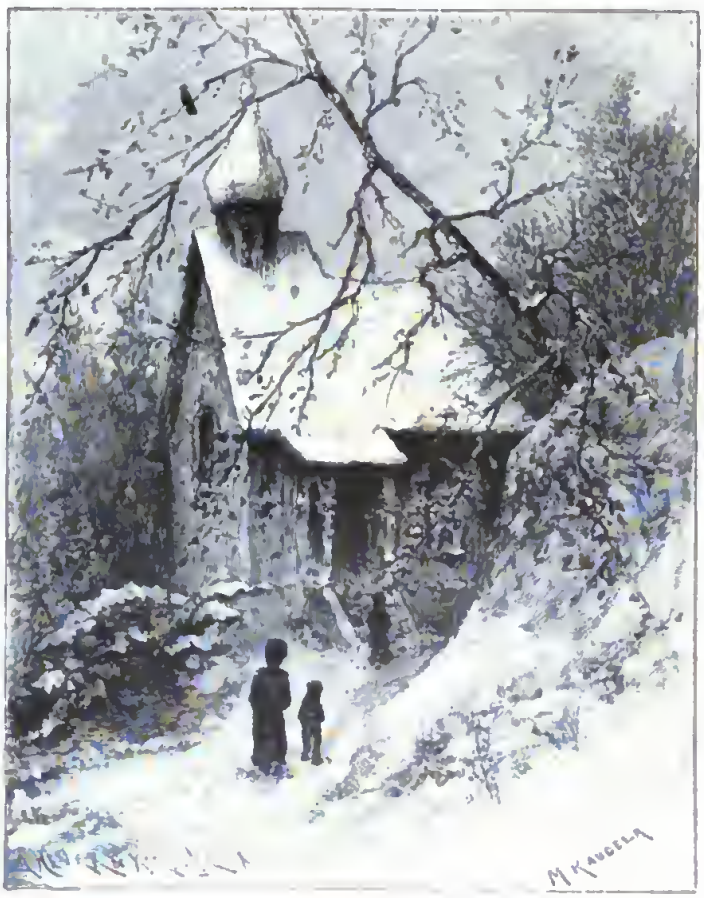
Nun wird im prächt'gen Hofburgsaal
Ergehen heute das Ordal.
Durch hohe Bogenfenster bricht
Verhexten Tages wechselnd Licht.
Die Wolken jagen sturmgefegt
Am Himmel, ein gespenstisch Treiben.
Stoßweis, unheimlich prasselnd, schlägt
Der Regen an die Rautenscheiben.
In leisem Flüstern wandeln zwischen
Den Säulen, stehn in Fensternischen
Viel Gruppen edler Herrn und Frau'n,
Spannung auf jeglichem Gesicht;
Ein jeder Blick die Frage spricht:
Was rief uns her? Was soll man schau'n?
Jetzt öffnet knarrend sich zur Seiten
Ein Pförtlein. Hoflakaien schreiten
Herein. Der erste trägt zwei Klingen,
Ein anderer als Huckepack
Schleppt einen vollgestopften Sack.
Was mag der Fürchterliches bringen?
Und alsobald folgt die Enthüllung:
In Schrot besteht des Sackes Füllnng,
In Sägemehl, das auf die glatten,
Glasierten, spiegelblanken Platten
Des Estrichs dicht der Diener streut.
Ein Tag der Rätsel wahrlich heut!
Jetzt fliegt das große Doppelthor
Des Saales auf. Es gehn hervor,
Umringt von fürstlichem Geleite,
Der Kaiser Max und ihm zur Seite,
Das Haupt geneigt, sein Töchterlein,
Die beiden Freier hinterdrein.
Zwei Sessel bringt man, schön geschnitzt,
Belegt mit Purpur, Samt und Seid'.
Und als der hohe Herr dann sitzt
Und neben ihm die bleiche Maid,
Da tritt ein Herold vor den Thron,
Verkündend, daß in blut'gem Streit
Zwei kühne Degen todbereit
Erlosen wollen reichsten Lohn.
Die Menge hört den Spruch und schon
Bringt stummen Gruß der Hoheit dar
Gesenkten Stahls das Kämpenpaar.
Jetzt stehn die Gegner auf Mensur. —
Ein Blick von Aug' zu Aug' — nnd gleich
Pfeift durch die Luft der erste Streich
Daher auf blitzesheller Spur —
Und in den ersten Wetterschein
Flammt schon der zweite Strahl hinein.
Ein Klingenfeuerwerk bricht los,
Es blitzt und saust von Hieb und Stoß.
Der deutsche Recke, wohlbedächtig,
Führt seine Klinge wuchtig, mächtig,
Und was die Fechterkunst nicht schafft,
Ersetzt die hiebesfrohe Kraft.
Er steht in Hagel und in Sturm
Ein unerschütterlicher Turm,
Urzeit'gen Heldentumes Bild.
Der schlanke Welsche, heiß und wild,
Geschickt in Ausfall und Passade,
In Volte, Wendung, Retirade,
In steiler Prim' und tiefer Quart,
In Motionen aller Art,
In Finte, Nachstoß und Ligade,
In fest' und flüchtiger Parade,
Vergilt des Gegners mass'gen Prall
Durch List und Keckheit überall. —
Es blitzt und saust. Auf einmal klirrt
Ein Stahl, und durch die Lüfte schwirrt
Und wirbelt rädergleich im Ringe
Die Spitze von des Deutschen Klinge.
Flugs mit der seinen Esteban
Stößt nach dem schlechtbewehrten Mann,
Der aber mit der Waffe Stumpf
Schlägt jenen ab und springt vom Platze
In einem löwenkühnen Satze
Rasch auf ihn zu. Rumpf kracht an Rumpf.
Der Leu umschlingt des Feindes Glieder,
Preßt ihm mit eisenfesten Pranken
Die Arme an des Leibes Flanken
Und drückt ihn auf den Boden nieder
Und wendet ihn — die Lippen müssen
Den schrotbestreuten Estrich küssen.
Dann greift beiseit' Herr Eberhard
Mit freier Hand — dort liegt der Sack,
Aus dem das Mehl geschüttet ward —
Und zieht, o Schimpf und Schabernack!
Dem Gegner mit vergnügtem Blick
Den Zwillich über Kopf und G'nick.
Ein Bündel macht er, draus alleine
Man ragen sieht des Welschen Beine.
Das hebt er straffen Arms empor
Und legt es triumphierend vor
Das Königskind. Zum Herzen faßt
Er plötzlich, taumelt, sinkt erblaßt.
Aus tiefer Wunde strömt sein Blut —
Wie traf der tück'sche Gegner gut! —
Mit stummem Staunen hatten alle
Des Kampfes Ausgang angesehn,
Und was in unerhörtem Falle
Dem Welschen letztlich war geschehn —
Die Maid wie Marmor starr und weiß.
Doch als der Don im Sack verschwand,
Ein sonnig Lächeln still und leis
Den Weg auf ihre Lippen fand.
Als dann des Deutschen Herzblut floß,
Vom Herzen jäh das Blut ihr schoß.

Digitized by Google

Auf ſeiner Wange blaſſe Not,
Doch ihre Wange purpurrot.
So ſprang ſie auf, nach vielem Harme
Der wahren Liebe ſich bewußt,
Warf ſich dem Recken an die Bruſt,
Schlang weltentrückt um ihn die Arme. —
O Liebe, ſüße Arzenei,
Du heilſt nicht nur der Seele Wunden,
Wer dich darf koſten — was es ſei,
Von jedem Weh wird er geſunden.
Drum bleibt dem treuen Eberhard,
Dem ſolche Himmelskoſt geſpendet,
Die letzte Fahrt noch lang erſpart,
Und Leid wird ihm in Luſt gewendet.
Zunächſt ans Werk natürlich muß
Mit ſeiner Kunſt der Medikus;
Der führt mit ſachverſtänd'ger Pflege
Den Ritter bald auf ſichre Wege. —

Indes, wie wurde der Entſcheid?
Wen nannt als Sieger nun die Maid?
In glückgebor'ner heißer Scham
Kein Wort ihr auf die Lippen kam.
Sie weinte ſtill. Doch Kaiſer Max
Erhob von ſeinem Thron ſich ſtracks
Und ſprach: „Ich weiß, mein Töchterlein
Wird es mir nimmermehr verzeihn,
Wenn ich nicht jetzt an ihrer Statt
Zum Herold ihres Urteils werde.
— Gar edler Tau bedeckt die Erde,
Doch ward, der hier geblutet hat,
Von feigem Streich zu Platz geſtreckt.
Ihm blieb die Ehre. Als Gewinn
Nehm' Lorbeer jetzt und Myrte hin
Er, der in klugem, edlem Sinn
Den Gegner in den Sack geſteckt."

Aus unſerer Bildermappe:



Zur Kapelle.
Nach dem Gemälde von M. Kaudela.

Mädchen aus Orſogna in den Abruzzen.

Volksleben in Süditalien.

Von

Th. Trede.

Mit fünfzehn Illuſtrationen nach photographiſchen Aufnahmen von **W. von Gloeden-Taormina.**

(Abdruck verboten.)

Ein weiter großer Wald, an wenigen Stellen gelichtet, ſtellenweiſe ſo unbekannt, wie manche Gegend Afrikas, — das iſt Süditaliens Volksleben. Geheimnisvolle Stimmen kann der Wanderer darin vernehmen, wenn er ſich auf das Lauſchen verſteht. Die Dichter ſingen und ſagen von verſunkenen Städten, welche trotzdem Lebenszeichen geben. Der Inhalt ſolcher Mär iſt in jenem Walde Wirklichkeit. Du meinſt, jener Wald berge Gräber untergegangener, gänzlich verſtummter Welten? „Glaub' nicht, daß ſie verſchwunden ſind," — die Welten der Alten, der Hellenen, Römer, Samniter, der Langobarden, Saracenen und Normannen. Stimmen aus dieſen fernen Welten durchklingen jenen Wald, und nur derjenige verſteht das Volksleben Südwelſchlands, der erkannt hat, daß dasſelbe uralte Traditionen mit wunderſamer Treue

bewahrt. Solche Erkenntnis macht die ſtaunenswerte Verſchiedenheit volkstümlicher Lebensäußerungen begreiflich.

Welche Verſchiedenheit der Dialekte, der Sitten und Bräuche! Jeder Diſtrikt hat ſeine beſondere Art der Speiſen, ſogar des Brotes, ſeine beſondere Art der — — Flüche, vielfach ſogar ſeine beſondere Art des Küſſens, während doch alle dieſelbe Sprache reden, — aber eine ſolche, die keine Grammatik, kein Wörterbuch beſitzt, eine Sprache, die man in keiner Schule lernt. Wir meinen die in ganz Süditalien mit Fertigkeit geſprochene Zeichenſprache, teilweiſe der jenigen Periode entſtammend, als die Griechen Süditalien koloniſierten, das den Namen Großgriechenland erhielt. Ein Bauer Siziliens verſteht kaum den Dialekt des Volkes in der weinreichen Ebene Campaniens, vermöge der Zeichenſprache aber führen beide eine gemütliche Unterhaltung.

Es iſt wahr: der obengenannte Wald zeigt ſich hier und da gelichtet. Pionierdienſte leiſtet die Lokomotive, ebenfalls der in ſeinem Wert bis jetzt dort wenig erkannte Volksſchullehrer. Die Preſſe macht ſich auch im Süden mehr und mehr geltend, und vor allen Dingen zeigt ſich der volksbildende Einfluß des Heeres. Dieſe Pioniere aber arbeiten erſt kurze Zeit. Was ſind im Leben eines Volkes fünfundzwanzig Jahre?

Der Wald zeigt ſich hier und da gelichtet, — ſollen wir's beklagen? Mancher Baum wird gefällt, — Bitten und Bedauern hilft nichts, manche volkstümlichen Dinge erliegen dem Beil der Pioniere, dem Sturm der Neuzeit. Viele Waldblumen ertragen nicht das Licht der hellen Sonne; dem Schatten entnommen, gehen ſie zu

Cap S. Andrea unter Taormina.

Grunde. Faſſen wir an dieſer Stelle dreierlei ins Auge: Volkstrachten, Volksfeſte, Volkshelden.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre haben in weiten Kreiſen die Volkstrachten aus der Umgebung größerer Verkehrsplätze verdrängt, ſo daß der heutige Touriſt kaum ſolche Trachten (in erſter Linie weibliche) zu Geſicht bekommt. Viel iſt von weiblicher Volkstracht verſchwunden, aber viel iſt immer noch vorhanden. Man beſuche das Kloſter Montecaſſino, weltbekannt, an „Siegen und an Ehren reich," man

wandre zu seiner Höhe in den Tagen, wenn das Fest des Stifters, St. Benedikt, gefeiert wird, da sieht man malerische Trachten benachbarter Thäler. Oft sind die Farben unserem Auge zu grell, grün, rot, weiß, gelb im traulichen Verein. Bunte Trachten birgt die Umgebung von Gaeta, ferner Berg und Thal des Samniterlandes, wo man denselben von Ochsen gezogenen, höchst einfachen Pflug und dasselbe Joch sieht, wie sie ein Relief auf einem römischen Sarkophag darstellt. Allgemein finden wir weibliche Volkstrachten in Calabrien. Auch hier wird der Werktagsanzug von den Frauen gewebt. Die Farben sind dunkel, und nur im Sonntagsanzuge zeigen sich lebhafte Farben, Stickereien und Kleidre

Mädchen aus Orsogna in den Abruzzen.

Abbruzzenbauern aus Orsogna.

von oft großem Wert. Am Werktage sitzt die calabresische Frau daheim am häuslichen Herd, oft mit der Spindel oder am Webstuhl beschäftigt. Der Webstuhl ist in Süditalien allgemein und erinnert an die homerische Zeit. Von der Kalypso lesen wir:

Sie sang mit melodischer Stimm' in der Kammer,
Emsiger Eil' ein Gewebe mit goldener Spule sich wirkend.
Homer Od. V, 61.

Am Sonntag kann man in den Kirchen Calabriens oder vor denselben die weibliche Tracht bewundern. Die calabresische Frau hat dann ihren besten Schmuck angelegt und sagt: Ich gehe „per vedere la messa." Nicht hören will sie, sondern eine heilige Handlung sehen. Für den Sonntag ward sie sorgfältig frisiert. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, daß es überall im Süden Volksfriseurinnen

giebt, welche für jene Kopfarbeit jedesmal fünf Centesimi erhalten. Solche Künſtlerin heißt capéra. (capo, Kopf) und verrichtet ihre Arbeit nicht im geſchloſſenen Raum, ſondern unter freiem Himmel vor der Thür auf der Straße. Jeden Sonnabend ſieht man z. B. in Neapel in den alten Volksquartieren eine ſchwarzhaarige Loreley bei der anderen und hinter ihr, mit Kamm und Haar beſchäftigt, die redſelige Capéra. Die Unterhaltung dreht ſich gewöhnlich um glückliche oder unglückliche Nummern des Lotto, deſſen Ziehung in den größeren Städten jeden Sonnabend ſtattfindet. Der Schleier am Sonntag iſt überall im Süden uralter Brauch. Schon Homer nennt die Frauen nicht nur lilienarmig, ſondern auch „ſchöngeſchleiert.“ Im Trauerfalle tragen ſie lange, die Geſtalt umhüllende Schleier, den farbigen Hochzeitsſchleier beſaßen ſchon die Römer. In Catania tragen die Frauen beim Feſt der St. Agatha einen in orientaliſcher Weiſe das Geſicht verhüllenden Schleier. Das Jahr hindurch, wie in ganz Sicilien, ſtreng eingeſchloſſen gehalten, erfreuen ſie ſich an jenem Feſt unter der erwähnten Hülle großer Freiheit, die oft zu leidenſchaftlicher Eiferſucht und Dolchſtichen führt. Bei Feſten im Sommer tragen Frauen und Mädchen den Fächer, wenn er auch nur fünf Centeſimi koſtet, und ſelbſt ein Fiſcherweib weiß ihn ſo zu handhaben, daß eine deutſche Prinzeſſin ſie um ihre Graudezza beneiden könnte. Die Heerſchar der Ammen in größeren Städten des Südens kommt aus Gegenden, wo bunte Tracht floriert. Dieſe verändern ſie im Dienſt noch in auffallender Weiſe. Faltenreiche, rote, grüne oder gelbe Kleider, ſeidene grellfarbige Schärpen, farbige Bänder, vergoldete Kämme im Haar, goldene Halsketten, ſchwere Ohrringe, ſo ſieht man die Tracht der Ammen in öffentlichen Gärten. Als Bruchſtück früherer Tracht haben wir das farbige Kopftuch zu betrachten, welches, bei Ehefrauen des Südens ziemlich allgemein, von der Stirn zum Nacken fällt, wo man dasſelbe knotet. Überall, wo bunte Trachten verſchwunden ſind, bietet ſelbſt in den ärmeren Ständen die weiße, am Rande geſtickte Jake während der heißen Sommermonate Erſatz. Ohne dieſe iſt für Mädchen und Frauen des Volkes ein Sonn- und Feſttag kaum denkbar.

Inſel der Sirenen mit Fiſchern bei Taormina.

Das um die Mitte Juni gefeierte Fest des „Thaumaturga“ (Wunderthäter) St. Antonio ist das Signal für das Anlegen jener Tracht. Wenn dieser Schutzheilige in Prozession wie im Triumphzuge daher kommt, dann sieht man in seinem Gefolge Hunderte seiner Verehrerinnen, alle in weißer Jacke. Originell ist im Süden auch die Votivtracht vieler Frauen und Mädchen. Infolge eines Gelübdes, abgelegt bei Krankheit oder in anderer Not, tragen sie das Gewand der heiligen Anna oder der Madonna vom Berge Karmel u. s. w. Die Zeitdauer ist wenigstens ein Jahr. Wenn wir nun die verschiedenen teils dunklen, teils hellen, sogar farbigen weiblichen Ordenstrachten hinzurechnen, so steht vor unserem Auge eine farbenreiche Welt, gegen welche die Welt der Alten mit ihrer weiblichen Tracht, sowie die Modekleidung moderner Frauenwelt eintönig erscheint.

Mädchen aus Syrakus, den spanischen Mantel zum Kirchgang tragend.

Auch die männliche Volkstracht hat seit einem Menschenalter Einbuße erlitten, zeigt aber doch immer noch Mannigfaltigkeit und viel Originelles. Das Museum des Klosters St. Martino bewahrt u. a. zahlreiche Abbildungen von Gestalten verschiedener Heeresteile der von den Bourbonen unterhaltenen Söldner. Als diese bunten Gestalten die Straßen belebten, mochte man an Papageienscharen amerikanischer Urwälder denken. Diese bunten Krieger sind „vom Sturm zerstoben“. Was aber nicht zerstoben ist, das sehen wir an allen Küsten des Südens, wo die dunkelwogende Salzflut des Homer das genügsame Geschlecht ruderliebender Schiffer und Fischer ernährt, die noch heute ebenso verfahren, wie Odysseus:

Laßt uns vor allem das Schiff zum sandigen Ufer emporzieh'n,
Doch das Geräte bergen in Kluft und alle Besitzung.
Od. X, 424.

Die Tracht, welche wir meinen, ist die aus grobem Gewebe bestehende, seitwärts niederfallende phrygische Mütze, mit welcher bekleidet wir Odysseus auf einem pompejanischen Wandbild erblicken. An Alter steht sie dem homerischen Schleier zur Seite. Nicht minder „klassisch“ ist die Tracht des Säuglings einer Fischermutter. In der Wiege, d. h. im Wäschekorb am Meeresstrand, von der „weitaufrauschenden“ Salzflut in Schlaf gesungen, liegt das Büblein, genau so eingewickelt (Füße und Arme unsichtbar), wie ein aus Terracotta hergestelltes Baby, welches vor Jahrtausenden eine Mutter als Gelübdegabe in den Tempel der pompejanischen Isis brachte. Möchtest du die Grandezza eines mit der Toga bekleideten Römers sehen? Betrachte jenen calabresischen Bauer, der einen Teil seines

weiten Wintermantels über die linke Schulter schlägt. Als Kopfbedeckung benutzt man dort einen spitz zulaufenden Hut, und wenn dir auf einsamen Wegen dieser wetterbraune Mann mit den funkelnden Augen, stets mit der Flinte versehen, begegnet, hättst du ihn für einen Briganten. — Möchtest du Pilger schauen, wie sie im Mittelalter zu heiligen Stätten zogen? Komm' im Mai zum Fest des heiligen Nicolaus in Bari. Dort siehst du sie in Hunderten von Einzelscharen, alle mit Pilgerstab und Pilgerhut.

In seiner römischen Geschichte belehrt uns Mommsen, daß die Ausrufer im alten Rom stets im Narrengewande auftraten. Die Tracht eines „Banditore" (Ausrufer) in Neapel ist noch heute das bunte Narrenkleid, ein roter, schwalbenschwänziger Frack, auf dem Haupt ein Dreimaster mit himmelstürmendem Federbusch, als Gefolge Trommel und Pfeife. So kommt der von alt und jung mit Jubel begrüßte Zug daher, um irgend eine neue Weinkneipe anzupreisen. Das Volk nennt den Ausrufer Pazzariello, d. h. Närrchen. Während dieser Lärm auf einer Seite der Straße Auge und Ohr ergötzt, sehen wir auf der anderen Seite eine Reihe von Mönchen in der Kapuzinertracht, nicht weit von ihnen eine Reihe von Seminaristen, zukünftige Geistliche, an ihrer Spitze siebenjährige Bürschtein, deren unschuldige Augen unter dem breiten Jesuitenhut fröhlich in die arge, böse Welt hinausmugen, Bürschlein, die mit Selbstbewußtsein den von roter Schärpe umgebenen Talar, blanke Schnallenschuhe und rote Strümpfe tragen. Die Freude an malerischer Zier, gibt auch den Tieren eine Art „Tracht" in mancherlei Schmuck. Die Last- und Zugtiere des Volkes erfreuen sich bunter Bänder, roter und blauer Rosetten; wenn aber „Rosenostern" (Pasqua dei fiori, d. h. Pfingsten) das Fest der Wallfahrt zur mächtigen Madonna von Montevergine bringt, da ist es Zeit, daß die Rosse vor den Wagen der Pilger ihre Festtracht anlegen, den Schmuck der Bänder, Federn und Blumen. Dasselbe gilt vom Fest des St. Antonio, wenn die so viel geplagten Lasttiere mit Weihwasser gesegnet werden.

Das ehemals beliebteste Volksfest, das Bakchanal des Karnevals liegt im Sterben, die übrigen Volksfeste aber leben. Die Neuzeit hat jetzt den 20. September durch Staatsgesetz zum Nationalfest erhoben. Möge sich dies Fest dem deutschen Sedantag ebenbürtig zur Seite stellen und ein wirkliches Volksfest werden! — Vom Karneval abgesehen kennt das Volk des Südens, dem Altertum entsprechend, nur religiöse Volksfeste, deren Zweck nach antiker Anschauung ein doppelter ist: Ehre eines Heiligen oder einer Madonna, um deren Gunst und Schutz zu gewinnen oder zu erhalten, — dabei aber auch Freude und Lust des feiernden Volkes. Geistliches und Weltliches schließen dann Freundschaft, Himmel und Erde kommen zu ihrem Recht. Das gilt auch von dem armseligsten, unbekanntesten Bergstädtchen. Das Feuerwerk an solchem Fest entbehren? Unmöglich! Lieber ein Stück Brot weniger essen. Für das Fest sorgt man lange voraus, und im Notfall hilft der nie fehlende Pfandleiher. Das Volk glaubt an das unbedingte Recht des Genusses am religiösen Fest. Bei religiösen Festen Tänze aufzuführen, das kannten schon die Alten:

Schön im geordneten Schritt nun stampften sie.

Diese homerische Strophe beschreibt aufs beste die heutige Tarantella Süditaliens, wo dieser Tanz mit der begleitenden Schellentrommel uns Reliquien aus den Volksfesten des Bakchus und der großen Mutter vor Augen führt. Solch ein Volksfest konnte als Überschrift Homers Worte tragen:

So was deucht mir im Geist die seligste Wonne des Lebens.
Od. IX, 10.

Von Volkshelden war oben die Rede. Wer sind diese? Unter dem Weinlaubdach vor ihrer schlichten Wohnung sitzt eine mit der Spindel und ihrem Säugling beschäftigte catabresische Mutter. Sie herzt ihr Büblein, sie singt es in Schlaf. Bald leise, bald laut singt sie ein melancholisch klingendes Wiegenlied und nennt ihren Knaben mit dem Kosenamen: Brigantiello, d. h. kleiner Brigant. So stolz und mutig wie ein Brigant in den Bergen des Silawaldes, dessen dunkle Tannen sie drüben erblickt, soll ihr Knabe werden. Von stolzen Briganten, welche sich Könige nannten, wie jener Marcone, der in Calabrien über ein Briganteuheer von dreitausend Mann gebot,

„Kennst du das Land?“

der als Geißel grausamer Feudalherren, als Beschützer der Unterdrückten auftrat, im übrigen aber brandschatzte und mordete, erzählen Legenden und Geschichten, die in Calabrien und Sicilien im Volke von Mund zu Mund gehen. Briganten in diesem Sinn sind die Helden des Volkes, welches in jenen Landen noch immer unter vielfältigem Druck leidet. Vorläufer des Brigantentums treten uns im Gebiet Siciliens und Süditaliens schon vor Christo entgegen, ein Spartacus, der die Sklaven gegen ihre Unterdrücker aufrief, ein Eunus in Sicilien, der als ebensolcher Bandenführer sich „König“

nannte. Die meisten Briganten, deren blutige Spuren sich von der Kaiserzeit an durch das Mittelalter bis in die Neuzeit hinziehen, waren freilich keineswegs solche im oberwähnten — wenn wir sagen dürfen — edleren Sinne, sondern die entsetzlichsten Übelthäter, Räuber und Mörder. Das Wort Brigant sagt von solchen Dingen nichts, bezeichnet vielmehr allgemein einen Streber (brigare, erstreben). Jenes mit Raub, Mord und anderen Verbrechen verbundene „Streben“ galt in der Anschauung des Volkes keineswegs als verdammungswürdig, war vielmehr Zeichen eines jeder Gefahr trotzenden Mutes, und solche

Klosterhof in Taormina.

Briganten, die sich oft „Könige des Waldes“ nannten, waren stolz auf den Ruhm ihrer

Thaten, fanden beim Volk Unterſtützung und verſäumten nicht, ſich unter den Schutz der Madonna zu ſtellen, deren Gunſt ſie ſich durch Roſenkranz und Gelübdegaben ſicherten.

Zu welchen ſittlichen Begriffen mußte das Volk Süditaliens gelangen, wenn es ſah, daß mehrere Könige von Neapel aus mit Brigantenchefs verhandelten wie mit Gleichberechtigten, ſolche in ihre Dienſte nahmen, ſie mit Ordenskreuzen ſchmückten. „Die römiſchen Kaiſer hingen die Briganten an die Kreuze, die Bourbonen hingen Kreuze an die Briganten.“ Der berüchtigte Brigantenchef Talarico legte nach vierzigjähriger Räuberarbeit ſein Geſchäft nieder, ward von König Ferdinand von Neapel — penſioniert und lebte vergnügt auf Iſchia, wo er ſeine Töchter als gute Partieen unter die Haube brachte.

Die etwa zweitauſend Jahre umfaſſende Geſchichte des ſüditaliſchen Brigantentums führt uns in die zu Anfang erwähnten, unheimlichen Schluchten. Von einem Ungeheuer erzählt die helleniſche Sage, dem die Athener ihre Kinder opfern mußten. Welche Opfer hat Süditalien, eines der leidvollſten Länder der Erde, dem Ungeheuer des Brigantaggio gebracht! — Die Hydra erlag den Streichen des Herkules, das Brigantentum mußte endlich vor den Kugeln der Berſaglieri zerſtieben.

Indes wähne niemand, daß mit der Vernichtung jener Volkshelden alles Otterngezücht aus ſeinen Schlupfwinkeln vertrieben iſt. Geheime Verbrechervereine, die Camorra, die Maffia, bewahren den Geiſt des Brigantentums. Prozeſſe der Neuzeit haben Enthüllungen gebracht und den Freunden des Volkes einen Sumpf gezeigt, der Dünſte aushaucht, ſchädlicher als die im Süden weit verbreitete Malaria. — Es iſt wahr, daß die Kugeln der Scharfſchützen die öffentlichen Briganten trafen, wer aber zählt die geheimen Wegelagerer, welche auf das Elend ſpekulieren, Gauner und Halsabſchneider? Der ſcheußliche Polyp eines verborgenen Brigantaggio, der ſeine Fangarme in alle Volksklaſſen ſtreckt, iſt der über ganz Süditalien gleich einem Spinnengewebe ausgedehnte Wucher. Wucher iſt nach katho-

Beim Polentamahl. Bauern aus Liminia', Sicilien.

Zio-Monoko in Taormina Lottonummern austeilend.

lischer Lehre eine Todsünde, dennoch finden sich Wucherer in allen Ständen, und allbekannt ist es, daß viele Geistliche Wucher treiben.

Eine originelle Seite des Volkslebens ist das Volksduell, ebenso gewöhnlich wie in Deutschland das Duell unter Studenten. Kränkung, Eifersucht bringt es zu einem sogenannten „Dichiaramento" und dabei tritt Messer oder Revolver in Arbeit. Welche blutige Scenen das Volk Siciliens kennt, zeigt wahrheitsgetreu eine bekannte Oper. Der deutsche Student ist stolz auf seinen die Wange oder die Stirn entstellenden

„Schmiß." Schmisse gibt's auch in Süditalien, aber nicht bei Studenten (das Duell ist ihnen fremd), sondern bei den Mädchen des Volkes. Concetta hat ihrem Liebhaber Grund zur Eifersucht gegeben — da:

— — — schwoll sein finsteres Herz von der Galle Schwarz umströmt, und den Augen entfunkelte strahlendes Feuer.
Od. IV, 661.

Der Liebhaber lauert ihr auf; er versetzt

Pifferari.

ihr den allbekannten „Sfregio," d. h. einen Schnitt in die Wange und bedient sich dabei eines Rasiermessers. Will er seine Donna ganz besonders strafen, so nimmt er ein solches, dessen Schneide er vorher ausgezackt hat. Wird nun auch die Schönheit der Concetta dadurch nicht besonders gefördert, so ist sie doch stolz auf die Narbe, denn diese beweist ja, daß sie fähig war, Leidenschaft zu entflammen.

Wandern wir zum Schluß zu mehr freundlichen Stellen unseres Waldes. Dort begegnen uns Volksfreunde, Volksbräuche, Volkslieder. In jeder Hinsicht liegt hier eine Fülle des Stoffes vor uns, den schwerlich ein anderes Land in solchem Reichtum bietet. An dieser Stelle können wir nur einige Federzeichnungen dem Leser bieten.

Einen Volksfreund zeigt eines unsrer Bilder. Das „Volk" nennt ihn Zio-Monaco, gesprochen Zi-Monaco, Onkel Mönch. Zwar sind die Klöster aufgehoben, ihre Güter eingezogen, aber das Volk will seine Freunde, die Bettelmönche, nicht entbehren, und diese Gunst macht dieselben unsterblich. Onkel Mönch ist in Stadt und Land Hausfreund, dem Geheimnisse anvertraut, wichtige Geschäfte aufgetragen werden. Unter uns gesagt: Zi-Monaco ist auch — Heiratsvermittler! Nun aber die Hauptsache. „Zi-Monaco da i numeri," er gibt Lottonummern an, und allgemein traut man ihm höheres Wissen und höheren Beistand zu. Er ist wie jener „Schicksalsdeuter," den Penelope ins Haus rief, um ihn wegen Odysseus zu befragen. Onkel Mönch kennt die Wissenschaft der Träume, weiß letztere, sowie Tagesereignisse in Nummern umzusetzen, und erhält dafür mutstärkende Speisen. Ein solcher Freund will gut behandelt sein, aber oft trägt sich das Gegenteil zu. Man hat einen solchen nicht selten eingesperrt, mißhandelt, um ihn zu zwingen, Nummern zu geben, nachdem er sich anfangs geweigert.

Lassen wir dies unheimliche Gebiet. — Volksfreunde sind die öffentlichen Schreiber, deren Scharen wir auf Plätzen, in Straßen und Arkaden erblicken. Welche Herzensangelegenheit hat soeben Donna Francesca jenem Schreiber mit dem unrasierten Kinn

Eine 100jährige Bettlerin.

anvertraut? Chi lo sa? Wer kann's wissen? — Amtsgeheimnis! — Eine merkwürdige Seite des südlichen Volkslebens ist das zu Schutz und Trutz geflochtene Freundesbündnis des sogenannten Comparatico. Compare! Gevatter — ein höchst bedeutsames Wort. Zum „Compare" wird man als Taufpate seines Täuflings, aber auch durch feierlichen Freundschaftsschluß am St. Johannistage, 24. Juni. Ein „Compare di St. Giovanni" hält dem anderen lebenslängliche Freundschaft, die oft schon in den Kinderjahren geschlossen wird.

Doch was sind die Freunde auf Erden gegen die Freunde im Himmel, die mächtigen, hilfreichen Heiligen, an deren Spitze die Himmelskönigin Maria, die erhabene, nachsichtige Mutter, steht? „Chi ha madre, non piange" (Wer eine Mutter hat, der weint nicht). Jene Volksfreunde sind im Himmel? O nein. Das Volk muß sie in seiner Nähe haben, muß sie sehen, persönlich mit ihnen verkehren. Sie sind in Bild und Statue auf Erden gegenwärtig, Bild und Statue sind nicht tote Dinge, sie haben Leben und Wundermacht. Die Wunderbilder mit ihren Bildern wundern sind in des Volkes Phantasie die inmitten des

Musiker aus den Abbruzzen. Francaville al mare Adriatico.

Volkes wundermächtig weilenden Heiligen. Eine fremde Welt ist für uns diese religiöse Seite des Volkslebens; erst dann verstehen wir ihren Sinn und Geist, wenn wir in ihnen die Reste einer zwar versunkenen, aber noch lebenden Welt, der hellenisch-römischen, vernehmen.

Fremdartig tritt uns in den meisten Fällen südlicher Volksbrauch entgegen. Ein Feld von Blumen sehe ich vor mir, seltsame Gewächse dazwischen, viele weiße Lilien, duftende Rosen, — aber: keine Rosen ohne Dornen. Auch blühende Giftpflanzen fehlen nicht. Mancher jener Rosensträuche ist doppelt so alt, als der Rosenbaum am Dom zu Hildesheim. Das Volksleben Süditaliens ist wie ein Schrein, der wesentliche Stücke hellenischen und römischen Volksbrauchs bis in diese Stunde bewahrt. Aber auch die germanischen Einwanderer, Langobarden und Normannen, haben ins Volksleben bleibende Bräuche eingeführt. In Deutschland ist die Dorflinde meist vergessen, in Süditalien, im Gebiet der einstigen Langobarden, finden wir sie regelmäßig, meist uralte Bäume, oft ein Brunnen dabei. „Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum." — Die mit dem „Manto" umhüllte, mit dem Trauerkleid versehene Donna unseres Bildes versetzt uns nach Calabrien, wo noch immer am Sarge die bezahlte Totenklage Brauch ist. Selbst der Name eines Klageweibes, lateinisch praefica, hat sich erhalten, und ergreifend sind die Scenen, welche sich dann am häuslichen Herd, auf dem für eine Woche das Feuer erlischt, abspielen. Vom Sarge zurück zur Wiege. In Deutschland holt der Storch das Brüderchen oder Schwesterlein direkt vom Himmel. In Süditalien gibt's keine Störche, und deshalb holt man das Baby daselbst aus dem Brunnen. Stirbt es früh, so ist es die Madonna, welche es zu sich in den Himmel nimmt. In solchem Falle ist es selbst in ärmeren Familien Brauch, daß man ein Kind aus dem Findelhause holt. Solches „Kind der Madonna" hat's gut. Ein Madonnakind züchtigen? Nimmermehr. Welche Verschiedenheit dann der Bräuche, z. B. in der Lebensperiode, in welcher das „Gehen auf Freiersfüßen" stattfindet. (Im Süden sagt man: Fare all' amore.) Würden wir hier anfangen, wo aufhören? Nur dreierlei sei uns zu erwähnen gestattet. Es

Mädchen aus Mongiuffi bei Taormina.

Fischer aus Catania.

gibt in Süditalien viele Volksbräuche, welche beweisen, daß die antike Anschauung von einer Inferiorität des Weibes noch heute in der Volksanschauung haftet. Bringt man ein Mädchen zur Taufe, so ruht das Haupt des Kindes auf dem linken Arm, ist's ein Knabe, so liegt sein Haupt auf dem rechten Arm der Trägerin beim Gang zur Kirche. In Calabrien geht bei einem Knaben alsdann der Vater voran, bei einem Mädchen aber hinterher. Bei einem Knaben stellt man ein heiteres Taufffest an, bei einem Mädchen geht's still her. Zu Ostern holt jede Familie Calabriens im gehenkelten Krug aus der Quelle das „neue Wasser," welches geweiht und aufbewahrt wird. Feierlich trinkt daraus am Ostermorgen jeder Hausgenosse, aber zuerst der Mann, dann die Frau. Hören wir als Kommentar folgende Sprichwörter des Südens. Chi disse „donna", disse danno (Schaden). Wer auf dem Wege ist, ein Weib zu nehmen, macht die Reise eines Büßers. Die Trauer um den Tod einer Ehefrau dauert bis zur Hausthür. — Ferner erwähnen wir den vielfach in Süditalien üblichen Weihnachtsbrauch des „Ceppo." Wenn das Volk von Weihnacht redet, so sagt es selten Natale, meistens: Festa del Ceppo, Fest des Holzblocks, der in der heiligen Nacht feierlich auf den Herd gelegt wird, um dort mehrere Nächte zu brennen. In Deutschland hat man den Julblock vergessen. Dieser und der Ceppo sind Zwillingsbrüder, ein Festbrauch, den arische Volksstämme am Sonnenfest beobachteten. Endlich sei erwähnt der in Süditalien weitverbreitete Brauch des Tatuaggio (das Tätowieren). Weit und breit herrscht dieser Brauch im Gebiet von Loreto, wo sich bekanntlich das nach dem Volksglauben von Engeln gebrachte Haus der Maria befindet. — Zu Ehren der Himmelskönigin lassen sich dort Tausende das Monogramm derselben in die Haut „schreiben." Dasselbe thun Tausende von Schiffern, dasselbe thun die Verbrecher. Ein alter Verbrecher, den ich mahnte, von seinen Rachegedanken abzulassen, zeigte mir an seiner Brust seltsame Buchstaben, zwei Hieroglyphen, tätowierte Dolche, und rief: „Ich hab's geschrieben!" Wie ein Eulenschrei klang mir das Wort. —

Doch — wir sind nicht im Lande der Eulen, sondern im Lande der Sirenen, wo deren Sage bis heute im Volksmunde lebt. Auf einer Barkenfahrt zum Felsengeklipp der Sirenen legte ich meinem Marinajo dieselbe Frage vor, mit welcher einst Kaiser Tiberius seine Philosophen in Verlegenheit setzte: „Was sangen die Sirenen?" Der Schiffer ließ sich nicht verblüffen, sondern gab eine Antwort, die Uhlands Strophen ähnlich war: „Sie singen von Lenz und Liebe, von seliger, goldener Zeit." —

Das Volk läßt sich vorsingen und vorspielen am hellen Tag und in „ambrosischer" Nacht, bei fröhlichem Mahl, unter dem Dach des Weinlaubs, bei öffentlichen Festen, sowie an Werktagen im Straßengewühl. Wie, am meisten auf Sicilien, aus verborgenem Quell des Volksgeistes ein nie versiegender Strom der Lieder quillt, das zu schildern ist uns an dieser Stelle unmöglich. — Sirenensang klingt im Volksliede weiter, so voll, so hell, so rein. Sie singen von Lenz und Liebe, von seliger, goldener Zeit.

Weißt du noch?

Von

Max Möller.

(Abdruck verboten.)

Komm, alter Junge, ſetz' dich her!
Du rauchſt doch immer noch? — Bitte ſehr! —
Komm, mach nicht ſo ein Amtsgeſicht!
Dir ſtehen die Falten wirklich nicht!
Wir wollen der Sorgen uns ganz entſchlagen,
Und plaudern von ſchönen, vergangenen Tagen.
Weißt du noch?

Das war ein Leben voll Sonnſchein!
Könnt' ich noch einmal ſo glücklich ſein,
Mir wäre kein Preis dafür zu hoch.
Weißt du die alte Stadtmauer noch?
Und der weißen Häuschen rotes Gedach?
Und den „Fluß" genannten beſcheidenen Bach?
Weißt du noch?

Er ſteht ſo deutlich vor meinem Geiſt,
Als käme ich eben dorther gereiſt.
Ich brauche nur eben die Augen zu ſchließen,
Da ſeh' an der Mühle die Waſſer ich ſchießen;
Der Kirchen ehrwürdig-hohe Geſtalten;
Die roten Thore, die gaſtlichen, alten:
Weißt du noch??

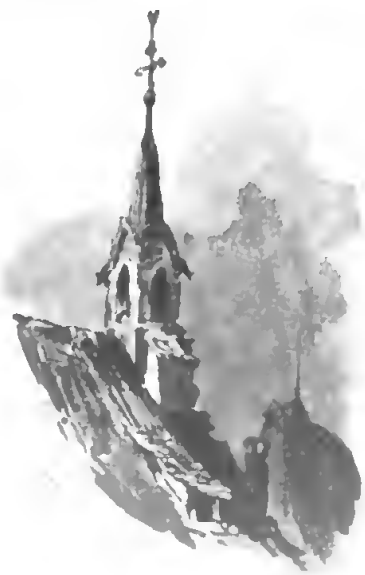
Digitized by Google

Und dieſes Städtchen überhaupt!!
Wenn der Sommer die Wälle ringsum belaubt,
Und die Gärten vom Blumenduft umhaucht,
Und alles in Sonnenſchein getaucht!!
Wenn der See ſeine Waſſerroſen trug,
Und am Kirchhofswege die Nachtigall ſchlug!
Weißt du noch?!?

Wir haben da nicht viel Braves beſchafft!
Wir waren noch beide zu flegelhaft!
Wir ſind von keinem Tanzplatz gewichen,
So lange man noch eine Geige geſtrichen,
Und waren, ging's Geld aus, wenig betrübt!
Und immer wieder von neuem verliebt!!
Weißt du noch??

Ach, daß ſo etwas alles vergeht!
Ob wohl der Fangelturm immer noch ſteht?
Hält wohl die Wieſenbrücke noch feſt?
Birgt noch die Laube das Hänflingsneſt?
Bläſt noch der Kuhhirt ſein Morgenlied?
Ob man am Turm wohl die Dohlen noch ſieht?
Weißt du noch?

Wenn ich allein im Zimmer bin,
Da tritt oft alles vor mich hin,
Da wird mir jedes ſonnenklar,
Wo jeder Fleck ſo lieb mir war!
In ſtrahlendem Licht! In zaubriſchem Duft!!
Das ſchimmert und glänzt! Das lockt! Das ruft:
Weißt du noch??



Die Weisheit des Bruders Eusebius.

Von

Ernst Muellenbach.

(Abdruck verboten.)

Hier beginnt die Geschichte vom Bruder Eusebius, was er etlichen Leuten riet und wie es ausschlug.

Zur Zeit als Maximilian der Erste das römische Reich deutscher Nation regierte, hauste nicht fern von der Reichsstadt Köln ein sehr bekannter und beliebter Einsiedler mit Namen Eusebius Weinhold. Sein Blockhaus neben der altersgrauen Kapelle stand unter hohen Buchen und Eichen am Saume einer Lichtung der Vill, eines Waldes, der sich damals noch über die Ausläufer des Vorgebirges nordwärts bis an das enge Gebiet der Reichsstadt erstreckte und in seinem Namen das Andenken der einst auf diesen Höhen gelegenen altrömischen Villen bewahren soll. Gleich den vornehmen Begründern dieser verschollenen Landsitze hatte sich Eusebius Weinhold aus dem städtischen Gewirre bergwärts geflüchtet, aber nicht wie sie zur Sommerfrische, vielmehr auf Lebenszeit und sehr ernstlich, um für sein Wirken „in der Welt" zu büßen, der er bis zum fünfundfünfzigsten Jahre als vielgesuchter Arzt angehört hatte. Ein nahe gelegenes ländliches Kloster hatte seine geistliche Ausbildung vollendet und ihm sodann den Dienst an der Waldkapelle übertragen. Er war belesen und beredt, und wenn er predigte, hallten die Wände des alten Kirchleins von großen Worten wieder. Am fruchtbarsten aber wirkte er durch die Konsultationen, die er in seiner Klause nebenan allerhand Siechen und Besitzern kranken Viehes gewährte. Zu solcher Thätigkeit schien er gleichermaßen durch seinen früheren Beruf wie durch seine halbpfarrliche Stellung gerade an dieser Kapelle bestimmt; denn selbige war den Märtyrern Cosmas und Damian geweiht, welche bekanntlich in allen katholischen Landen als Schutzpatrone der Heilkunst angerufen werden. Es war aber, als ob der ehemalige Professor medicinae an der kölnischen Universität sich der Vorschriften seiner Kunst jetzt im Büßerstande nur ungern und abwehrend erinnerte; denn er vermied es durchaus, in den reichen Schatz der Apotheke zu greifen, vielmehr verband sich in seinen Rezepten ein gewisses Vertrauen auf die natürlichen Heilkräfte mit allerhand kirchlichen Begründungen nnd Vorschriften. Klagte jemand über Halsschmerzen und „Zäpfchenfall", so verordnete ihm der Bruder Eusebius ein dreistündlich zu wiederholendes Gebet zum heiligen Blasius, dem Schutzpatron wider alle Halsleiden, welches man aber nur während eines vierundzwanzigstündigen starken Schwitzens, den Hals mit feuchtwarmen Tüchern umwickelt, sprechen dürfe. Gegen gewisse Kopfschmerzen, die sich bei lebensfrohen Männern am Morgen nach Weinkäufen, Kirmeßtänzen und Namenstagsfeiern einzustellen pflegten, erwies sich ein zwei Meilen langer Gang durch Wald und Feld wirksam, wenn man dabei unterwegs seine Bitten an den heiligen Märtyrer Dionysius richtete; gegen andere lästige Folgen von Kirmeßschmäusen und dergleichen aber half eine dreitägige Andacht zum heiligen Erasmus, verbunden mit den Forderungen einer überaus strengen Diät. In allen Fällen, wo sich für das betreffende Gebreste kein bestimmter Schutzpatron ermitteln ließ, wurden Sankt Cosmas und Damian selbst, — für die Krankheiten des Viehs aber Sankt Pantaleon herangezogen, den naturärztlichen Forderungen Nachdruck und Anerkennung zu verschaffen. Den hilfesuchenden Bauern und Landedelleuten gingen diese Rezepte ein wie Baumöl. Willig und im voraus

Madonna. Nach der Zeichnung von Kaspar Schleibner.

entrichteten sie an den Arzt als irdischen Verwalter seiner beiden Schutzpatrone ein vom guten Willen und Vermögen des Klienten zu bestimmendes Honorar, welches großenteils in Naturalien bestand und an manchem Tage ausreichte, um neben dem Einsiedler und seinem Famulus auch die Küche seiner klösterlichen Lehnsherren erfreulich zu versorgen. Eines Famulus bedurfte der gute Bruder Eusebius, abgesehen von küsterlichen Hilfsdiensten, auch darum, weil er bereits bei seinem Austritt aus dem Säculum sehr kurzsichtig und hernach allmählich fast ganz erblindet war, was übrigens sein Ansehen bei den Patienten noch erheblich steigerte. Denn der Arzt ist der Prophet des Kranken, dessen Seele er mit Prophezeiungen von baldiger Genesung und langem Leben stärken soll, unter den Propheten aber haben die blinden allemal das größte Zutrauen zu erwarten. Mit der Kurzsichtigkeit des guten Bruders Eusebius stieg auch der Ruf seiner Weisheit, und der und jener unter den vornehmeren Klienten, der seine Geschicklichkeit in der Behandlung leiblicher Leiden erfahren oder rühmen gehört, wandte auch in Anfechtungen und Leiden der Seele den Blick nach der Kapelle Sankt Cosmas und Damian. Daraus erwuchsen dem Einsiedler manche Schwierigkeit, aber auch neue Gelegenheit, Gutes zu thun, und allerhand Beiträge für Bentel, Keller und Küche.

Am 26. September des Jahres 1510, also am Vortage des Festes der Märtyrer Cosmas und Damian, hatte der Bruder Eusebius um elf Uhr morgens schon eine besonders starke Sprechstunde hinter sich und freute sich herzlich aufs Essen, als sein Famulus noch eine Klientin hereingeleitete. Es war eine Frau in der Tracht der wohlhabenden kölnischen Bürgerinnen, noch sehr jung und sehr hübsch, mit zwei leuchtenden schwarzen Augen in dem verschämt errötenden Gesicht und prächtigen schwarzen Flechten unter der Kapuze. Der schwachsichtige Klausner konnte von diesen Vorzügen wenig gewahren, aber er war auch in seinem jetzigen Stande genügend Mann von Welt geblieben, um schon aus dem leichten und doch züchtigen Schritt und der wohlgesetzten Begrüßung herauszuhören, daß er es mit keiner Bäuerin oder Magd zu thun habe. Freundlich lächelnd nahm er die schwere Wachskerze entgegen, welche ihm die Fremde für den Altar seines Kirchleins darbrachte, und sobald der Famulus die Thüre wieder hinter sich geschlossen hatte, fragte er väterlich nach ihrem Begehr.

Sie schwieg eine Weile, dann faßte sie sich mit einem tiefen Seufzer zusammen und sagte leise: „Ich wollte nur fragen, ehrwürdiger Vater, ob Eure zwei hochgelobten Heiligen auch für Ehesachen gut sind?“

„Nun,“ erwiderte der Bruder Eusebius nach einigem Nachdenken etwas ungewiß, „eigentlich wäre da wohl zumeist Sankt Athanasia anzurufen, welche insonders eine Patronin aller christlichen Ehefrauen ist, die über ihre Männer zu klagen haben; oder vielleicht auch Sankt Eustachius, da seine Fürsprache nach dem Zeugnis der Legende vornehmlich in schwierigen Lebenslagen hilft. Es ist aber, soviel ich weiß, hier herum weit und breit kein Kirchlein, das einem dieser beiden geweiht wäre, und so mag immerhin, wenn Euer Kummer so groß und dringlich ist . . .“

„Groß genug ist er gewiß,“ fiel sie ein. „und dringlich?! Ach du lieber Gott, lang trag' ich's gewiß nicht mehr, wenn Ihr mir nicht mit Euerer Fürsprache bei den Heiligen, die Euch so hold sind, und mit einem guten Rate beispringt. Seht, ehrwürdiger Vater, mein Eheherr hatte mich früher so lieb, und wie lieb ich ihn habe, das ist schon gar nicht zu sagen, aber Gott und die Heiligen wissen es, wie meinen Augapfel möcht' ich ihn hüten. Und anfangs nahm er es ja auch alles dankbar an, er mocht' am liebsten immer nur bei mir daheim sitzen; wenn er einmal aufs Zunfthaus ging, mußte ich ihn ordentlich wegschicken, und wenn es rauh war und ich ihm ein warmes Tuch mitgab gegen die Abendluft, denn ich weiß ja doch, wie leicht er einen Husten weg hat, gab er mir noch einen Kuß besonders dafür. Wenn er dann wiederkam, erzählte er mir alles, was sie verhandelt hatten, und wenn ich's auch nicht verstand und nur ab und zu einmal Ja und Nein sagte, lobte er mich und dankte den Himmlischen, daß sie ihm ein so kluges Eheweib beschert hätten. Und immer brachte er mir etwas mit, und wenn er verreist war, schickte er mir alle

Tage einen guten Gruß, und manchmal zwei an einem Tage. Es war ihm keine Geſellſchaft lieb als die meine, und wenn wir einmal um der Sitte willen etliche Nachbarn und Zunftgenoſſen zu einem Imbiß einladen mußten, ſeufzte er noch herzlicher als ich. Das hat ſich alles allgemach verloren, und wie iſt es jetzt?! Die acht Tage, die er jetzt weg iſt, hat er mir noch keinen einzigen Gruß gegönnt, ich weiß ja nimmer, ob er noch lebt, und ich glaube, ſeinetwegen könnte ich Wittib werden, ohne daß er es merkte! Und das weiß ich ſchon, wenn er doch heil wiederkommt — den Marderpelz hat er auch zu Hauſe gelaſſen, wo es doch jetzt ſchon ſo kühl wird, — dann fragt er nur gleich nach den Geſchäften, und wenn ich ihm morgens einen Trunk Honigwaſſer oder Milch auf die Schreibſtube bringe, murrt er mich an, fragt nach einer Kanne Bier oder Glühwein, er ſei kein Wickelkind, und überhaupt habe er jetzt keine Zeit; und des Abends klagt er, daß wir auch ſo gar immer nur für uns wären, man ſei doch den Nachbarn und den Gefreundten auch etwas ſchuldig; aber wenn eine andere Frau, etwa unſere frühere Nachbarin, die Käthchen Brühl, zu ihm ins Gewölbe kommt, um ſich ein Stück Tuch auszuſuchen, da iſt er bei der Hand und weiß der höfiſchen Worte kein Ende, ich habe es wohl bemerkt. Aus dem allen und noch viel mehr erkenne ich, daß mein Mann mich nicht mehr ſo liebt wie vor acht Monaten, als wir uns heirateten, und ich weiß mir keinen Rat und bin recht ein unglückliches Weib."

Hier verloren ſich ihre Worte in ein heftiges und anhaltendes Weinen. Der Bruder Euſebius benutzte dieſe Pauſe, um ſich zu einer Ermahnung zu ſammeln, und als er merkte, daß das Weinen nachließ, begann er mit milder und eindringlicher Stimme, ein wenig lächelnd und die Wachskerze in der Rechten wie ein Königsſcepter neigend:

„Eure Klage, liebe Tochter, iſt minder ſchlimm, als Ihr mich anfangs befürchten ließet, denn eigentlich tragt Ihr doch kein anderes Leid, als das Ihr Euch ſelber mit Eueren Gedanken vorſtellt und abſtellen könnt; und ich glaube, manche tugendſame Hausfrau wäre froh, wenn ſie über nichts Aergeres zu klagen hätte. Zwar ich bin, als ich noch im Säculo weilte, durch ſonderliche Fügung Gottes unbeweibt geblieben, aber ſo viel habe ich doch an anderen abgemerkt, daß die jungen Eheherren in der erſten Zeit ſich noch ganz nach der Sponſierer Weiſe anſtellen, wie Ihr es mir eben von dem Eurigen ſo beweglich und anmutig berichtet habt. Über kurz aber kehren ſie doch wieder zu ihrer beſonderen Mannsnatur zurück, nehmen ſich der Geſchäfte an, daß ſie mit den Ihrigen wohl beſtehen mögen, haben auch daneben Luſt und Urſach, ſich mit ihresgleichen bei einem guten Trunk über der Welt Lauf und Jammer zu bereden, und achten es für eine Thorheit, allezeit daheim allein mit der Frau zu hauſen. Das iſt nun einmal der Männer Art. So ſolltet Ihr Euch vielmehr freuen, wenn Eurer es auch nicht beſſer macht, weil Ihr daraus erſehen könnt, daß Ihr einen rechten Mann habt, an dem Euch die Himmliſchen noch viel Freude geben mögen. Kommt es Euch auch anfangs vor, als ob er minder in Euch *verliebt* ſei, ſo müßt Ihr Euch des getröſten, daß er Euch um ſo viel mehr *lieb hat*, was viel koſtbarer und bei Zeiten auch mühſamer ſein ſoll. Um Euch aber ſolche Liebe recht zu ſichern, ſolltet Ihr fleißig die Heiligen anrufen und im übrigen ihm Euer Weſen nicht aufdrängen, vielmehr Euch recht geduldig und aufmerkſam nach ſeinem Weſen richten. Denn wie Sankt Paulus an die Gemeinde zu Epheſus ſchreibt: ‚Der Mann iſt des Weibes Haupt'; danach habt Ihr Euch zu richten, und ich meine, daß Euch auch Euer eignes Herz keinen anderen Rat geben würde, da Ihr doch Euerem Manne rechtſchaffen zugethan und von Grund auf ein ſo kluges und geſcheites Weib ſeid, die ihren Eheherrn wohl zu nehmen weiß."

Mit dieſen Schlußworten bewährte der Bruder Euſebius den Ruf ſeiner Beredſamkeit durchaus; ſie zauberten auf dem Antlitz der erſt zurechtgewieſenen und dann belobten Frau eine liebliche Röte und ein faſt ſchalkhaftes Lächeln hervor. Mit züchtig geſenkten Augen ſtammelte ſie einen kurzen Dank und verließ die Klauſe fröhlicher, als ſie gekommen war. Dem Pförtner, der unterdes mit ihrer draußen harrenden Magd ein Geſpräch über Wind, Wetter und Kirmeß gepflegt hatte, gab ſie eine reiche Gabe für den Opferkaſten, die ſeine Überzeugung von

der sieghaften Weisheit seines Meisters noch erheblich steigerte.

In der Seele des Bruders Eusebius schien diese Konsultation merklich nachzuwirken. Ueber Tisch war er auffallend zerstreut und nachdenklich, und in seine Festpredigt am folgenden Tage flocht er einige Ausführungen ein, die von den Fährlichkeiten des Ehestandes handelten und nur ganz lose mit dem Thema der Predigt zusammenhingen. Hieraus und aus gewissen kurzen Ausrufen, die dem alten Herrn im Selbstgespräch entschlüpften, schöpfte der Famulus sich eine ungefähr zutreffende Vermutung darüber, für welcherlei Leiden die hübsche Clientin den Rat des Bruders Eusebius beansprucht habe. Als umsichtiger Küster versäumte er nicht, im Gespräch mit diesem und jenem Besucher der Kapelle auch eine verstohlene Empfehlung für etwaige Fälle dieser Art einzuflechten. Aber bei den Bauern zog der Hinweis einstweilen nicht, da sie gewohnt waren, Zwistigkeiten mit ihren Hausehren nach ihrer eigenen etwas gröblichen Weise ohne den Beistand der Heiligen auszufechten. Sie beschränkten sich darauf, die himmlische Fürsprache für die Beschwernisse ihres Viehs und allenfalls ihrer eignen Person zu bemühen; und da es eben eine Jahreszeit war, wo der Bauer nach Erntefest und Weinlese Muße hat, sich auch einmal krank zu fühlen, so gaben sie damit dem guten Klausner so viel zu thun, daß er sich keineswegs nach weiteren Fällen aus einem so heiklen Felde sehnte und den einzigen Fall fast vergaß.

Endlich am 6. oder 7. Oktober schien die Empfehlung des Famulus ein geneigtes Ohr zu finden. Etliche Kölner Kaufherren, die mit schwerbeladenen Wagen von einer Meßreise heimkehrten, hatten mangelnden Vorspanns halber im nächsten Dorfe, kaum zwei Stunden von ihrer Stadt entfernt, noch auf eine Nacht Halt machen müssen. Aus Langeweile oder Frömmigkeit besuchten sie auch das Waldkirchlein, wo ihnen der Famulus mit küsterlicher Wichtigkeit alle Wunder und Wirkungen erklärte. Es war einer darunter, ein junger, hochwüchsiger und stolzer Mann im langen Mantel, mit einer großen Geldtasche am Gürtel und einer breiten Seidenbinde nach Burgunderart um Mütze und Hals. Dieser kümmerte sich wenig um die sonstigen Thaten der ärztlichen Märtyrer und ihres fachverwandten Kirchendieners, als aber der Famulus auch sein Wörtchen vom Ehestand einfließen ließ, horchte er auf und ließ nach kurzem Besinnen durch seinen Knecht einen ansehnlichen Krug Bacharacher Wein aus seinem Wagen holen. Den Krug sandte er durch den Famulus dem Bruder Eusebius hinein, mit höflicher Anfrage, ob der Weise ihm in einer besonderen Sache seinen Rat erteilen wolle.

Nach einer kurzen Weile kam der Famulus zurück und ließ den Kaufmann eintreten. Bruder Eusebius saß in seinem Lehnstuhl, auf dem Tisch an seiner Seite stand der Weinkrug, sorgsam verschlossen; aber ein fast ganz geleerter Becher daneben und ein lieblicher Duft, der das ganze Gemach erfüllte, bewiesen, daß der Klausner die Gabe sogleich auf ihren Wert geprüft hatte. Der Kaufmann war über solche Vorsicht nicht unwillig, da er selber keine Katze im Sack zu kaufen liebte. Er lächelte nur ein wenig und begann kurzweg:

„Ich möchte Euch fragen, Ehrwürdiger, ob Ihr vielleicht in Eurer Weisheit Rat wißt für einen Freund von mir, der durch seine Ehefrau sehr geplagt wird. Nicht als ob sie bös, geizig oder häßlich wäre oder was es sonst in der Art für Hauskreuz gibt! Aber sie hat einen gar zu empfindsamen Sinn; wenn es nach ihr ginge, so könnte der Mann nür immerfort daheim bei ihr sitzen und sich von ihr hätscheln lassen, statt sich im Geschäft und städtischen Wesen zu regen und fest in seinen Schuhen aufzutreten, wie es einem ehrsamen Bürger zukommt. Ja, ich glaube, in Watte und Seide möchte sie ihn sich am liebsten einwickeln und in einem Schächtelchen verwahren wie ein Alräunchen, damit er sich nur ja nicht verkälte. Wenn er einmal mit guten Nachbarn und Freunden einen Trunk thun will, jammert sie schon im voraus, daß er ihm nicht bekomme, und ob er sie denn nicht mehr lieb habe? Und weil sie, wie sie sagt, allezeit an ihn denkt, soll er auch immer an sie denken und ihr alle Stunden aus dem Kontor einen Gruß schicken, wo er doch Wichtigeres zu thnn hat. Sie nennt es Liebe, aber es ist nur die pure Eifersucht, und davon will ich Euch nur ein Beispiel sagen: ehe die Zwei noch versprochen waren, sangen sie wohl

einmal mit einander das Lied ‚Ach Elslein, liebes Elslein mein, wie gern wär' ich bei Dir!' und das gefiel ihr am besten, weil sie so heißt. Nun wenn sie den Mann einmal so vor sich hin pfeifen hört, horcht sie gleich auf, ob es auch das Lied sei, und wenn er etwa ein anderes pfeift: ‚Es taget vor dem Walde, stand auf, Ketterlein! Die Hasen laufen balde, stand auf, Ketterlein!' oder ‚Und sind es nit drei Vögelein, so sind's drei Fräulein zart', so hebt sie an, in ihr Tüchlein zu weinen und meint, daß er irgend einem gelüstigen Fräulein zu Ehren singe, und sie sei ein unglückliches Weib. Aber, Herr! wo soll das hinaus?! Und was soll daraus werden, zumal wenn uns der Himmel keine Kindlein schenkt, wie es denn leider Gottes . . ."

„Also seid Ihr es doch selber?" bemerkte der Bruder Eusebius und streichelte überlegen lächelnd den Weinkrug. „Wie lange seid Ihr denn mit Euerem Elslein verheiratet?"

„Acht Monat und etwas darüber ist's her," antwortete der Kaufmann verdutzt.

„So?" versetzte der Klausner. „Das scheint ja eine bedenkliche Zeit im heiligen Ehestand zu sein. Ich erinnere mich, neulich gab es auch so einen Fall, die Zeit trifft genau; aber da war es eine Frau, die sich beklagte. Auch mit Unrecht, aber Euere Klage, Herr, ist doch noch ungerechter. Ei, Herr', was fällt Euch ein, daß Ihr es Euerer Eheliebsten übel nehmt, wenn sie Euch mit Zärtlichkeit um das Kinn geht und eifersüchtig über Euerem Wohlsein wacht? Was würdet Ihr erst sagen, wenn sie es umgekehrt machte? Ihr solltet an alledem nur ihre herzliche Zuneigung gewahren und sie freundlich gewähren lassen, ja, was sag' ich, gewähren lassen? ordentlich ihr entgegenkommen solltet Ihr. Habt Ihr nie gehört, was Sankt Paulus schreibt, an die Gemeinde zu Korinth? ‚Das Weib ist des Mannes Ehre.' Nun aber soll ein rechter Mann nichts thun, was wider seine Ehre geht; also thut auch Ihr Euerer Hausehre nichts zuwider, singt und pfeift ihr in Gottes Namen vor, was sie gern hört, und wenn sie es durchaus will, tanzt auch einmal ein Stückchen, wie sie pfeift. Alsdann werdet Ihr Euch Eures Elsleins Dank verdienen und werdet mit ihr leben wie zwei Turteltauben, sonst aber könntet Ihr's erleben, daß sich Euerer Frauen Herz von Euch abwendet und Ihr eine rechte Höllenstrafe schon auf Erden an ihr erlebt. Das ist meine Meinung, Herr, und möge sie Euch so gut bekommen, wie ich es meinen geistlichen Lehnsherren im Kloster drüben von Euerem Wein verhoffe. Denn ich selber trinke nicht gern starke Sachen."

Auf diese Antwort blickte ihn der Kaufmann sehr betroffen an und verließ das Gemach nachdenklich und viel bescheidener, als er es betreten hatte. Draußen stand er noch eine Weile schweigend und an der Lippe nagend, dann reckte er sich auf, und während er ein gewichtiges Silberstück in den Opferteller des Famulus warf, sagte er: „Euer Meister ist wahrlich ein weiser Mann, ich meine, er liest seinen Rat aus dem Gewissen derer heraus, die ihn fragen."

„Ja, das ist gerade seine besondere Gabe," erwiderte der Famulus höflich, obzwar er den Sinn der Rede nicht recht verstanden hatte.

An diesem Tage gab der Kaufmann seinen Zunft- und Reisegenossen viel Ursach zur Verwunderung. Beim Nachtmahl war er, ganz gegen seine Art, weich und sinnig gestimmt und zog sich frühzeitig zurück, während die anderen den gezwungenen Aufenthalt in der Dorfherberge benutzten, um mit Umtrunk, Rundgesang und Erzählung von Abenteuern einen letzten Strohwitwertag gebührend zu genießen. Zuvor hatte er gleich nach seinem Besuch bei dem Bruder Eusebius einen Brief an seine Eheliebste aufgesetzt und durch seinen Knecht früh genug vorausgesandt, daß er noch vor Thorschluß in die Stadt gelangte. Sehr herzlich beklagte er es in diesem Brief, daß er nun doch noch wider alles Hoffen zwölf Stunden länger von der fern bleiben müsse, nach der ihn so sehnlich heimverlange; so wolle er ihr doch seinen Gruß vorauffenden und dazu ein grünes Reis vom Heidekraut, das man heißt Immerschön, das habe er auf der Ausfahrt am ersten Tage gepflückt und als ein freundliches Sinnbild und Bewahrmich zu ihren Ehren mit sich getragen. Zwar habe er allezeit verspürt, wie sie doch eigentlich auch auf der Reise bei ihm gewesen, mit ihren Gebeten, die ihm gute Gedanken und gewiß auch Segen zum

Geschäft gegeben. Für solche treue Fürsorge danke er ihr zeitlebens, hoffe auch, sie werde morgen mit Wohlgefallen auf ein goldenes Kettlein und etliche andere gute Dinge schauen, die er von der Messe als ein Hasenbrot oder Reisegeschenk für seine Herzallerliebste mitbringe. Das Reislein hatte er erst beim Austreten aus der Klause des Bruders Eusebius gepflückt und die anderen guten Sachen gedachte er folgenden Morgens in Köln bei einem unfern des Thores wohnenden Goldschmied in aller Verschwiegenheit zu erstehen; so war wohl etwas Geflunker in seinen Worten, doch nicht mehr, als es die Männer in solchen Fällen überhaupt machen und verstehen. Und in einer Nachschrift hieß es: „Gedenkt mein allerliebster Schatz auch noch bei guter Weile daran, wie wir einander heimlich lieb hatten und uns die Leute nicht beisammen lassen wollten? wie wir uns dann einander des Liedleins getröstet: ‚Ach Elslein, liebstes Elslein mein?‘ Ich habe daran alle diese Tage gedacht, hoffe auch mit göttlichem Beistand zu erleben, daß wir dasselbige Liedlein noch oft mit einander singen und mein Schatz mit seiner weißen Hand die Laute dazu spielt.“ Ordentlich ein Liebesbrief war's; der Kaufmann kam sich ganz verändert vor, als er ihn vor dem Siegel noch einmal überlas, und er empfand eine frohe Verwunderung über sich selbst.

Noch mehr aber staunte er, als ihm anderen Tages sein Elslein auf der Hausschwelle in einem neuen Gewand entgegentrat, mit gewissen Zuthaten und Ausschnitten, die sie zuvor stets für abscheulich erklärt hatte, weil ihr Hausherr sie zuerst an einer anderen Frau bemerkt und gerühmt hatte, — an einer reichen, noch ziemlich jungen und lebenslustigen Brauerswitwe mit Namen Käthchen Brühl, deren üppiger Reiz dem armen Elslein allemal schmerzlich vor die Seele trat, wenn der Hausherr sich's in der Schreibstube beikommen ließ, statt eines anderen Liedes den Morgengruß an das schöne Ketterlein zu pfeifen. Übrigens schien es dem Kaufmann jetzt, als ob solche Tracht seiner Els wirklich nicht gut stehe; er verschwieg es aber, weil er sie doch fernerhin in keiner Weise mehr betrüben wollte, und lobte sie, daß sie etwas an sich lege. Sie ihrerseits konnte des Dankens kein Ende finden für seinen herrlichen Brief, für das Reislein, das sie am Busen trug, und für die wundervollen Schmucksachen, die nur viel zu schön für sie seien; Köln sei ja eine große, reiche Stadt, aber so etwas Feines und Zierliches gebe es hier doch bei keinem Meister Goldschmied, gewiß habe er es bei einem Florentiner Meister auf der Messe erstanden, und es sei Unrecht, daß er so viel auf sie wende, da er es doch sauer genug verdienen müsse. Nach dem Mahle, als der Kaufmann guter Vorsätze voll recht gern noch ein trauliches Stündchen bei seiner Lieben gesessen hätte, trieb sie ihn selber mit zärtlicher Mahnung auf die Schreibstube, es verlange ihn gewiß, von seinem Buchhalter zu hören, wie Handel und Wandel inzwischen gegangen sei, auch habe sie ihm dort schon einen guten Trunk nach seinem Geschmack bereit gestellt. Auf den Abend aber habe sie die Käthchen Brühl nebst etlichen anderen guten Freunden und Freundinnen zu einem Imbiß gebeten, um ihres Mannes Heimkunft zu feiern. Diesem war es zu Mute, als ob er den Abend eigentlich lieber mit ihr allein gewesen wäre, aber sie hatte es doch nur so eingerichtet, um ihm eine Freude zu machen, und so blieb ihm nichts übrig als ihr herzlich zu danken, worauf sie verworren noch herzlicher ihm und den Heiligen dankte, die ihr Gebet an ihm so völlig erfüllt hätten.

Beim Imbiß selber konnte es ihm wohl gefallen, denn es gab lauter Leibgerichte des Hausherrn, von den dick mit Pfeffer bestreuten Schinkenschnittchen als Vorspeise bis zum Nachtisch aus gebeizten Nüssen, Ingwermus und Fenchel, auch waren die Gäste wohl zufrieden und munter. Nur Frau Käthchen Brühl fand sich nicht recht behaglich bei den Aufmerksamkeiten, mit denen die hübsche Hausfrau sie überhäufte, indes der Hausherr es daran mehr als früher fehlen ließ; dieser schien nur Augen für seine Eheliebste zu haben, die ihm dafür zu danken suchte, indem sie an der Nachbarin lobte, was zu loben war. In solch verkehrter Welt wurde es der schönen Witwe ganz unheimlich, frühzeitig begehrte sie nach dem Würzwein zum Schlaf- und Abschiedstrunk und ließ sich von einem munteren Tischgenossen hinter ihrer latern-

tragenden Gürtelmagd her heimgeleiten. Als ihr dann die übrigen Gäste gefolgt und die Eheleute nach abgeräumter Tafel allein waren, hatte Frau Else schon einen guten Abendwein für ihren Mann bereit gestellt; er holte ihre Guitarre herbei und reichte sie ihr, zärtlich den runden Arm und die weißen Finger streichelnd, und dann begann er mit schöner Stimme nach ihrem Vorspiel:

„Ach Elslein, liebstes Elslein mein,
Wie gern wär' ich bei dir!
So fließen zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen mir und dir!"

Sie lächelte ihn wunderlieb an und sang in hellen Tönen dagegen:

„Willst du dich la'n abwenden drum,
Weil da sind Wasser zwei?
Da doch so mancher Freier
Leidet noch anderlei."

Worauf er, mit verstelltem Zagen:

„Ach Lieb, mich schrecket das allein,
Daß ich nit fahren kann;
Und wenn dann bräch' das Schiffelein,
Müßten wir untergan."

Sie aber griff eine fröhliche Tonreihe und sang:

„Ei nein, das soll geschehen nit!
Ich selbst helf rudern dir,
Damit du nur in kurzer Zeit
Vereint seist, Lieb, mit mir."

Und schlossen beide den Zwiegesang:

„Weil du's, schön's Lieb, denn meinst so gut,
Will ich's gleich wagen frei!
Allein das eine bitt' ich dich:
Bleib mir ohn' Falschheit treu!"

Bei dem letzten Wort umarmten sie einander mit solchem Ungestüm, daß die Guitarre dabei schier zu Schaden kam, und erfreuten sich eines Liebesglückes, das beiden, sonderlich aber der Frau, noch versüßt wurde durch das Bewußtsein einer guten und nützlichen Opferung des eignen Willens.

Solcherart trieben sie es wetteifernd eine gute Zeit, bis zu Martini, da man die Gänse schlachtet, und noch zwei Wochen darüber. Eines sah dem anderen alles an den Augen ab: das schwarze Elslein schickte, so oft es gebacken hatte, der bösen Nachbarin Käthchen die schönsten Mandelbissen, weil es sich einbildete, damit seinem Mann gefällig zu sein, wenn es sich von aller Eifersucht frei zeige; wenn aber der Mann das schöne Käthchen aufs Haus ankommen sah, so schickte er den Buchhalter zu ihm ins Gewölbe und verschloß sich in der innersten Schreibstube, um seiner Frau keinen Anlaß zu thörichtem Mißbehagen zu geben. Daselbst pfiff er dann, so laut er konnte, das Lied vom liebsten Elslein, und wenn er verschnaufte, konnte er wohl hören, wie oben in ihrem Gemach die Hausfrau zur Guitarre trällerte: „Stand auf, Ketterlein," oder „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein?" und andere Leiblieder zechfröhlicher Mannsleute. Wie ihre Lieder, durchkreuzten sich auch überall sonstwie ihre Anstalten, eins nach des anderen Sinn zu leben, und es war ein Wunder, daß der Novemberschnee liegen blieb auf einem Dache, unter dem so viel Edelmut an zwei Feuern glühte. Manchmal vergriffen sie sich auch; aus lauter Bestreben, um des andern willen sich etwas Schweres abzuringen, verfielen sie auf Dinge, die dem anderen just keineswegs paßten, und die dann doch von dem anderen mit herzlichem Dank ertragen werden mußten, weil sie so herzlich gemeint waren. Eine gewisse stille Andacht, die sie jedes heimlich für sich in den ersten Wochen dem guten Bruder Eusebius gewidmet hatten, fing allmählich an, zu erkalten und ketzerischen Gedanken Platz zu machen, ob der liebe Gott einen nicht auch einmal damit strafen kann, daß er einem etwas gar zu Liebes beschert?

Eines Tages, bei sehr trüber und trauriger Witterung, fand der Kaufmann sein Elslein weinend in ihrem Stübchen, und da er sie mit ausgesuchter Zärtlichkeit bestürmte, was ihr denn fehle, gestand sie ihm stammelnd und zitternd, daß sie seine übergroße Güte nimmer aushalte. Sie sehe es ja längst ein, wie unrecht es von ihr gewesen sei, daß sie vordem eine Zeitlang sich von ihm versäumt empfunden und zu den Himmlischen gebetet habe, ihn zu bekehren; dafür hätten sie die Himmlischen nun durch allzu reichliche Gewährung ihrer Bitte bestraft und ihr statt eines Mannes einen Engel gegeben, dessen kein Weib wie sie würdig sei.

Der Kaufmann, der sich noch ungefähr erinnerte, was er seiner Frau vor sieben Wochen geschrieben, errötete ein wenig bei der Erkenntnis, daß das gute Elslein allen Ernstes ihren Gebeten und seinem Edelmute zuschrieb, was doch nur die Wirkung

gewisser Ermahnungen und Drohungen eines alten Klausners gewesen war. Aber nach der Männer Art wies er den ungerechten Liebesgewinn nicht ab und erwiderte nur mit überlegener Zärtlichkeit: „Es ist große Sünde von dir, liebstes Elslein, mit den Himmlischen zu hadern, daß sie mir nun einmal solche große Liebe zu dir eingegeben haben. Ich hab' allezeit keine größere Freude gekannt, als dir alles an den Augen abzusehen, und nur das eine macht mir Pein, daß du dich so um mich abmühst und dir allerhand abquälst, weil du meinst, daß es mir lieb sei. Denn das habe ich wohl bemerkt, es ist mir manchmal fast beschwerlich, und ich wollte wohl, du hörtest endlich einmal auf, mir so für meinen Brief von damals danken zu wollen. Der ist ja allein daran schuld, daß du so anders geworden bist; es ist mir aber manchmal, als hätt' ich ihn besser nie geschrieben."

Darauf weinte das schwarze Elslein noch bitterlicher als zuvor und sagte: „Ach, wenn es noch so wäre! Aus dem Brief, du herzliebster Mann, hab' ich ja freilich auch gesehen, wie gut du's mit mir meintest, und es war eben eine Sünde, daß ich zu den Heiligen gebetet hatte, sie sollten dich noch besser machen. Aber ich hätt' sollen früher in mich gehen und von vornherein immer lieb sein, statt erst zu dem Bruder Eusebius zu wallfahrten und mir von dem sagen zu lassen, wie eine rechte Hausfrau sich in das Wesen ihres Herrn schicken soll."

„Was?" fragte der Mann. „Wann warst du denn bei dem Bruder Eusebius?" und nachdem sie schluchzend den Tag angegeben, faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf: „Jetzt hilft schon nichts mehr," murmelte er ganz erschöpft. „Da hat uns der Waldbruder schön zusammengehetzt. Denn derselbige Bruder hat mich ja erst am Tag vor meiner Heimkunft belehrt, wie ich dir in allem nachgeben müsse."

Sie schaute ihn erstaunt und ungläubig an. „Davon weiß ich ja noch gar nichts," sagte sie; „aber es ist auch gewiß nicht wahr. Denn du bist schon von Natur so gut, du Lieber, du brauchst erst keinen Waldbruder, um dich zu belehren. Aber mir hat er erst die Augen geöffnet, und ich hatte dich noch dazu erst bei ihm verklatscht! Das kann ich mir nie vergeben und nie wieder gut machen. Und das ist's ja gerade, daß ich dir's so gern ganz und in allem leicht machen wollte, und nun wirst du es doch eine Zeitlang so schwer mit mir haben; denn . . ."

Sie errötete über und über, dann zog sie mit ihren weichen Armen den Kopf des Mannes ganz dicht an sich und flüsterte ihm ganz leise etwas ins Ohr.

Der Mann blickte sie wunderlich überrascht und verzückt an, er entwand sich ihren Armen, dann umfaßte er sie wieder, ganz schüchtern und wie man etwas Heiliges berührt, und stammelte hastig einige Worte, die sie mit verschämtem Nicken beantwortete. Alsdann saßen sie eine gute Weile nebeneinander, Hand in Hand, in ernsten und seligen Gesprächen, und zum Schluß sagte der Mann: „Schau, Elslein, es war wohl gut, daß wir jedes einen frommen Ratsmann suchten, und auch, was er uns riet; aber es war doch nicht ganz gut. Aber mir ist, als ob uns der liebe Gott jetzt erst den rechten Ratsmann senden wolle, und wenn der da ist und wir drei beisammen bleiben, wird uns selbiger Ratsmann auch helfen, daß wir immer besser lernen, eins dem andern alles zu geben und seinen freien Willen zu lassen."

* * *

Hiermit könnte diese wahrhafte Geschichte zur Freude der Leser und des Schreibers schließen, hätte nur das schwarze Elslein nicht im Grunde seiner schwarzen Augen und seines Herzens solch ein wunderliches, goldiges Schalksleuchten gehabt, welches bei Zeiten auch in die Seele seines ernsten Eheherrn hinüberstrahlte. Alsdann kam allemal irgend ein Schelmenstreich zustande, der Wohlweisheit ein Schrecken und dem Ehepaar ein Ergötzen; denn sie gehörten beide von Haus aus zu den Leuten, die sich ihre drei Karnevalstage in Stückchen über das ganze Jahr verteilen, und vollends seit sie sich in Freiheit angehörten, klangen ihre Stimmen ebenso wohl im Lachen zusammen, wie im Gesang. Und also kam es, daß die schwarze Els und ihr Liebster beschlossen, den guten Bruder Eusebius noch einmal um seinen Eherat anzugehen, und noch dazu an seinem Namenstag, am 14. August des Jahres 1511, vier Wochen nach der Geburt ihres Stammhalters. Als ihren Gesandten dazu wählten und unter-

wiesen sie einen alten Buchhalter, der dem Kaufherrn schon vom Vater her diente und als ein freundlicher, zechlustiger, wohlbeleibter Mann überall wohlgelitten war, außer in seinem eignen Hause; denn er lebte kinderlos mit einer Gattin, die sich wohl aufs Sparen verstand und fleißig zur Kirche ging, wegen ihrer übrigen Eigenschaften aber in der ganzen Pfarre nicht anders hieß als „Peter Stöckers Reibeisen." Daher fühlte sich Peter Stöcker an mancherlei Orten mehr daheim als in seinem eignen Hause, und wenn ihm sein Herr eine Reise auftrug, so hatte er Kirmeß.

Dieser Peter Stöcker ließ sich am vorbemerkten 14. August morgens durch den Famulus bei dem Bruder Eusebius melden, wobei er ihm statt einer Besuchskarte zwei Krüge Bacharacher, einen fetten Truthahn und ein Kästchen mit Pfeffer und anderen seinen Gewürzen sandte, und er fand sogleich Gehör. Der Bruder Eusebius hatte inzwischen doch schon einige seelenärztliche Praxis in Ehesachen gewonnen, er fühlte sich jetzt auch auf diesem glatten Brette sicher und hörte nachsichtig lächelnd, das Pfefferbüchschen in der Hand, was ihm Meister Peter darlegte:

„Es ist da in meiner Verwandtschaft ein junges Ehepaar, ehrwürdiger Herr, das ist sich und aller Welt zur Last, nur weil sie einander zu viel Liebes thun. Sie möchten eins dem anderen jeden Wunsch an der Nase ablesen und überbieten; ich glaube, wenn die Sonne so warm scheint wie heute, und er sagt: ‚Es schneit,' so sagt sie: ‚Ach Gott ja, und frieren thut's auch,' und wenn sie sagt: ‚Ein wenig Rot steht doch schön,' so läuft er alsbald in einem roten Wams herum wie ein Scharfrichter und freut sich doppelt, weil er das Rote nicht ausstehen mag und darauf ist wie ein Schruthahn; denn sie möchten eben jedes seinen eignen Willen kreuzigen, um des anderen willen. Solches aber ist wider menschliche Natur und Kunst, wie Ihr wohl einseht, Ehrwürdigster; und es wäre ein wohlgefälliges Werk, wenn Ihr uns aus Euerer Weisheit einen Rat gäbet, wie man die zwei kurieren kann, ehe sie völlig zu Narren werden."

Der Bruder Eusebius roch an dem Pfefferbüchschen und nieste ein paarmal, dann sagte er sehr ruhig:

„Mich dünkt, da ist weiter kein Rat nötig, als daß man den beiden Zeit läßt. Es handelt sich, wie ich aus Euerer Rede wohl entnehme, um zwei junge verliebte Leutchen, die nur erst kurz verheiratet sind. Da mag solche Liebedienerei voreinander vorkommen, und ist gleichsam eine Kinderkrankheit der Ehe. Die zwei kommen sich noch vor wie im Paradiese und sehen eins am anderen kein Fehlerchen; es wird aber schon kommen, daß sie in den Apfel vom Baum der Erkenntnis beißen, und alsdann werden sie sich mit anderen Augen ansehen."

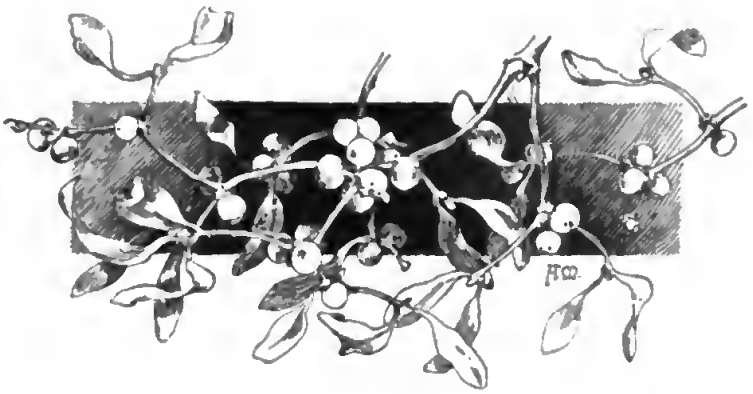
„Das stimmt," sagte Peter Stöcker und seufzte.

„Alsdann wird sich das Wetter ändern," fuhr der Bruder Eusebius fort, „und die Frau wird schon sagen, ob es im August friert, wenn der Mann sagt: ‚Es schneit.' Ja, Ihr sollt sehen, wie sich das Blättchen in ein paar Jahren gewandt hat. Und wenn dann der Mann sagt: ‚Die Suppe ist versalzen,' und es trifft sich just, daß die Frau ihren Tag hat, und sie antwortet nicht: ‚Nein, es ist nur zu viel Honig darin, aber du hast keinen Geschmack im Munde, von dem ewigen Weinschlurf,' und fängt an zu weinen, — dann sollt Ihr mich einen schlechten Rat heißen."

„Herr," rief der Meister Peter und blickte den Klausner mit fast ehrfürchtiger Verwunderung an, „man sollt' es nicht glauben, daß Ihr allezeit unbeweibt gewesen seid!"

„Andererseits," fuhr der Bruder Eusebius fort, „wird sich der Mann dann auch schon auf seine Kraft und Rechte besinnen; er wird seiner Hausehre zuliebe keine Thorheit geschehen lassen, wird ihr mit schuldiger Schonung weisen, wer Herr im Hause sei; sie wird in sich gehen und sich fügen, wie Sankt Paulus an die Gemeinde der Kolosser schreibt: ‚Ihr Weiber, seid unterthan eueren Männern in dem Herrn, wie sich's gebührt;' und so werden sie von selber zu einer richtigen Ordnung und Eintracht kommen."

Da that Peter Stöcker einen noch tieferen Seufzer, verneigte sich und sagte: „Herr, ich danke für die Predigt, aber nehmt mir's nicht übel: nun merk' ich wohl, daß Ihr nur vom Hörensagen wißt, was für ein schwaches Wesen so ein Weib sei."



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Ostern und Pfingsten sind Feste, die ins Freie, ins Weite drängen, nach fröhlicher Vereinigung mit anderen, nach buntbewegtem Treiben in Feld und Au. Weihnachten aber ist das Haus- und Heimfest, das Fest der Innerlichkeit, wo Herz und Geist eine Weile sich zurückziehen von der Welt, die da draußen hastet und jagt, um einmal ganz in sich selbst zu ruhen oder sich doch auf den engsten Kreis der Mit- und Anderwelt zu beschränken. In diesen Tagen kommt das Licht nicht von außen, denn die Sonne hat blassen Schein und die Natur liegt versunken in Schlaf und Traum. Deshalb schaffen wir uns selbst eine Sonne im Hause und, wenn wir das Fest im rechten Sinne begehen, auch in der Seele. Wer so zu feiern versteht, der gewinnt mit der äußeren Ruhe, der äußeren Freiheit von Geschäft und Amt auch jene innere Freiheit, die den Menschen befähigt, das eigne Leben wie die Dinge der Welt einmal von ganz anderer Seite zu betrachten; mit ganz anderem Maßstabe zu messen, als ihn die Alltäglichkeit mit ihrer Erwerbs- und Arbeitssorge anlegt. Es hat einen tiefen Sinn, daß die Helgoländer einander zu Neujahr „ein ruhiges Herz" wünschen; das wäre auch ein rechter Weihnachtswunsch. Kein besseres Mittel aber gibt es, diese Ruhe, jene innere Freiheit zu gewinnen, als die Vertiefung in ein fröhliches oder nachdenkliches Buch, ein Buch, das nicht für den „Markt" geschaffen, sondern aus dem Herzen heraus geboren ist. Unsere deutsche Weihnacht ist ja nicht nur das Licht- und Liebesfest, sondern auch das Bücherfest. Wer da ein Buch auf den Gabentisch legen will, der trifft nur zu oft seine Wahl nach dem strahlenden Einband und fragt wenig danach, ob auch der Inhalt leuchtet und strahlt. Ein rechtes Weihnachtsbuch soll jedoch nicht in den Lärm und den Rausch des Lebens versetzen, es soll in die Gefilde führen, wo die „große Stille" herrscht, wo die Seele still und fröhlich wird, wo sie neue Kraft und neuen Mut schöpft für den Kampf des Lebens. Solche Bücher waren zu allen Zeiten eine Seltenheit und in der sturmbewegten Gegenwart sind sie es erst recht. Aber ein Buch, das Weihnachtsfreude bereiten soll, braucht ja nicht vom neuesten Jahrgang, kein Saisonartikel zu sein. Besser als das neueste Modebuch ein alter Theodor Storm oder Wilhelm Raabe. . . . Unter den Büchern, die mir das Jahr zugetragen hat, finde ich nur wenige, die in jene Heimlichkeit führen, deren Zauber bei Storm und Raabe so tief bestrickt. Eins dieser „stillen" Bücher ist Peter Nansens „Gottesfriede" (Berlin, S. Fischer). Der Verfasser ist Norweger oder Däne und wer die nordische Litteratur genau kennt, der weiß, daß gerade sie besonders reich ist an idyllischer Stimmungspoesie. Durch unbedingte Originalität zeichnet sich daher der Roman „Gottesfriede" keineswegs aus; den Gestalten, die er zeichnet, begegnet man nicht zum erstenmal, und die Stimmung, die ihn durchklingt, empfindet man als etwas Längstvertrautes. Aber das ist nur der Gesamteindruck, den man erhält, in den Einzelheiten offenbart sich doch eine Fülle von Eigenart, und jedenfalls geht von der Erzählung ein Atem reiner Poesie, gesunder Frische, zarter Menschlichkeit aus. Der Reiz des Buches beruht auf seiner Stimmungs- und Kleinmalerei, auf den weichen Farben und sanftverklingenden Tönen. Die Handlung ist so einfach wie möglich. Der Erzähler ist großstadtmüde, müde der Tagesarbeit, des Vergnügungstaumels und des Kampfes ums Geld. Eines Tages flüchtet er sich daher in die Heimat, in die alte Provinzstadt, wo er seine Kindheit verlebte; in ihrer Mitte will er wieder Mensch, nichts als Mensch werden, während er bisher Tagelöhner, Parteimann, Kämpfer war, ein Wesen also, das nie für sich, sondern immer nur mit, für und gegen andere lebt. Tagelang durchwandert er die Straßen der Kleinstadt, und auf diesen Wanderungen durchlebt er noch einmal die Kindheits- und Jugendzeit. Eine besondere Anziehung übt auf ihn eine einsame Mühle aus, die seiner Wohnung gegenüberliegt; sie war schon dem Knaben ein Gegenstand ehrfürchtiger Scheu, denn der Müller galt in der Stadt als ein Sonderling, der seine Einsamkeit sich nicht stören ließ. Jetzt steht die Mühle,

deren Flügel sich einst fast ohne aufhören regten, still; auch die Bewohner scheinen ausgestorben zu sein. Das ist aber ein Irrtum. Als der Erzähler eines Morgens hinaufsteigt, wird er durch ein anmutiges Bild überrascht. Gegen einen der Flügel gelehnt steht ein junges Mädchen in enganschließendem blauem Leinenkleid. Die Arme über der hohen Brust gekreuzt, schaut sie hinaus in die offene Landschaft. „Sie schien gleich einem Dornröschen am Fuße der schlummernden Mühle zu träumen.“ In dem schönen Müllerskind verkörpert sich dem Erzähler bald, — denn er sieht das Mädchen von nun an öfters — all das Glück, das er ersehnte, als er von neuem die Heimat aufgesucht. „Am liebsten vergegenwärtige ich sie mir als die Göttin des großen Friedens, die Göttin, der ich huldige. Hier auf dem Mühlenberg ist ihr Tempel errichtet, und aus der Mühle erbaue ich ihr einen Hochaltar. Hier hinauf ruft sie zu glückseligem Frieden in dem unbefleckten Reich der Natur alle, die mühselig und beladen dem Staub und den Mühen des Alltagslebens zu entrinnen suchen. Ihr Schoß bietet dem Haupt des müden Wanderers das duftende Kleebett der Wiese, ihr Auge spiegelt das Blau des Himmels wieder, und ihre Stimme singt den flüsternden Wiegengesang des Windes in den Kronen der Bäume.“ Nach und nach tritt der Erzähler dem Mädchen näher; ihre herbe Keuschheit, die Frische, die von ihr ausströmt, erquicken ihn wie die Natur selbst. „Die Luft wird hoch und rein, wohin sie tritt. Sie ist so frisch erschaffen in ihrer vollen Reife, strahlend von junger Schöne und unbewußter Güte. Ihre Augen sind tief und zärtlich, aber klar und offen, wie die eines Kindes. Sie trägt ihre schlankgewachsene Üppigkeit wie ein Baum die Fülle seiner Sommerpracht. Schritte sie durch ein Lager berauschter Kriegsknechte, sie würden ihr diese, ohne selber zu wissen weshalb, einen breiten Weg öffnen.“ Wie man sieht, ist das Mädchen mehr als Symbol, denn als Wirklichkeit empfunden, als Symbol der unberührten Natur, der Einsamkeit und der Gesundheit, die aus der Berührung mit der „Mutter Erde“ erwächst: und symbolisch ist nach verschiedenes andere in dem Roman. Aber dies Symbolische hat Hansen mit so viel Lebenszügen durchwirkt, es so ganz in Empfindung getaucht und mit saftiger Frische erfüllt, daß es nirgendwo gemacht und kalt, sondern durchaus wie das unmittelbare Leben selbst wirkt. Rasch schlingt sich zwischen dem Erzähler und der Müllerin das Liebesband, und beide genießen ein Jahr beseligenden Glücks. Aber den Menschen von heute ist kein dauernder „Gottesfriede“ beschieden: das Schicksal verlangt, daß jeder seinen Posten in den Kämpfen der Zeit ausfüllt, und wer da glaubt, eine Ausnahme machen und sich ein Friedensheim abseits vom Getriebe schaffen zu können, den stößt es bald mit rauher Hand in den Kampf zurück. So ergeht es auch dem Erzähler. Schon ist der Hochzeitstag bestimmt. Vorher soll die alte Mühle abgebrochen werden. Der Müller will aber noch einmal die Flügel im Winde sich drehen sehen. Seine Tochter weiß nichts von diesem Wunsch: wieder einmal steht sie zwischen den Flügeln und sinnt und träumt. Da wird sie von einem der Flügel getroffen und sinkt zu Boden, und nun gehen alle Flügel mit wechselnder Schnelligkeit über sie hin. Schwerverletzt wird sie aufgehoben, und im Hause wartet ihrer das Todesbett statt des Hochzeitslagers. Tröstend aber klingt der Roman aus in den Worten: „Mein Traum ist aus. In der Frühlingsnacht trägt mich das Schiff zurück aus meiner alten Stadt, der Wirklichkeit und der Arbeit entgegen. Gottes Friede ist verrannen, Grete ist tot. Oder war es kein Traum? Oder träume ich noch? Ich meine, während ich dies schreibe, Gretens Hand auf meiner Schulter zu fühlen, zu hören, wie sie mir ins Ohr flüstert: ‚Gottes Friede verrinnt nimmer für den, der liebt.‘“

Ein rechtes Weihnachtsbuch voll Heimlichkeit und innerer Fröhlichkeit sind auch die „Ratsmädelgeschichten“ Helene Böhlau's. Es steckt soviel Laune in ihnen, soviel Behaglichkeit und Sinnigkeit, die Zeit des alten Weimars lebt in ihnen so dämmerungsheimlich und anmutend wieder auf, als ob ein kluger und neckischer Hauskobold der Verfasserin die Geschichten ins Ohr geraunt hätte. Das Buch ist freilich schon ein paar Jahre alt, aber die Verfasserin hat einen zweiten Band, eine Art Nachtrag hinzugefügt, der eben jetzt in Engelharns Romanbibliothek erschienen ist. Und diese neuen Geschichten geben den älteren nichts nach; es sind ihrer nur drei, leider nur drei, aber jede ist in Stil und Charakteristik, in Empfindung und Humor, ein zierliches Kabinettsstück. Das erste Stück des Buches erzählt, wie die beiden Ratsmädel, Röse und Marie, die kecken, drallen, an Leib und Seele gleich gut geratenen Töchter des Rats Kirsten, einem Spuk zuleibe gehen. Einem Spuk von ganz besonderer Art, denn selbst im alten Weimar war es unerhört, daß eine Hofdame nach dem Tode umging. Und nicht die erste beste, sondern das witzige Fräulein von Göchhausen, von der Karl August einst gesagt hat: „Genie die Fülle“ mit dem Zusatz freilich „kann aber nichts machen.“ Sie spukte, es war nicht zu leugnen. „Einem weimarischen Fleischermeister, der ein Kalb von Krammsdorf erst spät heimgetrieben, war sie im Park nachgehuscht, und er erzählte, daß sie ihm scheußlich weinerlich und wichtig gesagt habe: ‚Ich la—ngweil' mich so!‘ Weiter nichts. Aber wie sie es gesagt hätte. Wie aus einer Flasche heraus.“ Dieses Gespenst interessiert auch die Ratsmädel, sie können nicht mehr ruhig schlafen, ehe sie es gesehen haben. Und so machen sie sich eines Nachts, in einer stürmischen Frühlingsnacht auf, um sich zu überzeugen, wie das klingt, wenn ein Wesen wie aus einer Flasche spricht. Nach mancherlei Abenteuern, die eigentlich gar keine sind, sondern nur in der Finsternis zum Range von Abenteuern heranwachsen, finden sie sich in den Gespensterpark hinein. Aber statt der verstorbenen Hofdame taucht nur ein entlaufener Esel auf, und mit diesem Spuk müssen die Mädel sich begnügen. Natürlich wirkt das Geschichtchen nicht durch das bißchen Handlung, sondern durch das Wie der Erzählung, durch die Schilderung, die von saftigem Behagen überquillt. Wem läuft nicht —

man verzeihe das triviale Bild, aber es gibt kein passenderes — das Wasser im Munde zusammen, wenn er von der Abendmahlzeit bei Kirstens liest? „Insonderheit" von der Suppe. „Eine echte Festsuppe: Grünkorn mit Kerbelrübchen. Das war Frau Rats Meisterwerk. Die Kerbelrübchen, wie Mandeln so fein und klein, zergingen auf der Zunge, und die Suppe duftet wie ein blühendes Ährenfeld. Ganz sommerlich duftete es aus der Terrine und verbreitete sich im Familienzimmer. Warmer Sonnenschein, Lerchengesang vom blauen Himmel, der echte köstliche Kornduft, ein sanfter Wind, der über die Ährenhäupter streicht, — Erdgeruch. Das alles kam, als der Deckel von der Suppenschüssel gehoben wurde, den Gästen bewußt oder unbewußt in Erinnerung. Das war die Eigentümlichkeit dieser Suppe. Frau Rat hatte den Mädchen gesagt: ‚Die Suppe muß sein wie eine Musik aber wie ein Gedicht, die Leute sollen fröhlich davon werden.'" Und ebenso „lebendig" wie diese Suppendichtung, bringt die Verfasserin alles andere, Menschen und Dinge, vor die Augen und übrigen Sinne des Lesers; man sieht die Dinge, riecht sie und schmeckt sie. Die zweite Geschichte des Buches handelt von der Stiefschwester der Ratsmädel, der frommen, zarten Barbara, die das Leid erfährt, daß sich der Geliebte von ihr wendet, sobald er Marie, Barbaras Schwester, in ihrer berückenden Schönheit erblickt. Aber die Verlassene weiß das Leid durch die Entsagungskraft, die in ihr lebt, zu überwinden. Und in der Entsagung findet sie einen höheren Frieden, als sie aus Mannesliebe hätte schöpfen können, denn es ist ja, wie die Verfasserin sagt: „Man glaubt, das Beste auf Erden sei das Glück. Das glaubt man; aber es gibt noch etwas, etwas so geheimnisvoll Unergründliches, was größer als Glück und Unglück ist, was über allem steht, — etwas Unantastbares. Und dies Große wahnt einzig und allein im Herzen entsagender Menschen." Die lustigste der Geschichten ist Nummer drei. Der gelehrte Rat Tidurtsius fühlt sich in seinem Heim sehr unbehaglich, denn sein Haus wimmelt alle Tage von jungen und alten Weiblein, mit denen sich sein lebenslustiges Frauchen bei Kaffee und Kuchen, bei Wein und Butterbrot ergötzt. Heimlich kauft daher der Rat einen Garten an, in dem er die geschäftsfreien Stunden allein für sich, in ungetrübtem Behagen zu verbringen hofft. Einige Zeit hindurch gelingt ihm das auch, und nie ist er im Leben glücklicher gewesen, als an den Abenden, wo er einsam mit der Pfeife durch seinen Garten wandeln, den Erd- und Blumenduft „einschnausen" und „seinen" Salat degießen kann. Nur zu bald aber wird das Geheimnis entdeckt, und nun wird auch der Garten zum Tummelplatz der Weiblein. Die Entrüstung des Rats ist grenzenlos. Am liebsten möchte er die Gesellschaft, eine nach der anderen hinmorden. Da das aber gegen den Strafkodex verstößt, so sinnt er lange und mühsam, wie er sich und seinen Garten auf gesetzliche, aber doch wirksame Weise von der Weiblichkeit befreien kann. Endlich kammt er zu einem fürchterlichen, heraischen Entschluß. Er lockt jede der Damen in die entlegenste, dunkelste Ecke des Gartens und küßt jede — grimmig ab. Empörung auf allen Seiten. Das Mittel scheint zum Ziele zu führen. Warum es aber auf die Dauer doch nicht „zieht," warum der arme Gelehrte schließlich doch wieder in die atte Unbehaglichkeit zurück muß, das bitte ich in dem Buche selbst nachzulesen. Man merkt es den Geschichten an, daß sie nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit nacherzählt sind, und das ist nicht der geringste ihrer Reize. Das Buch bringt zu den Geschichten noch ein Kapitel als Zugabe. Die Verfasserin berichtet darin von sich selbst, von ihrer Jugend und van ihrer Schriftstellerei. Aus der kleinen Selbstdiographie gewinnt man den lebhaften Eindruck, daß die Sympathien, deren sich die Erzählerin längst erfreut, auch der Frau in vollem Maße gebühren, was ja selbstverständlich sein sollte, es aber nicht durchweg ist. Die Zugabe hat übrigens mit den Geschichten einen gewissen Zusammenhang; Helene Böhlau ist die Enkelin eines der Ratsmädel.

Nicht das kleinste unter den Wundern, welche das Weihnachtsfest wirkt, ist die Thatsache, daß in diesen Tagen auch das litterarische Aschenbrödel, die Lyrik, mit in den festlichen Reigen treten darf und Freunde und Freier findet. In der übrigen Zeit des Jahres muß die Verspoesie sich im Winkel halten, und die Prasa herrscht im Salon allein. Und doch ist es dem Publikum heute sehr leicht gemacht, zu jeder Zeit zur Lyrik in nähere Beziehungen zu treten. Karl Henckell, der unter den jüngeren Dichtern einer der Angesehensten ist, gibt seit 1896 eine fortlaufende Sammlung älterer und neuerer Lyrik unter dem Titel „Sonnenblumen" (Zürich, Henckell & Co.), heraus, von der jedes einzelne Heft für zehn Pfennige käuflich ist. Eine Erscheinungs- und Verbreitungsweise, die offenbar ebenso modern wie klug erdacht ist. Jedes der zierlich ausgestatteten und mit Porträts geschmückten Hefte bringt eine Auswahl aus den Poesien irgend eines einheimischen oder ausländischen Dichters; eine kurze Biographie und eine Charakteristik, welche die Eigenart des Dichters paetisch veranschaulicht, umrahmen das Ganze. Vierundzwanzig Hefte bilden einen Jahrgang, der als Ganzes einen erstaunlichen Reichtum von lyrischen Perlen, Lieder und Hymnen, Ernstes und Heiteres, Erhabenes und Leichtgefälliges in sich schließt. Alle Stimmungen des Jahrhunderts kommen in der Sammlung, die keine Richtung bevarzugt und nur gegen das künstlerisch Mittelmäßige sich streng ablehnend verhält, zum Ausdruck. Der zweite Jahrgang brachte bisher Gedichte von Fontane, Martin Greif, Julius Hart, Robert Burns, Drammar, Lingg, Heine, Schelley, Lenau, Spitteler, Janitschek, Leopardi, Novalis, Musset u. a. Diese Namen zeugen mehr für den Wert der Sammlung, als es irgend ein Lod vermöchte....

Trotz aller Ungunst des Publikums sprießt es und blüht es im Garten der Lyrik wie zur Zeit der Troubadours, als die Kulturgenüsse noch nicht in Skat und Hofbräu gipfelten. Von der Jahreszeit sind die lyrischen Blüten nicht adhängig, aber die meisten machen doch einen so kümmerlichen Eindruck, als ab niemals ein

Sonnenstrahl sie durchglüht, als ob sie alle unter Eis und Schnee gewachsen seien. Es wäre grausam, sie unter die kritische Lupe zu nehmen. An dieser Stelle hat nur das einen Anspruch auf Beachtung, was über den Tag hinaus Bedeutung verheißt, es sei denn, daß gelegentlich ein Buch durch verderblichen Einfluß oder durch ungerechtfertigte Anmaßung die Kritik herausfordert. Ein Werk, das nicht übergangen werden darf, sind Wilhelm Jensens ausgewählte Gedichte „Vom Morgen zum Abend" (Weimar, E. Felle), denn dieses Werk faßt den wesentlichen Inhalt eines ganzen reichen Dichterlebens in sich. Zu den Bahnbrechern einer neuen Kunst gehört Jensen allerdings nicht, eine unbedingte Eigenart offenbart sich in seinen Gedichten keineswegs; Ausdruck und Stimmung erinnern immer wieder an die Art und Weise anderer Dichter, besonders sind es Storm und Annette von Droste-Hülshoff, zu denen Jensen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis steht. Weit eher als in künstlerischer, bildet der Dichter in geistiger Hinsicht ein Selbst für sich; lebendiger und reicher als bei Storm spiegelt sich bei Jensen das Ringen und Kämpfen unseres Jahrhunderts, das nationale, sociale und religiöse, wieder. Sein Bestes gibt er immerhin in den Kampfes- und Bekenntnishymnen nicht, das steckt weit mehr in den Liedern, die von Haus und Herd und Heimat singen. Malerischer Stimmungszauber und beschauliches Sinnen vereinigen sich in diesen Liedern ebenso glücklich wie wirkungsvoll; charakteristisch aber ist, daß ein wehmütiges Herbstgefühl weit öfter zu Tage tritt, als frische Lenz- und Morgenstimmung. Es ist, als ob der Dichter sich mehr als den Vertreter einer absterbenden Epoche, sich mehr im Einklang mit dem Vergehenden, als mit dem Werdenden fühle. Gegen die heutige Jugend richtet er denn auch herbe Worte; weil sie seine Ideale nicht mehr feiert — vielleicht überwunden hat — spricht er ihr die Ideale überhaupt ab. Trotz alledem bilden seine Gedichte ein Vermächtnis, das an lebendiger Schönheit reich genug ist, um noch auf lange hinaus in Geltung und Ehren zu bleiben. Über zweihundert Gedichte umfaßt der Band, darunter manches, das ein wenig matt und farblos erscheint, keines aber, das nicht in irgend einer Weise poetisch anmutete. Schwer läßt sich aus dieser Fülle ein einzelnes Poem herauslesen, das für den ganzen Jensen charakteristisch wäre. Am ehesten entspricht dieser Forderung, wenigstens in künstlerischem Betracht, das Gedicht — „Auf dem Schwarzwald," dessen stillem Zauber sich wohl niemand entziehen wird.

„Die Wolken ziehen vom Mittag her,
Weißleuchtende Segel in blauem Meer.
Wie alte Tempelsäulen stehn
Ernstgraue Felsen; im Windeswehn
Darüber wallend ein grüner Kranz,
Und um sie im schimmernden, flimmernden Glanz,
Wie reiches Geschmeide,
Rotblühende Heide.

Doch im Dämmern des Waldes in moosiger Kluft
Von Tannennadeln ein schauernder Duft;
Ein Lichtstrahl, der verloren irrt,
Ein plätschernder Quell, ein Tauber girrt;
Verhallend stößt der kreisende Weih
Fernher aus den Lüften klagenden Schrei
Hoch über den Zweigen;
Sonst tiefes Schweigen.

In Gerank und Gestein ein Pfad noch kaum,
Nur einsame Wildnis im Mittagstraum.
Da schillert es auf wie ein spiegelnder Bach,
Aus silbernen Schindeln ein glitzerndes Dach,
Eine letzte Behausung, weithin allein
Und verlassen im zitternden Sonnenschein;
Nur Rispen und Ranken
Lispeln und schwanken.

Kein Laut; weitoffen das grüne Thor,
Zwei winzige Geschöpfchen nur knie'n davor;
Ein Büblein, ein Mägdlein, zusammengeschmiegt,
Barfüßig, barhäuptig. So reglos liegt
Auf den Knien das Pärchen. Ein Hauch bewegt
Ihm das flächserne Haar; aneinander gelegt
Hält stumm es nach oben
Die Hände gehoben.

Ist's zum Mittagsgebet? Kein Herdrauch steigt
Vom Dachfirst auf, und alles schweigt.
Durchs Stubenfenster nur schimmert es hell:
Ein Linnen gespreitet auf niedrem Gestell,
Ein Kopf heraufgebettet am Rand,
Ein weißes Gesicht; eine reglose Hand
Hält licht wie von Golde
Eine Blütendolde

Wie Silber rieselt's vom glimmernden Dach;
Die Mutter liegt tot im dumpfen Gemach,
Der Vater stieg zum Kirchhof hinab
In der Mittagsrast und bestellt ein Grab;
Tief drunten klirrt sein Schritt durchs Gestein,
Gleichmäßig. Die Kinder blieben allein,
Die Hände faltend
Und Totenwacht haltend. . . ."

Eins vermisse ich in den Gedichten: ich vermag nur in sehr dürftigen Linien eine Entwickelung zu erkennen. Formell und geistig zeigen alle die fast gleiche Reife. Von brausendem Jugendüberschwang, von knospender Entfaltung ist nichts zu merken, auch in den Feldzugsliedern aus Frankreich nicht. Entweder hat der Dichter alles Jugendliche ausgemerzt — zum Schaden der Sammlung, denn das frischsaftige, wenn auch unfertige Knospen hat auch seine Reize, — oder sein Talent war von vornherein ein fertiges, in sich abgeschlossenes. Eine Unmöglichkeit wäre das nicht. Bei den meisten Talenten, denen das Urwüchsige, die geniale Ursprünglichkeit fehlt, läßt sich eine Entwickelung nur in schwachen Spuren nachweisen, denn das, was wir Talent nennen, ist im allgemeinen eine etwas künstliche Bildung, die etwa wie ein Krystall zunimmt und sich erweitert. Nur das in der Natur wurzelnde Genie hat das Wachstum organischen Lebens.

Weihnachten ist aber nicht nur das poesievollste, sondern auch das eigentlich deutsche Fest. Wohl klingt das „Friede auf Erden" am heiligen Abend über alle Lande in dreihundert Zungen hin, aber nur für die germanischen Völker, in erster Reihe für das deutsche Volk ist Weihnachten das Fest der Feste. Daher ist es gerade jetzt an der Zeit, ein Werk zu empfehlen, dem das nationale Gepräge in besonderer Schärfe aufgedrückt erscheint. Dieses Werk betitelt sich „Ein Buch von der deutschen Gesinnung"

(München, Fr. Bassermann), sein Verfasser ist Gustav Böhmer. In fünf ethischen Essays sucht Böhmer darzulegen, aus welchen Gründen die Eigenart und innere Kraft unseres Volkes entspringt, welches die Wurzeln und Ziele seiner Begabung und seines Strebens sind. Über diese und jene Ansicht läßt sich mit dem Verfasser streiten; es ist vorläufig noch schwer zu entscheiden, ob in der Ethik das allgemeine menschliche oder das rassenhafte Element vorwiegt, und jedenfalls vergönnt Böhmer der patriarchalischen Weltanschauung einen größeren Platz, als ein erwachsenes Volk ihr einräumen kann und darf. Aber das sind Einzelheiten, die der Bedeutung des Werkes keinen Eintrag thun; als Ganzes ist es ein durchaus adeliges Buch, das in der Kraft seines Wortes und in der Schärfe, mit der es die idealen Aufgaben unseres Volkes zeichnet, an Fichtes „Reden an die deutsche Nation" gemahnt. Und da es sich ebensa ans Gemüt wie an den Verstand wendet, so ist es auch allen Volkskreisen zugänglich und wahl geeignet, ein deutsches Hausbuch zu werden; daß es zugleich ein Buch des Kampfes ist, voll idealen Zorns gegen die feindlichen Mächte, die am Mark der Nation zehren, das ist in unserer Zeit beinahe eine Notwendigkeit. Der erste der Essays sucht vom Grunde unsrer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis aus ein neues Princip der Ethik festzustellen, das an den Menschen keine unausführbaren, überschwenglichen Forderungen stellt und doch geeignet ist, dem Gewissen des Einzelnen wie den Bedürfnissen des Gemeinschaftslebens gerecht zu werden. Böhmer findet dies Prineip in dem kategorischen Imperativ „Schädige niemanden ohne Not!", dem als positive Ergänzung der Satz zur Seite tritt: „Suche neben deinem eignen Interesse das der anderen Individuen möglichst zu fördern." Der zweite Essay geht von der Ansicht aus, daß „die ganze sociale Frage im wesentlichen eine ethische Frage" ist und deshalb nur durch eine sittliche Erneuerung des Volkes, durch einen Umschlag der Gesinnung zu lösen ist. Um einen solchen Umschlag vorzubereiten, genügt es, nach Böhmer, nicht, daß wir beständig Überwindung der Selbstsucht und Liebe predigen; wir müssen auch sorgen, daß die Liebe sich nicht „den Unwürdigen" zuwendet, ihr gleichsam einen Richter und Wegweiser zur Seite geben, damit das Edle nicht in Knechtschaft des Schlechten sinkt; einen solchen Richter findet Böhmer in dem germanischen „Ehrgefühl." Aus der Verbindung von Liebe nnd Ehrgefühl erwächst die germanische Kerntugend, die „Treue," die ein unbedingtes Festhalten an jedem Versprechen, jeder Zusage bedeutet nnd im Vertrauen wurzelt. Im dritten Essay sucht der Verfasser Begriff und Wesen des Glücks, des wahren Glücks darzulegen. Dieses Glück läßt sich nicht auf den Verstand oder auf die Sinnlichkeit aufbauen, sandern es hat seine Quellen allein im Herzen, im Gemüt. Der vierte und fünfte Essay beleuchten die Stellung der deutschen Gesinnung zur socialen Frage; die Ergebnisse der drei ersten Abhandlungen finden hier ihre praktische Anwendung auf die Interessen, die den Tag bewegen. Nur das Eindringen fremden Geistes, fremder Gesinnung, die mit ihrem zersetzenden Einfluß die deutsche Eigenart zu zerstören drahen, verschuldet, nach Böhmer, die Thatsache, daß die socialen Mißstände zu einer socialen Gefahr angewachsen sind. Er erhofft eine Rettung nur, wenn es gelingt, die einseitige Geldwirtschaft durch eine wahre Volkswirtschaft, und die verhängnisvalle Centralisation des Valkes, wie sie sich in den Großstädten vollzieht, durch „Decentralisation" zu ersetzen. Ob aber eine friedliche Umkehr für den Augenblick noch möglich ist, erscheint Böhmer sehr zweifelhaft; die Verhältnisse seien schon zu verwirrt. Er meint, daß erst nach einer gewaltsamen Erhebung der Massen das klare Bewußtsein von dem, was notthut, allgemein werden wird. Hoffentlich wird diese pessimistische Auffassung von der Wirklichkeit nicht gerechtfertigt, denn eine Revolution fördet durchaus nicht immer die klare Einsicht, sie macht die Sieger ebensa ost blind und reformscheu; die Geschichte des Bauernkrieges liefert den Beweis. Es ist vielmehr zu wünschen, daß die deutsche Gesinnung, deren beredter Anwalt Böhmer ist, schon mit Hilfe einer umfassenden socialen Reform sich wieder auf den rechten Weg findet und das verderbliche Fremde ausscheidet.

Der nationale Geist, von dem Böhmers Ethik getragen wird, äußert bei Felix Dahn in der Dichtung seine lebendige Kraft. Die Schöpfungen dieses Dichters sind ästhetisch nicht immer unanfechtbar, aber das deutsche Empfindeu, aus dem sie gebaren sind, wirkt stets erfreulich. Dahn erscheint diesmal wieder mit einem Raman auf dem Plan, dem zehnten Stück des Cyklus „Kleine Ramane aus der Völkerwanderung." Und dieser neueste „kleine" Roman, „Ebrain" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) umfaßt nicht weniger als sechshundert Seiten. Es ist kaum eine Frage, daß der Dichter Dahn sich selbst geschädigt hat, als er sein ganzes Talent an eine Aufgabe hingab, die im höchsten Sinne keines Menschenlebens wert ist. Ich habe die Empfindung und, wie ich glaube, viele haben sie mit mir, daß es Kraft vergeuden heißt, wenn ein Dichter die beste Schaffenszeit seines Daseins fast einzig und allein der Darstellung einer fernen, zeitlich eng umgrenzten Vergangenheit widmet; Situationen und Gestalten müssen sich naturgemäß wiederholen, und im Geistigen muß der Dichter eine Beschränkung einhalten, die auf die Dauer niederdrückend wird. Was die Zeit der Völkerwanderung für den Menschen von heute an lebensvoller Wirkung in sich schließt, die Frische, die von der Darstellung markigen, trotzigen Recken-tums ausgeht, der kräftige Atem, den das Rauhe, Ungebändigte ausströmt, das alles hat Dahn in seinem „Kampf um Rom" genügend erschöpft; in den kleinen Romanen tritt er die Historie breit, seine Kunst dreht sich im Kreis und gelangt zu keinen neuen Höhen und Fernen. Einzelne Stellen zeugen freilich immer wieder von der großen Begabung des Dichters, aber sie sind gleichsam eingebettet in Gleichgültigkeit. Was von dem ganzen Cyklus gilt, das gilt im allgemeinen auch vam „Ebroin." Auch hier wirkt paetisch var allem die Schilderung von Kampf

und Reckentrotz; Intereſſe bietet die Darſtellung der ſocialen Verhältniſſe, Leidenſchaften und Wirrungen, und der dramatiſche Zug, der die Handlung belebt, hat etwas Hinreißendes. Aber einen bleibenden Eindruck gewinnen wir nicht, dazu ſind uns die Geſtalten denn doch zu ſehr — Hekuba. Die Fülle der Geſchehniſſe überwuchert immer wieder die pſychologiſche Entwickelung. Es iſt daher faſt unmöglich, von der Handlung, die ein ganzes Leben von der Geburt bis zum Tode umſpannt, ein Bild in knappen Umriſſen zu entwerfen. Die letzte Merowingerzeit iſt es, welche der Roman ſchildert. Ebroin hat ſich aus niederem Stande zum Majordomus des neuſtriſch-burgundiſchen Frankenreichs emporgearbeitet. Sein Streben richtet ſich auf zwei Ziele; einerſeits will er das alte Frankenreich in dem Umfang, den es zur Zeit König Chlodwigs hatte, wiederherſtellen, anderſeits will er die Übermacht der Großen brechen, den Gemeinfreien die verlorenen Rechte zurückgewinnen und dem Königtum wieder zu ſeiner herrſchenden Bedeutung, ſeinem alten Glanze, den es längſt eingebüßt hat, verhelfen. Schon früh aber, und nicht ohne eigne Schuld, denn Ebroin hat ſich durch die übermäßige Leidenſchaft ſeines Empfindens zu einem Verbrechen hinreißen laſſen, erlebt der hochſtrebende Mann eine ſchwere Enttäuſchung. In einer entſcheidenden Stunde wendet ſich die Maſſe, der er helfen will, gegen ihn. Verbittert ſucht Ebroin das, was er durch Überredung und Milde nicht erreichen konnte, durch ein Schreckensregiment zu erzwingen. Und er ſcheint in der That durch die blutige Vernichtung ſeiner Gegner zum Siege zu gelangen. Aber eine einzelne Unthat, zu der ihn wieder ein leidenſchaftliches Aufwallen verführt, gibt die Veranlaſſung zu ſeinem jähen Sturz. Zwei junge Edle, denen er den Vater getötet hat, ermorden Ebroin zu einer Zeit, als er die Erfüllung ſeiner Pläne ſchon ganz nahe vor Augen ſieht. — Ohne Frage gewinnt der Leſer von der wilden Zeit des VII. Jahrhunderts mit ihren ſchroffen Gegenſätzen durch die Erzählung ein ziemlich deutliches und wirkungsvolles Bild. Aber nur im zweiten Teil entfaltet Dahn das Beſte ſeines Könnens; der erſte Teil gemahnt in Geſtaltung und Stil allzu ſehr an die Erzählungsgattung, die ſich an die reifere Jugend wendet; er wimmelt von „Harmloſigkeiten.“ Die Biederkeit, mit der Ebroin ſeine Pläne dem Führer jenes Standes, den er unterdrücken will, verrät, grenzt denn doch an die Naivetät eines Bakairi. Man merkt allzu ſehr die Abſicht in der Charakteriſtik, und wen das nicht verſtimmt, dem nötigt es wenigſtens ein Lächeln ab. Seltſam berührt es, daß ſchon im VII. Jahrhundert, wenn wir Dahn glauben wollen, der religiöſe Zweifel in bedenklichſtem Maße ſich regte. Ebroin ſelbſt glaubt weder an Gott noch Teufel, aber auch der Klerus in ſeinen Hauptvertretern prahlt geradezu mit ſeiner Skepſis und Indifferenz. Als genaueſter Kenner jener Tage zeichnet Dahn in dieſem Punkte gewiß auf Grund zeitgeſchichtlicher Dokumente; aber es iſt doch ein Fehler, das, was in der Wirklichkeit ſicherlich nur vereinzelt auftrat, allzu ſehr in den Vordergrund des Romans zu rücken. Dadurch kommt ein ſchiefer Zug in die Charakteriſtik der Zeit. Auch die Art und Weiſe, wie der Biſchof Leodegar ſich mit dem Himmel abzufinden hofft, würde glaubhafter wirken, wenn ſie ſich weniger grell und bewußt äußerte. Die Sprache des Romans ſchwankt zwiſchen friſcher Saftigkeit, gemachter Naivetät und ganz moderner Ausdrucksweiſe hin und her; ein Übel, an dem faſt alle hiſtoriſchen Erzählungen leiden. Trotz all dieſer Bedenken aber verdient das Werk die Beachtung des Publikums, durch ſeinen poetiſchen, noch mehr aber durch ſeinen nationalen Gehalt; lebensvoller, als der Durchſchnittsroman unſerer Tage, wirkt dieſe Geſchichte aus alter Zeit denn doch, und vor allem ſtählender.

Im Traum.

Wir ſind uns fern — du kannſt an mich nicht denken,
Denn um dich her das Leben iſt ſo laut.
Doch wenn die Nächte ſich zur Erde ſenken
Und Stern an Stern vom Himmel niederſchaut,
Dann legt zum Schlaf ſich all dein Wunſch und Wille,
Und ein Gefühl, das wie ein Traum erſcheint,
Sagt dir in tiefer wunderbarer Stille,
Wie meine Seele nach der deinen weint.

Karl Vanſelow.

Zu unseren Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der künstlerische Schmuck unseres Heftes trägt diesmal zum großen Teil weihnachtliches Gepräge. Da ist zuerst das neue große Gemälde von Fritz von Uhde, „Die Weisen aus dem Morgenlande.“ Dreizehn Jahre sind jetzt vergangen, seit Uhde zum erstenmale mit einem Bilde religiösen Inhalts vor die Öffentlichkeit trat, damals freilich längst kein unbekannter junger Künstler mehr, sondern schon ein Maler von stark ausgeprägter Eigenart; sein „Familienkonzert“ hatte schon 1880 — nur drei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst — im Pariser Salon sehr gefallen, seine „Holländischen Näherinnen“ und sein „Leierkastenmann,“ seine „Bayerischen Trommler“ hatten ihn auch in Deutschland bekannter gemacht. Dann aber, 1884, war es sein großes Gemälde „Laffet die Kindlein zu mir kommen,“ das zu gleicher Zeit die lebhafteste Bewunderung und auch einen Sturm der Entrüstung erregte. Heute hat sich wohl das Urteil über das, jetzt im Museum zu Leipzig befindliche, Bild geklärt, und auch die Gegner der Uhdeschen Richtung gestehen zu, daß, wie es der besonnene Ad. Rosenberg aussprach, „hier ein Künstler von vollster Ehrlichkeit der Überzeugung und kühnem Wagemut an die höchsten Aufgaben christlicher Darstellungskunst herantrat.“ Wagemut gehörte freilich dazu, mit der Tradition zu brechen, wie es Uhde that: er stellte den Heiland in realistisch umgebildeter Erscheinung unmittelbar in die Gegenwart, in eine Gemeinde der Gläubigen, denen er aber nicht ein Feiertagsgewand anzieht, wie es die Donatoren auf den Gemälden der Renaissancezeit tragen, sondern die er aus dem Leben, aus ihrem Tagewerk herausgreift. Auf diesem Wege ist Uhde fortgeschritten und hat sich auch in den Kreisen, die der Art seiner Auffassung einst feindlich gegenüberstanden, und denen er freilich wohl auch heute noch nicht innerlich sympathisch ist, mehr und mehr Anerkennung errungen, wie sie der Ernst seines Schaffens verdient. Um noch einmal den obengenannten Kunstschriftsteller zu citieren: „Da jede seiner Schöpfungen“ — es seien hier ‚Komm' Herr Jesus, sei unser Gast!‘; ‚Die Jünger von Emmaus‘; das ‚Abendmahl‘; die ‚Bergpredigt‘; die ‚Verkündigung der Hirten‘ genannt — „einen Schritt aufwärts bedeutet, zu immer größerer Mannigfaltigkeit und Energie der Charakteristik, zu einer beständig wachsenden Kraft der malerischen Behandlung, kann heute der Streit über die Berechtigung der Uhdeschen Ausleguug biblischer Uberlieferungen nur noch das Gegenständliche treffen.“ — Auf unserem Gemälde „Die Weisen aus dem Morgenlande“ konzentriert sich das Hauptinteresse naturgemäß auf die Jungfrau mit dem Heilandskinde, dem die geschenkdarbringenden Männer nahen. Mutter und Kind sind auch hier typisch für die Uhdesche Auffassung: wir sehen keine Madonna im Sinne der alten Meister vor uns, kein schönheitsverklärtes Jesuskindlein, sondern eine schlichte junge fromme Mutter aus dem Volke mit ihrem Kinde auf dem Schoß. Auch der Heiligenschein fehlt. Aber dafür bricht das Licht der Frühsonne durch das niedrige Fenster ins Gemach und spinnt eine Gloriole um Mutter und Kind. Die beiden Hauptfiguren geben wir noch einmal besonders wieder, nach einer Studie, die uns der Künstler in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte. Es ist außerordentlich interessant, diese Studie mit dem vollendeten Bilde zu vergleichen; fast noch mehr, wie auf diesem, tritt uns aus der Studie, will mir scheinen, die ernste gottergebene Innigkeit im Antlitz der Heilandsmutter entgegen. —

Fritz von Uhde.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Ganz entgegengesetzt der Uhdeschen Auffassung lehnt sich die schöne Madonna von K. Schleibner an präraffaelitische Vorbilder an; auch das von uns in kleinerem Maßstab reproduzierte Gemälde „Heilige Nacht“ von C. Müller, einem der beiden Brüder, welche um die Mitte des Jahrhunderts die Kapelle auf dem Apollinarisberge zu Remager mit den gewiß vielen unserer Leser bekannten trefflichen Gemälden schmückten, wandelt ganz die Wege der alten Kunst. —

Wie wir im Mai eine Reihe von Frühlingsstudien deutscher Landschafter brachten, so fügen wir diesmal einige interessante Winterstudien

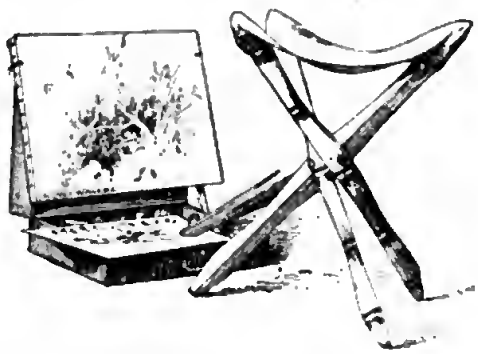
unserem Weihnachtshefte ein. Professar Karl Ludwig und Eugen Bracht in Berlin, Peter Paul Müller in München-Genting gaben uns dazu intime Studien aus dem Walde im Schneegewand; Adolph Schweitzer und Huga Mühlig in Düsseldorf kleine echt winterliche Naturausschnitte. Wer das Schaffen der Künstler in seiner Gesamtheit kennt, wird den inneren Zusammenhang zwischen den Studien uud ihren ausgeführten Bildern sasort erkennen. —

In die „gute alte Zeit" führt uns P. Messerschmitt zurück. Es ist doch höchst merkwürdig, wie gern unsere Künstler immer wieder bei ihr Einkehr halten. Wohl schien es einmal sast — es ist nach nicht lange her — als sei sie für künstlerische Motive bereits abgethan; wer unter den ausstrebenden jüngeren Talenten „etwas auf sich hielt," meinte sich lediglich durch kecke Griffe in die Gegenwart bethätigen zu dürfen. Aber der Rückschlag ist recht schnell gekommen und sehr stark; augenblicklich sind die Barwürfe aus der Rokoko- und Empireperiade ungemein, sast möchte man sagen, zu beliebt. Es liegt freilich, besanders nach der Seite des Kostüms, ungemein viel Verführerisches in ihnen, und auch die Gassen und Höfe der guten alten Zeit haben ihren graßen Reiz für das Malerauge. Wie hübsch ist dieser schlichte „Posthof," wie gut paßt der Leviathan van Kutsche hinein mit dem Vierergespann davor. Wie wird man doch bei dem Anblick des Ganzen zurückversetzt in jene Tage unserer Großeltern, da sie noch vom Rhein nach Berlin acht Tage fuhren, in der Chadowiecki seine köstliche Reise nach Danzig schuf! —

Eines unserer sarbigen Kunstblätter stammt van der Staffelei des größten deutschen Katzenmalers, aus dem Atelier von Julius Adam. Die Kätzchen haben es jetzt gut in deutschen Landen, sie sind wieder zu den Lieblingstieren des Hauses geworden und sollen nach der neuesten Versiou das alte Sprichwort „Falsch wie eine Katze" gründlich Lügen strasen. Jüngst gab es, nach englischem Vorbild, in München, der Heimat unseres Künstlers, sogar eine graße vielbesuchte Katzenausstellung, auf der die Miaus und Miezes sehr würdevoll und selbstbewußt paradiert haben sollen. Julius Adam hatte die Freundlichkeit uns zu dem größeren Bilde noch einige kleinere Studien zu überlassen, die wir in Schwarz reproduzierten. —

Unter der palnischen Malerkolonie in Jsarathen gibt es einige bedeutende Künstler, die ein scheinbar immerhin beschränktes Staffgebiet mit außerordentlichem Erfalge bebauen. Wie Jasef Brandt seinen Kosaken und seinen palnischen Reitern immer neue Seiten abzugewinnen versteht, so A. Wierusz-Kawalski den Steppen seiner Heimat. Diesmal zeigt er sie uns zur Winterszeit. Die dreispännigen Schlitten sausen über die weiße schneebedeckte Ebene; im Hintergrunde gleitet ein Bahnzug heran, wie um den Gegensatz der modernen Kultur zu deu alten Verkehrsmitteln zu kennzeichnen. Es liegt eine echte ungekünstelte Stimmung in dem Bilde.

Auf unserem sarbigen Titelbilde stellt Emil Brack in seiner frischen anschaulichen Art einen Bückeburger Bauernjungen dar. Der kleine Bengel — das Original lebt, wie uns der Künstler schreibt, in dem Dorfe Klein-Bremen bei Minden — trägt sein Festtagsgewand, und da er es diesmal zur Feier der Hochzeit seiner Schwester anlegte, dazu einen Strauß mit langen Schleifen im Knopfloch. Eine ganz gleiche Tracht findet sich übrigens auch noch in Schwelm im Hessischen; eine recht ähnliche im Schwarzwald. Mancher unserer Leser würde, ohne die Unterschrift, den hübschen Jungen vielleicht zuerst als Schwarzwaldkind angesprochen haben. H. v. S.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Tirolerin. Nach der Ölstudie von [illegible] Prölß.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 5, Januar 1898.

Aus den Jugendjahren Moritz von Schwinds.

Von
Adolf Rosenberg.

(Abdruck verboten.)

Von den großen Meistern der deutschen Kunst, zu denen die erleuchtetsten Geister unseres Vaterlands während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, ja noch bis tief in die sechziger Jahre hinein, mit Liebe, Ehrfurcht und Begeisterung hinaufgeblickt haben, sind nur die wenigsten im Gedächtnis und auch im Herzen des Volkes haften geblieben. Und gerade das Gedächtnis derer ist am meisten erloschen, die — abgewendet von den Neigungen und dem Verständnis, den kleinen und großen Freuden des Volkes — ihren hohen Idealen nachstrebten, die sie nur in der übersinnlichen Welt, in dem Reiche der antiken Götter und Heroen, der mittelalterlichen Recken, in der Geschichte des alten Deutschen Reichs unseligen Angedenkens und der ihnen benachbarten Völker finden zu können glaubten. Der Einfluß, den die mächtige Persönlichkeit eines Cornelius auf seine Zeitgenossen geübt hatte, verschwand sehr bald nach seinem Tode, und Overbeck war schon bei

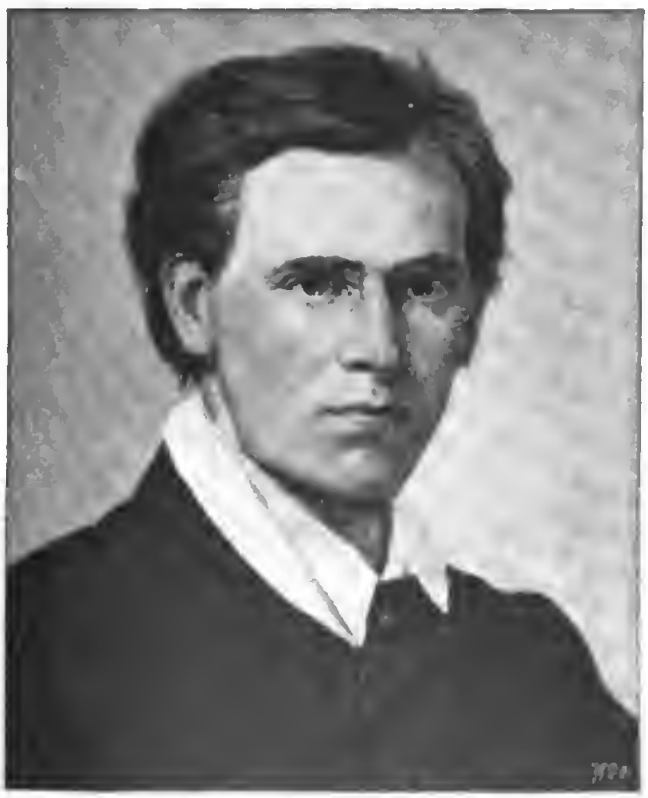


Abb 1. Selbstbildnis des Künstlers i. A. von 18 Jahren. 1822. Ölbild auf Eichenholz im Besitz des K. K. Universitätsprofessors Frhr. v. Schwind, Innsbruck. Zum ersten Mal veröffentlicht.

seinen Lebzeiten ein vergessener Mann, der in die Nacht ultramontaner Dogmen versunken war. Schnorr von Carolsfeld lebt nicht durch seine Nibelungenbilder, sondern durch seine tief, wahr und schlicht empfundenen Bibelillustrationen weiter, und Lucas von Führich hat immer nur ein Sonderleben in katholischen Gemeinden geführt. In den protestantischen Norden Deutschlands ist er niemals gedrungen.

Nur Ludwig Richter und Moritz von Schwind ist es geglückt, sich vor diesem schnellen Sturz in der Gunst des Volkes zu bewahren, beide, weil sie sich beizeiten von jenen führenden Geistern trennten und bald die Fühlung mit dem Volke gewannen, die jene niemals besessen hatten und auch nicht suchten. Richter und Schwind kamen aber auf verschiedenen Wegen zu ihrem Ziele. Ersterer suchte und fand den Eintritt in das deutsche Haus, in die deutsche Familie, indem er zu der schlichten, einfältigen Kunstsprache griff, mit der sich Dürer drei Jahrhunderte früher die Herzen seiner Landsleute erschlossen hatte, während Schwind, der frohsinnige, lebenslustige und im Wohllaut der Formen schwelgende Wiener, im Gegensatz zu dem ernsten, tief religiös gestimmten Sachsen, ins Land der Romantik flog und aus urdeutschen Volkssagen und Märchen die lieblichen Gebilde seiner schönheitsfreudigen Phantasie herausspann.

Bevor er aber zu diesem höchsten Gipfel seiner Kunst, zu jenen vollendeten Schöpfungen gelangte, die sich gleichsam durch liebliche Melodien in die Herzen des deutschen Volkes schmeichelten, die in Nord und Süd verwandte Gefühlssaiten zum Klingen brachten, hat er viele Schwankungen durchgemacht und längere Zeit, als viele andere Großmeister unserer Kunst, gebraucht, um sich zu einer gefestigten, ganz auf sich selbst gestellten Persönlichkeit hindurchzuringen. In dieses Ringen und Tasten der Jugendzeit eines Künstlers, die keineswegs aus

Abb. 2. Jugendliches Liebespaar im Nachen. Bez.: „Moritz von Schwind am 8ten April 823." Getuschte Bleistiftzeichnung. Im Besitz von H. Arnold Otto Meyer, Hamburg. Zum ersten Mal veröffentlicht.

lauter erfreulichen Kapiteln bestand, ist erst jetzt ein helles Licht durch eine Biographie geworfen worden, die zu der Reihe der bekannten, von H. Knackfuß herausgegebenen Künstlermonographien gehört, durch das demnächst im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erscheinende Buch: Moritz von Schwind. Von Friedrich Haack. Mit 160 Abbildungen. Dieser Monographie sind unsere Abbildungen entnommen. Der Verfasser, ein in München lebender Kunstschriftsteller, hat sich emsig bemüht, das Interesse aller Freunde, wie aller Nachkommen und Verwandten des Meisters für seine Aufgabe zu gewinnen, und es ist ihm um so mehr gelungen, als gerade in München das Andenken an Schwind trotz aller entgegengesetzten Kunstströmungen der neuesten Zeit unerschütterlich geblieben ist. In den oft wild von den modernen Kunstkämpfen bewegten Jahresausstellungen des Glaspalastes hat man mehreremale kapellenartige Räume geschaffen, in denen Heiligtümer Schwindscher Kunst der stillen Andacht seiner großen Gemeinde zu immer neuer Erbauung und Erhebung über den Streit der heutigen Kunstparteien geboten wurden, und an einer durch die hehre Ruhe der Natur geweihten Stelle der Isaranlagen hat man vor kurzem dem Wiener Meister, der in München, wenn auch nicht die zweite Heimat, so doch den Raum zur vollen Entfaltung seiner Kräfte gefunden hat, ein Denkmal errichtet.

Abb. 3. Die h. Cäcilie. Bez.: „Moritz von Schwind" u. „4. Sept. 830." Federzeichnung im Besitz von H. Arnold Otto Meyer, Hamburg. Zum ersten Mal veröffentlicht.

Es ist bekannt, daß sich Schwind trotz seiner in München errungenen Erfolge immer nach Wien zurücksehnte. Das Wiener Blut war am Ende doch stärker in ihm als das bajuvarische, das er von seiner Mutter hatte, und wenn auch in seinen letzten Lebensjahren seine Umgangsformen und sein derber Witz mehr ein bajuvarisches Gepräge erhielten, so hat seine Kunst, wenn man von einzelnen Gelegenheitsspäßen absieht, nichts davon angenommen. In seiner Kunst ist er stets der liebenswürdige, weich und empfindsam gestimmte Österreicher geblieben, dem einst Cornelius tadelnd gesagt hatte: „Ihre Wiener Sachen sind wie von einem Frauenzimmer!" Gerade diese Eigenschaft hat ihn den Norddeutschen, die darin eine Ergänzung ihres harten, eckigen Wesens und zwischendurch auch wieder von Süd nach Norden reichende Verbindungsfäden sahen, allmählich so angefreundet, daß ihn heute kein deutscher Mann, der es mit der deutschen Kunst ernst meint, nach seinem vielverzweigten Stammbaum fragen wird, an dem sogar ein tschechischer Ast wächst.

Wir wollen darum auf den Atavismus, die Vererbungstheorie, die heute bei der Ausforschung des Werdeganges großer Männer bis auf die erste Aeußerung ihrer Sinnesthätigkeit die Hauptrolle spielt, kein

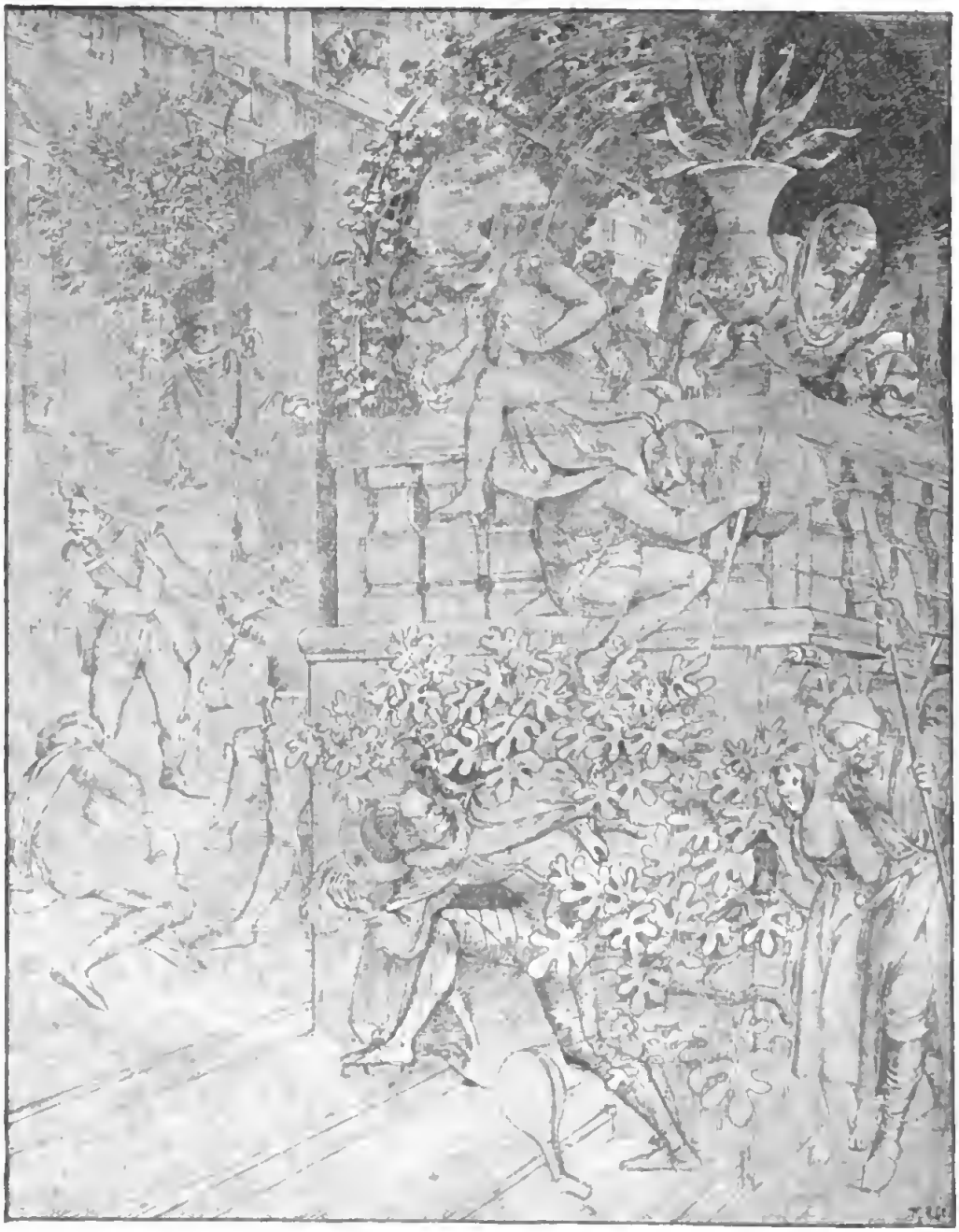


Abb. 4. Das Ständchen. Ca. 1830.
Feder- und Kreidezeichnung im Besitz von H. Arnold Otto Meyer, Hamburg. Zum ersten Mal veröffentlicht.

großes Gewicht legen, zumal da diese Art der Forschung immer nur retrospektiv ist: bei einem Genie verfolgt sie den Werdegang des Genies, soweit sich noch Spuren von Ahnen finden lassen, und bei Verbrechern benutzt der zu ihrer Verteidigung bestellte Advokat den Atavismus, um seine Klienten als die Opfer einer unglückseligen Erbschaft hinzustellen, gegen die der menschliche Wille nichts vermag. Was unsern speciellen Fall, den jungen Moritz von Schwind, betrifft, so zeigte er in seinen ersten Künstlerjahren durchaus keine Anlage, die auf ererbtes Genie von väterlicher oder mütterlicher Seite deutete. Selbst sein obenerwähnter, jüngster Bio-

graph, der uns viele neue Quellen, besonders in noch nie zuvor veröffentlichten Jugendarbeiten des Meisters erschlossen hat, vermochte nur, obwohl er allen Blutmischungen unter den Schwindschen Vorfahren mit Eifer nachgespürt hat, die eine Thatsache zu ermitteln, daß Schwinds Großvater von seiner Umgebung für einen guten Zeichner gehalten worden war. Das ist zu wenig, um die Begabung des jungen Moritz auf „Vererbung" zurückzuführen, und er selbst würde am lautesten gegen eine solche Erklärung protestiert haben, weil er nur in einer eisernen Energie das wahre Kennzeichen eines Genies sah. Und diese errang er sich erst nach sehr langen und harten Kämpfen.

Während der ersten Jugendzeit hatte sich nur sehr wenig künstlerische Neigung in ihm geregt. Mehr als Zeichnen reizte ihn die Musik, die sich ihm zuerst bei hohen kirchlichen Festen offenbarte. Auch lernte er selbst eher den Bogen der Geige als den Zeichenstift führen. So hat zuerst die Musik in seinem Herzen Wurzeln geschlagen, dann ist die Poesie gekommen, und zuletzt erst die Kunst, die das musikalische und poetische Element zu einer Einheit verschmolz, die nie zuvor erreicht worden war. Nur ein Maler, der Musiker und Dichter zugleich war, konnte solche Rhythmen auf Papier und Leinwand ausklingen lassen, wie es Schwind gelungen ist.

Mit der Bezeichnung Schwinds als Maler darf man freilich moderne Begriffe nicht verbinden. Ein Maler in der eigentlichen Bedeutung des Worts ist er niemals gewesen, geschweige denn ein Koloriſt im modernen Sinne. Er hat eigentlich immer nur, wenn er mit Wasser- oder Oelfarben hantierte, die Umrisse seiner Zeichnung mit Farben ausgefüllt. Diese Unzulänglichkeit seines Könnens erklärt sich aus seinem Bildungsgange, und in unseren Augen ist sie keine Unvollkommenheit mehr, weil wir vielleicht bei einer größeren koloristischen Übung und Begabung Schwinds den Zeichner verloren hätten. Und malen können jetzt unendlich viele, zeichnen sehr wenige, und selten hat ein Maler seine Seele im Farbenrausch so deutlich offenbart, wie sie uns Schwind in seinen einfachen Bleistiftzeichnungen und Aquarellen mit der Naivetät eines Kindes, das noch nichts zu verbergen hat, bloßgelegt hat.

Bis 1821, bis zu seinem siebzehnten

Abb. 5. Holzschnitt auf dem Deckel des „Taschenbuchs für vaterländische Geschichte" von Joseph Frhr. v. Hormayr. 1830. G. Franzscher Verlag in München.

Lebensjahre, hat Schwind, dem Wunsch des Vaters, eines Legationsrats, gehorchend, auf der Wiener Universität philosophische Vorlesungen gehört. Als dann der Vater plötzlich starb und die in bedrängter Lage zurückgelassene Familie ihre Arbeitskraft ausnutzen mußte, sprang auch bei Moritz der Gedanke auf, daß ihm vielleicht die Übung der Kunst Aussicht auf schnellen Erwerb eröffnen könnte. Seine innerste Neigung hatte sich ohnehin allmählich auf sie gerichtet, obwohl er wenig um sich herum sah, das ihn hätte ermutigen können. Die öffentliche Ausstellung von einigen romantischen Gemälden des Malers Ludwig Schnorr von Carolsfeld brachte endlich seinen Entschluß zur Reife. Trotz des Widerstandes der Seinigen wurde er ein berufsmäßiger Künstler. Er besuchte von 1821 bis 1823 die Akademie, besonders den Antikensaal und daneben auch die Werkstatt Schnorrs, der zwar selbst kein Genie, auch nicht einmal ein tüchtiger Lehrer war, aber sich doch um Schwind das Verdienst erworben hat, daß er ihn in das Studium Raffaels einführte, den Schwind sein Leben lang als Leitstern verehrt hat. Neben den Italienern waren auch die Altdeutschen Muster für Schnorr geworden, und diese Einflüsse kreuzen sich in dem ersten uns bekannten Selbstporträt Schwinds, das er 1822, im Alter von achtzehn Jahren, mit der Strenge eines Meisters des XVI. Jahrhunderts gemalt hat (Abb. 1). Auch die anmutige Idylle eines Liebespaares in den damals für „altdeutsch" gehaltenen Trachten zeigt denselben Charakter keuscher Anmut in der zarten, empfindsamen Auffassung des Gegenstandes wie in der zeichnerischen Darstellung, die wie zwei gleich gestimmte Glocken miteinander zusammenklingen (Abb. 2).

Abb. 6. Gambrinus. 1832.
Holzschnitt von Neuer, Titelbild in Spindlers „Zeitspiegel."
Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Trotz dieser mangelhaften Förderungsmittel wäre nun Schwinds künstlerische Entwickelung dennoch rascher vorwärts gegangen, wenn ihn nicht häusliche Sorgen zu schneller Verwertung des schnell und oberflächlich Erlernten getrieben hätten. Schwinds Familie hatte zwar nach dem Tod des Vaters in einem Hause der Wiener Vorstadt Wieden ein bescheidenes Heim gefunden, dessen Hofraum die Söhne sogar so schön, gemütlich und romantisch zu einer Art von Garten aus putzten, daß die Freunde diesem Fleckchen romantischen Landes den Namen „Burg Malepartus" oder „Schwindien" gaben. Aber diese Burg war weder vor täglicher Not, noch vor harten Gläubigern geschützt, und ihre Bedrängungen sollen schon damals in dem jungen Schwind den Entschluß gereift haben, in Anlehnung an Goethes

Abb. 7. Ritter Kurts Brautfahrt. (Untere Hälfte.) Ölgemälde. Karlsruhe, Kunsthalle. Vollendet 1839.
Nach dem Stich von Julius Thäter, Sächs. Kunstvereinsblatt für 1846. Verlag von H. O. Miethke in Wien.

Abb. 8. Aus d. Folge der Rauch- u. Wein-Epigramme. 1833. Nach der Originalradierung des Künstlers. Verlag von A. Bielefelds Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

Ballade von der Brautfahrt Ritter Kurts den Manichäern, die kein Verständnis für die Ehre eines Ritters haben, ein nachhaltiges Brandmal aufzudrücken. Vorerst mußte er sich begnügen, durch Zeichnen von Neujahrskarten, von Vignetten und kleinen Illustrationen für Bücher den eignen Unterhalt zu sichern und daneben auch nach Kräften den gemeinsamen Haushalt zu erleichtern. Von diesen Vignetten sind fünfzehn, die Schwind 1823 für eine Wiener Ausgabe der Märchen von Tausend und einer Nacht gezeichnet hat, dem greisen Goethe zu Gesicht gekommen, und sie haben ihn angeregt, öffentlich die Gedanken, die sie ihm eingegeben haben, auszusprechen. „Wie mannigfaltig bunt die Tausend und eine Nacht selbst sein mag, so sind auch diese Blätter überraschend, abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, rätselhaft aber klar, barock im Sinn, phantastisch ohne Karikaturen, wunderlich im Geschmack, durchaus orginell, so daß wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Ähnliches kennen." Der Alte hat in diesen geistreichen Antithesen eigentlich schon die ganze spätere Kunst Schwinds charakterisiert, obwohl sie in jenen Titelblättern nur die ersten Keime der Selbständigkeit gezeigt hatte.

Es kamen vielmehr noch lange Jahre zaghafter Arbeit, die nur dem lohnenden Auftrage gehorchte, und der Nachahmung, die zwischen altdeutschen und italienischen Vorbildern hin und her schwankte. Von diesen Brotarbeiten ist eine Folge von Lithographien, die 1827 unter dem Titel „Kinderbelustigungen" erschien, insofern charakteristisch, als sie zeigt, welche gewaltsamen Anstrengungen es damals den Künstler kostete, sich in den naiven Ton sorgenloser Kindheit hineinzufinden. Er, dem in späteren Jahren Unbefangenheit und Naivetät wie von selbst zum Hauptelement seiner Kunst geworden waren, stand in seiner Jugend der kindlichen Einfalt fremd und unbeholfen gegenüber. Und diese Unbeholfenheit der Darstellung ist nicht etwa auch aus technischem Unvermögen zu erklären. In demselben Jahre 1827 entstand sein erstes größeres Ölgemälde, das gerade in technischer Beziehung eines seiner besten geblieben ist: der figurenreiche Spaziergang vor dem Thore, vielleicht eine freie Übersetzung des Goetheschen Osterspazierganges in die warme Luft eines heiteren Sommernachmittags. Es ist ein seltsames Gemisch von Wirklichkeit und poetischer Erfindung: phantastisch die Mauern, die Kirch- und Thortürme und die hochragenden Giebelhäuser der miltelalterlichen Stadt und durch und durch modern-realistisch das bunte Gewimmel der festtäglich geputzten Herren und Damen in den gravitätischen Trachten jener friedlichen Epoche, die Deutschland dem Wiener Kongreß verdankte, der seine Nivellierungsarbeit mit gründlichem Behagen durchgeführt hatte. Dieser Spaziergang ist neben dem etwas später entstandenen Triptychon mit der Schilderung der Erfahrungen des „Wunderlichen Heiligen" das reifste und zugleich das selbständigste unter den Jugendwerken Schwinds. Beide Bilder werden in der Haackschen Mono-

graphie zum erstenmale veröffentlicht, und mit Staunen erkennen wir die Keime, aus denen sich Schwinds Kunst entwickelt hat. Auf dem Spaziergang tritt uns der immer frohgestimmte Wiener entgegen, dem schöne, rundliche Frauen, deren rhythmische Bewegungen nur das Echo ihrer anmutigen Gestalten sind, weit über Götter und Helden gehen, und auf dem Bilde vom wunderlichen Heiligen, dem nur eine reine Seele, die weder für Gewissensqualen noch für die Furcht vor Höllenstrafen Raum hat, die Form des kirchlichen Andachtsbildes ersinnen konnte, sehen wir zum erstenmale die ehrwürdigen Klausner in ihrer selbstgewählten Einsamkeit, die auf vielen späteren Dichtungen des Romantikers Schwind zu einer ständigen, immer gern begrüßten Figur geworden sind. Freilich so wie Schwind vermochte auch keiner außer ihm diese seltsamen Gesellen zu zeichnen, deren hagere Gestalten mehr und mehr den knorrigen Wurzeln der Bäume ähnlich wurden, in deren Schutze sie hausten.

Der Kampf ums Dasein hatte Schwind trotz aller Ärmlichkeit seiner äußeren Verhältnisse keineswegs so niedergedrückt, daß er an seinem künstlerischen Vorwärtskommen verzagt wäre. Aus München drang damals die Kunde von einem neuen, ungeahnten Aufschwung der Kunst zu ihm, der sich an einen Namen, an den des Cornelius knüpfte, und von ihm hoffte Schwind die Förderung zu erhalten, die ihn zu den höchsten Zielen führen sollte. Im Herbste 1827 machte er sich nach München auf, um zunächst das fremde Terrain zu sondieren. Die Aufnahme, die er bei Cornelius fand, war zwar äußerlich freundlich; aber der Tyrann, der jede persönliche Äußerung einer künstlerischen Individualität mit Mißtrauen ansah, kehrte sich bald hervor. Für Cornelius gab es nur eine Kunst, nämlich die, die von seinem Willen abhängig war, und es ist ihm auch wirklich gelungen, eine empfängliche Natur wie die Schwinds, der 1828 Wien endgültig aufgegeben und seinen Wohnsitz in dem für seinen Erwerb verheißungsvolleren, ihm sonst aber nicht sympathischen München genommen hatte, eine Zeit lang unter seine Kunstanschauung zu zwingen. Es gibt Zeichnungen Schwinds, in denen er sich so streng an Cornelius gehalten hat, daß man ihn mit jenem verwechseln könnte, wenn nicht immer das Schwindsche Schönheits- und Anmutsgefühl zum Durchbruch käme. Selbst in der feierlichen Personifikation der „Legende" (Abb. 5), deren Gewandfalten so steif und stilvoll angeordnet sind, als hätte sich Schwind eines Tadels erinnert, den Cornelius bei seinem ersten Empfang ausgesprochen hatte. Die Falten seien nicht streng genug, zu gewöhnlich, hatte Cornelius gesagt.

Allzu lange ließ sich Schwind übrigens durch solche und ähnliche Schulmeistereien nicht mehr aufhalten. Wenn er Gewandfalten studieren wollte, hielt er sich lieber an Raffael, der ihm in der Münchener Pinakothek als das Höchste erschien, während ihm Dürer nicht vertraut wurde, von

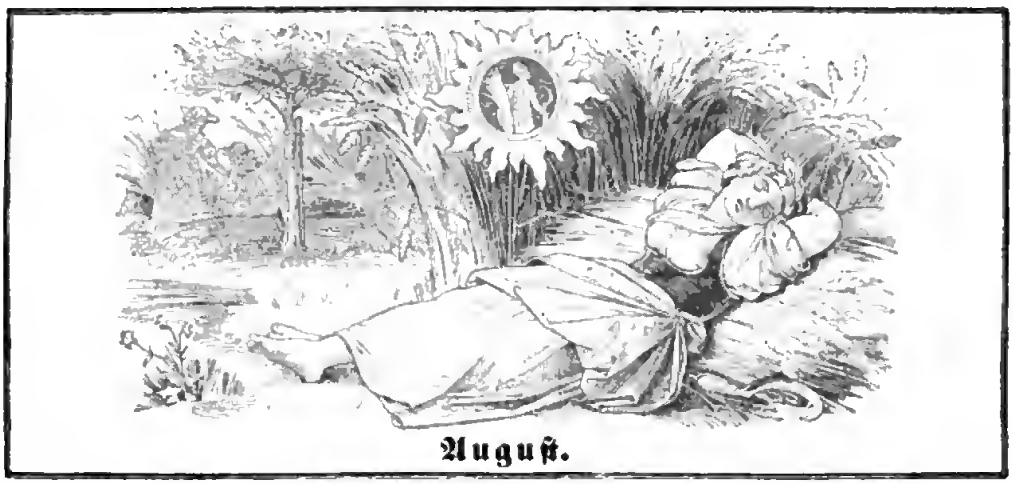


Abb. 9. Kalendervignette. Gezeichnet wohl 1834.
Nach dem Holzschnitt in J. B. W. Hermanns „Volkskalender" für das Jahr 1844.

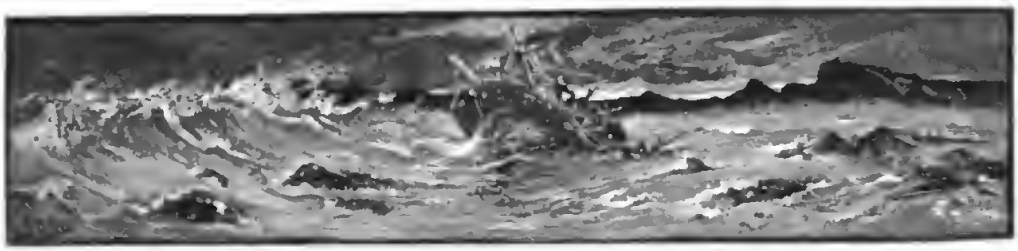
Rubens ganz zu schweigen. Der edelste Wiederhall seiner Studien nach Raffael in dieser Zeit ist eine Darstellung der heiligen Cäcilie (Abb. 3), keine Heilige im Sinne der Legende, sondern eine begeisterte Jüngerin der Tonkunst, der sie sich mit derselben Inbrunst und Sorglosigkeit um die Außenwelt hingibt, wie es ihr Schöpfer, Moritz von Schwind, damals that, als er diese ideale Muse der klingenden Kunst schuf. Diese Studien schützten ihn aber keineswegs vor Rückfällen. Sein ungestümes Erzählertalent nötigte ihn immer wieder, auf kleinen Blättern, ohne Rücksicht auf die Komposition, möglichst viele Figuren zusammenzupressen, weil er von den Cornelianern gehört hatte, daß der Mensch der einzig darstellungswerte Gegenstand der Schöpfung wäre. Und Schwind liebte doch so sehr den Wald, die heiteren, blumigen Auen, das sanfte Hügelland und die zackigen Eisspitzen der Alpenriesen, und außerdem war er ein Freund von allerlei Geheimnissen, die er launig in seine Zeichnungen einwob. So bedarf auch das, ebenfalls noch unter Cornelius' Einflusse erwachsene „Ständchen" (Abb. 4) eines aufmerksamen Beschauers, der Zeit und Lust hat, sich in eine Fülle von Humor in anmutigem Gewande zu versenken.

In den ersten Jahren seines Münchner Aufenthalts hatte Schwind, obwohl er fleißig für Buchverleger zeichnete, noch häufig mit Entbehrung zu kämpfen, so daß er bisweilen genötigt war, die Hilfe seiner Wiener Freunde in Anspruch zu nehmen. Aber der Humor verließ ihn auch in diesen Bedrängnissen nicht, und schneller, als er es geglaubt hatte, lebte er sich in das Münchener Leben ein. Schon im Jahre 1832 brachte er dem Genius loci ein Opfer dar, indem er als Titelbild für Spindlers „Zeitspiegel" eine Huldigung des feisten Königs Gambrinus zeichnete, zu dessen Tempel links die Scharen der Waller einträchtiglich aus allen Ständen ziehen, während rechts die humorvollen und wiederum sehr beziehungsreichen Darstellungen in einer im doppelten Sinne des Wortes feuchtfröhlichen Heimkehr seliger Zecher ausklingen (Abb. 6). Und es war, als ob er mit diesem Opfer das Gespenst der Sorge für immer gebannt hätte! In demselben Jahre 1832 erhielt er den Auftrag, das Bibliothekzimmer der Königin im neuen Königsbau der Residenz mit Fresken aus Tiecks „Phantasus" auszuschmücken, und fortan floß der Strom seiner phantastischen oder humoristischen Erfindungen in bunter Fülle. Sein Humor nahm sogar allmählich eine Münchener Färbung an, die freilich immer durch wienerische Anmut und wienerisches Schönheitsgefühl gemäßigt wurde, wie wir z. B. aus der 1833 gezeichneten Folge der „Rauch- und Wein-Epigramme" erfahren, die eigentlich erst Schwinds Namen in weiteren Kreisen des deutschen Volkes populär gemacht haben, als sie, freilich erst ein Jahrzehnt später, als Radierungen mit Versen von Ernst von Feuchtersleben erschienen (Abb. 8). Und nicht minder glücklich als in diesen Zeichnungen zur Verherrlichung des Rauchens und Trinkens traf er den volkstümlichen Ton in den etwa um 1834 gezeichneten Kalenderbildern, auf denen er bisweilen mit der einfachsten, schlichtesten, an die Dürersche Art erinnernden Mitteln die zartesten poetischen Wirkungen erreichte (Abb. 9).

Jetzt endlich hatte sich Schwind zu völliger künstlerischer Freiheit, zum vollen Bewußtsein des Umfanges seiner Kraft, aber auch ihrer Grenzen, hindurchgerungen. Der Sorgen ledig, den Blick froh in die Zukunft gerichtet, konnte er jetzt auch des Ziels der Sehnsucht aller damaligen Künstler gedenken. Im März 1835 trat er seine Italienreise an! Er sah alles mit ernsten und staunenden Augen an, er schwelgte in der Ungebundenheit und in der Schönheitsfülle des römischen Lebens; aber es flog ihm nichts mehr an. Seine künstlerische Individualität war bereits zu sehr gefestigt, als daß er einen Zoll breit davon abgelassen hätte. Nichts ist charakteristischer für die völlige Sicherheit seines Wesens, als jene Aufzeichnung während seines römischen Aufenthalts: „Ich ging in die Sixtina, schaute mir den Michelangelo an und wanderte nach Hause, um an Ritter Kurt zu arbeiten!" So hatte ihn der unglückliche Ritter, dem die Manichäer selbst bei seinem Hochzeitsfeste keine Ruhe gönnen, von der viel bestürmten Burg Malepartus bis nach Rom begleitet, und als er endlich selbst in den Hafen sorglosen Lebens eingelaufen war, fand er auch die richtige Fassung für jenen Jugendgedanken, der sich nach vielen Vorarbeiten und Versuchen zu

dem köſtlichen Bilde in der Kunſthalle zu Karlsruhe geſtaltete (Abb. 7).

Für Schwinds künſtleriſche Zukunft und ſein Volk iſt es ein Glück geweſen, daß er in Italien, in Rom, ein Deutſcher geblieben iſt. Dieſer gleichſam gepanzerten Abgeſchloſſenheit ſeines Weſens gegen alles Fremdländiſche verdanken wir die köſtlichſten Perlen deutſcher Romantik, die unſer Jahrhundert auf dem Gebiete der bildenden Kunſt gezeitigt: die Märchen von den ſieben Raben und der ſchönen Meluſine und die Geſchichten aus dem Leben der heiligen Eliſabeth!



Der Liebesturm.

Die trotzige Klippe trägt den trotzigen Turm
An hundert Jahre, und nicht einen Stein
In dieſen Mauern lockerte der Sturm.
Ohnmächtig brüllt das Meer herauf. Im Schein
Der Fackeln, deren roter Qualm im Wind
Hinwirbelt, ſtehn wir an der Brüſtung. Sind
Noch Menſchen außer uns auf dieſer Welt?
Ich weiß es nicht, will es nicht wiſſen. Nie
Dringt ihre Stimme her. Das Meer zerſchellt
Ihr Schiff. Wenn je da unten einer ſchrie
In Todesangſt, der Schrei ging mit ins Grab,
Ging klanglos in die Tiefe mit hinab.
Der Schrei der Möwen nur ſchrillt uns ans Ohr:
Zwei Flügel zucken aus der Nacht hervor,
Glühn auf im Qualm der Fackeln, und dann ſchluckt
Die Nacht ſie wieder. Meine Königin duckt
Erſchreckt wohl einmal vor dem Schwingenpaar
Den feinen Kopf, um den das loſe Haar
Wie lauter ſchmale, blaſſe Flammen fliegt.
Und ruht der Sturm und liegt
Das Meer weitum im Frieden aller Sterne,
Tönt manchmal aus der ſchwarzen Wälderferne,
Die unſere Einſamkeit landein umforſtet,
Der Schrei des Falken, der auch einſam horſtet,
Das Orgeln eines Hirſches, aber nie
Ein Menſchenlaut.

Guſtav Falke.

Die Schuldnerin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Von diesem Augenblick an stand es bei Myle fest, daß Philipp Kalkowski sich die Hand ihrer Herrin erobern wolle.

Tagelang ging sie umher mit dem Vorsatz, eine Warnung auszusprechen. Sie wußte, es würde ihr eine scharfe Zurechtweisung eintragen, allein sie fühlte, daß ihr Wunsch zu sprechen zu heftig war, um sich unterdrücken zu lassen.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juni. Wieder wurden die beiden jungen Ehepaare und Tante Wische zu Tisch erwartet, aber auch die Eltern Robert Pehrbrands sollten kommen.

Man hatte Guy und seine Frau noch gar nicht wiedergesehen. Bei der Fahrt nach Hamburg, als man die Malerutensilien einkaufte, waren die Damen auch bei Fabarius' gewesen. „Der Herr ist auf dem Bau und die gnädige Frau macht Besorgungen," hieß es. Dann waren sie zu Pehrbrands gegangen, um den kleinen Bob zu bewundern. Die nächsten beiden Sonntage lehnten Guy und Martina die Einladungen ab, weil sie schon „mit Freunden verabredet seien."

Charlotte hatte hieraus notwendig den Schluß ziehen müssen, daß Guys Frau nicht gern zu ihr kam. So sah sie dem heutigen Tage beinah mit Bangen entgegen und empfand es angenehm, daß Baumeister gerade nach London reiste — es erleichterte immer die Situation, wenn er mit seiner strengen Würde nicht zugegen war.

Salvatrix hingegen freute sich. Heute wollte Philipp ihnen das Porträt ihres Vaters zeigen. Es zuerst vor einem zahlreicheren und unbefangeneren Zuschauerkreis aufstellen zu dürfen, als sie und Charlotte, die dem Toten so nahe gestanden, gebildet haben würden, hatte sich Philipp ausgebeten.

Während Myle ihrer jungen Herrin das schwarze Kleid im Rücken schloß und Salvatrix vor dem Ankleidespiegel stand, sagte sie:

„Heute wirst du auch eine Freude haben, Myle — denk' dir, wir können fortan meinen lieben Papa in einem großen, farbigen Bild vor uns sehen. Das ist doch was anderes als so eine Photographie."

Myle, die etwas gebückt stand und sorgsam acht gab, nicht mit den Haken in den dünnen Krepp zu fahren, sprach halblaut: „Wer weiß, ob's ähnlich wird."

„Die Untermalung war sehr ähnlich. — Ich weiß gar nicht, wie ich Herrn Kalkowski danken soll."

„Hm — der wird schon eines Tages mehr Dank fordern, als Fräulein ihm geben sollten," sagte Myle und nahm eine Bürste zur Hand, um ihrer Herrin Kleid nochmals damit zu übergehen.

Salvatrix wehrte ihr ab. „Erst sag' — was meinst du?" fragte sie.

„Na — er ist arm, der Herr Kalkowski. Arme Männer fischen meist nach reichen Frauen. Kann man ihnen ja auch nicht verdenken. Bloß Fränlein ist mir zu gut dazu. Es gibt in Hamburg wohl noch andere, an die Herr Kalkowski sich machen kann."

Salvatrix ward dunkelrot.

„Ich verbiete dir ein für allemal solche Redensarten, ja solche Gedanken! Man sieht, Papa und Mama haben dich zu sehr verzogen — du vergißt zu oft deine Grenzen! Und denkst du denn, daß an mir gar nichts liebenswert ist, als bloß das Geld?" fragte Salvatrix erbittert. „Willst

du mir von vornherein das Herz vergiften, wenn ich einmal lieben sollte und heiraten wollte? Myle, du quälst mich geradezu — ich fühle es schon lange. Bin ich nicht schon einsam und arm genug?"

Sie sank in einen Stuhl und weinte. Myle stand unglücklich daneben. Mit Thränen in den Augen murmelte sie:

„Ich meinte ja nur so ... aus Vorsicht ... um zu warnen."

„Und bedenkst du nicht, daß du einen so ehrenwerten, fleißigen und bescheidenen Menschen wie Herrn Kalkowski schnöder Berechnung beschuldigst?" sagte Salvatrix noch unversöhnt.

„Verzeihen mir Fräulein nur. Das wollte ich ja auch gerade nicht sagen! Er ist in Fräulein verliebt, das merkt man wohl. Aber ich meine, es ist so wichtig, wenn nicht bloß die Herzen, sondern auch die Geldbeutel zusammen passen."

Unwillkürlich sprach Salvatrix: „Meine Mutter war auch reicher als mein Vater."

„Aber der Herr Oberingenieur hatte ein großes Gehalt und eine erste Stellung," rief Myle, eifrig ihren Herrn gegen eine Vergleichung mit Kalkowski in Schutz nehmend, „der Maler aber hat nichts Festes."

Salvatrix bemerkte, daß sie auf dem Weg gewesen, sich mit Myle in ein Gespräch über die Sache einzulassen.

„Schweig," sagte sie ärgerlich und errötete wieder.

Gedankenvoll und befangen ging sie hinunter. Sie war überzeugt, daß Myle lauter Albernheiten gesprochen. Besonders, indem sie sagte, daß Philipp verliebt sei.

Salvatrix hatte bisher nur im Bannkreis von Krankenstuben gelebt. Weder Brüder noch Vetiern hatten ihr die Gewohnheit gegeben, mit jungen Männern zu verkehren; ein Eintritt in das Gesellschaftsleben war für sie unmöglich, weil ihr Vater schon dem Tode entgegenrang, als sie sechzehn Jahr zählte.

Sie hatte daher gar keine Erfahrung darin, wie Männer sich benehmen, wenn sie sich werbend einem Weibe nähern. Weder an Beispielen anderer noch an eignen Erlebnissen konnte sie bisher Beobachtungen machen.

Aber in diesen Dingen, meinte sie, brauche man auch keine Erfahrung. Da spräche wohl die Stimme des Herzens und riefe Glück oder peinliche Angst wach.

Sie hatte keinen Augenblick in Philipps Gegenwart etwas anderes empfunden als eine angenehme, harmonische Stimmung, welche ihr die Stunden kurz und inhaltreich erscheinen ließen. Wenn Philipp verliebt und also nicht unbefangen gewesen wäre, konnte solche Stimmung gar nicht aufkommen.

Sie sann seinem Benehmen nach. Es war immer sehr respektvoll, sehr herzlich, aber auch ganz und gar nicht anders gewesen, als das zu Charlotten.

Unten waren schon alle Gäste im Salon versammelt. Charlotte erklärte gerade, mit welcher Geschicklichkeit Philipp den Riß im Bilde der Urgroßmutter repariert.

Am Fenster stand eine Staffelei. Das Gemälde darauf war noch verhüllt.

Zunächst mußte Salvatrix Herrn und Frau Pehrbrand senior begrüßen. Er war ein mächtiger Mann, groß wie sein Sohn Robert, aber noch viel stärker. Er hatte einen schmalen Backenbart, der sich unter dem Kinn herumzog, trug kleine Baiermörder und ein schwarzseidenes Halstuch, mehrmals stramm um den Hals gewunden und vorn in einen kleinen Knoten gebunden. Sein großes, gesundes Gesicht mit dem roten feinen Adergezirkel auf den Wangen leuchtete von patriarchalischem Wohlwollen. Frau Pehrbrand, in schwere braune Seide gekleidet, mit einer in Perlen gefaßten Miniature als Brosche am Halsschluß, trug glatte Scheitel, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie falsch waren. Spitzenbarben, die von einem Häubchen ausgingen, das wie eine Rose über den Scheiteln thronte, hingen hinter ihren Ohren herab. Frau Pehrbrand war sicher nie schön gewesen; ihre Augen blickten kritisch, in ihrem Munde sah man beim Sprechen immer nur die enggedrängten Unterzähne, was diesem Munde etwas Tierisches gab.

Auch Guy und Martina waren schon anwesend; er hatte sie eingehakt, und sie hielt durch ein lustiges Gespäch Robert an ihrer Seite fest. So bildeten die drei eine abgesonderte Gruppe, und es sah fast ostentativ aus.

Nun machte man Platz, damit Salvatrix

zur Staffelei, neben welcher Philipp wartete, gelangen konnte.

Kaum sah Salvatrix den jungen Mann, als sie in Erinnerung an das ihn betreffende Gespräch stark errötete. Diese Veränderung ihrer Farbe entging niemandem.

Guy sah mit großen Augen hinüber. Ihm war, als habe er sich erschreckt. Was ging ihn das an, vor wem und über wen Salvatrix errötete. Aber immerhin — Philipp war ja ein guter Kerl, allein als Gegenstand der Liebe eines so schönen und so reichen Mädchens konnte man ihn sich doch kaum denken. Flüchtig fuhr der Gedanke durch sein Hirn: „Wenn ich frei wäre und da um den Preis kämpfen dürfte, wollte ich einen Philipp wohl aus dem Sattel heben." Und dann dachte er wieder: „Zu dumm — was geht's mich an."

Auch Philipp hatte dies Erröten gesehen und es machte ihn ein wenig verlegen. Er bewunderte Salvatrix' Schönheit, er verehrte ihre Güte unendlich, aber er fühlte sich ihr so fern, wie etwa einer Prinzessin, in die sich zu verlieben man gar nicht in Gefahr kommt, weil die Unmöglichkeit des Besitzes von vornherein das Herz immun gegen Wünsche macht. Über dies Erröten nachzudenken, es zu deuten, dazu war keine Zeit.

„Also hier," sagte er und riß das weiße Tuch von dem Bilde des Herrn te Gempt.

Alle standen im Schweigen, um die Ergriffenheit der Tochter zu ehren. Dann aber wurden Stimmen laut.

Das Bild sei sehr ähnlich, sagten die alten Pehrbrands, die Herrn te Gempt gut gekannt hatten. Auch Charlotte sagte dasselbe. Tante Wische meinte, es spräche. Und endlich sprach auch Salvatrix leise:

„Es ist sehr ähnlich. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

Sie reichte Philipp die Hand, die er küßte. Alle waren gerührt. Herr Pehrbrand, der sehr zur Rührung neigte, besonders. Er schneuzte sich laut.

„Mein Bruder ist ein genialer Mensch," sagte Martina halblaut. Befriedigte Eitelkeit schwellte ihr Herz, und in diesem Moment freute sie sich über Philipps Gegenwart.

Philipp sah sich unwillig nach ihr um. Über die malerischen Qualitäten des Bildes hatten wohl nur Charlotte und Guy ein Urteil. Sie sahen, daß es wohl sprechend ähnlich war, aber so ähnlich, wie eine nüchterne, bemalte, gutgetroffene Photographie. Und sie sahen auch, daß es ganz anständig gemalt war — mehr als das war es aber nicht.

„Das Bild muß auf die Ausstellung," rief Tante Wische.

„Nein," sagte Philipp. „Man könnte es zurückweisen!"

„Zurückweisen?" rief Tante Wische wieder. „Das Bild von Konrad Peter Baumeisters Schwager? Das gibt's gar nicht."

„Es entscheidet doch nicht die Person des Dargestellten," meinte Philipp, „sondern der malerische Wert des Bildes. Und aufrichtig: ein nach Photographien gemaltes Bild muß schon einen ersten Malernamen tragen, um als Kunstwerk zu passieren."

Lachend rief Guy: „Stelle es ruhig aus. Für die Herren vom Vorstand wird es entscheidend sein, daß das Konrad Peter Baumeisters Schwager ist. Von Kunst verstehen die blitzwenig."

„Ich muß sehr bitten, Guy, mein Junge," sagte gereizt Herr Pehrbrand, „im Vors—tand sitzen lauter Männer aus ersten Familien. Die werden schon was vers—tehen."

Aber Philipp kannte ganz genau die Qualitäten seiner Arbeit.

„Das gnädige Fräulein hat zu entscheiden. Wenn sie es wünscht, wird das Bild ausgestellt. Ich dränge mich nicht damit hinaus."

Salvatrix schlug die Augen auf und sah ihn an. Es war wieder einer ihrer beredten Blicke, in denen eine ganze Welt von Nachgiebigkeit und Verständnis lag.

„Das Bild ist für mich und nicht für die Öffentlichkeit gemalt," entschied sie. —

Man ging zu Tische. Da Baumeister fehlte, war es ungemein lebhaft. Der alte Pehrbrand war gemütlich und liebte einen Spaß. Besonders gern neckte er seine Schwiegertochter, welche er sehr lieb hatte. Anne-Marie war verstimmt heute, Bob hatte gar nicht zugenommen in der letzten Woche. Der Alte wollte sie nun aufmuntern, um so mehr, als es ihn dauerte, daß seine Frau Anne-Marie wieder „einen beigepuhlt hatte," wie er die Ma-

nier seiner Frau nannte, den Leuten gelegentlich ihre jugendlichen Unfertigkeiten vorzuhalten.

„Es ist ja ganz natürlich," sagte sie, „daß Bob nicht zugenommen hat. Du hast ihn eben bei windigem Wetter austragen lassen. Er hat sich erkältet. Meine Fike läßt ihren Kleinen eben immer nur ausfahren, gut eingepackt im Kinderwagen. Meine Fike ist aber auch eine so umsichtige Mutter, wie mir noch nie vorgekommen."

Der alte Pehrbrand lachte, daß seine Schultern sich hoben und senkten, gerade wie wenn sein Sohn lachte.

„Ja," sagte er, „unser Fike hat auch alle Ursache, ihr Lüttes in Watte zu packen, das muß die zimperliche Andersensche Art haben, wenn da was nach kommen soll. Hingegen Anne-Mie ihr Jung, das ist'n Pehrbrandscher Schlag. Der kommt mir nnd Robert nach. Alles, was Pehrbrand heißt, kann'n guten Puff vertragen. Und denn mal'n aufrichtiges Wort: uns'r Fike ihr Jung ist ja auch mein Enkel. Aber gegen klein Bobbi kommt er doch nicht an."

Er nickte seiner Schwiegertochter zu, die ihn dankbar und verklärt ansah.

„Hilf Himmel," dachte Martina, „was für'n Schwiegermutter? Wenn ich mit so einer ausgollte, liefe ich davon."

An Martina richtete der alte Herr selten das Wort.

„Ich hab' einen altmodischen und soliden Geschmack," sagte er leise zu Charlotte, „ich muß mich erst dran gewöhnen, daß Ihr Pflegesohn nns da so'n fremdes Gewächs hergebracht. Der hätte doch auch wohl 'ne Hamburgerin kriegen können, schmuck wie der Junge ist. Und dann wissen Sie: sie leben hölliſch drauf los. Kann Guy das? An der Börse wird schon davon gesprochen, wie elegant die Frau ist."

„Sie wissen ja, Pehrbrand, wie alles Fremde hier beklatscht wird und mißtrauisch angesehen," sprach Charlotte begütigend.

Martina merkte, daß Pehrbrand und Charlotte leise über sie sprachen, der alte Herr blickte gar zu deutlich herüber.

Bebend vor Zorn flüsterte sie Guy ihre Beobachtung zn. Sein Gesicht verfinsterte sich augenblicklich. Er konnte sich niemals recht beherrschen.

Martina aber wollte nun erst recht Heiterkeit und Sicherheit zeigen. Sie fing über Tisch an mit Robert zu scherzen und lachte über jedes seiner Worte, wie man lacht über Dinge, die noch einen zweiten, den anderen Anwesenden nicht verständlichen Sinn haben.

Das erhöhte Guys Gereiztheit, denn er fühlte wohl, daß Martinas Art zu scherzen den anderen platt vorkam.

Ihm war sogar, als sahen sich die Tischgäste untereinander darüber an — was durchaus nicht der Fall war.

Auch später hielt Martina wieder Robert neben sich fest, während Guy wie ein Schützer und Wächter immer neben seiner Frau blieb.

Es lag bald so etwas in der Luft, wie eine peinliche Spannung, von der niemand sich recht zu erklären wußte, woher sie kam.

Nach Tisch mußte der alte Pehrbrand immer seine Partie haben. Er verachtete das Spiel mit Frauen und behauptete, sie hätten keinen Whistverstand. Er schalt und belehrte sie fortwährend, wenn er einmal mit ihnen spielen mußte. Auch heute saß er mit seiner Frau und Tante Wische in der Veranda beim Whist mit dem Blinden. Man hörte seine strafenden Vorlesungen nach jeder Runde weithin. Seine eigne Frau hatte das Pech, sein Aide zu sein.

„Du hätt'st Atout s—pielen müssen, Sophie — Atont ist die Seele des S—piels — eine verkehrtere Invite als Pique konnt'st du gar nicht machen — was, soll ich geben? Die Weiber behalten nie, wer gibt — Tante Wische, seien Sie so gut — die sociale Frage könn'n Sie noch nachher mit meiner Frau lösen, Tante Wische, jetzt spielen wir Whist."

Charlotte und Anne-Marie saßen zusammen unter einer Trauerweide, deren Zweige man über ein Drahtgestell gelegt, und die nun so einen großen grünen Schirm bildeten. Die Damen hörten etwas ängstlich zu, denn Papa Pehrbrand konnte wirklich unangenehm werden, wenn er verlor. Er spielte nie höher als einen Pfennig den Point, aber er wollte im Glück sitzen, das Spiel beherrschen, immer gute Karten haben.

Indes bis jetzt hatte die Schelte eine joviale Klangfarbe, ein Zeichen, daß sie voll guten Humors gegeben wurde und daß Herr Pehrbrand über die Damen triumphierte.

„Du siehst so verstimmt aus, Anne-Mie,"

sagte Charlotte. „Ich glaube, du bist zu ängstlich mit eurem Bob. Ich würde ihn gar nicht wiegen, sondern mich auf den Augenschein verlassen. Du sagst selbst, er scheint ganz wohl zu sein; er muß ja nicht allwöchentlich eine Gewichtszunahme haben."

„Ach nicht darum, Tante Charlotte. Aber siehst du, Robert bekümmert sich gar nicht mehr um mich, wenn Guys Frau dabei ist," sprach Anne-Marie und hatte sogleich Thränen in den Augen.

„Du wirst doch nicht eifersüchtig sein!" rief Charlotte. „Kann ein Mann zärtlicher als Gatte, stolzer als Vater sein, wie Robert es ist? Und zeigen nicht Martina und Guy in fast ungewöhnlicher Weise, wie glücklich sie zusammen sind?"

„Das ist es eben — sie zeigen es so. Und dabei muß Martina immer irgend jemand, am liebsten gleich mehrere zum Courmachen um sich haben. Sie ist überhaupt nur lebhaft und vergnügt, wenn sie Herren um sich hat, mit Damen spricht sie stets gezwungen. Neulich abends bei uns sah ich es wieder so recht. Und außerdem: Teuscher und Gräfenhagen sind so oft bei ihnen; mich haben sie noch nicht einladen können," erzählte Anne-Marie.

„Wer ist Teuscher und wer Gräfenhagen?"

„Erinnerst du dich nicht? Beide waren mit Robert und Guy auf der Schule zusammen. Teuscher ist der Sohn eines sehr reich gewordenen Schlachters, mit allen Merkmalen des Parvenus; er ist seit kurzem etabliert — ich glaube, er hat allerlei Agenturen. Gräfenhagen ist Berufskollege von Guy — es hat aber nicht viel zu bedeuten; beide sind entschieden „second," das sagt auch Robert. Bei uns verkehren sie natürlich nicht. Meinetwegen kann Martina sich so viel von ihnen den Hof machen lassen, als sie will. Aber mir Robert immer so wegnehmen — das mag ich nicht."

„Du kannst sicher sein, daß gar nichts dahinter steckt. Martina ist es ohne Zweifel von dem Berufsleben ihrer Eltern her so gewohnt, daß eine Dame einen Kreis von Herren um sich haben muß, mit denen sie auf einem fröhlichen Neckfuß steht. Ich glaube nicht, daß es bei dieser Art Verkehr auch nur zu einem ernsten, gehaltsvollen Gespräch kommt. Und sich so im Wortgefecht mit einer Dame herumschlagen, die nicht gewohnt gewesen ist, sehr rigoros zu sein — das lieben nun einmal die Herren."

„Ich glaube ja auch nicht, daß etwas dahinter ist," sagte Anne-Marie weinerlich, „aber es ist doch nicht taktvoll, so zu zeigen, daß einen die Frau langweilt und daß man von dem Manne entzückt ist — wie Martina es bei uns zeigt. Und denke dir, Tante Charlotte: neulich abends hat sie als einzige Dame mit sechs Herren bis nachts um zwei Uhr bei Ehmke gesessen und soll furchtbar lustig gewesen sein. Wenn auch Guy neben ihr saß — das thut man doch nicht."

Begütigend sagte Charlotte: „Sie wird sich schon nach und nach in den Ton unserer Kreise finden. Aber komm — wir wollen zu ihnen gehen."

Sie erhoben sich. Charlotte hatte da eben etwas gesagt, was sie selbst nicht glaubte. Sie lebte in der Überzeugung, die ihr zahllose Beobachtungen gefestigt hatten, daß ein Mensch sich niemals ganz die Anschauungen und Manieren zu eigen macht, die der vornehm Geborene und Erzogene schon als Erbteil mit auf die Welt bringt und in der Kinderstube lernt.

Die beiden Damen traten an den Tisch, an welchem Martina und Guy mit Robert vor einer Wand blühender Büsche saßen.

Sofort hielt Martina in ihrer Erzählung inne, die sie mit lachendem Mund vorgetragen. Ein Ausdruck gekünstelter Höflichkeit kam in ihr Gesicht.

„Das ist reizend, daß Sie sich zu uns setzen, gnädige Frau. Wir haben uns ausgezeichnet unterhalten," sagte sie. Und dann sprach sie nur noch ganz wenig, blickte zerstreut umher und zeigte deutlich, daß es mit der „ausgezeichneten Unterhaltung" vorbei sei.

Man warf die Frage auf, wo Philipp eigentlich stecke? Und Salvatrix?

Anne-Marie meinte, daß Salvatrix nach oben in ihr Zimmer gegangen sei. Philipp stecke wohl im Gemüsegarten, er sei da auf der Suche nach einem Motiv in Nachmittagsbeleuchtung, da ihn sein Versuch beim Morgenschein so wenig befriedige, daß er ihn aufgegeben.

„Hol ihn uns," befahl Martina.

Guy ging quer durch die Anlagen auf den Gemüsegarten zu. Kaum hatte er das

Flandrische Landschaft. Nach dem Gemälde von Eugen Kampf.

Digitized by Google

Pförtchen im hohen trennenden Gitter geöffnet, als er schon links im unteren Teil des Gartens Salvatrix und Philipp erblickte.

Neben einem Pflaumenbaum stand Philipp, die gespreizte Hand erhoben gegen den Stamm gelegt, als stütze er sich daran. Ihm gegenüber stand Salvatrix, zwischen ihren weißen Fingern einen großen Strauß von lila Iris haltend, aus dem sie Blütenstengel nahm, um sie gleich anders geordnet dem Strauß wiedereinzufügen. Durch die dünnblätterige Krone des sperrig gewachsenen Pflaumenbaumes fiel der Sonnenschein auf Salvatrix, so daß ihr blondes Haar, ihr Gesicht und ihr schwarzes Kleid von Licht und Schattenflecken wie getigert waren.

Man sah beide Gestalten aber nur bis zum Knie. Ein junges Johannisbeergebüsch zog sich gerade vor ihrem Standort quer entlang.

Guy mußte es sehen: es war ein wunderhübsches und etwas melancholisches Bild. Und wie die beiden da zusammenstanden, konnte man sie sich ganz gut als Paar denken, trotzdem Philipp für einen Mann beinahe zu zierlich gebaut schien und Salvatrix mindestens ebenso groß war als er. — Guy hatte eine Mißempfindung ganz allgemeiner und ganz unerklärlicher Natur. Er hätte wissen mögen, worüber die beiden sprachen.

Ihr Gespräch war ganz friedlich und ganz unpersönlich. Salvatrix konnte die Worte ihrer treuen Dienerin nicht vergessen. Sie nahm sich vor, Philipp darauf zu beobachten, ob er ihr eine Verehrung erweise, hinter welcher Zärtlichkeit sich verberge. Beinahe glaubte Salvatrix daran, obschon ihr weder Blick noch Ton Philipps besonders und geheimnisvoll vorkamen. Aber die Vorstellung, geliebt zu werden, rief eine so dankbare Empfindung in ihr wach. Ihre Seele litt unter dem Gefühl der Verarmung. Außer der unverständigen Treue ihrer Dienerin und Charlottens herzlicher Zuneigung hatte sie keinen, gar keinen Liebesbesitz auf dieser Welt. Wenn es wahr wäre, daß Philipp sie liebe — ihr Herz war ganz gerührt von der Idee. Sie hatte das Bedürfnis, ihm zu zeigen, wie sehr sie ihn schätze. Und sie war dabei völlig unbewußt der großen Folgenschwere ihres Thuns.

Ein grob organisierter Mensch hätte sich sofort triumphierend gesagt: „Das Mädchen kommt mir ja entgegen!“

Auch Philipp mußte bemerken, daß Salvatrix in ihrem Benehmen noch herzlicher und zutraulicher geworden war. Er hatte auch ihr Erröten noch nicht vergessen. Aber ihn bestürzte dieses sichtliche Entgegenkommen. Er sah, daß es das unbefangene Entgegenkommen eines ganz reinen, unschuldigen Herzens war.

Sein Ehrgefühl verbot ihm, diese Unbefangenheit zu trüben. Er war Gast dieses Hauses, und er war ein armer Teufel!

Ja — hätte er in seinen Fingerspitzen ebensoviel technisches Talent, wie in seinem Hirn malerischen Geschmack und Einfälle! — — — Aber er konnte so recht an sich den Unsinn des viel citierten Lessingschen Wortes ermessen, daß Raphael auch ein Maler gewesen wäre, wenn er ohne Arme zur Welt gekommen. Wenn man nicht malen kann, ist man eben kein Maler — die Fähigkeit dazu im Gehirn, ohne die Hände zum Ausführen, das gibt keinen Maler, sondern einen *Kritiker* und *Kenner*.

Als genialer Maler hätte er das merkwürdige Entgegenkommen des schönen Mädchens wohl anders zu beantworten gewußt.

So aber konnte er nur, ergeben und zurückhaltend zugleich, sorgsam den Ton der früheren Tage festhalten.

Damit diente er sich mehr, als er noch ermaß. Denn Salvatrix fühlte sich durch nichts geschreckt und blieb vertraulich.

Jetzt eben erkundigte er sich nach den Lebensverhältnissen in Holland, wohin er nächsten Sommer zu gehen hoffte, da einer seiner Berliner Gönner ihm in Aussicht gestellt, daß er einiges aus der Haarlemer Galerie für ihn kopieren solle.

„Nini vermißt dich und fragt nach dir,“ rief Guy.

„Ich komme.“

Dann wußte Guy es so einzurichten, daß Philipp voranging. Er schlug mit Salvatrix, die harmlos neben ihm schritt, den Weg ein, der tiefer hinab in den Garten führte. Die Neugier plagte ihn zu erfahren, ob Salvatrix sich wirklich für Philipp interessiere.

Er war ja schon mit Philipp bekannt seit seinen ersten Berliner Zeiten. Und immer wenn in ihren Gesichtskreis irgend

ein Weib getreten war, das sie sich erobern wollten, sei's zu einem flotten kleinen Abenteuer, sei es zu einer Flirtation von wenigen Feststunden, immer hatte dann Guy den Freund völlig geschlagen.

Das alte Siegerbewußtsein blitzte in ihm auf. Er vergaß, daß er verheiratet war.

„Philipp ist ein guter Kerl. Es freut mich, daß Sie ihn leiden können'" sagte er.

„Ich verehre ihn sehr," sprach sie mit merkwürdigem Ernst und sah auf ihren Irisstrauß hernieder.

„Eigentlich bin ich neidisch auf ihn. Er nimmt jetzt das Amt in Anspruch, welches unter anderen Verhältnissen mir zugekommen wäre."

„Welches Amt?"

„Ihnen zu dienen!" sagte er lächelnd und sah sie an.

„Ach," sprach sie abwehrend und verlegen.

„Als Sie vorigen Winter hier in Hamburg waren, schrieb Charlotte mir so viel von Ihnen, daß ich beinahe meine Arbeit verlassen hätte und hergekommen wäre."

Ohne sich dessen bewußt zu sein, war er in die Art verfallen, die Martina als Form der Huldigung liebte.

Salvatrix schwieg. Sie fand die Bemerkung überflüssig und auch unverständlich.

„Der arme Philipp!" fuhr er fort. „Es ist keine Kleinigkeit, in steter Feuersgefahr dahin zu leben, und wie sollte er nicht brennen, wenn er täglich in diese Augen sehen darf!"

Kaum war es heraus, so begriff Guy, daß er eine Plumpheit gesagt hatte, und er begriff zugleich, daß er sie früher in diesem Hause und diesem Mädchen gegenüber nicht über die Lippen gebracht hätte. Ein maßloser Zorn gegen sich selbst wallte in ihm auf, und allerlei unklare Empfindungen, welche sich gegen die richteten, die ihn an diesen banalen Ton gewöhnt hatte. So geschah es, daß er viel ungestümer, als die Gelegenheit zu verlangen schien, um Verzeihung bat.

„Vergeben Sie mir meine Geschmacklosigkeit, ich bitte," sagte er eindringlich.

Salvatrix war dunkelrot geworden und sah immer noch auf ihren Irisstrauß, an dem sie mit unruhigen Fingern umherneftelte.

„Man scherzt wohl einmal," sprach sie mit sanfter Stimme.

Diese stille Art, entschuldigend zu antworten, ergriff ihn förmlich.

Er hatte eben seit langer Zeit ganz und gar sein Gleichgewicht verloren, und jedes kleine Vorkommnis ging ihm an die Nerven, alles erschien ihm bedeutsam.

Sie gingen einige Schritte schweigend zusammen weiter. Ihr Weg führte sie nun unter der Wand einer Terrasse entlang, die in Manneshöhe aufgemauert war und mit einem kleinen Gitter oben abschloß. Vom Wegesrand zum Gittergeflecht rankte sich Clematis hinauf, einzelne dunkellila Blumen mit ihren großen, gespreizt auseinander stehenden Blättern, blühten schon auf dem grünen Hintergrund. Zur anderen Seite des Weges, den die volle Nachmittagssonne beschien, senkte sich der geschorene Rasen sanft abwärts, ein Riesenbeet mit rosablühenden Monatsrosen schnitt als Halbrund vom Weg aus in ihn hinein.

Hier stand Salvatrix still und sah über den Rasen und die unten abschließende Gebüschwand hinweg nach der Elbe hin.

„Sie fühlen sich glücklich hier?" fragte Guy mit leiser Stimme.

„So glücklich, als man sich in einem Hause fühlen kann, das nicht unser Vaterhaus ist," antwortete sie.

„Das freut mich für Sie — und für Charlotte. Charlottens Leben war bisher so angefüllt mit Sorgen und Gedanken für mich und meine ungestüme Jugend. Nun, da ich heiratete, hätte eine Leere entstehen können im Dasein dieser warmherzigen Frau, die jemand haben muß, für den sie sorgt und der ihre Sorge annimmt. Da gab das Schicksal ihr einen besseren, einen wärmeren, einen zuverlässigeren Ersatz — es schenkte ihr Sie!"

Er war bewegt und begriff sich selbst kaum. Alles, was seit vielen Monaten sich leise im Untergrund seiner Seele gerührt hatte und gewaltsam niedergehalten worden war, schien plötzlich aufquellen und hervorbrechen zu wollen.

Von seinem Ton auf das innigste berührt, sprach Salvatrix:

„Was Sie für Charlotte waren, kann ich ihr niemals sein — ich bin nur ein Mädchen, und ein ganz einfacher, talent-

Digitized by Google

loſer Menſch. Obendrein einer, der genug zu thun hat, ſich von all den tauſend Ungezogenheiten zu emanzipieren, an die begreifliche, übergroße Liebe und Angſt ihn gewöhnt hatten. Aber daß Sie ſo ſprechen, freut mich doch . . . es iſt alſo wahr, was Tante Charlotte mir ſo oft geſagt, daß Sie ihr tief und ganz ergeben waren — ſind — — trotzdem — —"

Sie verwirrte ſich. Sie fühlte, daß ſie gerade hatte Worte ſagen wollen, die eigentlich bedeuteten: du biſt ihr alſo doch ergeben, während deiner Frau und damit auch dein Benehmen eigentlich das Gegenteil ausdrückt.

Und Guy verſtand, was der unvollendete Satz noch hatte ſagen ſollen.

„Zweifeln Sie nicht an mir," ſprach er mit haſtiger Stimme. „Ich — ich — es gibt Konflikte — die Zeit wird ja alles ebnen."

„Ich zweifle nicht an Ihnen," ſagte Salvatrix ſanft. „Wer würde ſich freiwillig von Charlottens Herz entfernen! Das hieße ja ſelbſt einen Reichtum fortwerfen, den man haben kann."

„Ich danke Ihnen," murmelte er und griff nach ihrer Hand, um ſie zu küſſen. Und als er die kühlen weißen Finger umfaßt hielt, ſchlug Salvatrix die Augen auf und ſah ihn an.

Dieſer ſchwere, langſame Augenaufſchlag — dieſer tiefe, milde Blick —

Es durchzuckte den Mann, er glaubte noch niemals ein ſo ſchönes Frauenauge geſehen zu haben. Heiße Bewunderung loderte in ſeinen Blicken auf.

Erſtaunt, erſchreckt, aber wie bezwungen ſah Salvatrix in dieſe flammenden dunklen Augen.

So ſtaunten ſie einander an. — Jeder den anderen wie ein Schauſpiel, das er noch nie geſehen und das zugleich ängſtigt und feſthält.

Unterdeſſen ſaß Martina wie auf Kohlen. Als ſie von weitem ſah, daß Philipp allein herankam und Guy mit dem Mädchen noch ſpazieren zu gehen ſich anſchickte, wäre ſie am liebſten gleich aufgeſprungen. Aber ſie fühlte, das gehe nicht an.

Ebenſo feſt und heftig wie ihr Wille darauf gerichtet war, Guy von allem loszulöſen, was ihn früher beeinflußt, was ihm früher verehrungswürdig erſchienen und lieb geweſen, damit er in ihr allein den Inhalt des Lebens und alle Vollkommenheit des Weibes ſähe, ebenſo heftig war auch ihre Angſt, daß er ihr untreu werden oder hinter ihrem Rücken über ſie klagen könne.

Weil ſie ſich ſeinen Beſitz immer neu erſtreiten mußte und von allem Anfang an durch allerlei Zärtlichkeiten und ein klug bedachtes Wechſelſpiel von Entgegenkommen und Verſagen erſtritten hatte, fühlte ſie niemals ſchöne Sicherheit darin.

Nach fünf Minuten ſagte ſie lachend: „Guy hat ſich ja mit Fräulein Salvatrix ſeitwärts in die Büſche geſchlagen. Was meinen Sie, Robert, wenn wir die beiden abfingen? Später kann Guy ſoviel die Courſchneiden, als er will. Im erſten Halbjahr unſerer Ehe erlaube ich's noch nicht. Kommen Sie, Robert."

Und ſie ging davon.

„Robert!" rief Anne-Marie.

Aber er ging doch.

„Martina iſt manchmal ein bißchen ungebändigt," ſagte Philipp. „Sie müſſen etwas Nachſicht mit ihr haben."

Er litt. Wieviel Streitſcenen hatte er nicht ſchon mit Martina gehabt! Allein ſie begriff gar nicht, was Philipp von ihr wollte und was ſie ſollte. Sie konnte weder Fehler an ihrem Weſen, ihren Anſchauungen noch in ihrer Erziehung entdecken. Philipp war in ihren Augen eben ſchon von der ſteifleinenen Bildungsphiliſterei und dem albernen Kaſtengeiſt dieſer langweiligen ſogenannten Patrizierinnen angeſteckt, gerade wie Guy früher davon infiziert geweſen, den ſie aber zu ſeinem Glück aus dieſer Öde errettet hatte.

Martina nahm ohne weiteres Roberts Arm. Sie dachte ſich wohl, daß es die nachſchauende Anne-Marie ärgern würde. Aber gerade darum erſt recht.

„Robert," ſagte ſie haſtig, „dieſe Sonntage bei Baumeiſters bringen mich um. Und merken Sie nicht, wie die Damen mich ſchlecht behandeln? Ja, auch Ihre Anne-Mie. Und Ihr Papa. Bei Tiſch hat er über mich geflüſtert mit der Baumeiſter. Ich gebe ja gern zu, daß dieſe Charlotte eine ausgezeichnete Frau iſt. Aber für mich iſt es kein Umgang. Dieſe Leute ſind alle ſo förmlich, ſo geſetzt, ſprechen ſo gebildet. Ich glaube, die ſind

hier alle auf Draht gezogen. Puh — — ich brauche Leben, ich brauche Natur."

„Nur für Natur . . ." trällerte sie.

„O," sagte Robert etwas verlegen über das ihm geschenkte Vertrauen, gegen das sein Taktgefühl sich aufbäumte.

Aber Martina ließ ihn nicht reden.

„Wenn ich Sie nicht hätte, Robert, könnte ich verzweifeln. Sie sind ein reizender Mensch. Guy hat mir nicht zuviel gesagt, wenn er mir von Ihnen erzählte, Sie seien der männlichste Mann, den er kenne, und der vornehmste Kavalier."

Daß er der „männlichste Mann" sei, ist die wirksamste aller Schmeicheleien, die einem Herrn gesagt werden kann. Auch Robert that sie wohl, besonders wenn er so an den alten Herrn dachte, der da oben gerade über eine verkehrte Inoite seiner Frau schalt — — und an seine Mutter, gegen deren Tyrannei er seine Anne-Mie nicht so recht in Schutz zu nehmen verstand.

Robert drückte Martinas Arm.

„Sie gefallen mir ja auch riesig, Nini — einfach riesig. Das ist doch mal anderes," sagte er. „Und an den Ton so bei uns in Hamburg gewöhnen Sie sich noch. Das muß ich mal sagen: er hat was Feudales. Einfach feudal."

„Hören Sie — war das nicht Guys Stimme?" fragte Martina.

Sie gingen in den Teil des Gartens, der mit dem Terrassengitter scheinbar abschloß.

Martina lief an das Gitter und blieb starr vor Schrecken stehen.

Da vor ihr, ein paar Fuß tiefer als sie, standen Guy und Salvatrix, einer im Anblick des anderen wie verloren, und er hielt ihre Hand. Auf dem Boden zwischen ihnen lagen auseinander gefallen, nicht mehr ein Strauß, die blaßen Irisblüten.

Martina lachte laut auf. Es gellte Robert förmlich in den Ohren.

„Mein gnädiges Fräulein, geben Sie sich keine Mühe. Mein Mann ist derartig in mich verliebt, daß auch der seelenvollste Augenaufschlag einer anderen ihn kalt läßt!" rief sie voll Hohn.

Guy hatte bei jenem Auflachen Salvatrix' Hand losgelassen. Er trat einen Schritt zurück. Sein Gesicht war fahl.

„Bist du von Sinnen!" rief er.

Martina stand oben, die Ellbogen auf der Gitterkante, die Hände vor sich gefaltet, und lächelte. Aber in ihren Augen glühte es vor Haß.

Mit einer hilflos verlegenen Gebärde, wie eine, die nicht weiß, ob sie fliehen oder bleiben soll, ob sie sich schuldig fühlen oder sich empören soll, kniete Salvatrix nieder und sammelte ihre Iris auf. Unversehens war Robert neben ihr, der mit seinen langen Beinen schnell die Seitentreppe erreicht und genommen hatte. Er half ihr die Blumen aufsammeln, als läge die ganze Rettung der Situation darin, daß keine Iris liegen bleibe.

Dann gab er Salvatrix den Arm und führte sie vorsichtig wie eine, die äußerster Schonung bedarf, fort.

Als Charlotte, Philipp und Anne-Marie die beiden herankommen sahen, begriffen sie sofort, daß etwas geschehen war. Robert sah heiß aus und trug die Iris wie ein zerbrechliches Glas in der Hand. An seinem Arm ging Salvatrix bleich und schwankend.

Charlotte eilte ihnen entgegen.

Da fiel Salvatrix ihr in die Arme und brach in ein krampfartiges Weinen aus.

Philipp lief nach Myle. Anne-Marie half Charlotte die Weinende dem Hause zuführen. Auf der Veranda hielten die Whistspieler in ihrem Spiel inne. Es war ein allgemeiner Aufstand, und keiner wußte, was eigentlich geschehen war. Robert gab nur undeutliche Erklärungen. Er wollte Martina nicht gern verklatschen, obschon er ihre Äußerung auf dem Niveau einer Nähmamsell fand. Blind war er ja nicht. Allein er hatte doch ein starkes Faible für die „temperamentvolle Hexe." Und dann dauerte ihn Guy. Er selbst kannte, wenn auch in anderer Form und um anderer Ursachen willen, solche Familienscenen. Sie gehörten nicht zu den Vergnügungen des menschlichen Daseins.

Auf Charlottens endliche direkte Frage, sagte er:

„Ich glaube, Guy und Salvatrix hatten wohl was Ernstes gesprochen. Sie standen da so — Gott, wie soll ich sagen — so — pathetisch. Ja wohl: einfach pathetisch. Na, und Nini ist 'ne eifersüchtige kleine Kröte. Ihr schien das ein bißchen verdächtig. Na und da neckte sie Salvatrix. Es war aber nicht bös gemeint."

„Bös gemeint oder nicht," rief Charlotte empört, „meine Nichte Salvatrix steht zu hoch, um die Eifersüchtelei dieser — — dieser — — von Guys Frau zu erregen."

Ihr Maß hatte sie verlassen. Sie bebte vor Zorn.

Am Terrassengitter aber stand Martina und sah hinab zu ihrem Mann. Die Gatten maßen sich mit flammenden Blicken.

„Komm herab. Ich habe mit dir zu sprechen," sagte Guy heiser.

Sie besann sich einige Augenblicke. Dann ging sie langsam denselben Weg, den Robert vorher mit Siebenmeilenstiefelschritten genommen. Unter der Terrasse traf sie auf Guy, der ihr ein wenig entgegengekommen war und sich nun wie ein vernichteter Mensch auf eine Bank setzte, düster vor sich hinstarrend.

„Warum diese tragische Haltung?" fragte Martina.

„Du hast das edelste Geschöpf beleidigt, hast dich und mich nahezu kompromittiert," sagte er.

„Uns kompromittiert? Durch ein paar neckende Worte? Sei nicht albern." Sie zuckte die Achseln.

„Du weißt selbst am besten, daß dein Ton deine Worte erst recht beleidigend machte."

„Und wenn auch," sagte Martina trotzig, „was liegt daran? Man läßt sich wohl einmal hinreißen. Du bist mein Mann, und ich will dich allein haben. Diese scheinheilige Holländerin benutzt das erste tête-à-tête mit dir, um mit dir zu kokettieren. Ihre Empfindlichkeit und dein Zorn sehen geradezu nach Schuldbewußtsein aus."

Guys Wangen brannten. Er wich dem Blick seiner Frau aus.

„Du wirst hingehen und dich bei Charlotte sowohl wie bei Salvatrix entschuldigen," sagte er bestimmt.

Bei dieser Zumutung ward ihr Gesicht fahl vor Zorn.

Aus unserer Studienmappe:

Edelhirsch. Nach der Ölstudie von Johannes Deiker.

„Niemals!“ rief sie heftig.

„Martina — Guy —“ hörte man Philipp jetzt rufen, und schon kam er atemlos den Weg daher.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen — was hast du Salvatrix gethan!“ rief er.

Sie machte mit den Händen eine Geste wie jemand, der sagen will, daß er nichts weiß.

„Nini hat eine unerhörte Taktlosigkeit gesagt,“ sprach Guy. Und halblaut setzte er hinzu, die Fäuste gegen die Schläfen pressend: „Wie darf es mich wundern — wie darf es mich wundern!“

„Ich habe sie ein bissel geneckt, daß sie Guy schöne Augen machte — das war alles,“ erklärte Martina.

„Du wirst um Verzeihung bitten,“ rief Philipp.

„Nein!“

Guy stand auf.

„Du wirst!“

„Nein,“ sagte sie noch einmal. „Was gehen mich alle diese Menschen an! Ich habe sie nicht gesucht, und sie haben mich auch gar nicht gewollt. Laß uns doch voneinander bleiben. Seien wir doch ehrlich: wir können uns ja doch beiderseits nicht besehen.“

„Und die Dankbarkeit, die Guy diesem Hause schuldet?“ fragte Philipp mit bebender Stimme.

Martina zuckte die Achseln.

„Die bestreite ich nicht. Ich hindere ihn ja auch nicht, sie zu fühlen, so tief er will. Aber was geht's mich an! Ich habe Guy geheiratet und nicht diese Leute. Auch bin ich ein viel zu unabhängiger Mensch, als daß mir irgend jemand imponieren sollte.“

„Du verwechselst Unabhängigkeit mit Respektlosigkeit,“ sagte Philipp. „Und wenn du aus dir selbst nicht das Bedürfnis hast weiblich und höflich zu sein, bringe mir und Guy das Opfer, damit wir nicht von den Folgen deines Betragens leiden.“

„Opfer bringen — das ist was für Leute, die keine Persönlichkeit haben. Jeder muß sich durchsetzen, wie er ist,“ antwortete Martina, die dergleichen einmal hatte sagen hören.

Guy griff hart nach ihrem Handgelenke und hielt es eisern umfaßt. Seine Augen funkelten. Sein ganzes Wesen war gespannt von dem Bewußtsein, daß dieser kleine Vorfall sich erweitere, zu großer Bedeutung anwachse, und daß er nur durch ihn oder nie die Gewalt über Martina gewinnen könne. „Du wirst dich entschuldigen,“ befahl er rauh.

Diese Augen kannte Martina. Sie kündeten einen rasenden Zornesausbruch an. Und vor der brutalen Mannesheftigkeit fürchtete sie sich wirklich immer. Sie schwieg.

„Als du dich mir verlobtest, versprachst du die Freunde zu ehren, von denen ich dir gesagt, daß sie einen Teil meines Lebens ausmachen.“

„Ach — als Braut ist man so überschwenglich — da verspricht man wohl was — ich habe dich geheiratet. Nicht sie!“

„Wirst du dich entschuldigen?“ rief Guy mit donnernder Stimme und packte auch ihr anderes Handgelenk.

„Martina!“ mahnte Philipp.

Zwei Männer gegen eine Frau — das war Martina zu viel. Auch fühlte sie an ihren Händen, wie Guy vor Zorn bebte.

„Na ja — laßt mir nur Zeit — gleich heut — das kann ich nicht so. All diese Pehrbrands als Zeugen ... ich fahre einen der nächsten Tage wieder heraus ... oder schreibe ... laß mich doch los, Guy. Heut kann ich es nicht ... verlangt das nicht. Aber einen andern Tag.“

Guy ließ sie los. Die furchtbare Spannung in seinen Zügen ebnete sich ein wenig. Das war doch, wenn noch nicht der Sieg, so doch die Aussicht auf Sieg. Und die allein gab ihm schon so etwas wie Befriedigung.

„Gut,“ sagte er, und mit klugem Ohr hörte Martina, daß in seiner Stimme der Zorn kaum mehr zu spüren war. „Gut. Es ist wohl am besten, wir gehen jetzt. Philipp wird uns bei Charlotte entschuldigen. Aber das sag' ich dir, Nini: Du wirst kein zärtliches Wort von mir hören, bis du meinen Willen erfüllt.“

So gingen sie, und Philipp ließ sich alsbald bei Charlotte melden, die eben in Salvatrix' Zimmern weilte. Pehrbrands und Tante Wische saßen flüsternd unten im Salon zusammen und wollten auch gehen, sobald Charlotte ihnen noch über das Befinden des Mädchens Nachrichten gebracht.

Charlotte saß neben Salvatrix' Bett.

Das Fenster war geschlossen, die Sonne hatte sich schon zurückgezogen, und in einem kalten, klaren Licht lag Salvatrix unter ihrem hellen Bettbaldachin. Die herabwallenden Gardinen desselben hatte Charlotte zurückgenommen, sie wußte, daß Salvatrix Helligkeit über alles liebte.

Das Mädchen hatte aufgehört zu weinen und lag mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da. Ihre Lider waren rötlich, ihre Wangen so zart.

Wie Charlotte sie so betrachtete, begriff sie es recht: wenn dieses schöne Wesen auch gesund war, so war ihr doch nicht die Kraft verliehen, starken Lebensstürmen zu trotzen. Nur eine zarte, sanfte, rücksichtsvolle Natur durfte sich ihr einmal zugesellen. An dieses Herz durfte keine wilde, unheilvolle Leidenschaft pochen. Sie würde es zerbrechen!

Daß Salvatrix nicht schlief, sah Charlotte wohl. Endlich beugte sie sich über sie und fragte zärtlich:

„Willst du mir nicht sagen, was dir geschehen ist, damit ich die Schuldigen strafe?"

Da schlug Salvatrix ihre Augen auf und sah Charlotte angstvoll fragend an.

Plötzlich schlang sie beide Arme um den Hals der lieben Frau und rief:

„Nichts ist mir geschehen — es war nur ein Blick von ihm — ein Wort von ihr — — o Gott, was habe ich erlebt!"

Und sie weinte wieder.

„Nichts ist mir geschehen — o Gott, was habe ich erlebt?" wiederholte Charlotte leise und fragend. „Das verstehe ich nicht, mein Kind."

„Kann denn nicht ein Blick ein Erlebnis sein?" rief Salvatrix. „Wie soll ich dir das erklären — Ich weiß es doch selbst nicht — aber wie er mich so ansah und ich ihn, war es, als käme so viel Angst — es war wie ein Schreck — als wolle man mich töten — mein Gott, ich weiß es doch nicht."

Charlotte saß schweigend und streichelte die schmalen Hände der Weinenden. Sie dachte schwer nach.

Ob ein Blick ein Erlebnis sein kann!? Was kann ein Auge nicht alles sagen? Wo die Lippen stumm bleiben müssen, redet der Blick. Wie manches Herz ist zum ewigen Schweigen verdammt und darf weder seine Liebe noch sein Leiden in Worten auskagen. Und wie oft mag es geschehen, daß im Vorbeigehen auf der großen Lebensstraße zwei aneinander vorüberstreichen, die sich mit großen, erschreckten Blicken treffen: eine Seele, die die andere grüßt. Sie haben sich entdeckt, aber sie können nicht bei einander verweilen. Das Schicksal heißt sie weitergehen, jeden nach einer anderen Seite. Aber sie wissen es: sie hätten sich geliebt, sie waren füreinander bestimmt. — Solche Blicke sind wohl Erlebnisse.

Schrecklich, wenn Guy und Salvatrix sich so angesehen, sich so gefunden hätten! Wenn in seiner Seele und in der ihren etwas erwacht wäre, was nicht leben und nicht wachsen durfte.

Noch sann Charlotte, ob sie mit klugen Reden oder mit klugem Schweigen besser den Eindruck verwische, den dieser Vorfall auf das überzarte Geschöpf gemacht, als nebenan Stimmen zu flüstern schienen. Mit scharfem Ohr glaubte Charlotte sogar die von Myle und Philipp Kalkowski herauszuhören.

„Philipp ist, glaube ich, nebenan," sagte sie leise.

Über Salvatrix' Gesicht flog ein leises Lächeln. Ihre Züge schienen plötzlich friedlich und beruhigt.

„Sei gut zu ihm. Er wird sicher unter der Roheit seiner Schwester leiden. Zeig' ihm, daß wir ihn nur doppelt schätzen," flüsterte sie.

Charlotte ging in das andere Zimmer. Dort stand Philipp auf der hellen Bastmatte, zwischen den blauweißen vier Wänden und redete in Myle hinein, die mit großer Unart verweigerte, ihn zu melden.

Philipp wurde ganz rot, als er die Frau vom Hause sah.

„Gehen Sie zu Ihrer Herrin," befahl Charlotte mit scharfer Stimme. „Aber schweigen Sie drinnen."

„Wie geht es dem gnädigen Fräulein?"

„Etwas nervös," sagte Charlotte.

„Gnädige Frau — mein Schwager nnd meine Schwester sind fortgegangen. Ich soll ihre Grüße bringen. Martina wird gewiß in den nächsten Tagen . . ."

Charlotte machte eine Handbewegung. Sie wollte Philipp ersparen, eine peinliche Botschaft auszurichten.

„Gnädige Frau," sagte er entschlossen,

„ich kann meine Schwester nicht entschuldigen. Ich kann nur hoffen, daß sie sich besser als bisher der Lebensart Ihres Kreises anpaßt. Und ich kann Ihnen die tägliche Erinnerung an Martinas Unart ersparen, indem ich so schnell als möglich abreise."

„Wir denken nicht daran, Sie fortzulassen," sagte Charlotte mit gütigem Lächeln. „Ganz im Gegenteil wollen wir doch Martinas Unart so leicht als möglich nehmen, damit keine ernsteren Konflikte daraus erwachsen. Denn längst hat mich das Leben gelehrt, daß die Geschichte von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen nur allzu wahr ist. Auch machen wir es zu Guys Besten so Martina am leichtesten, eine Entschuldigung anzubringen."

Dankbar und beglückt konnte Philipp nur die Hand der gütigen Frau küssen.

Und am anderen Mittag, zwischen zwölf und zwei saß Salvatrix wieder im Sonnenschein zu dem Bilde „Die Tropenblume." Ein weißes Phantasiegewand floß von ihren Schultern und bedeckte auch die Arme.

Sie saß vor einem Blütenbusch. Wenige Schritte von ihr schrieb Charlotte im Schatten der Trauerweide in ihren Haushaltungsbüchern. Unter seinem Malschirm, der Schatten auf die Leinwand warf, hockte Philipp vor seiner Staffelei. Sie sprachen wenig.

Am Himmel stand hier und da vor dem blauen Atlasgrund schneeweißes, dickbauschig geballtes Gewölk unbeweglich und ließ die Sonne frei. Leise strich der Mittagswind von Westen her, trug einen Atem von Hitze mit sich und schuppte die Oberfläche des Wassers, das ruhevoll meerwärts fluten wollte, aber dem Wind entgegenfloß. Alles war still, auch das Arbeitsleben am Strom und auf den Schiffen ruhte.

Fern im Garten drehte sich auf schlanker eiserner Stange ein fünfstreifiger Stern von dünnen Messingröhren und zog die feinen Wasserstrahlen, die er ausspie, wie silbernes Gespinst im Kreise herum.

Im Rasen und im Gebüsch surrte und gärte es leise, wie von zahllosen, kleinen, unsichtbaren Leben. Über den dunkelgelben Grund des Weges kroch, mühsam seinen schweren Körper hinschleppend, ein schwarzer Käfer. Von einem nahen Irisbeet stiegen süßliche Düfte auf. Bienen mit rundlichen, goldbraunen Leibern surrten darüber in der Runde, tauchten in die Blüten und flogen davon; der schmale, feine blaßblaue Leib einer Libelle schoß manchmal durch das Gewimmel, man sah den Sonnenschein von ihren durchsichtigen blanken Flügeln kurz und scharf zurückblitzen.

Und in dieser großen, schweren, leuchtenden Mittagsstille ward es Salvatrix wunderlich wohl. Ihr war wie jemandem, der sehr gefroren hat, und dem nun die Wärme wieder durch die bebenden Glieder strömt.

Es war soviel Frieden und soviel Sonnenlicht in der Welt. Weshalb war sie nur gestern abend so außer sich gewesen, weshalb nur schien es ihr, als ob Gefahren und Unglück auf sie einstürmten, als ob etwas Schreckliches geschehen werde? Als ob sie tausend Gründe habe zu weinen?

Weil Guy sie so lange, so tief, so erstaunt angesehen?

Wieder errötete sie, als sie dieses Blickes gedachte.

Sie bildete sich ein zu wissen, warum sie ihrerseits Guy so verloren in Staunen habe ansehen müssen — sie hatte es Charlotte nicht gestehen mögen. Sie hatte in ihren vielen einsamen Stunden viel Romane gelesen, harmlose, weltfremde Bücher, welche das Bild des Lebens zurecht gruppierten und schön auffärbten, für die Auffassung „höherer Töchter." Und dabei hatte sie dann davon geträumt, daß auch einmal in ihr Leben der hohe, gebieterische Mann mit dem wallenden, schwarzen Bart und dem vernichtenden Blick treten werde. Sie hatte sich genau ausgedacht, wie er mit bleicher Hand sich den herrlichen Bart streicheln werde. Und seine Augen hatte sie im voraus gekannt: sie waren lodernd, dunkel und sahen sie an, wie man ein Wunder anstaunt, das Wunder der Liebe.

Diese kindischen Träume waren halbvergessen; einen solchen hohen, gebietenden Mann hatte sie wenigstens, soweit sie sich die Menschen ansah, nirgends bemerkt.

Aber wunderlich mischte sich das Erlebnis von gestern abend mit den thörichten Phantasien ihrer Entwickelungszeit. Es war ihr kein geheimnisvoll anziehender Mann von romanhafter Schönheit und überwältigender Majestät begegnet.

Ein altes Lied. Nach dem Gemälde von W. Firle.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Aber mitten im Alltag des Lebens und seinem bürgerlich ruhigen Fluß hatte sie in Männeraugen gesehen, die lodernd und dunkel und erstaunt waren, wie die Augen in ihren Träumen.

Und sie versuchte über sich zu lächeln, während dennoch ein seltsames Bangen in ihrem Herzen blieb, das sich zu dem Wunsch abklärte: ihr möge jedes Wiedersehen mit Guy erspart bleiben.

Was sie empfand, ging im wechselnden Spiel einer bezaubernden Ausdrucksfähigkeit der Mienen über ihr Gesicht.

Und Philipp saß davor und beobachtete es.

Ihn faßte eine verzweifelte Gier, dieses sprechende Antlitz genau und mit vollendeter Künstlerschaft wiedergeben zu können. Und er begriff es heute mehr als je, daß seine Kunst nicht ausreichte, so seine belebte Züge, an denen die schönen Linien zur Nebensache wurden vor der Seele, die aus ihnen sprach, jemals so wiederzugeben, wie er sie sah.

Die Sonne ging weiter, und ein Schatten fiel auf Salvatrix' Gesicht. Damit war die Sitzung zu Ende.

Die Frauen gingen durch den von Wärme und Licht still glühenden Garten sacht zum Haus empor.

Philipp ordnete seine Sachen. Dabei bemerkte er, daß neben Salvatrix' Stuhl ein weißes Tüchlein lag. Er hob es auf, um es ihr nachher zu geben, und steckte es inzwischen vorn in seine Weste.

Nun sein Modell nicht mehr ihm gegenüber saß, sah er wieder auf seine Malerei. Er gestand sich, daß auch ein besserer Künstler schwere Arbeit gehabt haben würde mit diesem Gesicht. Er wollte sein Werk verheißend finden. Er wollte glauben, es werde gut. Er lechzte danach, frohen, künstlerischen Mut zu empfinden.

Aber seine Ehrlichkeit und seine Anständigkeit hinderten ihn sogar, sich vor sich selbst zu steigern.

Starr saß er vor seiner Arbeit und sah die erträgliche und mittelmäßige schließlich als eine unerträgliche und schlechte an. Er hatte einen sehr subtilen Geschmack. Er sagte, in der Kunst gäbe es nur Vollendetes oder nichts.

Er quälte sich seit Jahren schwer damit, bei seiner Selbsterkenntnis dennoch nach einer künstlerisch geachteten Position zu streben. Er wußte ganz genau, daß man in ihm überall bloß „den netten Kerl" sah — nie den Künstler.

Und hier vor diesem höchsten und größten Versuch, den er je gemacht, litt er am schwersten.

Mit dem Bilde des Verstorbenen war gestern sein Publikum hier zufrieden gewesen. Ja, er wußte wohl — nach Photographien konnte er schon eher machen, was ihm unmöglich war, nach dem Leben zu bilden.

Und gerade sie — sie hätte er malen mögen wie ein zweiter Lenbach.

Er ließ die Gedanken nicht groß werden, die ihre Güte in ihm erweckt, aber tief in seiner Seele war doch die Erkenntnis, daß alles, alles ganz anders wäre und werden könnte, wenn er sich gerade mit diesem Bild als Meister erwiesen.

„Ich muß ein Ende machen — einmal — endlich!" dachte er. Schon hundertmal hatte er sich das gedacht.

Allerlei Pläne schwankten vor seinem Geist. Jeder sah drohend aus.

Philipp war unerbittlich gegen sich. Er gestand es sich: was er gesellschaftlich war, war er durch seinen Beruf. Nur sein Metier hatte ihm nach und nach die Thüren zu den guten Häusern geöffnet. Als Sohn seiner Eltern war er auf den Verkehr mit Komödianten oder irgendwelchen Schulz-Weilers angewiesen.

Und er ertrug nun einmal nicht Halbbildung, schlechte Manieren, unordentliche Lebensführung, eitle Prahlerei, Schulden, lärmende Vergnügungen.

Was hätte er werden können — er, ohne Vermögen, wie er war? Kaufmann? Das hieß für ihn: Kommis spielen. Den stolzen Rang, den er hier in der Hansestadt die Kaufherrn einnehmen sah, den konnte er nie erklimmen.

Manchmal hatte er daran gedacht, daß er als Dekorateur seinen künstlerischen Geschmack verwerten könne. Aber er konnte doch weder Tapezierer werden, noch ein großes Kunst- und Dekorationsatelier etablieren. Das erstere hätte ihn aus der Gesellschaft entfernt — das zweite verlangte Geldmittel, die ihm fehlten.

Er verwünschte seine Talente, seine

Geschmacksbedürfnisse, seinen angeborenen Blick für Bilder.

Die Natur hatte ihn zum Mäcen und Kenner bestimmt. Als Grandseigneur hätte er zur Welt kommen müssen.

Wozu nützten ihm seine Fähigkeiten: wie konnte er z. B. einen Beruf und Verdienst daraus machen, fürstliche Schlösser stilgerecht einzurichten? Wer würde ihn, den unbekannten Maler zum Leiter und Konservator einer staatlichen Galerie machen?

Oft war ihm die Versuchung nahe gewesen, sein Herz Charlotte auszuschütten.

Allein ängstlich hütete er seine Zunge. Er fürchtete, sein Geständnis könnte eine Anerbietung von ihrer Seite zum Gefolge haben.

In dieser Stunde, hier im stillen Mittagsgarten, wo er einsam saß, sein unzulängliches Werk vor sich, kam die Verzweiflung wieder über ihn. Aber sie kam auch mit entscheidender Gewalt.

„Schließlich lieber ein ehrlich arbeitender Handwerker als ein lächerlicher Künstler," sagte er sich.

Das that weh. Die Trennung von allen Träumen, die er einst gehegt, war ja längst vollzogen.

Er begriff, daß es schließlich noch leichter gerade für ihn gewesen war, allmählig dem Ehrgeiz zu entsagen, als sich selbst plötzlich durch einen neu zu beginnenden Lebenslauf von allem zu scheiden, was ihm lieb und ein Bedürfnis war.

Ehe er sein Leben aber als Kopist und Photographienmaler hinbrachte, wollte er lieber neu anfangen, suchen, etwas anderes zu werden.

Er fragte sich selbst, ob er dazu den Charakter und die Kraft habe. Zu dergleichen Kämpfen gehört im allgemeinen mehr Ellbogen als Feingefühl. Und er war an letzterem reicher.

Jetzt verdiente er immerhin so viel, daß er gut leben konnte. Sein täglicher Verkehr in reichen Häusern hatte ihn in all den Bedürfnissen befestigt, die er schon in seiner Kindheit an sich beobachtet.

Schon damals blieb er lieber allein zu Haus, als daß er mit schmutzigen und rohen Kindern auf der Straße spielte. Schon damals verdarb es ihm den Appetit, wenn seine Pensionsmutter bei den Mahlzeiten schlechte Manieren entwickelte.

Er war eben einer von denen, die lieber Rindfleisch an einer elegant gedeckten Tafel speisen, als Gänseleberpastete an schmutzigem Tisch.

Seine Malerei, gerade sie, hatte ihm hundert Mittelchen an die Hand gegeben, sich ein hübsches Kavalierleben in bescheidenen, soliden Formen aufzubauen. Er konnte sich überall nützlich machen, jede Gastlichkeit, die er empfing, durch reizende Gaben und kleine Dienste erwidern, Feste arrangieren, Kostüme zeichnen, Freunde in berühmte Ateliers einführen — er war eben „ein netter Mensch." Nur zu deutlich fühlte er, daß es in *keinem* anderen Beruf möglich sei, sich mit solchem niedlichen, willkommenen Kleinkram eine Stellung zu machen.

Mit seinem jetzigen Beruf brechen, hieß für ihn zugleich, einen Kampf mit der Entbehrung aufnehmen!

Aber er hatte ein heißes Bedürfnis, mehr zu werden und zu sein als ein netter Mensch. Er wollte sich selbst achten können auch in seiner Arbeit.

Seinen Kopf und die gefalteten Hände gegen das Brett der Staffelei gelehnt, saß er so in schwere Gedanken verloren.

Ein Geräusch schreckte ihn auf. Myle stand neben dem Stuhl, auf welchem vorhin ihre Herrin gesessen, und suchte etwas.

Philipp war verlegen und verwirrt, daß man ihn in dieser Stellung gesehen.

Er hantierte schnell und eifrig an seinen Sachen, klappte den Schirm zu, zog den Stock aus der Erde und legte ihn zusammen.

„Haben Sie nicht das Taschentuch meines Fräuleins gesehen?" fragte die Holländerin.

Nun fiel Philipp das Tuch wieder ein. „Hier ist es."

Myle ging schnell, als eile es sehr, nach dem Hause zurück und zu ihrem Fräulein hinauf.

Salvatrix lag gerade auf der Chaiselongue und träumte in den Tag hinein.

„Fräulein," sagte die Dienerin hastig, „ich muß es noch mal sagen: bitten Sie Frau Baumeister, daß die den Maler wegschickt. Der Mann liebt Sie doch — ich weiß es nun gewiß!"

„Ich habe dir diese Redereien verboten," rief Salvatrix peinlich berührt.

„Und wenn ich Ihnen sage, daß er da unten im Garten saß und daß er aussah, als weine er, mit dem Kopf unten gegen die Kante von Ihrem Bild?! Und wenn ich Ihnen sage, daß er dies Tuch auf der Brust trug, in seiner Weste?“ sprach die Frau eigensinnig.

Salvatrix wurde ganz rot.

„Laß das,“ sagte sie leise und drehte ihren Kopf nach der anderen Seite.

Ihr Herz klopfte. Also war sie wirklich und wahrhaftig geliebt.

Vor ihrem Bilde hatte er geweint, ihr Tuch in sein Gewand gesteckt! — —

Geliebt! Wahrhaft und zum erstenmal geliebt!

Und so bescheiden, so still!

O, sie wußte mit einem Mal, weshalb Philipp sich ihr selbst weder mit Wort noch Blick verriet. Sie hatte genug Geschichten gelesen, in denen edle Männer lieber starben, als sich einer so reichen Erbin offenbarten.

Er litt stolz und stumm.

Ihre Reinheit, ihre Unreife, ihre Unkenntnis des Lebens und des Mannes, ihre Großmut, ihre sanfte Weiblichkeit vermischten sich ganz heillos und riefen eine Komplikation von Gefühlen hervor, die mit einem Male ihrem Leben Inhalt zu geben schienen. Es war, als stehe plötzlich eine große, ernste Aufgabe vor ihr, die gelöst werden müsse.

Worin diese Aufgabe bestand, war ihr nicht klar, das Verantwortlichkeitsgefühl aber lebhaft.

Und dann kam es ihr vor, als zerstreue dieses neue, große, wichtige Ereignis das letzte Bangen in der Erinnerung an jenen Blick. Da sah man nun doch, daß zur Liebe weder der romantisch schöne Mann, noch der herrliche Bart, noch die dämonischen Augen gehörten.

Sie lächelte glücklich und erlöst vor sich hin und vergaß ganz, daß es sich nicht um ihre eigne, sondern um Philipps Liebe handele.

Über die Rätsel der Liebe, der Ehe und des Mannes nachzudenken, sieht jedes junge Mädchen sich bei der leisesten Gelegenheit verführt.

Und Salvatrix war ihrer ganzen Natur nach bestimmt, zärtlich und ergeben zu fühlen.

Unwissend und erwartend stand sie vor den noch verschlossenen Thoren des Lebens.

Sie erfuhr, daß sie geliebt sei, und damit schienen sich diese geheimnisvollen Thore ein wenig zu öffnen.

Es war, als sähe sie schon durch den schmalen Spalt den Ausschnitt einer wunderschönen Gegend.

Während Salvatrix so lag und träumte, ging die Holländerin mit ihren sachten Schritten hin und her und ein und aus, ordnend und putzend in den Räumen, die so wie so schon immer sauber bis zur Kälte des Eindrucks waren.

Myle fühlte sich hochbefriedigt. Sie beurteilte die Seele ihrer jungen Herrin ebenso falsch, wie deren Körper. Den letzteren hielt sie für ganz zerbrechlich, die erstere für viel robuster, als sie war. Sie maß, wie alle grob und einfach organisierten Menschen, nach ihren eignen Gedanken die anderen. Nun war sie fest überzeugt, daß Salvatrix es anmaßend fände, daß der arme Maler wage, sie zu lieben, und seine Entfernung alsbald veranlassen werde.

Einmal, als Myle einige Zeit drüben in ihrem, nach vorn belegenen Zimmern herumgekramt hatte, kam sie zurück, einen Pack Leibwäsche auf dem Arm, und sagte:

„Herr Baumeister ist eben gekommen.“

„Bewahre. Onkel Peter kommt erst übermorgen,“ antwortete Salvatrix. „Es ist auch gar kein Wagen zur Station geschickt.“

„Doch. Er stieg aus einer Droschke. Ich hörte sie vorfahren und sah hinaus,“ behauptete Myle.

Konrad Peter Baumeister war in der That zurückgekommen.

Das Mädchen kam hereingestürzt und meldete es Charlotten, während Kehr draußen dem Herrn die Sachen abnahm.

Befremdet stand Charlotte auf. Sie saß auf der Veranda und las.

Es lag gar nicht in Baumeisters Gewohnheiten, etwas Überraschendes zu thun. Ihr Herz klopfte heftig.

Ehe sie noch durch das Speisezimmer auf den Flur gelangen konnte, trat ihr schon Baumeister entgegen.

Das volle Tageslicht fiel auf sein Gesicht. Es war grauweiß, scharf von Falten der Ermüdung oder innerer Erregung gezeichnet und schien um ein Jahrzehnt gealtert.

Charlotte erbebte. „Du kommst zurück? Es geht dir doch gut?“ fragte sie.

Ihr Gatte küßte sie, wie er immer pflegte, auf die Stirn — flüchtig und gewohnheitsmäßig.

„Es geht mir gut. Nur ein wenig reisemüde natürlich,“ sprach er mit klangloser Stimme.

„Wir erwarteten dich erst übermorgen,“ sagte sie zögernd. Die Frage nach dem Grund seiner Rückkehr klang so deutlich heraus. Und Baumeister sagte sich, daß sie ihn ohnehin aus Zeitungsnotizen noch erraten werde.

Indem er langsam seine Handschuhe auszog, sprach er: „Der Zweck meiner Reise war hinfällig geworden. Fielding Brothers sind in Zahlungsstockungen geraten, alle Bemühungen, ein Moratorium zustande zu bringen, scheiterten. Der Konkurs wird erklärt werden.“

Charlotte war leichenblaß geworden. „Fielding Brothers — — das ist ja furchtbar — das ist — das wird — —“

„Das wird allerdings noch den Fall des einen und anderen Hauses in London und Hamburg nach sich ziehen,“ sagte er mit einer seltsamen Ruhe. Nur seine Stimme war klanglos.

„Und du — und wir — — waren Fielding Brothers es nicht, die teilweise euer australisches Unternehmen finanzierten?“ fragte Charlotte zitternd.

„Woher weißt du das?“ fragte er schnell und scharf entgegen.

„Letzten Winter, auf einem Diner, ich glaube bei Pehrbrands, hatte ich den älteren Raßmus zu Tisch. Er gratulierte mir zu deinem Unternehmen, das er schon darum für glänzend halte, weil Fielding Brothers sich beteiligt hätten.“

Diese Antwort mußte aus irgend einem Grund beruhigend auf Baumeister wirken. Vielleicht hatte er gefürchtet, daß Charlotte ihm von einem ungünstigen Börsengerücht erzählen würde.

„Und wir?“ fragte Charlotte noch einmal drängend.

Er stand in der Verandathür. Mit hochmütig erhobenem Kopf sah er in die Gegend hinaus. Da draußen auf dem Elbstrom schien ihn etwas zu interessieren, das viel wichtiger war als diese nebensächliche Unterhaltung über den Fall eines englischen Bankhauses.

„Wir?!“ sagte er. „Wir werden durch nichts berührt. Wir sind die Firma Konrad Peter Baumeister, die heute über ein Jahr die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens feiert — Sieh mal, ist das nicht schon die Coimbra, die stromab fährt? Also schon halb fünf. Ich muß um sechs Uhr noch einmal in die Stadt.“

Nun wußte Charlotte, daß er nicht sprechen wollte.

Bleich und stumm stand sie. Und ihr war, als stehe wieder jene dritte unsichtbare Gestalt zwischen ihr und ihrem Gatten, und als wehe ein Atem von Kälte herein, der sie erbeben machte.

VIII.

Tante Wische ging von Haus zu Haus. Es gab in diesen Tagen soviel zu erzählen und zu erhorchen, und überall weinte Tante Wische ihre ehrlichen Thränen. Raßmus & Co. hatten falliert, daß Heller & Maurer sich nicht würden halten können, war offenes Geheimnis, auch Meyer & Meyer waren bedroht. Tante Wiesche war eine geborene Raßmus, und obschon sie mit dem Firmeninhaber nur durch einen gemeinsamen Großvater verwandt war, litt ihr Familiensinn doch schwer. Ein gewisser Trost lag für sie und die Welt darin, daß dieser Konkurs in einer Krise erfolgte, die schon lange in der Luft gelegen und durch den Fall von Fielding Brothers zum Ausbruch gekommen war. Von einer Geschäftskrise erfaßt und in den Abgrund gezogen zu werden und mit mehreren bisher angesehenen Firmen das gleiche Schicksal zu teilen, schien weniger schimpflich.

Mit dem Unglück geht es wie mit der Sünde: hat man Genossen darin, erscheint es gemildert.

Das Epochale, das Erstaunliche des Einzelfalles wird dem Ereignis genommen.

Tante Wische erinnerte sich, ebenso wie der alte Pehrbrand und andere alte Leute noch der fürchterlichen Krisis in den vierziger Jahren. Damals brach eine Geldnot in Hamburg aus, von der man sich bei dem Stande der heutigen Münzcirkulationen keine Vorstellung machen konnte, und der alte Pehrbrand war dabei gewesen, wie im Bahnhof die drei grünen

Güterwagen voll Silberthaler einliefen, die Österreich nach Hamburg geschickt. Die Leute hatten vor Freude geweint und die Soldaten umarmt, die den Geldzug eskortierten.

Die kleinen und großen Häuser wurden noch genannt, die damals zusammenbrachen.

Auf Tante Wisches Lippen lag noch ein anderer Name; aber sie traute sich nicht einmal fragend, ihn in den verschiedenen Häusern auszusprechen. Und niemand sprach ihn laut aus. Aber dennoch wußte man, daß er von Ohr zu Ohr geflüstert ward: der Name Konrad Peter Baumeister.

Endlich einmal fragte sie bei verschlossenen Thüren den alten Pehrbrand, ob es denn dankbar sei, daß ... Er ahne vielleicht wen und was sie meine.

Natürlich ahnte der alte Pehrbrand, was sie meinte. Aber auch er sah sich noch einmal im menschenleeren Zimmer um, ehe er antwortete: „Die Börse war niedergeschlagen und beunruhigt. Keiner will es glauben. Man hofft allgemein, daß es bloß Gerücht ist. Wissen Sie noch, Tante Wische, vor fünfzehn Jahren, wie der große Kaffeekrach war? da sagten sie auch, daß Konrad Peter ... na und nachher ward es schnell s—till. Sicher ist ja woll, daß für Baumeister viel auf einer Karte s—teht. Aber so'n altes, solides Haus! 'ne erste Hamburger Firma! Nee, das will denn doch nicht in meinen alten Kopf! Aber was wahr ist: er hat'n büschen die Großmannssucht, unser guter Konrad Peter — — er kann sich keinen vorbeilassen. Und er hat ja woll gemeint, er muß auch den Großen s—pielen, bei den neumondschen Kolonialunternehmungen! Wenn er sich man nich' die Finger verbrennt bei dem australischen Geschäft. Na — wir sind ja nicht engagiert mit der Firma

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Chr. Kröner.

Baumeister. Sie sehen mal wieder bei dieser Gelegenheit, Tante Wische: lieber das kleine, solide Geschäft, als das kühne, unsolide."

Da Tante Wische ihr Geld im Hause Pehrbrand hatte, war es ihr nicht unlieb, daß Vetter Pehrbrand ein altmodischer Herr blieb. Aber durch die Auskunft über Baumeister war sie so klug wie zuvor.

Sie beschloß einmal bei Guy und Martina vorzusprechen. Vielleicht war Guy bei Charlotte gewesen und wußte was. Doch nahm sie sich vor, nicht geradeaus zu fragen, am wenigsten vor Guys Frau.

Das junge Paar hatte indessen stürmische Tage verlebt.

Guy machte seine Drohung wahr, kein zärtliches Wort mit Martina zu reden, bis sie zur Einsicht gekommen sei.

Und ihm, wie fast allen Menschen, die grollen und streiten, entschwand über der Mißempfindung des Unfriedens bald die eigentliche Ursache, um derentwillen der Unfriede ausgebrochen war. Dabei wandelt sich dann unversehens der gerechte Zorn in einen starren Trotz.

Schließlich handelte es sich auch bei ihm gar nicht mehr darum, Martina durch erziehende Konsequenz der Haltung zu einer kleinen Handlung weiblichen Zartsinnes zu bewegen, sondern er war ganz und gar vom Trotz beherrscht, der bloß Nachgiebigkeit, ob mit oder ohne Einsicht, sehen will.

Dagegen anzukämpfen forderte eine große Zähigkeit. Martina besaß diese im ausgedehntesten Maße und dachte nicht daran, die Waffen zu strecken.

Sie schrieb die ganze Geschichte anderen Tages sogleich an ihre Mutter. Frau Kalkowski ersah aus dem Briefe der Tochter, daß diese von den Hamburger Freunden ihres Gatten die unerhörtesten Kränkungen zu ertragen hatte.

„Nimm die Gelegenheit wahr, Guy mit den Leuten zu entzweien. Sonst wirst du deines Glückes nie froh. Also kein Nachgeben; um keinen Preis! Übrigens komme ich demnächst zu euch. Papa geht während der Ferien mit Schulz-Weilers nach Helgoland, und ich denke, da sie doch via Hamburg reisen müssen, wir verleben alle miteinander einige nette Tage. Wenns nötig sein sollte, suche ich selbst diese Baumeister auf und mache ihr den Standpunkt klar."

Hieraus sog Martina noch das freudige Gefühl, gewiß in ihrem Recht zu sein.

Jeden Mittag und Abend stritt sie mit Guy. Von ihren schnöden, an Salvatrix gerichteten Worten war bald gar nicht mehr die Rede.

Es handelte sich immer nur darum, daß Martina täglich wiederholt sagte:

„Ich sehe doch gar nicht ein, weshalb ich mich zwingen lassen soll, mit Menschen zu verkehren, die ich nicht leiden mag und die nicht zu mir passen! Das wäre ja eine Lüge! Willst du mich zu Unwahrheiten zwingen?! Du hast jene Menschen lieb. Gut, geh' manchmal zu ihnen, wenn du willst. Aber verschone mich mit Ansprüchen, die ja gar nichts mit meiner Ehe zu thun haben."

Das klang richtig. Jeder, der das so gehört hätte, ohne zu wissen, daß Guy nicht Guy geworden wäre ohne das Baumeistersche Haus und ohne Charlottens sorgende Liebe, jeder würde gesagt haben: Aber die kleine Frau ist ja absolut in ihrem Recht!

Und wie Guy das Tag für Tag in allen Tonarten, mit dem starken Accent ehrlicher Überzeugung, so sagen hörte, konnte er nicht umhin, manchmal und immer öfter zu denken:

„Eigentlich hat sie ja recht, von ihrem Standpunkt und für sich. Sie darf schließlich wie jeder Mensch beanspruchen, zu verkehren, mit wem sie will."

Dann fiel ihm wieder Anne-Marie ein. Die verkehrte auch nicht aus freier Wahl mit der alten Frau Pehrbrand. Aber ihrem Robert zuliebe ertrug sie alle Launen der Schwiegermutter, und wenn es doch gelegentlich einmal einen kleinen Krach gab, vertrug man sich schnell wieder unter Thränen und Küssen und war sich eigentlich nur näher gekommen durch die glücklich beigelegte Streiterei. Was Anne-Marie konnte für Robert, sollte doch Martina für ihn können.

Als er es einmal sagte, lachte sie ihn aus. Die alte Pehrbrand — nun, das war ja Roberts Mutter. Die hatte Anne-Marie sozusagen standesamtlich als Ballast fürs Leben mit bekommen, während er —

Guy — doch mit der Baumeister und ihrer Sippe bloß befreundet war.

Bloß befreundet. Dem Wort gegenüber flammte Guys Trotz, der schon sehr im Entschwinden war, stark wieder auf.

Ist nicht das, was aus freier Wahl, aus großmütiger Freundschaft gegeben wird und ward, tausendmal dankenswerter nnd verpflichtender, als das, was angeborene Pflicht thut!

Martina, die bisher nur in dem feindseligen Instinkt des groborganisierten gegen den vornehm veranlagten Menschen eine Art allgemeiner Abneigung gegen Charlotte Baumeister und die schöne Salvatrix gehabt, eine Abneigung, welche sich nur ganz schwach über die Linie der Gleichgültigkeit erhob, fing in diesen Tagen an, die beiden Frauen zu hassen.

Um ihretwillen mußte sie sich alle Tage ärgern, um ihretwillen enthielt ihr Guy seine Zärtlichkeiten vor, um ihretwillen war das Leben mit einem Mal langweilig geworden. Denn natürlich konnte man von Vergnügungsplänen nicht reden in einer Periode ehelicher Streitereien.

Zuletzt vergaß Martina ganz, daß sie sich unartig gegen Salvatrix betragen hatte, und rechnete Guy wieder und wieder hundert kleine Züge, Worte und Blicke vor, mit denen sie Sonntags von Charlotte, Salvatrix, Pehrbrands nnd Anne-Marie beleidigt worden war. Sie hatte ja jede Minute auf der Wacht gesessen und in jeder Harmlosigkeit eine gegen sie gerichtete Absicht gesehen.

Und alle Klagen schloß sie mit der einen:

„Wir sind so glücklich gewesen, unser Dasein war ein Wonnetraum, bis zu dem Tag, wo ich mit diesen Leuten mich anfreunden sollte."

Darin hatte sie ja wieder recht. Heiß lief es Guy durch die Adern, wenn er an die ersten Wochen seiner Ehe zurückdachte.

Und ohne daß er sich dessen recht bewußt war, stieg ein dumpfer Groll gegen seine bisherigen Freunde in ihm auf.

„Deine Pflichten sind bei mir. Dein Eid galt mir. Reut es dich, verlasse mich nur und gehe zu den anderen," sagte Martina.

Gewiß, seine Pflichten waren bei ihr. Und jeden Tag mehr wich sein Trotz.

Er fühlte es zu Stunden ganz klar: sie war der größere Egoist von ihnen beiden und also die stärkere Art — sie würde triumphieren!

Aber schließlich — sie hatte recht: sein Eid band ihn an sie. Und hatte sie ihm nicht schon Stunden unerhörten Glücks gegeben? Wem war er Rechenschaft schuldig, ob in kleinen ehelichen Streitigkeiten sie oder er der obsiegende Teil war? Es kam doch schließlich nicht auf die Behauptung seiner tyrannischen Männlichkeit an. In der Liebe gibt es kein sich etwas Vergeben.

Und vor allen Dingen kam es doch auf Glück an und nicht auf das Herrschen.

„Mama und Papa kommen mit Schulz-Weilers hier durch. Papa geht mit seinen Freunden nach Helgoland," sagte Martina eines Tages, „Mama wollte ein paar Tage hier bleiben, bei uns, sich meines Glücks zu freuen. Ich bitte dich, vor ihr dein ungerechtes Betragen gegen mich für ein paar Tage zu verstecken. Es bräche Mama'n ja das Herz, wenn sie das 'raus spürte."

Bei diesen Worten kam Guy sich fast schon wie ein grausamer Tyrann vor.

Plötzlich fiel ihm die Predigt bei ihrer Trauung ein, und wie rühmend der Pastor es hervorgehoben, was Muttertreue unter so schwierigen Verhältnissen an der Tochter gethan.

Und die Mutter sollte nun Zeugin von Streit und Unbehaglichkeit werden?

Aber ausweichend sagte er:

„In jeder Ehe gibt es Zeiten der Reibung."

„Früher war die unsere frei davon," behauptete Martina kühn.

Sie vergaßen in dem Unfrieden dieser Tage ganz und gar, alle beide, daß sie schon vordem oft heftig gegeneinander aufgeflammt waren, daß aber jeder Streit schnell erstickte in der Verliebtheit, die sie immer neu zu einander riß.

Sie dachten nur an die Stunden ihrer Liebe.

Und gerade an diesem Nachmittag, wo sie nach Tisch im Salon waren, Martina sitzend am Fenster, durch das sie auf das Alsterbassin mit seinem bunt-lustigen Schiffsleben hinübersah, Guy auf- und abwandernd, eine Cigarette im Mundwinkel,

gerade an diesem Nachmittag erinnerten sie sich ihres Glücks.

Sonst hatten sie um diese Stunde zusammen auf dem Sofa gesessen eng aneinander geschmiegt, von all dem Glück und Glanz plaudernd, das ihnen die Zukunft bringen sollte, oder lachend und sich küssend.

Jetzt waren sie stumm.

Martina hatte längst gespürt, daß sie auf dem Wege zum Sieg sei.

Sie erwog, ob sie nicht aufspringen und Guy einfach um den Hals fallen solle. Aber wenn es zu früh war — vielleicht um ein paar Stunden noch zu früh — dann blieb ihr nichts übrig, als den ganzen Kampf von neuem zu beginnen oder um Verzeihung zu bitten. Das erste war langweilig, das zweite wollte sie um keinen Preis.

Und Guy that, als sähe er seine Frau gar nicht an. In der That aber sah er nur sie im ganzen Zimmer. Er spürte ihre Gegenwart mit allen Sinnen. Seit vierzehn Tagen ging er feindlich neben ihr her — vierzehn Tage neben einem Weibe, das sein Weib war und mit dem er sich so zu freuen verstand. Er kam sich vor wie ein Dummer, der sich von freien Stücken in ein Schneefeld stellt, während er sich an loderndem Flammenfeuer, das ihm brennt, alle Glieder wärmen könnte. Ihm wurden die Lippen trocken vor Begier.

Während so Martina noch rechnete und Guy mit sich kämpfte, schlug die Uhr fünf.

Guy fuhr zusammen. Es war seine Zeit, ins Bureau zu gehen, die Mittagsrast war verronnen.

„Adieu, Nini," sagte er.

Sie sprang auf und ging auf ihn zu. „Adieu," sagte auch sie und hielt ihm die Hand hin.

Sie standen nahe einander gegenüber und sahen sich an.

Es war ein seltsames Anschauen. Es war etwas darin, wie von verbotener Sehnsucht. Wäre Martina das Weib eines anderen gewesen, nach dem Guy, noch unerhört, rang — sein Blick konnte nicht anders sein.

Ihre Blicke brannten ineinander.

Sie sahen sich an, wie sonst die Sünde sieht. „Adieu," sagte er noch einmal heiser und ging.

Martina aber wußte, daß sie ihn wiedererobert hatte.

Und ein Zufall der glänzendsten Art kam Guy zur Hilfe, seine Niederlage zu verdecken.

Kaum befand er sich im Bureau, als Teuscher senior, der reich gewordene Exportschlachter und Vater seines Freundes Teuscher, mit einem Fremden eintrat. Der Fremde war ein aus Hamburg gebürtiger Chicagoer, hatte drüben mit einer Großschweineschlachterei Millionen verdient, wollte die Früchte seiner Arbeit nun in Hamburg verzehren und den Leuten, bei denen seine Mutter einst gewaschen, sein Vater einst Kaffeesäcke abgeladen, nun zeigen, was amerikanische smartness sei. Ein Haus wollte er sich bauen lassen, daß man in der ganzen Stadt davon rede. Und da Guy doch schon einmal in einer Konkurrenz von einem Fürsten eine Prämie bekommen, so dachte Mister Notter, das Palais, das dem kleinen Regenten zu teuer gewesen, könne am Ende er, der große Wurstfabrikant, sich bauen lassen. Da sei dann Humor drin und Geschmack obenein.

Guy geriet in einen Freudenrausch, den er nur mühsam vor Teuscher und Mister Notter verbarg.

Er sollte einen Bau ausführen, der seinen Namen noch mehr als die Spekulationsvilla bekannt und geachtet machen würde!

Und er sollte ein großes, sehr großes Stück Geld dabei verdienen. Bei einem derartigen Bau konnte er und mußte er als Schöpfer des Planes, als verantwortlicher Leiter des Baues seine hunderttausend Mark übrig haben. Der Fürst hatte keinerlei Eigentumsrecht an dem Plan, Guy hatte ausdrücklich nur eine Prämierung erhalten, auf den Ankauf des Planes verzichtete der Fürst. Daß einige architektonische Veränderungen notwendig seien, um bei der veränderten Bestimmung des Baues doch geschmackvoll zu bleiben, sah Mister Notter sofort ein.

Kaum vermochte Guy den Augenblick zu erwarten, wo er aus seinem, im Erdgeschoß liegenden Bureau die zwei Treppen hinauf zu Martina eilen konnte. Allein Mister Notter wollte das Geschäft erst begießen, wie er es nannte, und nahm Guy und den alten Teuscher für zwei Stunden mit in ein Restaurant. So ward es spät, bis

Kolumbus. Nach der Statue von Ludwig Habich.

Guy sich endlich von den beiden Männern trennen konnte. Er eilte heim.

Vor seiner Erinnerung stand der heiße Blick, den er heute mit Martina gewechselt. Er malte sich ihren Jubel aus bei der großen Botschaft, die letzten beiden Wochen waren wie weggewischt aus seinem Gedächtnis, vor dem Ereignis, das seine Berufsstellung auf Jahre hinaus, vielleicht für immer zu einer gesicherten, ersten, glänzenden machte. Gern hätte er im Fluge noch ein Geschenk für Martina erstanden. Aber die Juwelierläden waren alle geschlossen. Vom Petriturm schlug es schon neun.

Im Sturm nahm er die Treppen, konnte vor Aufregung den Schnepper zur Thür nicht finden, klingelte wie ein Rasender und stürzte endlich an dem erschreckten Mädchen vorbei in den Salon.

Dort saß Martina im hellen Dämmerschein und langweilte sich. Sie hatte sich eingebildet, daß Guy heute sehr früh und zwar als ein Reuiger und Verliebter zurückkehren werde. Dann wollten sie ein Versöhnungssouper bei Pfordte nehmen. Guy sollte ihr etwas recht Schönes schenken, und sie würde ihn dafür küssen — küssen. Aber es schlug acht Uhr, es schlug neun. Der lange Sommertag fing an bläßlich und farbenmatt zu werden.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen. Guy kam herein.

„Nini," rief er, „Nini — was Neues, was Unerhörtes — ein riesiges Glück."

Sie flog in seine Arme, und unter jubelnden Küssen vernahm sie, was sich ereignet.

Von einem Aussprechen über das Vergangene, von Geständnissen, Reue, Einsicht, Versprechungen war gar nicht mehr die Rede.

Sie flüsterten nur zusammen von ihrer Sehnsucht nacheinander, von all dem Glanz, den der Reichtum um die süße Frau breiten solle, von all dem Ruhm, den der einzige Mann ernten würde.

Am anderen Morgen beim ersten Frühstück, das sie in derselben Stimmung verzehrten wie jenes nach ihrem Hochzeitstag, sagte Guy, daß er gestern abend so gern ein schönes Geschenk mitgebracht hätte, daß leider aber alle Läden geschlossen gewesen. Aber er wolle es nachholen.

„Ach," sagte Martina, „das war ein famoser Gedanke von dir. Du bist mein geliebter Lump. Man kann dir nicht böse bleiben. Aber weißt du was: schenk mir Geld, da kann ich mir selber was kaufen."

Guy wollte gerade seine Tasse zum Munde führen. Er setzte sie nieder.

Ihm war es durchs Herz gegangen wie ein Schreck. Er fühlte sich plötzlich traurig. Kalt sagte er:

„Wenn du es lieber willst."

Und er zog sein Portemonnaie und legte ihr hundert Mark hin. Mit freudiger Dankbarkeit zog Martina die zehn kleinen gelben runden Stücke einzeln über das Tischtuch zu sich heran. Sie bemerkte gar nicht, daß es plötzlich war, als habe in einem schwülen Treibhaus eine rohe Hand ein Fenster aufgerissen und eisige Luft ströme herein.

Sie war ahnungslos, daß sie eine Unzartheit begangen. Erst als Guy ihr zerstreut adieu sagte, fiel ihr sein verändertes Gesicht auf.

„Puh, was haben Männer für Launen," lachte sie und küßte ihn in unverminderter Zärtlichkeit.

Dann spielte sie ein bißchen in ihrer Wohnung herum, an deren Schönheit sie eine große Freude hatte. Sie rückte hier einen Stuhl anders, stellte dort die Nippes in einer neuen Ordnung auf und sang vor sich hin.

Tante Wische wurde gemeldet. Freudig ging Martina ihr entgegen. Die kam gerade recht! Der konnte sie es dick geben! Ihr von Guys großem Auftrag sagen, von seiner bodenlosen Verliebtheit in sein Frauchen, von einem großen Geschenk, das er ihr in der ersten Freude gemacht. Tante Wische mochte es nur recht brühwarm an Baumeisters weiterklatschen.

So wurde denn Tante Wische von Martina förmlich hofiert, und Martina prahlte ihr vor, von den vielen Besuchen, die sie immer bekäme, und den schönen Sommertoiletten, welche sie bei Hagedorn bestellt habe.

Tante Wische gratulierte zu dem Bau, den Guy bekommen habe, und meinte, er könne von doppeltem Glück sagen, gerade in dieser Zeit einen solchen Auftrag zu erhalten.

„Wieso in dieser Zeit?" fragte Mar-

tina, die in vornehmer Haltung neben Tante Wische auf dem Sofa saß.

„Es ist doch eine alte Geschichte: wenn es in der großen Finanz und in der großen Kaufmannswelt einen Krach gibt, stockt die Unternehmungslust. Alle Welt meint, sie müßte sparen."

„Was für'n Krach?"

Da sah Tante Wische, daß Guy und Martina weder von den Fallissements etwas wußten, was Tante Wische unerhört fand — noch von dem Gerücht über Baumeister etwas gehört hatten — was Tante Wische innigst freute.

Sie empfahl sich erleichtert bald und mußte noch unter der Thür hören, daß morgen Herr und Frau Kalkowski erwartet wurden, mit Schulz-Weilers zusammen, „einer der ersten und vornehmsten Persönlichkeiten der Berliner Kaufmannswelt."

Und sie trafen dann auch richtig ein. Von Martina, die innig an ihrer Mutter hing, mit Jubel empfangen, stieg Frau Kalkowski aus dem Coupé. Wie immer sehr majestätisch, wenn auch etwas unförmlich, in einem grauen Gloriamantel, der vor Neuheit gleißte. Auf dem schwarzen, glänzend glatten Haar trug sie einen schwarzen Strohhut, Jägerform mit kecken Stutzen.

Frau Schulz-Weiler war prall in ein Reisekostüm von sandfarbenem Stoff gekleidet, über dem Busen zogen sich von den beiden Knopflöchern aus zwei Querfalten hin. Im Hintergrunde des Coupés schwenkten Schulz-Weiler und Martin Kalkowski fidel ihre Filzmützen, die sie in Helgoland tragen wollten und bereits in Berlin aufgesetzt hatten.

Da der Zug um zwölfeinhalb Uhr ankam, hatte Martina bei sich ein Diner um halb zwei angeordnet. Auch Teuscher und Gräfenhagen waren eingeladen. Guy hatte sich frei gemacht und schien inmitten der allgemeinen und sehr lauten Fröhlichkeit sehr zerstreut.

Daß Philipp nicht gekommen war, schien niemanden zu stören; er hatte geschrieben, er wolle morgen vormittag seine Mutter begrüßen.

Nach Tisch sprachen die Berliner den Wunsch aus, im Alsterpavillon den Kaffee zu trinken. Später wollte man ein Alsterboot besteigen und mit ihm herumdampfen und den Tag im Zoologischen Garten beschließen.

Frau Kalkowski und Frau Schulz-Weiler hatten zu Tisch ihre prächtigsten Kleider angezogen, farbige Seide, mit sehr viel Posamentierbesatz. Sie waren etwas auffallend. Kalkowski sah man den Schauspieler auf hundert Schritt an. Schulz-Weiler war zu modern gekleidet. Und alle waren sehr vergnügt und laut.

Guy genierte sich nicht wenig, hier in Hamburg mit dieser Gesellschaft herumzuziehen. Im Alsterpavillon mußte man sich zwischen Stuhllehnen und Schultern und entgegendrängenden Menschen durchzwängen und fand doch keinen Platz, als draußen auf dem Trottoir, vor dem Pavillon. Die Damen waren damit zufrieden, sie machten sich mehr daraus, die Passage auf dem Jungfernstieg zu beobachten, als das Wasser des Alsterbassins mit seinem Schiffsleben zu bewundern. Es dauerte ziemlich lange, bis man friedlich um die beiden eroberten und vom Kellner zusammengestellten Tischchen saß. Jeder bestellte etwas anderes und nahm sogleich seine Bestellung zurück, weil er sich noch mehr Genuß von dem versprach, was die anderen forderten. Dann kam das Gespräch wieder auf den Prachtbau, den Guy ausführen sollte.

„Wann geht's denn los?" fragte Kalkowski.

„Sobald Mister Notter einen geeigneten Platz erworben hat. Er steht schon in allerlei Unterhandlungen. Am liebsten möchte er die Baumeistersche Besitzung kaufen und die alte Villa runterreißen lassen. Aber das ist natürlich bloß ein Wunschgedanke. Notter darf nicht mal wagen, mit einem Antrag an Baumeister heranzutreten. Der würde ihm schön heimleuchten," erzählte Guy.

„Die haben ja woll ein rasendes Geld?" fragte Schulz-Weiler.

„Kolossiv," sagte Martina prahlend, „und von der Vornehmheit und dem Luxus bei unsern Freunden können Se sich keinen Begriff machen, liebste Schulzen."

„Um nun wieder uff den besagten Hammel jekommen zu sein," sprach Kalkowski, „in was vor'n Stil wird denn jebaut: griechisch oder römisch?"

„Ick hab jehört, neuerdings soll det Byzantintische riesig modern sein," behauptete Herr Schulz-Weiler.

„Ich habe mich durch den Pittipalast

begeistern lassen und seine stolze Strenge als Grundmotiv festgehalten."

„Der Pittipalast?" fragte Martina. „Was ist denn das für ein Palais?"

„In der Wilhelmstraße?" fragte die Schulz-Weiler.

„Aber Nini — ich schenkte dir doch zu Weihnachten das große Prachtwerk über die Renaissance," sagte Guy unwillig, „hast du es immer noch nicht studiert?"

„Herrjeses! Als ob das was mit der Bildung zu thun hätte, daß man jeden ollen Palast auswendig weiß," sagte sie. „Jetzt fällt mir's auch schon wieder ein. Richtig: Pittipalast."

In diesem Augenblick wurde Guy ganz fahl vor Erregung. Er sah drüben, an der Häuserseite des Jungfernstiegs, eine Gruppe daherkommen . . .

Anne-Marie Pehrbrand in einem ihrer einfachen graugelben englischen Kleider, das sie noch länger und dünner erscheinen ließ, als sie war — neben ihr, wie immer in tiefem Schwarz, aber heute ohne Schleier vor dem märchenschönen Angesicht, Salvatrix.

Hinter beiden schritten Charlotte Baumeister und die alte Frau Pehrbrand; Charlotte trug ein schwarzweißes Kleid von sommerlich leichter Seide.

Kehr folgte den Damen und trug allerlei kleine Pakete. Es war ersichtlich: Charlotte und Salvatrix waren in die Stadt gekommen, um Besorgungen zu machen.

„Drüben geht Charlotte," sagte Guy mit unfreier Stimme, „komme schnell mit hinüber, sie zu begrüßen."

„Ich werde doch unsere Gäste nicht verlassen," rief Martina.

Sie mochte recht haben. Zeit aber zum Besinnen war nicht mehr. Guy eilte über den Fahrdamm, hinter den Rädern einer Droschke quer hinüberlaufend.

Die Damen standen still. Sie hatten ihn gesehen.

Salvatrix erglühte. Mit einer unwillkürlichen Bewegung ergriff sie Anne-Maries Arm.

Mit herzlicher Freude streckte Charlotte ihm die Hand entgegen. Sie vergaß in diesem Moment, daß Unarten vorgefallen waren, die noch der Verzeihung harrten.

Und auch Guy, als er ihr so gegenüberstand, konnte es gar nicht fassen, daß ihm diese Frau und alles, was mit ihr an Menschen und Interessen zusammenhing, plötzlich so fern gerückt war. Eine Art von Heimkehrgefühl wallte in ihm auf.

„Liebe Charlotte!" sagte er herzlich. Er drückte ihr, der alten Pehrbrand und Anne-Marie freudig die Hand. Es wäre nur natürlich gewesen, sie auch Salvatrix zu reichen. Aber er verbeugte sich stumm, und sie wagte nicht, ihren Blick zu ihm zu erheben.

„Wie thöricht!" dachte sie gequält. „Warum eigentlich nicht? Ich will ihn doch ansehen."

Und Guy sprach lebhaft mit den Damen, aber sein Blick ging ruhelos hin und her, um wieder und wieder Salvatrix zu streifen. „Wird sie mich nicht ansehen?" fragte er sich, und ihm war, als könne er viel, viel darum geben, den schönen, beredten Augenaufschlag zu sehen.

„Das sind deine Schwiegereltern?" fragte Charlotte.

„Ja, mit durchreisenden Bekannten. Ein nicht sehr erquicklicher, aber schnell vorübergehender Zwischenfall. Nur die Mutter bleibt."

„Martina wird den Wunsch haben, uns ihre Mutter zuzuführen. Wir wohnen zu weit draußen, als daß ich einen förmlichen Besuch beanspruche. Eßt übermorgen bei uns alle drei."

Charlotte hatte sich schnell entschlossen, großmütig das Vorgefallene zu vergessen. Sie begriff, daß alles, was sie noch für Guy und sein Glück thun konnte, war, sein Weib durch Geduld und Beispiel erziehen zu helfen. Er war dankbar und gerührt.

„Wie gern! Und wie danke ich dir. Martina wird glücklich sein," sagte er mit unsicherer Stimme. „Wo ist denn Philipp?"

„Bei meinem Manne geblieben. Wir haben auf dem Boden einige alte Bilder, von denen Pehrbrand sich einbildet, sie hätten Wert. Nun hat er Herrn Kalkowski auf den Boden geschleppt, damit der sein Gutachten abgibt. Die Herrschaften haben nämlich bei uns gegessen," erzählte Frau Pehrbrand, über deren engedrängte, weiße und beim Sprechen sehr sichtbar werdende Unterzähne die Worte gleichsam hervorschäumten.

„Denk dir, Charlotte, ich soll einen Monumentalbau ausführen?“

„O — welche Freude. Erzähle.“

Sie hörte und fragte, und es fand sich, daß sie den prämiierten Plan, den er ihr vorigen Herbst gezeigt und erläutert, in allen seinen Details noch im Kopfe hatte.

„Den Stuckoerzierungen im Festsaal wirst du einen anderen Charakter geben müssen — es waren fürstlich Schulenburgische Wappen angewandt. Aber ich meine, den wundervollen Fries könntest du beibehalten — die stilisierte Rose braucht man ja nicht als Rose der Schulenburgs aufzufassen. Das Muster war so wundervoll. Und wie wird es mit den beiden Atlanten, die den Balkon auf der Parkseite des Palastes tragen?“

Schnell gingen die Reden hin und her. Die Minuten flogen. Um die Welt gern wäre Guy mitgegangen.

Aber endlich sagte Charlotte:

„Wir entziehen dich unbillig lange den Deinen. Grüße Martina. Und auf Wiedersehen übermorgen.“

Und da, in diesem letzten Moment des Abschiedes trafen ihn die bangen und erstaunten Blicke, auf die er sehnsüchtig gewartet — — — Aber die Hand reichte Salvatrix ihm auch nicht zum Abschied.

Freudig und belebt ging Guy an seinen Tisch zurück, doch fand er es klüger, die Einladung Charlottens nicht gleich vorzubringen.

Martina und Frau Kalkowski hatten ihn scharf beobachtet. Weder Mienen noch Worte konnte man über den breiten Fahrdamm hinweg erkennen. Aber daß Menschen eine sehr fröhliche, sehr eifrige und sehr lange Unterhaltung zusammen führen, läßt sich immer feststellen. Mutter und Tochter wechselten Blicke.

Anzüglich sagte Martina:

„So lebhaft und lustig haben wir dich den ganzen Tag noch nicht gesehen. Und daß die Holländerin rot wurde, konnte man über'n ganzen Jungfernstieg weg sehen.“

„Was kann ich dafür, daß Fräulein te Gempt eine solche Anlage zum Erröten hat?“ sagte Guy gereizt.

Er wußte im voraus, Charlottens Güte würde nicht verstanden werden und es würde eine Scene geben. Er hatte sich nicht getäuscht.

Kalkowski und Schulz-Weilers fuhren am anderen Morgen um sieben Uhr mit dem Dampfer nach Helgoland ab. Guy ging an den Hafen, um seinem Schwiegervater Lebewohl zu sagen, sah dann noch nach seinem Speicherbau und fand, als er gegen zehn Uhr nach Hause kam, Frau und Schwiegermutter beim Morgenkaffee.

Guy hatte beiden Damen Blumen mitgebracht, that sehr heiter und überbrachte seiner Schwiegermutter Charlottens Einladung.

„Es lag nicht in meiner Absicht, die Dame aufzusuchen,“ sprach Frau Kalkowski würdevoll.

„Wir denken nicht daran hinzugehen. Ich langweile mich da immer halb tot und muß tausend Sticheleien standhalten,“ erklärte Martina.

Er war leichenblaß.

„Es ist eine große, sehr große Güte von Charlotte,“ sagte er bebend vor Zorn, „du warst neulich unartig, und sie geht gnädig darüber hin. Und Mama kann sich nur geehrt fühlen durch eine Einladung in ein solches Haus.“

„Aber mein lieber Schwiegersohn — wer ist denn diese Frau? Ich bin Asminda Kalkowski — mir scheint, ich gebe die Ehre, wenn ich mit jemandem verkehre,“ sprach seine Schwiegermutter ruhigen Tones.

Guy lief wütend hinaus. Martina brach in wilde Thränen aus und erklärte, daß sie es nicht mehr aushalten könne.

„Laß nur, mein Kind,“ tröstete die Kalkowski, „ich werde schriftlich diese formlose Einladung ablehnen.“

Sie erhob sich, und die mit einer Spitzenrüsche besetzte etwas zu enge Schleppe ihres himmelblauen Morgenrockes nach sich ziehend, ging sie an Martinas Schreibtisch. Dort verfaßte sie einen Brief und las ihn Martina dann vor. Er lautete:

„Madame! Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mich für morgen zu Tisch zu laden, wenn ich die mündliche Bestellung, welche mein Schwiegersohn mir von einer mir persönlich völlig Fremden gemacht, richtig verstand. Man wird als Künstlerin mit großem Namen in Berlin aber schon derartig mit Einladungen überhäuft von Menschen, die mit unsereinem ihre Gesellschaft dekorieren wollen, daß ich mir, zur

notwendigen Schonung meiner Nerven, vorgenommen habe, während meiner Ferien keinerlei Einladungen anzunehmen."

„Wie findest du das?" fragte Frau Kalkowski.

„Großartig!"

„Nicht wahr? Ich gebe ihr zu verstehen, daß sie mich wenigstens schriftlich hätte einladen müssen, und reibe ihr ordentlich unter die Nase, wer ich bin. Aber höre weiter:

„Darf ich gleich diese Gelegenheit benützen, Sie zu bitten, meine Kinder doch ihren eignen Weg gehen zu lassen. Martina fühlt sich unglücklich an Ihrem Tische, wo sie nur scheel angesehen wird und der Gegenstand zahlloser versteckter Beleidigungen ist. Was Sie früher für Guy gethan haben, ist ja gewiß sehr anerkennenswert, aber mir scheint, Ihre Ansprüche an seine Dankbarkeit sind nach allem, was ich höre, so groß, daß Sie ein Anrecht an sein Leben auch jetzt noch begehren, wo er mit all seinen Gefühlen und Pflichten seiner Frau gehört. Sie erwecken dadurch den Anschein, als sei Ihre Handlung weniger der Großmut, als einer über das Maß des Erlaubten hinausgehenden Zärtlichkeit entsprossen. Hierin aber sehe ich einen Eingriff in die Rechte meiner Tochter.

Ganz ergebenst

Asminda Kalkowski-Fabbro.

P. S. Meine Tochter weiß von diesem Schreiben nichts."

Martina fiel ihrer Mutter dankbar um den Hals.

„Es ist auch Guy gegenüber besser, ich weiß nichts. Du bist dein eigner Herr, Mama, dir kann er keine Vorschriften machen."

Und der Brief ging seinen Weg.

Charlotte erhielt ihn am anderen Morgen. Sie war immer eine Frühaufsteherin, seit dem Tag aber, wo Baumeister so unverhofft aus London wiederkehrte, konnte sie kaum erwarten, daß es sechs Uhr schlug, um nach fast schlummerloser Nacht unauffällig endlich das Bett verlassen zu dürfen.

Sie fragte sich selbst, weshalb sie eigentlich keinen rechten Schlaf mehr fand. Sie schlief nicht, weil ihr Gatte nicht schlief — das war es. Denn obschon Baumeister Stunde um Stunde reglos lag, so daß sie kaum seinen Atem hörte, spürte sie es doch, daß er wache! Und am Morgen sah sie es an seinen schärfer und schärfer werdenden Zügen, daß er nicht geruht hatte, sondern immer nur gedacht, gedacht — —

An was? Worüber? Was waren seine Sorgen?

Schweigend, wie immer, wartete sie, daß es ihm gefallen möge sich auszusprechen. Aber wie immer, verschwieg er seine Sorgen.

Und endlich erwuchs ihr doch wieder ein leiser Mut aus diesem dauernden Schweigen.

Sie wußte, sein rasender Hochmut, der blinde Stolz auf seine Firma, hatte ihn immer so beherrscht, daß er über Verluste und Fehlspekulationen stumm hinwegging.

Er konnte immer über sie *hinweggehen*. Ein Verlust jedoch, der nicht zu verwinden war, eine Sorge jedoch, die ihn und mit ihm sein Haus und sein Weib zu Boden geschlagen hätte, über die es kein Hinweggehen mehr gab — *die* hätte er doch nicht so andauernd verschweigen können, denn höher noch als alle Eitelkeit und alle Großmannssucht stand doch das Gewissen.

Charlotte glaubte fest daran, weil sie sich selber gar keinerlei Zustand vorstellen konnte, wo die Pflicht nicht das erste und letzte Wort hatte. Und wenn Baumeister mit wirklich so großen Sorgen kämpfte, die eine ernste Gefahr bedeuteten, dann hätte sein Gewissen ihm gesagt, daß es Pflicht sei, mit seiner Frau zu reden.

Und gerade an diesem Morgen, als sie durch den frischen Garten ging und im wonnigen Glanz der funkelnden Frühsonne Rosen abschnitt, war aus dem überströmenden Schönheitsglück der Sommerfrühe auch eine Empfindung sich neu erhöhender Lebensfreudigkeit ihr durch die Adern gerieselt. Sie saß nun in der Veranda und frühstückte und hatte eben Philipp verabschiedet, der hinter Blankenese in den Sandbergen die Gegend skizzieren wollte und seinen Proviant für den Tag mitgenommen hatte. Vor ihr, neben ihrer Theetasse, lagen die dunkelroten und gelben Rosen und dufteten prachtvoll.

Auf den Zeitungen an der anderen Seite der Theetasse lagen mehrere Briefe. Charlotte las sie gemächlich, einen nach dem andern.

Als sie den letzten öffnete und die An-

rede „Madame“ sah, lächelte sie und wandte das Blatt. Bei dem Anblick der Unterschrift aber fühlte sie eine Mißstimmung.

Und sie las.

Ihre Augen wurden groß, ihre Wangen fahl.

Aber sie empfand gar kein Gefühl der Beleidigung, dieser Ton und diese Art waren weit, zu weit von ihrem eignen Ton, ihrer eignen Art entfernt. Ihr war, als habe ihr jemand etwas in einer fremden Sprache zugerufen. Sie spürte wohl, es sollte vom Standpunkte dieses Jemandes aus eine Beleidigung sein. Aber da sie nicht in derselben Kulturgemeinde mit dem Beleidiger stand, erreichte sie der häßliche Anruf gar nicht.

Aber ihre Seele war in Schrecken getaucht. Ein einziges Gefühl beherrschte sie: das der namenlosen Sorge um Guy.

Dies also war die Frau, die ihm sein Weib geboren und erzogen hatte! Dies die Herzensbildung derjenigen, in deren Hände Guy sein Schicksal gelegt!

Sie sah und mußte aus diesem Brief sehen, daß Martina ihrer Mutter mit Klagen gekommen war. Sonst war dieser Brief unmöglich.

Charlotte fühlte, wie ihr Herz klopfte und ihr die Kniee bebten.

Sie begriff, daß sie irgend etwas thun müsse.

Mit unerhörter Erinnerungsgewalt trat die ganze Vergangenheit vor sie hin. Alle Liebe, die sie an Guy gewandt, alles, was sie für ihn gethan, stand vor ihr.

Für so viel Güte, so viel Treue — nun zum Lohn eine Roheit, von denen, die ihm nun die Nächsten waren!

„Armer, armer Mensch,“ sagte Charlotte fast laut vor sich hin.

Das Mitleid mit Guy zerriß ihr Herz. Sie, als weiser Mensch wußte ja, daß diese Roheit sich auch eines Tages gegen ihn richten und ihn schmerzlich treffen würde.

Nach langem, schwerem Sinnen stand sie auf, ging an ihren Schreibtisch und schloß den Brief der Frau Kalkowski in ein an Guy adressiertes Couvert. Mit Schriftzügen, die vor Erregung undeutlich waren, schrieb sie auf ein Blatt dazu:

„Lieber Guy! Auf das tiefste erschreckt durch alles, was mir dieser Brief enthüllt, bitte ich dich um eine Erklärung über seine Entstehung und Absendung.

Deine Charlotte.“

Als der Brief fort war, kamen ihr Zweifel, ob sie nicht besser gethan, ihn Guy zu verheimlichen. Doch begriff sie nach einigem Erwägen bald, daß dies eine unerlaubte Schonung gewesen wäre. Und überdies auch eine undurchführbare, da sonst eine für Guy wie für Philipp gleich unverständliche Situation geschaffen worden wäre. Der Tag schlich langsam hin. Die Frauen blieben allein. Philipp wollte erst zum späten Mittagsmahl zurückkehren, Baumeister telephonierte, daß man ihn erst abends zehn Uhr erwarten solle.

Als Salvatrix von dem Vorgefallenen hörte, kam in der Entrüstung zum erstenmal so etwas wie Leidenschaft über sie. Und ihre Hauptsorge schien, wie man dem armen Philipp die That seiner Mutter beibringen könne, ohne ihm weh zu thun oder ihn gar zu vertreiben.

Mit klugen, liebevollen Augen beobachtete Charlotte das Mädchen. Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß Salvatrix sich in eine förmliche Neigung für Philipp hineinsteigere, aus Furcht — vor einem anderen!

Charlotte mutmaßte, daß diese Furcht ganz instinktiv sei, und hoffte inbrünstig, sie werde so bleiben. Ihr war vorgestern, bei der Straßenbegegnung, wohl aufgefallen, daß Salvatrix jeder Unbefangenheit bar gewesen und daß zuletzt zwischen ihr und Guy wieder ein seltsam staunender Blick von inneren Erregungen sprach.

Deshalb freute sich Charlotte der Vorliebe des zarten Mädchens für den feinfühligen, liebenswürdigen Mann und sah nichts darin, als eine ungefährliche Ablenkung. Davon, daß Salvatrix sich heiß und hoffnungslos von Philipp geliebt glaubte, wußte sie freilich nichts. Sie hätte dann die Dinge anders angesehen.

Liebe ist in der Hälfte aller Fälle Gegenliebe, fast immer wird es der eine Teil sein, der durch Blick oder Wort dem anderen verrät: du bist von mir geliebt.

Und eine liebebereite Seele fängt schnell an, diese Neigung zu erwidern.

Welche Seele ist aber liebebereiter, als eine, die in Aufruhr versetzt ward durch bisher unbekannte Gefühle? Wie schnell

rettet sich nicht ein Herz hilfesuchend an ein anderes Herz, wenn es für sich Schuld und Gefahr drohen sieht?

Es gibt Männer, die so eindringlich und so beunruhigend auf Frauen wirken, daß die Frau schon aus unbewußtem weiblichem Trotz sich schnell und sichtlich einem anderen zuwendet.

Ach, Charlotte ahnte es mit Schmerzen: Guy und Salvatrix würden sich geliebt haben! Es war zu spät.

Er hatte, getrieben von einer ungestümen Leidenschaft, sein Schicksal in die Hände einer anderen gelegt.

Als Philipp gegen Abend kam, sprach Charlotte mit ihm. Nicht unter vier Augen, Salvatrix hatte gebeten, dabei sein zu dürfen.

Schonend sprach Charlotte von unerklärlichen Mißverständnissen, deren Opfer sich offenbar Martina fühle. Niemand habe sie kränken wollen. Wenn Guy den Fehler begangen habe, ihr zu sagen, daß sie — Charlotte, ernste Bedenken bei seinem Heiratsentschluß gehabt, so dürfe selbst das Martina nicht auf den Gedanken bringen, daß man ihr unfreundlich begegne. Aber dies Gefühl müsse doch sehr stark in ihr gewesen sein, da sie der Mutter offenbar geklagt habe.

Den Wortlaut des Briefes, obzwar er in ihrem Gedächtnis brannte, enthielt sie ihm vor.

Philipp hörte alles an. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt, seine Nasenflügel bebten. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß, und unaufhörlich zerrte er mit nervösen Fingern an seinem blonden Schnurrbart.

Sie saßen im Garten zu dreien auf einer Bank, hart neben der kleinen Treppe zur Veranda. Philipp an der Ecke, sein Ellbogen streifte die roten Geranienbüsche, mit denen der Treppenaufgang verziert war; dann Charlotte im grauen Kleid, den Strohhut auf den Knieen und endlich Salvatrix in bloßem Kopf, aber fest eingewickelt in ein großes weißes Tuch.

Die Sonne war schon untergegangen, und die langsame Dämmerung schlich mit kaltem Hauch über Fluß und Land. Weiße Nebeldünste stiegen jenseits der Elbe auf und bildeten da eine weiße Mauer, vor der sich das Wasser als dunkles Band abhob. Mit blanken Lichtern krochen schwer und schwarz die Schiffskörper aneinander vorbei, der heulende Schrei einer Dampfpfeife schreckte durch die abendlichen Lüfte.

„Gnädige Frau," sagte Philipp, „ich schäme mich für die Meinen! Es ist das Aeußerste und Schmerzlichste, was ein Mann sagen kann. Ich werde die Meinen zur Rede stellen."

Nun befahl Charlotte: „Wissen mußten Sie von der Sache. Aber es ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß Sie sich nicht hineinmengen. Ich weiß Sie, lieber Philipp, ganz und gar zu trennen von diesen Konflikten. Es hieße nur Sie hineinziehen, sobald Sie da klärend eingreifen wollten."

Philipp griff nach ihrer Rechten und drückte sie fest. In dieser formlosen Art bekundete sich seine Erregung sehr deutlich.

„Ich danke Ihnen," sagte er halblaut. „O, wenn Sie wüßten, wie ich Ihnen danke! Es ist doch immer meine Mutter, nicht wahr? Das kam so zwischen uns, wie es oft kommt im Leben: meine Anschauungen, mein Geschmack, meine Gewohnheiten trennen mich von meinem Elternhaus. Aber ich fand einen Ausweg: ich begriff, daß ein Sohn nicht zu kritisieren, daß er zu dulden hat. So gehe ich in schweigender Pietät neben ihnen — — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?! Aber ich habe den heißen Wunsch, daß es immer so bleibe. Auch in Zukunft. Es ist der beste Weg, Konflikte zu vermeiden, die es hier im gewissen Sinne nicht geben darf. Denn nicht wahr? ich bin nur der Sohn — sie ist die Mutter."

„Ich verstehe Sie vollkommen," sprach Charlotte fast ergriffen. Ihr wurde so recht klar, wie schwer auch für Philipp das Leben sei.

Aber wem war es leicht?!

„Ich ehre Ihre Haltung," fuhr sie fort, „es ist die einzige, die Sie einnehmen dürfen."

Philipp seufzte schwer. Dann hob er wieder an: „Aber fortfahren Ihr Gast zu sein, Ihre Güte anzunehmen . . ."

Da stand Salvatrix auf, als wolle sie gehen, verweilte vor Philipp, und während ein tiefes Erröten über ihr Gesicht ging und ihre Blicke am Boden hafteten, sprach sie hastig:

„Es würde Ihnen weh thun, fortzugehen, ich weiß es — ich bitte Sie zu bleiben — ich — ich — — — es würde auch mir weh thun, wenn Sie gingen."

Und sie lief die Treppe hinauf, ins Haus.

In Staunen verloren blieben Philipp und Charlotte stumm nebeneinander sitzen.

Philipps Herz klopfte ihm bis zum Halse hinauf.

„Ich bin geliebt," dachte er. „Ich kann nicht mehr zweifeln."

Und ein dumpfer Zorn überkam ihn gegen sich selbst und die halbe Stellung in seinem Beruf.

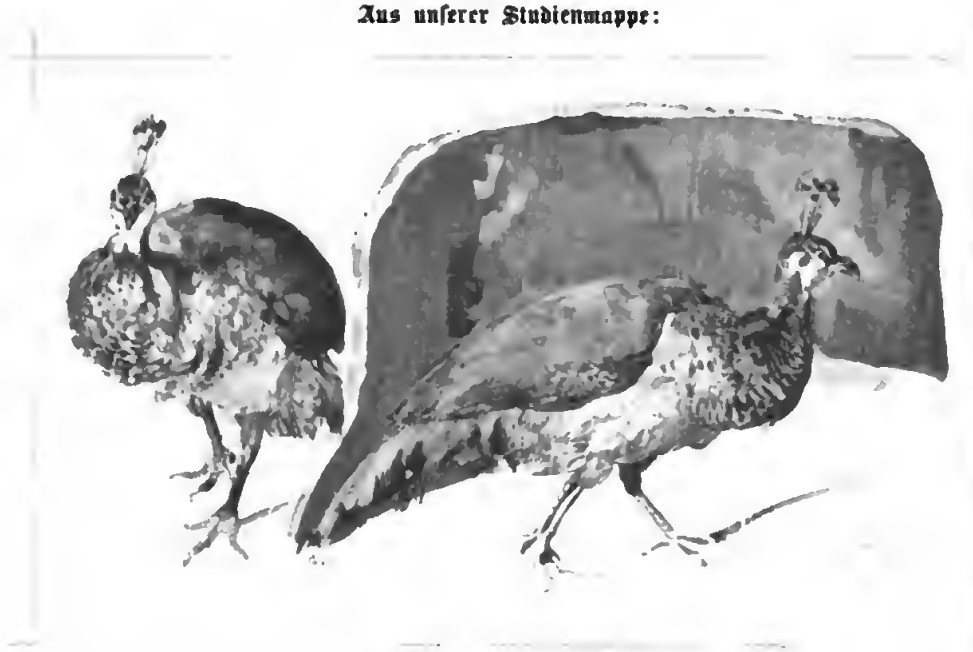
über Charlotte zurück. Sie fragte sich auch, was würde Guy thun? Kommen, um mit ihr zu reden?

Er kam.

Es war anderen Vormittags, als er sich bei ihr *melden* ließ. Er, der sonst nur die Thür ihres Schlafzimmers respektiert hatte und sonst überall freudig und stürmisch eingetreten war! Sie erwartete ihn im Salon, der heute mit seinen altmodischen, kaltfarbigen Fresken etwas besonderes Frostiges hatte, weil draußen ein schwerer Regen dicksträhnig niederging.

Bleich, mit brennenden Augen, trat

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Alexander Frenz

Nicht mit Jauchzen konnte er die Liebe dieses edlen Geschöpfes annehmen — nein, wie ein Bettler einen Diamanten, mit dem er nichts anfangen kann, den er nicht zu verwerten weiß und dessen Besitz ihm noch niedrigen Verdacht zuzieht. —

Baumeister kam auch um zehn nicht. Er traf erst nachts zwei Uhr ein und weckte Charlotte mit keinem Wort. Sie aber lag in nur geheucheltem Schlaf, um ihrem Gatten jede Erklärung zu ersparen, sicher, daß er sie „wecken" würde, wenn er freiwillig eine geben wolle.

Und im Schweigen der Nacht kam erst so recht alles Leid, das sie heute erlebt,

Guy ein. Er wartete keinerlei Anrede ab, sondern sagte, was er sich offenbar Wort für Wort vorher zurechtgelegt.

Charlotte stand neben dem Sofatisch, die gespreizten Finger auf die mahagoniblanke Platte gestützt.

„Obgleich ich gerade mit Arbeiten heute rasend überbürdet bin, liebe Charlotte, wollte ich doch selbst zu dir kommen, um die Unverschämtheit meiner Schwiegermutter zu entschuldigen. Wie ich der Frau den Standpunkt klargemacht habe, kannst du dir denken. Aber schließlich sage ich mir, daß du zu gerecht und gescheit bist, mich und Nini für etwas mit verantwortlich zu

Aus unſerer Studienmappe:

Studienzeichnung von Alexander Frenz.

machen, woran wir unschuldig sind. Dir genügt wohl mein Wort, daß Nini nichts von diesem Schreiben gewußt hat."

Unglücklicherweise konnte Charlotte keine Unwahrheiten und Unklarheiten ertragen; wie alle Menschen, die sehr rasch und sehr folgerichtig denken, sah sie sofort, daß hier alles unwahr und unklar war. Mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit rief sie:

„Aber Guy, wie kannst du dir so etwas aufbinden lassen! Bist du ein Lügner oder selbst belogen? Natürlich letzteres. Jedes Kind kann einsehen, daß Martina um diesen Brief gewußt hat oder seine intellektuelle Ursache ist."

Zu dem Vorwurf, daß sie sich etwas hätten aufbinden lassen, lachen nur unabhängige Männer. In Guy flammte eine erbitterte Heftigkeit auf.

„Du bedenkst wohl nicht, welche Vorwürfe gegen Nini deine Reden involvieren. Ich verbitte mir das. Ich sage dir: sie hat nichts davon gewußt und sogar in meiner Gegenwart ihrer Mutter eine heftige Scene gemacht."

Vor seinem Geist standen die gestern abend erlebten Stunden, voll Zorn und Thränen. Ihm war, als fühle er Martinas Wange an der seinen und höre ihre heißen Flüsterworte, in denen endlich sein Zorn und ihre Verteidigung unterging.

„Gern wollte ich glauben," sagte Charlotte, „aber laß uns doch objektiv bleiben und gib mir zu, daß es unmöglich ist, an Martinas Mitschuld zu zweifeln. Mit Schmerz habe ich auch gesehen, daß sie sich hier keinen Augenblick unbefangen gegeben hat, sondern immer auf der Wacht saß, nach Beleidigungen spürend. Mein Gott, mit was für Leuten zu verkehren war sie denn gewohnt!"

„Wie sollte sie hier unbefangen sein, wußte sie doch, daß ihr gegen diese Heirat waret."

„Das war jedenfalls — dumm, ihr das zu sagen."

„Mit meiner Braut und meinem Weibe vereint mich unbegrenztes Vertrauen."

„Vertrauen und zu viel Geständnisse, besonders wenn diese den Frieden anderer mitberühren, ist nicht dasselbe."

„Schließlich steht mir Nini doch näher als du und ihr alle."

„Ganz gewiß. Aber der Charakter eines Mannes hat die beste Gelegenheit, sich da zu bewähren, wo es die konfliktlose Vereinigung einander scheinbar widersprechender Pflichten und Rücksichten gilt."

„Es war mein heiligster Wille, sie zu vereinen. Aber ich kann Nini nicht zwingen, euch zu lieben. Sie ist eine Natur von großartiger Unabhängigkeit. Sie hat schließlich ja auch mich geheiratet und nicht euch."

„Und der Schluß?"

„Ist, daß Menschen lieber auseinander bleiben sollen, die sich doch nicht mehr verstehen."

„Guy!" schrie Charlotte schmerzlich auf. Er wußte nicht, wie es kam — er war hergekommen, eine peinliche Höflichkeitspflicht zu erfüllen, und hatte gedacht, in alter Freundschaft von hier zu scheiden, vielleicht mit dem modus vivendi in der Tasche, daß er ab und an allein kommen dürfe, bis die Zeit Martina zutraulich gemacht.

Und nun stand er als ein Feindseliger und Bewehrter der Frau gegenüber, der er tief ergeben war oder — sich noch vor einer Stunde ergeben geglaubt hatte. Ihm war jetzt, als hasse er sie. Er fühlte, daß er einen schlechten, unwahren Kampf kämpfte. Tief im Untergrund seiner Seele lag ja die Erkenntnis verborgen, daß Martina recht gut um jenen Brief wußte oder doch seine direkte Veranlasserin war. Aber er wollte glauben. Sein ganzer rasender Trotz bäumte sich dagegen auf, daß das Weib seiner Wahl auch von anderen als roh geartet erkannt werde.

Mit grausamer Deutlichkeit erinnerte er sich an Charlottens Prophezeiungen und an das, was sie von der Vogel Strauß-politik verliebter Männer gesagt. Die Prophezeiungen sollten nicht wahr sein. Und um ihnen zu widerstreiten, machte er den Vogel Strauß und fühlte, daß er ihn machte.

Wer unsicher und verzweifelt ficht, sieht nicht mehr, wo er hinschlägt.

„Es ist meine Pflicht, zu meinem Weibe zu stehen," sagte er heiser.

„Und alles, was dich an mich, an uns, an die Vergangenheit band, ist gelöst?" fragte Charlotte schmerzlich.

„Das ist der Lauf des Lebens. Die Ehe ist etwas Großes. Die heiligen Zwecke der Natur, die Fortdauer des Menschen-

geſchlechtes, beruhen auf ihr. Ich habe das Recht, über alles hinwegzuſchreiten, was mir dieſe meine Ehe trüben oder ſtören könnte," rief er.

„Du haſt eine gefährliche Art, dein unbeſonnenes Thun mit großen Wahrheiten und Worten von ethiſchem Gehalt zu drapieren," ſprach ſie zornig.

So ſtritten ſie, wie ſie einſt oft geſtritten. Aber es war nicht mehr der förderliche, Gedanken klärende Streit von einſt, nach dem ſie fröhlich und dankbar für die Anregung hinterher zuſammen lachten.

Es war der böſe Streit, in dem unvergeßbare Worte hin und her fliegen wie vergiftete Pfeile, von denen jedes eine gute Erinnerung, ein trauliches Gefühl tödlich verwundet.

„Gewiß," hob er wieder an, „werde ich nie aufhören, voll Dankbarkeit . . ."

„Wie?" rief ſie empört, „du haſt die Stirn, dies heilige Wort ſo und jetzt auszuſprechen! Ja recht, was du biſt, biſt du wahrſcheinlich, nein gewiß, durch mich. Bei deiner Art wärſt du im beſten Fall zum Bohémien geworden."

„Du wirfſt mir deine Wohlthaten vor! Das heißt wahrlich ſie entwerten," rief er mit bitterem Lachen.

Da kam es wie Maß und Ruhe über Charlotte: „Du biſt nicht zurechnungsfähig, und darum verzeihe ich dir. Wenn du einſt dieſer Stunde gedenkſt, wird die Flammenröte der Scham in dein Geſicht ſchlagen, und du wirſt dich dafür bei denen bezahlt machen, die dich in dieſen Zuſtand blinder Unwürdigkeit brachten," ſprach ſie langſam. „Ich will dir noch etwas ſagen über Wohlthaten und Dankbarkeit — da die Worte doch einmal gefallen ſind. Es gehört zu den landläufigſten Lügen, daß man nicht auf Dank rechnet, wenn man Gutes thut. Jedermann ſagt es von ſich. Und jedermann iſt durch nichts mehr erbittert, als gerade durch Undankbarkeit Wie könnte ſie ihn erbittern, wenn er nicht das Gegenteil erwartet hätte? Du weißt, Guy — ich lüge weder mir noch anderen etwas Schönes vor. Ja, auch ich habe Dank erwartet. Für einen Menſchen zu wirken, ihn mit ſorgenden Gedanken zu umgeben Tag und Nacht, das trägt wohl ſchon Seligkeit in ſich. Aber die größere iſt es noch, die man erhofft, dadurch, daß man ſich im Herzen des Umſorgten Liebe, Würdigung, Verſtändnis erobert und eine unzerſtörbare Anhänglichkeit! Die Gefühle ſind es, die ich den Dank nenne, den mein Herz erwartet. Wenn ich dieſen nicht ernte von einer Seele, der ich wohlgethan, dann war, was ich that, Verſchwendung!"

Ihre Worte, ihr ſanfter Ton, ihre ſtolze Haltung packten ihn. Die ſchönen, friedlichen, inhaltreichen Stunden von einſt ſtanden wieder vor ihm. Und zugleich war es, als verſchwände Martinas Bild.

Verwirrt, angſtvoll wollte er es feſthalten. Der erſtaunte Gedanke zuckte durch ſein Hirn: wie wunderlich es ſei, daß ſich Martina mit gar nichts anderem vereinen laſſe — daß ſie ihn immer ganz betäubte oder daß ſie gleich zu entſchwinden ſchien . . .

Da hörte er das Schlußwort. Und ihm ſchien es einen bitteren Klang zu haben. Mechaniſch griff er nach ſeinem Hut, den er beim Eintritt auf den Tiſch geworfen. Seine ganze Geſtalt richtete ſich hoch und feindſelig auf. Knabenhafter Trotz ſprühte aus ſeinen Augen.

„Alſo dahin iſt es gekommen, daß du mir ſagſt, es reue dich, deine Güte an mich verſchwendet zu haben! Ich gehe. Aber erinnere dich, daß nicht ich es war, der das Geſpräch zu ſo feindlichem Ende trieb."

Er ging.

Charlotte, eine Sekunde lang Stolz und Gerechtigkeit vergeſſend, machte eine Bewegung vorwärts. Sie wollte ihn halten, ihn zur Beſinnung, ja zur Ehre zurückrufen.

Die weibliche Empfindung in ihr, einen teuren Menſchen ſo, ſo in wildem, unüberlegtem Wortgefecht zu verlieren, ſchrie beſinnungslos auf.

„Guy!"

Er ſah die Bewegung und hörte den Ruf. „Nini erwartet mich!" ſagte er ſchroff und ging hinaus.

Die Thür fiel zu. Es gab einen dumpf klappenden Laut.

Das Geſicht ohne Farbe, die Augen voll Thränen ſank Charlotte in den nächſten Stuhl.

Da ſaß ſie atemlos, bewegungslos. Über ihre Wangen rannen die Tropfen. Sie litt. Es war ein verworrenes, ſchmerzhaftes Leid.

Der Schmerz über den Verluſt miſchte ſich ſeltſam mit dem Schreck, daß ein Menſch, dem ſie ſoviel gegeben und geweſen, ſie nicht treuer feſthielt, ſie ſo ſchnell und in ſo häßlichen Formen aufgab.

Ihr fielen alle Geſchichten von Verrat, Ehrloſigkeit, Untreue, Undankbarkeit ein, die ſie in ihrem Leben von Männern gehört hatte, die von einer Liebesleidenſchaft aus ihrer Bahn geworfen worden waren. Sie dachte auch darüber nach, ob es keine wahre Anhänglichkeit zwiſchen Menſchen untereinander gäbe. Die hatte doch nur Wert, wenn ſie in Freiheit gedieh! Und war es nicht am Ende da, wo es in den Familien ſo ausſah, als ob Anhänglichkeit ſie zuſammenhielte, bloß der Zwang der Zuſammengehörigkeit?

Charlotte dachte und dachte. Ihr Kopf ſchmerzte, und die Stunden rannen.

Sie war wie betäubt und hätte ſich am liebſten in eine vollkommene Einſamkeit geflüchtet, nur um zu begreifen! Zu begreifen, daß jemand, der ein Stück ihres Lebens geweſen, plötzlich aus dieſem Leben entfernt war, ohne daß ihre Empfindungen für ihn, die ſeinen für ſie, ſich geändert hatten, ohne daß zwiſchen ihm und ihr eine Kluft ſich aufgethan gehabt.

Nun freilich — ſeit einer Stunde war ſie da — künſtlich aufgeriſſen und unüberbrückbar.

Aber der Tag ging weiter, und in Charlottens Haus war ſo ſehr alles auf die lenkende Hand der Herrin geſtellt, daß Kehr und Minna kamen und Fragen hatten.

Die Zeit des Gabelfrühſtücks kam, und es hieß vor Salvatrix und Philipp eine leidliche Haltung zeigen. Da aber dieſe beiden voreinander ſehr verlegen und doch ſo miteinander beſchäftigt waren, daß ſie nicht viel von dem allgemeinen Schweigen ſpürten, ſo war es nicht allzu ſchwer für Charlotte, ihre Gegenwart zu ertragen.

Dann aber ſprach Tante Wiſche vor, zu Charlottens Erſtaunen. Es war gar nicht ihr Tag. Jeden Donnerstag verbrachte ſie doch bei Pehrbrands ſenior.

Aber Tante Wiſche, die ein etwas haſtiges unfreies Benehmen zeigte, ſagte, daß es ihr keine Ruhe gelaſſen habe. Man hätte ihr erzählt, daß Charlotte krank ſei, und da habe ſie eben ſelbſt nachſehen wollen.

(Schluß folgt.)

Der Kranke.

Von

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Von aller Welt verlaſſen,
Tiefkrank, dem Tode nah, —
Ach Gott, ich kann's nicht faſſen! —
So lieg' ich Armer da.
Die Tage ſchleichen träge
Vorbei an meiner Qual, —
Ich höre nur eine Säge
Klingen im tiefen Thal.

*

Vier Bretter müſſen ſich fügen
Zu einem ſchlichten Kleid,
Vier Bretter müſſen g'nügen,
Zu bergen all mein Leid.
Am Himmel die ewigen Sterne
Leuchten in ſtiller Pracht
Und nicken mir aus der Ferne
Freundliche Gutenacht . . . .

J. V. von Scheffel und der Karlsruher „Falstaffklub."

Von

F. U.

Mit sechs Bildnissen nach den Originalen im Bibliothekzimmer der Burschenschaft Frankonia zu Heidelberg.

(Abdruck verboten.)

Eine Erinnerung an Scheffel wird stets freundlicher Teilnahme begegnen, wenn sie auch, wie die nachfolgende in dem reichen Lebenskranz des Dichters nur ein bescheidenes, aber fröhlich gefärbtes Blatt bedeutet. Wie kaum ein anderer ist er ja ein Liebling unseres Volkes geworden, das sich nicht allein in das reiche Erbe seiner Dichtungen freudig versenkt, sondern auch dem Menschen Scheffel lebhaftes Interesse entgegenbringt, besonders da, wo er sich in geselligen intimen Kreisen mit all dem liebenswürdigen Zauber des prächtigen Gesellschafters gab und seinen Humor die heitersten Ranken und Blüten treiben ließ. So ist es natürlich, daß von dem Ruhme des Poeten einige Strahlen auch auf seine fröhlichen Sodalen gefallen sind, deren einer Kreis, der Heidelberger „Engere," ja altbekannt geworden ist.

In ähnlich zwanglos heiter kneipender Gesellschaft finden wir den Dichter in jüngeren Jahren im Karlsruher „Falstaffklub," dessen Hauptmitglieder unsere Bilder zeigen.

Scheffel hatte im Winter 1846/1847 wieder sein geliebtes Heidelberg bezogen, um hier seine Studien abzuschließen. In der von ihm und seinen Karlsruher Freunden gegründeten und frisch aufblühenden Burschenschaft „Frankonia" genoß er jetzt noch einmal ein so herrliches Heidelberger Burschenleben, daß er wiederholt dieses Semester als sein schönstes bezeichnet hat; für die deutsche Studentenschaft ist es jedenfalls sein wichtigstes, wenn wir uns erinnern, daß er damals mit einigen Franken jene für das Kommersbuch so bedeutungsvolle Fahrt zur Rodensteinerburg unternahm. Doch die jubelnde Burschenherrlichkeit ging zu Ende. Die Mahnungen des Vaters zur Heimkehr und Examensvorbereitung wurden dringender, und wie nun gar noch eines schönen Tages der Diener des väterlichen Hauses — es war wohl der im „Trompeter" verewigte „treue Anton" — sich mit dem unzweideutigen Auftrag in Heidelberg einstellte, „er solle dem Herrn Studiosus packen helfen," da schied der junge Scheffel in der wehmütig, schalkhaften Stimmung von der Musenstadt, wie sie aus dem „Schwanengesang" für die Kneipzeitung seiner Burschenschaft wiederklingt:

— — — — — —

Die Mutter, sie weinte,
O Joseph komm nach Haus,
Du bist schon ganz verwildert,
Bei den Studenten draus.

Du trinkst viel, du rauchst viel,
Du wirst ein Lump am End',
Du sollst nicht länger bleiben
In Heidelberg Student.

Ich bat sie, ich klagte,
Es half mir alles nix,
Adjes drum, ihr Frankonen,
Adjes, ihr lieben Füchs'.

O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschöne Stadt,
Gut' Nacht, Studentenleben,
Ich werd' jetzt — Kandidat!

Digitized by Google

Heinr. Goll
Red. der „Lebr. Zeitung
Sir John Falstaff

So wandelte denn der Kandidat Joseph eifrig und mutvoll in das dunkele Labyrinth der Rechtsweisheit an der Hand des hierfür bewährtesten Leitfadens corpus juris. Allein noch summte und klang durch seine Seele die eben verrauschte Heidelberger Burschenlust und schwoll wieder zu hellen Tönen an, wenn er manchmal aus den Folianten einen Blick in die Weisheit des Hafis warf: „Hast Du schon die Lieder des alten Persers Hafis gelesen?“ schrieb er damals an seinen Studienfreund Schwanitz; „wenn Du einmal wieder einen recht frischen Ton, wie von Pokalanstoßen und Sang und Klang in Dir ertönen lassen willst, so

Max Wirth
Prinz Heinz

nimm die Lieder dieses Biedermannes zur Hand. — Wenn mir das römische Recht zu trocken wird, so hole ich unter den großen Flügeln des corpus juris den alten Hafis vor — der bringt Leben in den Menschen.“

Diese erinnerungsfrohe Studentenstimmung Scheffels fand gleichgestimmten Anklang im Kreise seiner Freunde und Bundesbrüder, die mit ihm und zu gleichen Zwecken von Heidelberg nach der badischen Residenz übergesiedelt waren und sich nun zum „Fallstaffklub“ zusammenthaten. Die Heidelberger Lebensgeister wieder zu wecken, den gelehrten Bücherstaub von den Schwingen der Seele zu schütteln und gemeinsam eine goldene Brücke ins Philisterland zu bauen, war der ideale Lebenszweck dieser im „Prinzen Karl“ des Abendtrunks beflissenen Tafel-

Franz Wirth
Prinz Fr.

runde. Ihr Oberhaupt war Heinrich Goll, später Redakteur der Karlsruher Zeitung und Lustspieldichter, ein vollsaftiger Humorist, ein Kneipgenie edler Art, dessen Mund, gleich dem des Hafis, vom Lob des Weins überfloß. Die zufällige Begrüßung Golls durch einen der Freunde als Sir John Falstaff gab der Gesellschaft den Namen und veranlaßte die übrigen Genossen der Tafelrunde, sich den Namen eines der Zechgesellen des Prinzen Heinz beizulegen. Neben Scheffel, der, vielleicht wegen seiner Neigung zum Citieren „Fähnrich Pistol“ oder kurz „der Fähnrich“ hieß, und Goll beteiligten sich besonders die beiden Söhne des bekannten liberalen Publicisten und Redners beim „Hambacher Fest“ Dr. J. G. A. Wirth, Max (Prinz Heinz) und Franz,

Oberhofbau-Director. Kamm
Frau Hurtig

die sich später als volkswirtschaftliche Schriftsteller einen Namen gemacht haben, ferner die damaligen Kandidaten Kamm (Frau Hurtig), gestorben als badischer Landgerichtspräsident, Lepique (Bardolph), jetzt Zolldirektor in Karlsruhe, von Stetten, nunmehr Legationsrat a. D., und Julius Braun (Friedensrichter Schaal), der bekannte Archäologe. Man darf überzeugt sein, daß die Scenen übermütigen Treibens und durststillenden Lebenswandels in der Eastcheapschenke zum wilden Schweinskopf, wie sie Shakespeare geschildert und Grützner gemalt hat, in jener Karlsruher Tafelrunde öfters eine würdige Auferstehung gefeiert haben, und daß jeder sein Bestes that im Sinn der Worte des Prinzen Heinz: „Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des Biedermannes Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humore gezeigt haben."

Doch nur kurze Zeit dauerte das frohe Treiben. Das Morgenrot des Völkerfrühlings stieg am Himmel empor, und auch über die Falstaffbrüder kamen andere Gedanken. Für den zechfroh die Pritsche schwingenden Bierbankhumor war keine Zeit und Stimmung mehr; der Falstaffklub hauchte seine fröhliche Seele aus. Scheffel unterbrach seine Studien und zog mit Karl Theodor Welker, dem badischen Gesandten am Bundestag und Vertreter Frankfurts in der Paulskirche, als diplomatischer Sekretär in die Kaiserstadt am Main. —

Im Bilde dagegen hat sich der Falstaffklub erhalten. Es wurde von dem Konstanzer Maler Halm gezeichnet und kam in den Besitz des Klubmitgliedes Franz Wirth, der nunmehr auch am 16. Mai dieses Jahres (1897) in Frankfurt a. M. als Patentanwalt und hochangesehener Förderer humanitärer Bestrebungen verstorben ist. Kurz vor seinen Tode schenkte er das Bild seiner Burschenschaft in Heidelberg, wobei er besonders hervorhob, daß es, abgesehen von den damals akademisch üblichen Schattenrissen, wahrscheinlich das einzige ausgeführte Bildnis des Studenten Scheffel sei. Daß dem Dichter der Falstaffklub in guter Erinnerung geblieben ist, mögen zum Schluß noch die Verse zeigen, mit denen er der Schwester seines Freundes Wirth den „Trompeter" übersandt hat:

Vorbei ist die Zeit
Sir Falstaffs und seiner Bande,
Der Sturm blies daher,
Zerstreut sie in aller Herren Lande.
Auch Fähnrich Pistol
Hat seitdem erfahren
Den Wandel in irdischen Dingen,
Er konnte sich nicht zum Feldmarschall,
Kaum zum Trompeter erschwingen,
Doch was ihm mit lustigem Sang und Klang
Sein Herzeleid half versüßen,
Respektvoll legt er's des Prinzen Heinz
Anmut'ger Frau Schwester zu Füßen.

Staatsrath Lepique
Bardolf

Romanze von Cupido und dem Tod.

Es kam einmal mit Pfeil und Bogen
Cupido vom Olymp geflogen
Und traf den Schnitter auf dem Feld,
Der mitleidslos mit rüstigen Armen
Die Sense handhabt ohn' Erbarmen
Und immerwährend Ernte hält.

„Gott grüß' euch" — sprach der Kleine heiter,
Der Alte mähte mürrisch weiter
Und sah kaum von der Arbeit auf.
Doch jener fuhr dreist fort zu sprechen:
„Den Halmen so die Köpfe brechen,
Das macht Plaisir — ich wette drauf!"

Der Alte brummt: „Das will ich meinen,
Doch ist's nur was für unsereinen,
Jeder versteht solch Handwerk nicht."
„Wie wär's," beginnt aufs neu zu plauschen
Cupido, „wenn wir einmal tauschen?"
Der Alte lacht: „Du, kleiner Wicht?

Willst du damit zustande kommen?
Heißt das zu viel nicht unternommen?
Die Sense ist zu schwer für dich!" —
„Ei wo!" — ruft der; „im Anfang freilich
Ist etwas Ungeschick verzeihlich,
Doch mit Geduld lernt alles sich!

Sieh nur" — fährt fort der muntre Sprecher —
„Ich gebe dir dafür den Köcher
Mit Pfeilen und den Bogen her!
So legt man auf den Pfeil, den spitzen,
Zieht an, drückt ab — so — d e r muß flitzen —
Hurra! — der traf: Centrum ins Coeur!"

Der Alte brummt: „Für meine Hände
Wiegt s o l c h Spielzeug zu leicht am Ende,
Doch mag's abwechslungshalber sein.
Und nun laß d u dich unterweisen:
So faßt man's an, so hält man's Eisen,
Und wird es stumpf, so schärft man's fein!

Und eins noch: nur für ein paar Tage,
Vorausgesetzt, daß mir's behage,
Leih ich so lang die Sense her.
Auch du sei allerzeit erbötig
Zum Tausch, daß jeder — falls es nötig —
Zu seinem Handwerk wiederkehr'." —

Und so geschah's: Drum nimmt mich's Wunder
Nicht mehr, daß mancher Greis jetzunder
Nochmals entbrennt in Liebesrausch,
Und daß in blonden Lockenhaaren
Oft Jugend muß zu Grabe fahren — —
Schuld hat der leid'ge Waffentausch!

Richard Zoozmann.

Jean Bart beim Anwerben ſeiner Se
Nach dem Gemälde von J

z·eleute zu Dünkirchen im Jahre 1680.
os Demont-Breton.

Berliner Eis.

Von

Alfred Holzbock.

Mit sechs Zeichnungen von **Ewald Thiel.**

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1802 gingen Schiffsladungen mit Eis von Amerika nach Indien; es dürfte dieses wohl der erste große Eisexport gewesen sein. Seitdem hat auch dieses Naturprodukt in der Wissenschaft eine Konkurrentin gefunden, die Chemie und Technik haben das Kunsteis erfunden, und es ersetzt in den Ländern und Orten, die allzu sehr von der Wärme begünstigt werden und überdies an Wasserarmut zu leiden haben, das Natureis, dessen Transport dort im Vergleich zu seinem Wert allzu große Kosten erfordert. Da das Kunsteis bedeutend höher im Preise steht als das Natureis, so wird letzteres, wenn der Transport nicht allzu schwierig und kostspielig ist, in warmen Wintern trotz alledem exportiert, namentlich aus Schweden und Norwegen. In den meisten Fällen jedoch wird, wenn eine ungünstige Witterung oder Gegend der Gewinnung des Natureises Hindernisse entgegenstellen, letzteres durch Kunsteis ersetzt.

Es gab eine Zeit, da selbst in dem wasserreichen kalten Berlin eine Eisnot herrschte. Der Winter 1883/84 war frostlos, die geringen, auf natürlichem Wege gewonnenen Eismassen konnten den Berliner Bedarf des heißen Sommers 1884 nicht decken. Da faßten die Norddeutschen Eiswerke in Rummelsburg den Entschluß, dem Mangel durch Produktion von Kunsteis abzuhelfen. Kostbare Eismaschinen wurden angeschafft, und in diesem einen Jahre 160000 Centner Kunsteis allein in Berlin abgesetzt. Heute spielt das Kunsteis in Deutschland eine untergeordnete Rolle, höchstens einige große Brauereien bedienen sich noch seiner, selbst die Berliner Krankenhäuser, mit Ausnahme des Elisabethhospitals, haben es abgeschafft und bedienen sich des Natureises, dessen Reinheit und sanitäre Unschädlichkeit schon durch den komplizierten Prozeß der Gewinnung gewissermaßen garantiert wird. Zu welcher Bedeutungslosigkeit das Kunsteis herabgesunken ist, beweist folgendes Ziffernverhältnis; angenommen, die Norddeutschen Eiswerke, Berlins größte Eislieferanten, würden täglich 5000 Centner Natureis abgeben, dann würde dem nur ein Konsum von 18 Centnern Kunsteis gegenüberstehen,

Abb. 1. Das Ausfahren des Eises.

in der Praxis verhält sich also der Verbrauch von Natur- und Kunsteis wie 5000 zu 18.

Das Kunsteis wird meist vermittelst Maschinen durch Verdampfung von Ammoniak gewonnen. In die hierdurch entstehende 15 bis 18 Grad kalte Salzlösung hängt man eiserne Behälter, die mit destilliertem Wasser gefüllt sind; nachdem letzteres erstarrt ist, wird es aus den Formen entfernt und kann nunmehr direkt zum Verkauf und zum Gebrauch gelangen. Die Form des Kunsteises ist eine Platte; sie wiegt gewöhnlich zehn Pfund und gelangt zum Preise von zwanzig Pfennigen in den Handel. Trotzdem das durch Ammoniakverdampfung gewonnene Eis reiner und klarer erscheint als das Natureis, mußte letzteres bei uns auf die Dauer im praktischen Verkehr seine Stellung sich bewahren. Kunsteis kostet pro Centner zwei Mark, Natureis fünfzig bis sechzig Pfennige, und diese ungefähr 400% betragende Preisdifferenz erklärt den sehr geringen Konsum an Kunsteis. Das Natureis wird frei ins Haus gebracht, und, wenn man erwägt, welche Mühe seine Herstellung erfordert, mit welchen Unkosten sein Transport verknüpft ist und welche Arbeit es erheischt, die einzelnen Quantitäten in die verschiedenen Häuser drei, vier Treppen hoch zu schaffen, so muß man über den geringen Preis erstaunt sein.

Wenn man von „Berliner Eis" spricht, so werden in erster Reihe immer wieder die „Norddeutschen Eiswerke" in Rummelsburg in Betracht kommen. Dieses größte Unternehmen Deutschlands auf dem Gebiete der Eisproduktion liegt am Rummelsburger See, hat jedoch außerdem den angrenzenden Teil der Oberspree, fernerhin den Plötzensee, einen Teil des Tegeler Sees, sowie das wendische Spreeufer (Köpenicker Werke) zur Eisgewinnung gepachtet. Eine Million Centner Natureis setzen die Norddeutschen Eiswerke alljährlich in Berlin ab, und die gleiche Quantität lagert gewissermaßen als Reservefond in den Eishäusern. Nach einem milden, der Eisgewinnung ungünstigen Winter tritt dieser Fond in Aktion, dann wird die reservierte Million Centner ein gesuchtes Objekt, und es können die Norddeutschen Werke, die sonst auch mit einer gewissen Konkurrenz zu rechnen haben, den Eispreis bestimmen, die Konjunktur ausnutzen und sich für die niedrigen Preisnotierungen vergangener

Abb 2. Beim Eispflügen

Abb. 3. Schneiden des Eises.

Jahre entschädigen. Allein Berlins Hausfrauen und Restaurateure brauchen nicht ängstlich zu sein, sollte wirklich einmal der Winter mild und der ihm folgende Sommer heiß sein, dann wird die Direktion der Norddeutschen Eiswerke ein Einsehen haben, billig denken, ebenso preiswürdig ihr Eis verkaufen, wie sonst, und ihre Kunden nicht allzu sehr — schwitzen lassen.

Die Gegensätze berühren sich auch hier: wie durch Dampfhitze Kälte und Kunsteis erzeugt wird, so hat das Etablissement, in dem zu Zeiten zwei Millionen Centner Natureis aufgespeichert sind, Riesenvorräte an Petroleum, Holz und Kohlen. Die Norddeutschen Eiswerke beschäftigen Hunderte von Arbeitern und unterhalten eine große Anzahl von Fuhrwerken und Pferden. Die Hauptarbeit bringen die Sommermonate, in denen der, zahlreiche Arbeiter, Fuhrleute, Träger, Wagen und Pferde erfordernde Transport in die Stadt stattfindet. Um die Arbeiter und das Transportmaterial aber im Winter verwenden zu können, unterhalten die Norddeutschen Eiswerke auch einen Handel mit Petroleum, Holz und Kohlen; so beträgt z. B. ihr Petroleumumsatz im Jahre durchschnittlich vier Millionen Liter. Wenn der Centner Eis, ins Haus geliefert, nur fünfzig bis sechzig Pfennige kostet, so ist eben dieser billige Preis nur dadurch zu erzielen, daß die für den Transport im Sommer erforderlichen starken Hilfskräfte auch im Winter ausgenützt werden können.

Was solch ein Eiswerk außerdem in seinem Innern birgt, das ist erstaunlich und interessant. Da sind die Gefrierhäuser mit ihren verschiedenen kleinen und größeren Hallen, mit ihren vergitterten Nischen und dunklen Abteilen; sie gleichen Riesenspeichern, in denen zahllose Stück Wild, Tausende Centner Butter und Fleisch, Unmassen von Geflügeln und so kolossale Kaviarquantitäten lagern, daß man meinen sollte, der Kaviar sei wirklich auch fürs Volk. Wie fast jede größere Hauswirtschaft der Großstadt heutzutage ihren Eisschrank hat, so besitzt beinahe jedes Restaurant seine Eiskeller und Eisbehälter, in denen nicht nur die verschiedenen Speisevorräte, sondern auch die Biertonnen liegen, aus denen das Getränk direkt verzapft wird; welche Rolle dieser Umstand spielt, das zeigt sich z. B. ganz besonders beim Pilsener Bier, dessen Geschmack nicht allein von der Konservierung, sondern auch von der Lage und Ausgestaltung des die Tonnen bergenden Eisraumes abhängig sein soll. Aber trotz alledem bieten namentlich in heißen Mo-

Abb. 4. Einbringen der Eisblöcke in die Eishäuser vermittelst der Paternoster-Werke (Födermaschinen).

angepaßt ist, die Wild, Geflügel, Kaviar oder Butter zu ihrer Konservierung notwendig haben. Diese Gefrierhäuser, deren einzelne Teile numeriert sind und raumweise verpachtet werden, bergen nicht selten Vorräte im Werte von mehreren Hunderttausenden in sich; sie geben ein buntes, vielseitiges und auch belehrendes Bild, sie gleichen einem mächtigen Stilleben, welches von dem guten Geschmack Berlins spricht.

Ein anmutiges Sommerbild und ein herbes Winterbild! In den warmen Monaten ein freundliches, von schattigen Bäumen umrahmtes Wasser, in den kalten eine schneeige Eisfläche, um welche die abgestorbene Natur ein weißes Gewand ausgebreitet hat. Aber auf dieser Fläche ist Leben und Bewegung, arbeiten Hunderte von Menschen, um kühlende Labung für die heiße Sommerszeit zu gewinnen. Rastlos schreitet die Arbeit vorwärts, denn jede Minute muß wohl genutzt werden. Das Wetter, das jetzt günstig erscheint, kann in der nächsten Stunde schon umschlagen. Der Frost kann sich in Tau, das Eis in Wasser verwandeln, und darum muß die Zeit ausgenützt werden, in der die zu bearbeitende Fläche hart und eisig ist. Selbstredend ist die Arbeit nicht ganz ungefährlich, aber die an allen Seiten streng naten diese Eiskeller für die Aufnahme von großen Speisevorräten nicht genügend Raum, vielleicht auch nicht genügend Schutz, und darum lassen, außer unseren bedeutenden Restaurateuren, auch sehr viele unserer hervorragendsten Wildpret- und Delikatessenhändler ihre Waren in den Gefrierhäusern der Norddeutschen Eiswerke lagern. Die einzelnen Lagerungen werden, wenn dieser Ausdruck hier gestattet ist, individuell behandelt, sie befinden sich in Einzelräumen, deren Kältegrad genau der Temperatur auspassenden Kontrolleure sowie die mit langen Haken versehenen Rettungsmannschaften wenden jede ernstliche Gefahr ab; so kann erfreulicherweise festgestellt werden, daß die Gewinnung des Eises, das wir als „Berliner Eis" bezeichnen, bisher noch kein Menschenleben gefordert hat. — Ein seltsames Schauspiel! Die glitzernde freie Eisfläche, — auf ihr nicht leicht und lustig sich hin und her tummelnde, schlittschuhbewehrte Menschen, sondern ernste Männer in dickem kurzem Arbeitsgewande, welche

den Pflug führen, als wollten sie fruchtbares Ackerfeld pflügen. Die Fläche, die vorher von allem Schnee gereinigt worden ist, wird nämlich kreuz und quer gepflügt, in Karrees zerteilt, so daß sie allmählich einem Riesenschachbrette gleicht, dessen Felder lediglich weißes Eis bilden. Mit dem Pflügen geht das Sägen Hand in Hand. Richtige Brettschneidesägen zerschneiden das Eisfeld in Blöcke, welche die Form der vorgepflügten, schachartigen Vierecke haben. Die einzelnen Blöcke werden nunmehr durch Gräben mit Holzgeländer nach den Paternosterwerken geleitet, die an der Außenseite des mächtigen Eishauses angebracht sind. Die Paternosterwerke, welche von den Gräben bis zur äußersten Spitze des Eisspeichers aufsteigen, sind durch Dampfkraft in Bewegung gesetzte Fördermaschinen. Zwischen Latten werden die Eisblöcke nach oben befördert, und die Konstruktion eines jeden Paternosterwerkes bewirkt, daß der einzelne Block zu dem für ihn bestimmten Platz geleitet wird; an den einzelnen Stockwerken sind nämlich nach unten schräg laufende Bahnen angebracht, an denen die Eisblöcke herabrutschen; im Innern der einzelnen Räume der Etagen stehen Arbeiter, welche die ankommenden Eisstücke mit Haken und Pieken auffangen, in die verschiedenen Abteilungen hingleiten lassen und alsdann schichtweise auflagern, wobei hin und wieder eine Schicht von der anderen durch Seegras getrennt wird. Hier ruhen nun diese ungeheuren Eismassen, welche durch ihre hohe, feste und dichte Auflagerung bald zu einer Art Eisberg werden. Die ersten warmen Sonnenstrahlen zerstückeln und zerbröckeln den Berg, der, wenn der Winter kommt, allmählich zu einer Ruine geworden ist, um alsdann wieder in seiner alten Größe und Kraft aufzusteigen. Aus der obersten Etage wird zuerst das aufgestapelte Eis abgetragen und auf zweirädrigen Karren nach außen geleitet; dann wird es in die Wagen gebracht, bei kleinen abgemessenen Quantitäten einerweise, bei größeren Mengen hingegen in losen Blöcken, und überallhin ausgefahren. Etage auf Etage schwindet.

Abb. 5. Das Herausschaffen des aufgestapelten Eises im Sommer.

und wenn der Sommer Abſchied nimmt, dann iſt im Eisſpeicher nur noch der Reſervefond vorhanden.

Es gibt im wirtſchaftlichen und im Genußleben des modernen Menſchen wohl kein Produkt, das eine ſo mannigfaltige Rolle ſpielt, wie das Eis. Im Palaſt und in der Hütte iſt es unentbehrlich geworden, und im Heim des geſunden Menſchen ebenſo willkommen und nützlich, wie an der Stätte, an der es den Kranken und Elenden Kühlung und Labung bringt. In den Stunden der Freude, wenn die Korke des gekühlten Sektes luſtig knallen und der Lebensgenuß überſchäumt, in den Stunden des Leides, wenn wir am Lager eines teuren Kranken beklommen und hoffnungsfroh weilen, überall iſt das Eis unſer Begleiter. Und nicht nur im Sommer, wo mit geringen Ausnahmen die meiſten Speiſen und Getränke mit Eis in Berührung kommen müſſen, auch im Winter iſt das Eis für viele unſerer Lebensbedürfniſſe und Gewohnheiten nicht zu entbehren. Der Budiker bringt ſeinen Kunden die berühmte Weiße, die kühle Blonde, und ein blondes, ſchmuckes, kleines Mädchen überreicht der Mama als Geburtsgabe eine gefrorene Speiſe, welche den angenehmen Abſchluß des Geburtstagsſchmauſes bilden wird. In vielen Häuslichkeiten findet man bereits jene kleinen Eismaſchinen, durch welche, ähnlich wie beim Kunſteisprozeß, vermittelſt Zuſätzen von Salz der Fruchtſaft ſowie die anderen Zuthaten zum Gefrieren gebracht werden und die Hausfrau ihre Eisſpeiſe oder ihr Gefrorenes ſich ſelbſt zubereiten kann; und jenes Mädchen, das auf dem Teller die kühle Speiſe trägt, es hat dies Geburtstagsgeſchenk vielleicht mit Hilfe der häuslichen Eismaſchine ſelbſt zubereitet.

Abb. 6. Fertig zum Gebrauch.

Am Wege.

(Abdruck verboten.)

So liebesüberreich war nicht mein Leben,
Daß eines Menſchen Herz nichts gälte mir:
Für deine Liebe, die du mir gegeben,
Aus tiefſter Seele dank' ich dir!

Ich danke dir! Und darf ich nicht erwidern
Mit ganzer, heißer Liebesſeligkeit:
In meinen Träumen doch, in meinen Liedern
Biſt du mein eigen allezeit!

Ich kann dich nie vergeſſen! Meinem Weſen
Wird deines fortan angeſchloſſen ſein.
Und auch in deinen Augen kann ich's leſen,
Daß du für alle Zukunft mein!

Georg Böttticher

Dort oben?

Erzählung der Großmutter.

Von

Ilse Frapan.

(Abdruck verboten.)

Ja, Kinder, das ist wohl so, das glaub' ich selbst — selten kommt das vor. Es ist vielleicht gut, daß es so selten vorkommt. Denn wonach wir doch meist alle trachten — häusliches Glück in Familie — das ist nicht damit vermacht, weit entfernt! Nein, wenn das so ist, denn ist das wie ein tiefes Wasser, was ganz aus dem allerunterſten Grund kommt, und das wühlt und gräbt an den Hausmauern und ruht nicht, bis das Haus einstürzt. Und ob das das Rechte ist, da läßt sich wohl sehr darüber streiten, denn was hilft mir das, wenn nachher alles vorbei und hin ist? Und ich komme auf den Trümmern zu sitzen und kann da wimmern?

„Bloß, daß so was vorkommt, sollt ihr mir nicht abstreiten und gar so weit wegwerfen, Kinder, daß ihr nicht mal mehr an Romeo und Julie glaubt. Ach, wie ist das doch traurig, daß Ihr nicht mehr an Romeo und Julie glaubt! Ist denn alles bloß Geld und wieder Geld, und sonst heißt es: guten Tag und guten Weg? Ach, Kinder, dann mag ich gar nicht mehr bei euch sein. Dann packt man eure alte Großmutter so schnell wie möglich unter die Erde. Da sind dann doch alle die, die aus meiner Zeit stammen, nicht so klug wie ihr, Kinder, ihr steckt uns ja wohl schon lange in die Tasche, aber 'n bißchen — na ich will euch nichts Unangenehmes sagen. Eure alte Großmutter ist die letzte, die mit Spitzen um sich wirft, wie — aha, Martha ist auch da — na, dann habe ich nichts gesagt. Aber um ein Teil bitt' ich euch — fangt nicht an mit ‚sentimental'. Das Wort gefällt mir nicht, denn das wird jetzt durch die Bank auf alle angewendet, die was anderes im Kopf haben als Geldverdienen. Ach ja, wenn ich mir so alles überlege, dann will ich mal lieber meine Zunge sparen, als euch etwas erzählen. Was kann euch 'n alte Großmutter viel überzeugen, wenn ihr so 'm Mann wie Shakespeare nicht mehr glauben wollt. Meine kleine Geschichte und was ich überhaupt erzählen kann — ja, nun sagt ihr wieder, ich erzähl' hübsch! Kinder, Kinder, ihr könnt einem wirklich Ohren ansetzen, ihr seid lose Gäste, und herumkriegen thut ihr mich doch jedesmal. Gott ja, wenn ich so denke — Onkel Christian wollt' auch immer gern erzählen, aber er hatte 'n Stockschnupfen, — den habe ich doch nu wenigstens nicht. — Ob ich selbst mitgespielt hab' in der Geschichte? Ja und nein. Die das am meisten anging, war ich nicht, natürlich, aber nahen Anteil hab' ich genommen, denn Lottchen Tormöhlen war meine Freundin von Kind auf. Meine Mutter und ich, wir haben manche Thräne darum vergossen, noch in der Erinnerung.

Nu ist das lange her, und ich muß sagen, ich wäre vielleicht auf die ganze Geschichte nicht gekommen, heute gerade, wenn ich nicht die zwei Fenster mit den holländischen Tulpen gesehen hätte im Vorbeigehen. Kinder, ich sag' euch, so was von Tulpen ist mir seit fünfzig Jahren nicht unter die Augen gekommen. Kleine altmodische Fenster, wißt ihr, und dahinter standen sie, rot gestreift und goldgelb und dunkellila, wie prachtvolle schwere große Glocken auf dünnen Stielen. Es war, als nickten sie mir zu, weit her aus alter alter Zeit, wie gute Bekannte. Tulpen, wie auf meinem echten Meißner Service, Kinder, nicht solche steife dumme kleine Kröten, wie sie Neujahr in den Blumenläden haben. Und wie ich das halb offene Fenster sah mit den kleinen Scheiben und die Tulpen alle, so hoch, bis an das erste Querholz, und ein eckiges geblumtes Bleikissen, auch ganz altmodisch, zwischen den Töpfen und darauf ein goldener Fingerhut und eine kleine Stickschere, — ich sag' Euch, ich blieb stehen und guckte und guckte. Denn dahinter sollte nu von Rechts wegen Lottchen sitzen, mit ihren langen rötlichblonden Locken um das zarte Gesicht, und den Faden aufziehn, wie ich das so oft gesehn habe. Und so benommen

war ich den Augenblick, daß ich die Hand ausstrecke und ruf' Lottchen! Und merk' nicht, daß ich ja wohl 'nem Eckensteher ins Gesicht gefahren bin, und miteins ei't mich der Kerl über und sagt: ‚goo'n Dag, min ole Seel!' So was kann man erleben am hellen Nachmittag in der Görlitwiete um vier! Nun könnt ihr sehn, was Erinnerungen sind. Sie thun einem ja oftmals weh, und doch — ohne sie — nee, da wär' ich ja nicht mal so viel wie Drolli unterm Sofa! Komm, mein Drolli, und gib Fuß und guck mich mal an mit deinen schönen treuen Augen! Da stehn auch Bilder drin von welchen, die schon damit durch sind, nicht, mein Drolli?

„Lottchen ist schon lange damit durch, mein Gott, wie lange! Und wie ich so jung war, wie sie, da meinte ich doch, ich könnt' nicht einen Tag ohne sie sein. Wir waren zusammen bei Line Henner in die Schule gegangen, und ich weiß noch ganz gut, wie wir bekannt geworden sind, so als Gören. ‚Lottchen Tormöhlen, wie heißt die Waschfrau auf französisch?' ‚Die Waschfrau? La vache!' ‚Lottchen Tormöhlen, du bist selbst eine vache! Und deine Übersetzung — wie die wieder geschrieben ist! In der Frühstücksstunde gehst du zu Line Henner und fragst sie, was sie zu solchem Geschmier sagte.' In der Frühstücksstunde steckt sich miteins eine Hand in meine — ich hatte beinahe nie mit Lottchen gesprochen — und neben mir schluchzt etwas in mein Ohr: ‚Bitte, geh' mit mir zu Line Henner.' Also wir gehn zusammen, und ich klopf' an die Thür und sag' zu Lottchen: ‚Nu plör*) doch nich immerlos,' da kommt uns Line Henner entgegen und brummt: ‚Na, schon wieder eine Sünderin? Was hast du mir zu sagen, kleine Tormöhlen?' Da stellt sich mein Lottchen hin und schlägt ihr Heft auf und spricht ganz klar und deutlich: ‚Ich sollte dich fragen, was du zu solchem Geschmier sagst!' Und was thut da meine gute Line? Sie nimmt Lottchen in den Arm und küßt sie und sagt: ‚Pluckus**) bist du ja nun schon — tiefer kannst du also nicht rutschen — dann geh' mit Gott!' — Ach Kinder, nein, ein großes Licht in den Schulsächern ist mein Lottchen grade nicht gewesen, aber glaubt nur ja und ja nicht, daß sie dumm war. Es gibt Mädchen, auch Frauen, die nie und nie was Unzartes oder Taktloses oder Übereiltes über die Lippen bringen können, und wenn sie Einem Guten Morgen sagen und daß es nun bald Frühling wird, dann meint man wunder, was das für eine feine Bemerkung gewesen ist. Sie sagte wohl überhaupt nicht viel, nur einziges Mal erzählte sie, noch als Schulkind, eine lange Geschichte, von ihrer Mutter, wie die jeden Abend kommt und sie küßt und nicht duldet, daß jemand sie schilt oder schlägt, und wie sie immer ein blauseidenes Kleid mit 'ner langen Schleppe anhätte. Und denkt mal an, das war alles nicht wahr; ihre Mutter war gestorben, eh' Lottchen sprechen konnte. Aber darum müßt ihr nun nicht denken, Lottchen hätt' es mit der Wahrheit nicht genau genommen. An dem ist es durchaus nicht; sie konnte auch später nie vertragen, daß man von der Geschichte anfing. Solchen roten Kopf und Thränen — das regnete nur so, aber das hing wohl mit ihrem zarten Körper zusammen. Wenn man ihr barsch kam, zitterte sie wie ein Blatt am Baum. ‚Du willst 'n Hamburger Deern sein?' sagte ihr Vater manchmal, wenn er sie g'rade angepaut*) hatte. Gott, Kinder, der Mann war auch nicht auf Rosen gebettet; vier Kinder und keine Frau, und dabei jeden Tag schlechter sehn und doch seinem Geschäft vorstehen müssen, was langsam dem Ruin entgegenging. Lottchen sollte dann manches mal mitrechnen — aber nein, in dem Fach war sie nun wirklich ‚dumm wie 'n Strumpf;' so sagte nämlich immer unser Rechenlehrer, Herr Balske, zu ihr, — er hatte eine ganze Reihe von solchen Wörtern und war gerade mit Lottchen oft so ausdrücklich — das arme Gör! Ich weiß noch, wie sie einmal krank war und phantasierte und sagte immerlos: ‚Hast keine Augen? Setz' drei Brillen auf und nimm unter jeden Arm 'ne Katze, daß du sehen kannst! Hast wohl Tinte getrunken? Steck deine Fahne ein! Ein Schaf und ein Schaf — wieviel Beine? Weißt es? Unglaublich! Na ja, 'n blindes Huhn findet auch mal 'n Korn! Ist das deine Hausnummer?' Ich mußte lachen, wie ich an

*) pleurer.
**) Die letzte.

*) angefahren.

Aus unſerer Studienmappe:

Der Trinker. Gemälde von Gaspard Grésely im Muſeum zu Beſançon.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

ihrem Bett ſaß, denn ſie machte zu Herrn Balskes Redensarten auch ſeine quäkige Stimme nach; es ging ihr alles zu tief, ſo'n Lehrer weiß manchmal wenig, was 'n ſogenanntes dummes Kind in ſeinem kleinen Herzen ausſteht. Keine Minute ſah Lottchen gleich aus, immer rot und blaß abwechſelnd, nie wieder hab' ich ſo etwas geſehen. Mein Bruder verglich ſie mal mit einem Vergißmeinnicht, aber nein — das paßte nicht ganz. Ihre Augen waren geradezu veilchenblau und dabei tief und glanzlos, und ihre Locken kniſterten, wenn man darüberſtrich, wie von verborgenen Funken. Wenn ſie einem die Hand gab, das fühlte man ordentlich, und wenn ſie einen heftig umarmte, konnte ſie einen beinahe umwerfen. Sie war bei der Konfirmation einen Kopf größer als ich, und ich bin doch ganz nette Mittelgröße, nicht? Und die Taille ſo und ſolchen Hals, wie 'n Lilienſtengel. Aber ſie hielt ſich 'n bißchen hängig, weil ſie ſo aufgeſchoſſen war, und gewöhnlich lehnte ſie ſich wo

gegen, an die Thür oder an 'n Baum im Garten, oder, wenn ich da war, an mich. Meine Mutter schüttelte oft den Kopf darüber: ‚Gerade halten! 'n junges Mädchen, die muß immer sitzen, als hätte sie 'ne Elle übergeschluckt.' Mutter hatte wohl Recht, aber Lottchen stand doch alles, sie war so graziös bei ihrer Länge, und das ist gar nicht oft zu finden. Ich sehe sie immer noch, wie sie mit ihrem alten Großvater Arm in Arm ging, beide mit großen Bouquetten Zyreen,*) die sie sich im botanischen Garten für gute Worte geholt hatten.

Das war merkwürdig mit dem siebzigjährigen Mann; der hing wie ein Kind an dem Mädchen, er war nämlich nicht mehr ganz bei sich, nnd Lottchen sorgte für ihn wie eine Mutter, schnitt ihm mittags das Fleisch, zog ihn an und aus und führte ihn an die Luft, so oft schön Wetter war. Gewöhnlich war er stillzufrieden und träumte so vor sich hin, aber mitunter hatte er Touren, wo er ganz eklig war und schimpfte, und das denn meistens auf der Straße, so daß es zwei- bis dreimal ordentlich einen Auflauf gab. ‚Nein, Lottchen, das muß ich sagen, du verdienst dir 'n Gottslohn an dem Alten; ich ging nicht mit ihm los!' meinte Tante Hannchen oft. Aber Lottchen sagte dann nur: ‚Es macht nichts, ich thu' es gern,' und dabei wurde sie rot, als habe sie die größte Sünde gebeichtet. — Natürlich, zu Hause hatte sie auch nicht viel Freude. Ihr Vater wurde von Jahr zu Jahr grilliger, und es war beinahe kein Umkommen**) mit ihm. Er war erst Kaufmann, dann Detailliſt in Manufakturwaren, dann Stadtreisender gewesen, zuletzt versuchte er sein Heil mit einem Holländischwarengeschäft. So hatte mir Lottchen geschrieben. Ich war nämlich ein paar Jahre weg, erst bei Tante Pastorin in Tondern und nachher auf dem Gut meiner Schwiegereltern, aber daran hatte ich damals noch keinen halben Gedanken, daß die mal meine Schwiegereltern würden. Allmächtiger Gott, den Schreck, als ich das erste Mal wieder zu Lottchen kam! 'ne kleine Bude, dunkel und niedrig und feucht — statt 'en Ausbauer***) nur so 'n kleiner Glaskasten mit Nadeln und Band und Zwirn — über Toonbank 'n qualmiger Thrankrüsel*) — das war der Holländischwarenladen! Und da saß sie inmitten in und stickte feine Battisttücher bei dem alten Thrankrüsel in dem Krämpelladen, und ihr Vater, was 'n großer, korpulenter Mann war, machte gerade Strickbaumwolle in Docken.**) Und dabei stöhnte er, daß man es schon draußen hören konnte: ‚Das geht ebensowenig gut! Damit werd' ich auch nichts! Du sollst das erleben, morgen sitzen wir auf der Straße. Mit 'n witten Rock un en witten Stock***) war ick hier rut gahn. Aber das sag ich dir, denn mach' ich 'n Ende, was soll ich mich auf meine alten Tage noch so abmaracken und mit Gott und der Welt abkatzbalgen? Wozu denn? Bloß für euch? Nee, das hab' ich dick!'

Wie ich hineinkam, war er ganz freundlich, ging aber bald weg. Da sag' ich: ‚Lottchen, Lottchen, das ist kein Mannsgeschäft, warum hat Vater sich auf so 'was eingelassen?' ‚Ja, erst wollt' Vater 'ne Bierwirtschaft anfangen —' ich schrie laut auf, sie guckte mich an und lächelte, aber ihre Augen waren sonderbar. Sie hatte oft so 'n bißchen was Abwesendes. ‚Lottchen,' sag' ich und faſſ' sie um, ‚wo ist dein Bruder Heinrich?' ‚Wo die zwei andern sind, in Amerika,' und wieder lächelt sie so merkwürdig. ‚Ich denk recht, er wollt' deinem Vater im Geschäft beistehen?' ‚Ja, aber wie Vater nun ist — sie haben die letzten drei Monate kein Wort mehr miteinander geteilt.' ‚Arme Seele! Und du immer da mitten zwischen!' ‚Es macht nichts!' flüsterte sie, und nun lächelte sie wirklich. Auf einmal — ich hatte sie so im Arm — fliegt sie zusammen und guckt nach dem Fenster und wird rot, aber ihr Gesicht sieht aus, als guckt sie in den offenen Himmel. ‚Das war er,' und sie drückt sich fester in meinen Arm. ‚Wer, Lottchen? Vater?' Natürlich wußt' ich recht gut, daß sie nicht von ihrem Vater sprach, so dumm war ich nicht, aber ich stellte mich so an. Lottchen gab keine Antwort. Ich wurde ein bißchen pikiert: ‚Wer ist

*) Syringen.
**) Auskommen.
***) Laden- oder Schaufenſter.

*) Öllampe.
**) Strähnen.
***) Als Bettler.

er?' ‚Er geht hier immer vorbei.' ‚Mein Gott, wie heißt er denn, Lottchen?' ‚Das weiß ich nicht.' ‚Lottchen, wie kann's angehn? Lottchen, ist das freundschaftlich, mir kein Wort anzuvertrauen?' ‚Ulrike, was ich dir sage; es ist nichts anzuvertrauen.' ‚Aber warum sagt er denn seinen Namen nicht, Lottchen?' ‚Ich hab' ihn nicht danach gefragt.' ‚Was habt ihr denn sonst miteinander gesprochen?' ‚Nichts!' ‚Wieso nichts? Ja, was ist das denn überhaupt für 'n verrückter Kram?' Darauf gab sie wieder keine Antwort, aber ich sah nun, daß in ihr Gesicht ein ganz schwärmerischer, verklärter Ausdruck gekommen war, den sie früher nicht gehabt hatte, und der es wunderbar verschönte. ‚Lottchen, wie sieht er denn aus?' Ihr Lächeln antwortete: ‚wie ein Engel,' ihr Mund blieb stumm. ‚Lottchen, was soll denn daraus werden?' Da seufzte sie, daß es mir durch und durch ging: ‚Ich weiß es nicht.' ‚Lottchen, möchtest du den nun wohl heiraten?' Ja, Kinder, ich bin immer auch mit für das Praktische gewesen, und darum mußt' ich danach fragen, es kam mir ganz von selbst in den Mund. Aber Lottchen fuhr zusammen und sah sich scheu um: ‚Ulrike, ich weiß gar nicht, wie man überhaupt an so was denken kann.' ‚O, das ist wohl keine Sünde, wenn man zwanzig Jahr alt ist; da denken schon jüngere daran! Was willst du denn sonst von ihm?' Da fing sie nun bitterlich an zu weinen und sagte mir ins Ohr, nichts wollte sie von ihm, gar nichts, nur ihn jeden Tag viermal vorbeigehen zu sehen, und wenn sie das mal nicht mehr könnte, dann müßte sie sterben. ‚Lottchen,' sag ich, ‚sei nicht so blümerant, von so was stirbt man nicht, das wird einem von selbst überdrüssig, paß' man auf.' — Kinder, ich sag euch bloß einen Teil: es ist nichts schwerer, als beurteilen, wie einem anderen Menschen zu Sinn ist. Man kann da nicht reinkriechen, man kann keinem anderen ins Herz sehen. Ich meinte neulich mal, als ich von dieser neuen Art von Strahlen hörte von dem Professor — wie heißt er man noch? — das wäre so 'was für Leute, die gern Menschenkenner werden wollen, daß man damit, sozusagen, die Gedanken photographieren könnte. Aber nun ist das wieder nichts; lacht man nicht, es wäre doch sehr angenehm gewesen! Na, mit der Zeit kriegte ich den Bewußten doch auch mal zu sehen. Nicht, daß Lottchen ihn mir gezeigt hätte, aber wie wir mal nach 'm St. Georger Tivoli gingen, wurden wir von einem jungen Mann gegrüßt. ‚Na, Lottchen, das war er, nicht? Brauchst nicht zu antworten, ich hab es schon gesehen! Hör' mal, etwas ist mir aufgefallen — der sieht dir ja sprechend ähnlich! Dieselben Augen, dieselbe Gesichtsfarbe, — ihr wurdet alle beide ganz gleich puterrot, — dieselbe Größe, und ebenso hängig geht er wie du; das ist merkwürdig.' Lottchen wollt' es nicht wahr haben. ‚Ach, wie kannst du ihn mit mir vergleichen? Er ist ja so schön!' — Kinder, der Tivolibesuch, das war 'n denkwürdiger Tag, das war den 4. Mai 1842, und ahnungslos und voll von unseren Herzensgeschichten, — ich hatte nämlich auch eine, aber mit mehr Boden untern Füßen, wie ich damals meinte — zogen wir hinaus nach St. Georg, suchten uns erst mal 'n guten Platz, legten Vaters großen, grünen Regenschirm auf zwei andere Stühle neben uns, denn Vater und Mutter wollten nachkommen, und gingen dann noch 'n bißchen im Garten an das Eichhörnchenbauer, worin das arme kleine Vieh wie unklug über 'ne hölzerne Rolle hüpfte. Warum sie bei den Sommertheatern immer Eichhörnchen und Affen haben, weiß ich nicht, aber es ist so, bis auf den heutgen Tag. Das Wetter war ganz komisch das Frühjahr, es hatte ja wohl gute vier Wochen nicht geregnet; und doch — alles schon grün, und Goldlack und Narzissen in Blüte, ein Duft! Ich weiß noch, wie wir uns über die großen Aurikeln freuten auf dem Steinberg neben dem Eichhörnchen, und wie wir die ganze Zeit den Sonnenschirm offen haben mußten, denn ein verrückter Kerl, den wir in kleinen Rollen auf der Bühne gesehen hatten, schwärmte immer um uns herum wie die Hummel um die Kirschblüten; er hieß Buterweck und hatte eine schrecklich hohe Angströhre auf seinem großen Kopf; ich kann es Herrn Buterweck heute nicht verdenken, daß Lottchen ihm in die Augen gestochen hatte, denn sie hatte wirklich etwas an sich, ich weiß nicht, was es war, aber bei ihr sah man, sozusagen, das Innerste durch

das Äußere durchschimmern, ihre Seele mein' ich und jede Stimmung; sie war nicht aus Holz oder Stein oder Pappe, wie die anderen Menschen, sondern so, wie aus feinem, dünnem Porzellan, halb durchsichtig. Dabei hatte sie noch die Gabe, sich niedlich zu machen, hatte auch großes Vergnügen daran. Sie konnte stundenlang verschiedene Kleider anprobieren und sich vor dem Spiegel herumdrehen, ganz ernsthaft, wie bei der wichtigsten Sache; das war so ihre schwache Seite. Na, Gott, wir haben ja alle unsere Fehler, und Lottchen war so bescheiden im Wesen, — das bißchen Eitelkeit stand ihr so gut, wie alles übrige. Den Tag war sie in hellblauem Barege mit weißen Tüllärmeln und zwanzig kleinen Volants, — da konnte sie die Nacht bei sitzen, wenn sie so was zu nähen vorhatte!

Ach, Kinder, unser Tivoli, was war das doch für 'n Vergnügen! So was Gemütliches, wie diese Sommernachmittage, wo man schon um zwei, halb drei nach St. Georg hinauszog, daß man auch 'n guten Platz kriegte, hab ich nie wieder erlebt. Die Abonnenten, Direktor, Schauspieler, Garderobenfrau, Kellner — alle kannte man bei Namen, und sogar die Kegeljungens — denn vor der Vorstellung wurde auch Kegel gespielt! Wir hatten 'n kleinen süßen Hund damals, chokoladenbraun, mit Beinen, nicht dicker als mein Finger, den nahm Mutter regelmäßig mit und hielt ihn auf dem Schoß hinter 'm Fächer, — den Ami kannten auch alle und erkundigten sich jedesmal nach seinem Befinden. Und manchmal, wenn die Mutter recht viel rote Grütze gekocht hatte, kriegten die Schauspieler 'n paar Kummen voll ab, die mußte Trina ihnen hintragen. Und sie spielten wirklich sehr gut. Ich hab' später ja große Künstler gesehen, die Wolter und Sonnenthal, aber so recht von Herzen amüsiert hab' ich mich nur im alten Steinstraßentheater und in dem bescheidenen Tivoli. Die Beleuchtung war ja mangelhaft, und wenn es regnete, dann mußte man mit 'm Schirm sitzen, aber das sind wir, als Hamburger, ja gewöhnt und denken uns da nicht viel bei. Dafür spielten sie aber auch den ‚Verschwender', ‚das Fest der Handwerker' und ‚die Kunst, geliebt zu werden', und in den Zwischenakten konnte man Hechner*) oder Mamsell im Garten begegnen und ihnen die Hand drücken für ihre schöne Leistung. Das waren alles seßhafte, bürgerliche Leute, und ihr Benefiz jedesmal ein großes familiäres Fest. So was laß ich mir gefallen!

Den Abend gaben sie: ‚Eine Nacht auf Wache', von David; ich weiß nicht, warum sie das jetzt nie mehr geben, das war witzig und aus dem Leben und Vaters Lieblingsstück.

Im zweiten Aufzug seh' ich mich so zufällig um und — ‚Lottchen,' sag' ich, ‚weißt', wer in der dritten Reihe hinter uns sitzt? Erschreck dich doch nicht so; er guckt gar nicht her, er weiß wohl nicht mal, daß wir hier sind.' Aber Lottchen war so aufgeregt, daß sie kaum atmen konnte, das leuchte nur so. ‚Lottchen, sieh dich mal um, er ist eben ganz rot geworden.' Ulrike, wie könnt ich nun wohl so was thun? Sitz doch still.' ‚Meine Güte, Lottchen, wenn er eben so 'n schüchterner Jüngling ist wie du, was soll denn einmal daraus werden?' Die Antwort gaben die nächsten Tage, Lottchen wußte keine. ‚Lottchen, was hat er denn für 'n Geschäft?' ‚Postbeamter.' ‚Verdient er denn ordentlich was? Hat er sein Brot?' Wie kann ich das wissen!' Ach, Kinder, ich hätt' ihr nun so gern 'ne ordentliche Partie gegönnt, wenigstens mit gutem Auskommen, nach all dem Hunger und Kummer, dem sie bei ihrem Vater entgegenging. Sie hatte so was ‚Unbedarftes', immer, als wenn man sie in 'n Arm nehmen müßte. Und nun so 'n kleiner Postbeamter mit 'm abgeschabten Rock! n' süßer Jung' bist du wohl mit deinen dunklen Augen und deiner weißen Stirn, dacht' ich so bei mir, aber mein Lottchen laß man gern zufrieden. Es wär' vielleicht auch besser gewesen!

Nun kam das Feuer. Das heißt, im Tivoli natürlich nicht; warm und sternenklar und still war es, wie wir uns vor Lottchens Hausthür gute Nacht sagten. Aber nach Mitternacht fing es an. Kinder, davon macht ihr euch keinen Begriff, aber ich hab' die schrecklichen Tage mit durchgemacht, ich hab den Nikolaiturm fallen sehen, — nie, und wenn ich hundert Jahr

*) Bekannter Komiker.

alt werde, kann ich ohne Thränen daran denken. Man vermutete sich ja zuerst nichts Besonderes. Ich war so müde geworden von der beklommenen trockenen Frühjahrsluft, daß ich erst aufwachte, als es fünfundzwanzig anzog. Wir wohnten damals am Mönkedamm, das ist ja nicht weit von der Deichstraße. Nu fingen auch meine Brüder an zu sprechen: ‚Siegmund, da ist Feuer, hörst du? Es muß schlimm sein, ich hab alle sechsundzwanzig gezählt! Ich werd' wohl hin müssen, — da, nu läuten sie die Sturmglocke, das muß 'n schreckliches Feuer sein.' Mein Bruder zog seine Bürgergardistenuniform an, Karl ging auch mit hinunter. Mutter kam in meine Stube: ‚Ulrike, hast du verstanden, wo das Feuer ist? Der Karl sprach so durch die Nase.' ‚Ich glaube, in der Deichstraße, Mutter.' ‚Ja, das sagt Vater auch, er macht sich fertig, das kann ja bei unserem Speicher sein.' Wir beide gingen dann nach dem Spitzboden und guckten durch die Luke. Der Himmel war ganz rot nach der Seite, und die Funken flogen über die Dächer. Die Glocken gingen in einem fort, und auf der Straße war 'n Gelauf, — wir konnten keinen Schlaf mehr kriegen. Alle Augenblicke sagte Mutter: ‚Das scheint noch immer nicht aus zu sein, wenn sie doch erst wieder da wären.' Aber das dauerte noch lange, bis Karl wiederkam und sagte, Vater wäre doch lieber im Speicher geblieben mit Siegmund, denn wenn das den Angenblick auch schwächer brennte, aus wäre es doch immer nicht, er wollt' auch bloß 'n Schluck Kaffee trinken und die anderen dann ablösen. Wir saßen beim Kaffee und tranken nicht und guckten ewig nach der Thür und sahen uns an und wußten vor Unruhe nicht, was wir sagen sollten. Das wurde so bei kleinem Morgen, und endlich kam Vater und legte sich ein paar Stunden nieder, weil Mutter ihm so zuredete, aber Ruhe hatte er nicht, und als um zehn Siegmund unsere große schwarze Speicherkatze auf dem Arm brachte, da ließ Vater sich nicht halten, so wenig wie meine zwei Brüder. Wir sperrten die Katze ein, und ihr Miauen klang ordentlich schauerlich durch das stille Haus. ‚Hör' mal, Mutter, nun steigt das wieder so schnell, ich hab schon dreißig gezählt! Ich möcht so gern zu Tormöhlens, sehen, wie es da zusteht, den ganzen Morgen denk' ich an Lottchen, und der alte Mann, Mutter, der Großvater!' ‚Ja, geh mit Gott, Kind, — wenn du nur durchkommst!' ‚Mutter, ich will wohl durchkommen!' Aber kaum bin ich die Treppe hinunter, so ruft Mutter: ‚Ulrike, bleib hier, unser Herr Nachbar ruft mir eben herüber, der Rödingsmarkt brennt auch schon, sie brechen alle Dächer ab und reißen Häuser nieder!' ‚Mutter, ich bin vorsichtig, ich muß zu meinem Lottchen!'

Kinder, ich war froh, als ich raus war, man ist doch auch neugierig, — daß es draußen so aussehen würde, konnte ja niemand im Traum einfallen! Das war schrecklich, da war nicht durchzukommen, der Rödingsmarkt abgesperrt; ich mußte hinten rum, Graskeller und Slamatjenbrücke, — ja, da stand ich wieder in dem schrecklichsten Gewühl, eine rote Glut vor Augen und ein Rauch, und die Funken fielen wie Schneeflocken, manchmal sank ein großer Feuerklumpen nieder. Und die Menschen! Alles voll Geschrei, und Leute mit Betten auf 'm Kopf und halb unter den Pferden, und die werden scheu und bäumen sich, und das kreischt, und da kommandieren die Spritzenleute, und das kracht und zischt und ist hetß zum Umkommen, und mir wurde so ängstlich — ich denke, die Welt geht unter! ‚Zurück, Mamsell, wo wollen Sie denn hin!' schreit mich ein Bürgergardist an, — er sah aber aus, so schwarz wie 'n Räuber! Nein, zurück, das wollte ich nicht, wo ich mal so weit war — das zog mich förmlich weiter, so schauerlich mir auch zu Mute war. ‚Lassen Sie mich durch!' bat ich und hob die Hände auf, ‚Görttwiete Nummer fünfundzwanzig, da ist meine Mutter!' Der Mann guckte mich mitleidig an: ‚Min gode Mamsell, de is all lang verbrennt, de ganse Görttwiet' is in Fuer opgahn!' Es war aber gar nicht wahr! Wie ich mich schließlich hingefunden habe, das weiß ich noch heutigen Tages nicht, aber miteins stand ich vor Tormöhlens kleinem Krämerladen und stürzte da rein: ‚Lottchen, mein Lottchen, kommt alle zu uns!' Aber da ist kein Lottchen, da steht der junge Postbeamte und schlägt Bettstellen ab! Ich lauf' hin und schüttel' ihm die Hand: ‚Das is mal nett von Ihnen!' Miteins poltert der alte Tormöhlen da

rein, faßt ihn an die Schulter und jammert: ‚Rettet meine Frau! Rettet meine Frau!‘ ‚Herr Tormöhlen, besinnen Sie sich doch! Ihre Frau ist da ja wohl an, aber Lottchen und Großvater, wo sind sie?‘ Damit lauf' ich an ihm vorbei, aber er mir nach und reißt ein Bild von der Wand, nimmt das untern Arm und sagt: ‚Meinen Sie, daß meine Frau hier verbrennen soll?‘ Und seine Augen waren wild und stier. Ich schrie in einem fort: ‚Lottchen! Lottchen!‘ Da sehe ich sie endlich, und den Großvater hatte sie an der Hand; — in ihrem blauen Barège und die Locken kreuz und quer über die Schultern hängend, kommt sie die Treppe herunter. Ich ihr entgegen: ‚Lottchen, weißt du, wer hier ist? Wer alles zusammenpackt?‘ Wie sie ihn sah, verschwand aller Schreck und alle Bestürzung aus ihrem weißen Gesicht; so was von Glück und Seligkeit hab' ich noch nie gesehen, als wo diese beiden sich mitten in diesem gräßlichen Trubel plötzlich erblickten. Sie gaben sich nicht die Hand, sie sprachen kein Wort zusammen; er klopfte und hämmerte, daß ihm die Locken tanzten, als wäre das seine natürliche Beschäftigung. ‚Wo wollen Sie damit hin?‘ fragte ich ihn. ‚In die Nikolaikirche, dort ist es noch sicher.‘ ‚Aber Sie haben kein Fuhrwerk!‘ ‚Das muß 'ne schottische Karre thun, auf 'm Hof steht sie.‘ ‚Soll ich Ihnen mal was sagen? Sie sind 'n Segen für Tormöhlens!‘ Da lächelte er. Kinder, es war wirklich 'n ganz reizender Mensch. ‚Kucken Sie mal den Alten an, der und sein Bild!‘ ‚Rettet meine Frau! Rettet meine Frau!‘ brüllte Tormöhlen mit dem Bild unterm Arm; er war rein wie unklug. Amandus Roosen — ja, komisch, nicht? Aber mehrere von meinen Bekannten hießen damals Amandus, — begöschte*) ihn: ‚Herr Tormöhlen, ich rette das Bild und wenn ich es auf meinen Armen bis nach Altona tragen sollte. ‚Das soll 'n Wort sein!‘ rief der Alte, und das war 'n Wort — nicht bis nach Altona, nein, sogar bis nach Wandsbeck hat der junge Roosen das Porträt getragen, — es war wohl auch mit, weil es Lottchen so aus den Augen geschnitten war. Nu saß da der Großvater und wollt' nicht raus! ‚Sind hier noch Menschen in dem Hause? Das soll gesprengt werden!‘ rief einer mit Grabesstimme. ‚O Gott, halt, warten Sie noch 'n kleinen Augenblick!‘ Jawohl, da trugen sie all' die alten Pulverfässer herein: ‚In 'n Keller damit! Kanonier Appelbohne, ist der Brenner in Bereitschaft?‘ Kinder, was sollten wir wohl machen? Hals über Kopf weglaufen, alles im Stich lassen, all' die schöngepackten Sachen — das war das einzige! Roosen mit dem Bild, Lottchen und ich mit dem Großvater, — so ging das los. Wie wir rauskamen, rennt jemand auf Vater Tormöhlen zu, drückt ihm was in die Hand: ‚Halten Sie 'n Augenblick! Es sind lauter wertvolle Steine darin, ich muß noch einmal zurück, um anderes zu holen.‘ Soll ich euch was sagen, Kinder? Die Juwelen sind nie reklamiert worden, und der alte Tormöhlen hat da beinahe sein Leben darum gelassen, denn wie wir weggingen, wollte er nicht mit, weil der Mann gleich wiederkommen wollte. Er steht da eine Stunde, er steht da zwei Stunden — der Mann ist da nicht und kommt da nicht, aber miteins — stürzt da von dem brennenden Nachbarhaus der Giebel herunter, die Spritzen hatten da auch nicht darauf geachtet, kein Mensch war mehr so recht bei kaltem Blut, und todmüde waren sie ja auch von der Nacht her — also zwei Spritzenleute tot, ein paar verletzt, kurz und gut knapp bei Vater Tormöhlen war der Tod vorbeigegangen! Habe ich schon erzählt, daß wir alle in einem Trab nach Wandsbeck liefen? Da wohnte nämlich Amandus' Tante, bei der sich auch seine Mutter aufhielt. Der Schreck saß dem Alten, dem Großvater so in den Knochen, zu uns wollte er durchaus nicht, partout aus Hamburg weg, als er gehört hatte, daß auch der Hopfenmarkt schon brenne, und daß der Nikolaiturm in feuerfarbene Rauchwolken gehüllt sei. ‚Sodom und Gomorrha!‘ murmelte er. ‚Eine Stimme hat mir gesagt: hier ist deines Bleibens nicht, loop, wat du loopen kannst!‘ Das war 'ne Tour — die vergeß ich mein Lebtag nicht. Die Straßen nicht zu kennen vor Gewühl und Geschrei; Leute mit Fuhrwerken, hoch bepackt, mit Fuhrwerken, die umfielen, Leute mit ihren paar armen Sachen auf 'm Kopf, ein allgemeiner Umzug, eine große Flucht. Ich hatte gerade

*) Beruhigte.

Bulwers „Letzte Tage von Pompeji“ gelesen und fühlte das durch, als ob ich es erlebte. Aber nein, kein Vesuv war hinter uns, das war unser armes teures Hamburg selbst, was da in Feuer aufging! Ach, Kinder, wie wir da beim Berlinerthor waren, wo es so 'n bißchen hoch ist, dreh' ich mich um und schrei miteins: ‚Ach, der Nikolaiturm fällt! Seht, seht, wie er wackelt,‘ — wir waren nicht die einzigen, die weinten, das kann ich euch sagen! Mutter, die so viel näher war, hat es auch mit gehört, wie das wundervolle Glockenspiel, von der Hitze in Bewegung gesetzt, von selber zu klingen anfing, bis die Harmonie der Klänge sich in ein wildes, schrilles, schauerliches Durcheinanderheulen von Glockentönen verwandelte, wie die Uhr noch drei! abrief, zum letztenmal, mitten in dem fürchterlichen bunten Flammenmeer, und wie endlich unter dem eignen Grabesliede der hohe schöne Turm in sich zusammensank und verschwand. Mutter hatte sich schon halb tot geängstigt, wie ich endlich wieder ans Haus kam! Alle weg, die Jungen und Vater und sie allein mit dem schweren Herzen! ‚Ulrike, denk' dir bloß an, — aber erschreck' dich nicht — die alte Führhopen ist eben bei mir gewesen, der alte nette Louis, der heute nacht noch so tüchtig mit gepumpt hat, hat heute Morgen tot vor seinem Bett gelegen! Sie ist ganz auseinander, die arme Alte, sechsundsiebzig und dann den schiefen Hals, und nu sagt sie immer vor sich hin: ‚Ach min Lonis! Ach min Louis!‘ Es war hart anzuhören. Fünfunddreißig Jahr hat er bei ihnen gewohnt nnd war ganz wie ihr Sohn; und nu tot, in diesem Moment! Und wie soll das werden mit der Beerdigung? Sie wissen sich keinen Rat, die beiden Alten! Und die Neueburg ist gesprengt, — wo mag die arme Line Henner abgeblieben sein? Die ganze Nacht standen wir vor der Hausthür, an Schlafen war ja doch nicht zu denken. Vater und meine Brüder gingen ab und zu, die Hiobsposten folgten eine auf die andere. Plötzlich hieß das: ‚Wir können die Häuser hier nicht mehr halten, nehmt das Notwendigste mit, wir müssen weg.‘ ‚Wie wird das mit der Versicherung werden, da kann sie ja nicht gegen an kommen!‘ jammerte die Mutter. Wir packten eine Fuhre, sie war zwanzigmal so teuer als sonst, und mit einem Schuh und einem Pantoffel an, so kam meine Mutter aus dem Hause! Wie wir schon draußen sind, fallen uns die alten Fuhrhops ein: keine Gelegenheit zum Wegkommen, alt und schwach und die Leiche im Haus. ‚Je denn helft dat mich, denn möt wi man selbst anfaten.‘ Also Siegmund und Karl legten den guten alten Louis auf 'ne Matratze und trugen ihn bis aus 'm Dammthor. In der Kapelle auf 'm Kirchhof setzten sie ihn hin. Ihr sagt, das war viel von ihnen? Ja, Kinder, man konnte ihn doch nicht da verbrennen lassen? Man war ja froh, wenn man was helfen konnte! Die alten Fuhrhops nahmen die Mutter und ich mit zu Freunden auf der Fuhlentwiete; wir gingen mit den Kleiderröcken über dem Kopf, weil die Luft voller Funken war. Auf 'm Fleet am Altenwall brannten die Schuten lichterloh, mit Waren und Hausgeräten! Sogar die Pfähle im Wasser brannten wie Laternen, und das Elend und die Verzweiflung der vielen obdachlosen verstörten Menschen war schrecklich. Und das Schlimmste war noch, viele meinten, das könnte nicht mit rechten Dingen zugehen, daß die Flammen manchmal ganze Straßen überspräugen, und daß es ganz plötzlich in einer entfernten Gegend wieder anfinge. ‚Das muß jemand anzünden, wir haben hier Mordbrenner!‘ Immer unheimlicher ward es einem zu Mute, man konnte sich geradezu fragen, sind wir noch in unserem alten traulichen Hamburg? Oder ist man zurückversetzt in grauenhafte düstere Zeiten, unter fanatische Volkshaufen, die ihre verhängnisvolle Verdächtigung auf alle werfen, die ihnen fremd oder irgendwie auffällig sind? So drückten sich auch die Zeitungen aus, denn es wurden ja Menschen mißhandelt und beinahe totgeschlagen, weil man sie für Mordbrenner hielt. Ja, Kinder, was ein einzelner Mensch ist, das ist schon unberechenbar, wieviel mehr noch so 'ne Menge! Das sind oft nicht die schönsten menschlichen Seiten, die da obenauf kommen, ist es nicht wahr? Na, bis den 8. Mai morgens sich die Freudenbotschaft verbreitete: ‚das Feuer ist aus,‘ haben wir alle die furchtbarste Angst ausgestanden; man meinte nicht anders, als es würde ja wohl kein Haus stehen bleiben. ‚Das Feuer ist aus!‘ Kinder, wildfremde Menschen fielen sich auf

der Straße in die Arme, wie sie sich gegenseitig die Glücksworte zuriefen. Soviel man schon vor Trauer, Mitleid und Ohnmacht hatte weinen müssen, man hatte noch Thränen für die Freude übrig, als sie kam. Und mit Thränen las man die schöne Bekanntmachung, die ein hochweiser Rat an den Straßenecken anschlagen ließ: ‚Freunde, Mitbrüder! Unser geliebtes schönes Hamburg ist nicht verloren, und unsere regsamen Hände werden, wenn auch allmählich und in Monaten und Jahren, das schon wieder aufzubauen wissen, was das furchtbare Elemeni in Stunden und Tagen so hastig zerstörte.' Je, ist es nicht nett, wenn einen 'n Senator als Mitbrnder anredet? Das kam von Herzen, und das ging zu Herzen, nnd der gute Wille wurde wieder groß und stark. Nu ging das los mit dem Hilfsverein, nu baute man Notwohnungen, nu hatte man alle Hände voll zu thun. Hab' ich gesagt, daß mein Bruder Siegmund zwei Tage und zwei Nächte weg war, und daß wir meinten, wir würden ihn nicht wiedersehen? Aber nachmittags am 8. Mai kam er plötzlich an, nnd wie sah er aus! Er trug 'n großen Vollbart, von dem stand nur noch hier und da 'n bißchen dunkele Wolle, — Haare vom Kopf gebranni, Augenbrauen und Wimpern abgesenkt, Hände und Gesicht pechschwarz von Rauch und Staub. Meine Mutter fiel vor Schreck aufs Sofa, als sie ihn sah, ich fing an zu weinen, aber er sagte ganz heiter: ‚Was weint ihr denn? Ich lebe ja noch und habe die neue Börse mit retten helfen, und das Feuer ist zu Ende!' Wenn man so was miterlebt hat — all' die kleinen täglichen Sorgen nachher sind dann furchtbar wenig dagegen, und man hat es nicht schwer, guten Mut zu behalien. Nn bin ich ganz von Lottchen abgekommen. Ja, Tormöhlens, die kriegten auch 'ne Freiwohnung vor 'm Dammthor; das war 'n allerliebstes Häuschen mit einem Anbau, ganz von Holz und so recht sonnig und frei. ‚Na, freuest dich dazu, Lottchen?' ‚Die alte Wohnung war mir lieber.' ‚Das ist nicht dein Ernst! Nu kommt der Sommer so recht, was kann man mehr verlangen? Lottchen, wann ist der junge Roosen hier gewesen?' ‚Heute morgen,' und sie wurde rot. ‚Heute schon? Es ist ja knapp zehn!' ‚Ja, um sieben!' ‚Mein Gott, der macht aber frühe Visiten!' ‚O, er war nicht drinnen, er geht nur morgens und abends zum Milchtrinken beim Rothenbaum.' ‚Sieh, sieh! Das ist wohl das nächste? Bloß 'n Stunde weit zu laufen. Kommi er denn nie herein?' ‚N—ein.' ‚So, dann gehst du wohl hinaus?' ‚N—ein.' ‚Aber ihr wart doch all so schön im Gange? Hat er dir denn gar nichts gesagt?' So ging das immer mii Lottchen, sie sprach nicht und brach nicht.

Sie sah auch blaß aus und bewegte sich so langsam, gar nicht wie'n junges Mädchen. ‚Guck mal, Lottchen, wie die Kastanienbäume blühn! Eine Lichterpracht.' ‚Ja, das hab' ich noch nicht bemerkt.' ‚Lottchen, ich bin bei Line Henner gewesen.' ‚So?' ‚Fragst nicht, wie es ihr geht nach dem Brand?' ‚Ach ja, richtig, sie ist auch abgebrannt; ich hab' es ganz vergessen.' ‚Du, sie verheiratet sich!' ‚Wer?' ‚Line Henner.' ‚Warum nicht?' ‚Mii Herrn Balske!' Jetzt lachte sie zum erstenmal. ‚Was du auch schnacken kannst, Ulrike.' Aber wenn ich ihr die Geschichte auch hauptsächlich erzählte, um sie ein bißchen aufzumuntern — geflunkert hatte ich nicht. Ich hatte unsere ehemalige Schulmadam in großer Rührung getroffen. Sie hatte schrecklich viel durchmachen müssen bei dem Brand, auch ihr Haus war gesprengt worden. Als die Polizeisoldaten es ihr ansagten, war sie gerade ganz allein und wußte nicht, wo ihr der Kopf stand. Sie hatte ihre Schulbücher auf dem Bücherbort stehen, nahm sie da weg und packte sie wie den größten Schatz in einen großen Sack, in dem vorher Wäsche gelegen hatte, all die Wäsche warf sie hinaus. In ein paar Tagen sollte gerade ihr Geburtstag sein; ein neuer Sekretär, den ihr Schwager ihr schenkte, stand schon im Hause. Die Portugalösen, die jede abgehende Schülerin Ostern mitgebracht hatte, lagen im geheimen Schubfach. Auch eine neue Roßhaarmatratze hatte sie sich gerade angeschafft. Nun mußte sie also da heraus laufen. In eine Hand nahm sie einen blühenden Rosenstock vom Fenster, in die andere einen zerrissenen Flanellrock, so kam sie aus dem Hause. Herr Balske, der gerade die Treppe heraufkam, um zu sehen, wie es ihr ginge, nahm die neue Matratze auf den Rücken. Unten sagt 'n

Riviera-Veilchen. Nach dem Gemälde von Marie Nyl.

Mann zu ihm: ‚Wenn Sie vielleicht noch mehr holen wollen — ich will Ihnen die Matratze so lange halten.‘ Als Balske wiederkam, war der Kerl weg samt Matratze. Von der Versicherung konnte sie natürlich so gut 'n Lied singen, wie wir alle. Biber konnt' das ja auch nicht halten, er machte Bankerott, wie ihr wißt, Line Henner hat einen einzigen preußischen Thaler rausgekriegt! Sie hatte aber noch fünfzehnhundert Mark auf der Sparkasse, und damit wollte sie nach Amerika gehen und Dienstmädchen werden. ‚Die Leute werden wohl sehen, daß ich etwas mehr verstehe, und dann werd' ich mir vielleicht 'ne Stellung machen.‘ Aber der Kaufmann Busching, dessen Kinder bei ihr zur Schule gegangen waren, bat sie, zu ihm nach dem Neuenwall zu kommen. ‚Wir haben uns das überlegt, meine Frau und ich, Sie können bei uns unterrichten, wir geben Ihnen zwei Zimmer ab.‘ Das sprach sich 'rum, und gleich bot ihr eine Dame in der Theaterstraße sogar drei Stuben an. Aber da sagte Herr Büsching: ‚Gut, so geben wir Ihnen auch noch unser Wohnzimmer, wir haben uns nun so darauf gefreut, daß Sie hier bei uns Schule halten werden.‘ Und so sind Büschings in ihren Saal gezogen und haben ihre Zimmer hergegeben. Und die guten kleinen Gören haben ihren neuen schönen Glasschrank, den sie erst geschenkt bekommen hatten, ausgeräumt und ihrer Lehrerin geschenkt, weil die nun keinen Bücherschrank mehr hatte. Nun kam Herr Balske und sagte: „Sie können noch Unterstützung bekommen, es sind soviel Bücher von allerwegen her geschenkt worden, melden Sie sich doch.‘ Aber Line Henner wollte nicht: ‚Die Kinder bezahlen ja, ich kann mir die Bücher je man selber kaufen.‘ Aber Herr Balske hat nicht geruht und ist selber darum gelaufen, und dabei hat sie denn so gehört, daß er acht Kinder hat und 'n Witwer ist mit sechzehnhundert Mark Einkommen das Jahr. Da hat sie gedacht: ‚Nu sind sie alle so großmütig gegen mich gewesen, jetzt muß ich das vergelten; wenn er mich fragt, denn sag' ich ja, er hat ja die Schwindsucht, und seine Kinder sind so wie so schon mutterlos.‘ Sie erzählte mir mit Thränen, wie sie die ganze Nacht die Verse im Ohr hätte klingen hören:

‚Gott sollte rufen? Ich nicht hören,
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?‘

Also ging sie den Weg, unsere brave Line, und sie ist gerade recht gekommen, um dem Mann unendlich viel Leid tragen zu helfen. Denn die Kinder sind bis auf drei alle nach und nach an der Schwindsucht gestorben! Er selbst aber hat sich wieder erholt, und da zeigte sich denn auch, wieviel seine Grimmigkeit und Spottsucht von der Krankheit hergekommen war. Er wurde noch 'n ganzer netter Mann durch die gute geduldige Frau, und mein armes kleines Lottchen hätte nachher keine Ursache mehr gehabt, vor ihm ins Bockshorn zu kriechen. Aber wie das so weit mit Herrn Balske war, ach du lieber Gott, wo war mein Lottchen da!

Wie ich den schönen Junitag von ihr kam, sagt' ich zur Mutter: ‚Hör' mal, so und so, Lottchen hat mir heute gar nicht gefallen; ich fürchte, ich fürchte, sie hat was auf 'm Herzen.‘ — ‚Der junge Roosen steckt ihr im Kopf, soviel ich weiß,‘ sagt Mutter. Da ist es mir, als wenn mir miteins 'n Licht aufginge. ‚Der junge Roosen hat bei Vater Tormöhlen ausgebacken!‘ ruf ich. ‚Der hat ja bei ihm den allergrößten Stein im Brett, denk' ich, Ulrike.‘ ‚Hilft all' nicht; Vater Tormöhlen ist heute so und morgen so, wie man die Hand umkehrt.‘ Und ich hatte wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen. Zweimal, dreimal hatte er Roosens Besuch gern gesehen, dann schon 'n bißchen weniger gern, und eines Tages begrüßte er den armen jungen Menschen bei seinem Eintritt mit den Worten: ‚Glauben Sie, daß ich 'n Wirtshaus habe?‘ Was das für 'n zartfühlenden Mann heißen will, wenn er so plötzlich, batsch! einen auf 'n Kopf kriegt, könnt ihr euch wohl leicht vorstellen. Was aber mein arm' Lottchen für Höllenqualen dabei ausstand, als ihr Vater ihrem heimlich Geliebten, für den sie eine an Anbetung grenzende Schwärmerei empfand, so kam, das kann mein Mund nicht beschreiben. Ich glaube aber, daß sich von diesem Augenblicke an ein förmlicher Widerwillen gegen ihren Vater in ihr Herz schlich, der alles kindliche Pflichtgefühl auslöschte. Wär' sie damals mit Amandus schon einig gewesen, dann wär' sie wohl noch leichter damit durchgekommen; dann

hätt' sie ihm sagen können: Mein Vater hat es sich sauer werden lassen, und das ist ihm aufs Herz geschlagen, aber er meint das nicht halb so böse, wie sich das anhört. Und ihr Amandus hätte geantwortet: Wenn du mir gut bist und gut bleibst, dann will ich wohl Mittel und Wege finden, daß ich auch deinen Vater rumkriege. Aber so, wo noch alles im weiten Felde war, wo Roosen nichts hatte als seine kleine Anstellung und seine Mutter, die er miternährte, wo sie bestenfalls auf eine jahrelange Verlobung gefaßt sein mußten, und wo sie jetzt nicht mal mehr die Aussicht haben sollten, sich zu sehen, da blieb wirklich nichts als Schämen und Grämen übrig, und Lottchen und Amandus waren schrecklich zu bedauern. Wenn ich kam, immer fand ich Lottchen in Thränen, sie bildete sich fest ein, Amandus müßte sie verachten, weil ihr Vater ihm das bißchen Kaffee vorgeworfen hatte. ‚Zweimal nur, Ulrike, und einmal ist er zum Abendbrot geblieben, und o — kaum ein Häppchen hat er gegessen! Und Vater selbst hatte ihn gedrängt zu bleiben, und sie haben Sechsundsechzig gespielt, und ich habe dabei gestickt. Es war der schönste Abend in meinem Leben; ich will ja gar nichts! Nur mal sehen und die Hand geben. Und er ist ebenso' — — Und darin hatte sie nu vollkommen recht; wenn das Feuer nicht gewesen wäre, nie hätte Amandus den Mut gefunden, in Tormöhlens Haus zu gehen.

Ich hatte 'nen Einfall. ‚Mutter,' sag ich, ‚nächsten Sonntag werd' ich zweiundzwanzig, ich möchte dazu wohl 'n paar Leute einladen, meine besten Bekannten.' ‚Lottchen, und wen noch?' fragt Mutter, und ich sehe ihr an, sie ahnt sich was. ‚Mutter, ich möcht auch 'n paar Herren dazu bitten.' ‚Deern, das paßt sich ja nicht, wie könntest du wohl Herren einladen.' ‚Wofür hab' ich Brüder?' ‚Dann laß Siegmund nnd Karl das thun.' ‚Das kann angehen, Ulrike, aber meines Wissens kennen die Jungens Roosen kaum mal vom Ansehen.' Ich stellte das Karl vor, und der gute, alte Jung' war ganz einverstanden. Ich hab mich später oft selber gefragt: war das recht von mir, die beiden Menschen, die sich vielleicht nie wieder sonst getroffen hätten, so ohne ihr Vorwissen zusammenzubringen? Vielleicht hätte sich das still totgeblutet, die Menschen sind doch meist so, daß sie den Stein liegen lassen, den sie nicht heben können. Dann aber wieder hab' ich mir gesagt: einmal waren sie doch zusammen, einmal konnten sie sich verständigen, einen glücklichen Tag haben die beiden erlebt, nnd dazu hatte ich geholfen. Ich erwartete mehr, das muß ich sagen. Ich stellte mir die Männer damals vor wie Wesen, die Himmel und Erde in Bewegung setzen für ihre Liebe. Man wird klüger, wenn man älter wird! Nu weiß ich recht gut, daß wir Frauen diejenigen sind, die alles anfangen und alles in die Schanze schlagen, und daß die Männer in dieser Beziehung nur so viel Mut haben, wie wir ihnen einblasen. Ich will euch damit nicht heruntermachen, guck mich man nich so groß an, mein guter Wilhelm, — ihr habt ja auch nachher die Verantwortung zu tragen, — so 'n Mann, so 'n Hamburger Bürger, der will doch mit Ehre bedient sein; 'ne Frau, was 'ne Frau thut, da kommt es immer viel weniger auf an, sie kann ja keine Hamburger Bürgerin sein, sie ist nicht von Rücksichten gebunden, wenn sie auch den ärmsten Mann von der Straße nimmt. Na, das paßt nu all' nicht auf Amandus. Das war 'n Mensch, der hatte es tief in sich, der wär' für Lottchen durchs Feuer gegangen, war es ja auch schon, aber er konnte es nicht von sich geben, besonders nicht in Worten, sogar nicht mal gegen das Mädchen, das ihm lieber war als sein Leben, und nn gar gegen Fremde — nich rühr' an! Mein Karl hatte 'n ordentlichen schweren Stand, bis der schüchterne Mensch die Einladung annahm. Er konnte gar nicht begreifen, wie er zu der Ehre käme, er könnte nicht einmal tanzen, das heißt, er könnte wohl, aber der Doktor hätte es ihm verboten, er könnte auch nicht spielen, nichts zur Unterhaltung beitragen. ‚Je, dat helpt nu nich, meine Schwester hat mir gesagt, lebendig oder tot, bringen muß ich Sie.' ‚Ihre Schwester? Nun, wenn es denn nicht anders sein kann —.' ‚Hör' mal du,' sagte mein Karl, ‚so 'n Menschen, der da so wenig nach fragt, bei uns eingeladen zu werden, hab' ich auch noch nicht gesehen, beinah wär' ich eklig geworden!' Na, ich nahm ihn denn in Empfang, so wie er kam und

ſagte: ‚Lottchen iſt hier, ſehen Sie — da im Garten bei den Stockroſen; ſie kennt hier niemand, nehmen Sie ſie 'n bißchen unter Ihre Flügel.‘ Kinder, das Geſicht, was er machte! Er wollte ſich nichts merken laſſen, und doch ſchlug ihm das wie rote Flammen über die Backen, und dabei ſah er ſo hilflos und unentſchloſſen aus — ich hätt' ihn am liebſten untern Arm genommen und zu den Stockroſen hingeführt. Na, das ging ja nicht gut; ich gab ihm aber das erſte beſte, was mir in die Hand fiel, ich glaube, es war 'ne Gießkanne, die er Lottchen bringen ſollte. Der Garten war nicht groß, aber die Planke mit den Stockroſen lag ganz am Ende; nicht lange, ſo ſtanden die beiden da bei einander, ganz vertieft und mit dem Rücken zum Haus, und wie ich das ſah, wurde mir ſo recht zufrieden zu Sinn, und ich dachte: na, das iſt noch das allerbeſte Geburtstagsgeſchenk, und wenn ſie ſich heute verloben, dann ſoll über 'n Jahr die Hochzeit gefeiert ſein, und Mutter und Vater thun mir das zu Gefallen, daß ſie bei uns zu Hauſe gefeiert wird; willſt mal gleich deinen Myrtenbaum darauf anſehen, ob er 'n ſchönen Brautkranz für Lottchen gibt. Ich guck' recht auf das Blumengeſtell an der Laube — Mein Gott! Da liegt die krauſe runde Krone mit den vielen, vielen Knoſpen glatt abgeknickt auf der Erde, und wie ſo 'n Beſenſtiel ſteht der kahle Stamm. Kinder, ich bin nicht abergläubiſch, auch nie geweſen, ich dachte nicht an 'n böſes Vorzeichen, wie ich das ſah, aber ſo 'n blühender Baum, und dann ſo abgebrochen, man weiß nicht wovon und wieſo, es geht kein Wind, alle anderen Töpfe ſtehen unverſehrt auf dem Brett — nein, es lag da doch was in; das war, als wenn mir das jemand ins Ohr ſagte: da wird nichts aus! Mir war die ganze Freude verdorben. Stillſchweigend nahm ich das auf; die Blätter waren noch friſch, 'n paar Knoſpen ſchon halboffen, 'n Jammer. Ich pflückte die armen blühenden Zweige und hielt ſie ſo in Gedanken gegen den blauen Himmel; da kamen 'n paar von den anderen Gäſten und guckten mich groß an. ‚Wollt ihr Blumen anſtecken? Hier!‘ ‚Nein, du biſt aber ſplendid, das ſind ja Myrten!‘ So ging Lottchens ungebundener Brautkranz Zweig bei Zweig in viele, viele Hände, die beiden bei den Stockroſen waren ſchließlich die einzigen, die nichts davon abgekriegt hatten. Ebenſo wie nachher nichts von den Küſſen. Wir ſpielten nämlich Pfand, vorher ‚Lütt lewt noch‘; ja, das muß 'n altes Spiel ſein, das kommt unter den erſten Gedichten von Goethe vor! ‚Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg‘ heißt es da, aber unſer Hamburger ‚Lütt lewt noch‘ ſind' ich viel ntedlicher und thutiger*), nicht? Lottchen ſollte den Ofen anbeten: ‚Aben, Aben, ick bed' di an: verſchaffſt du mi keen gooden Mann, denn bed' ick di nich wedder an,‘ ſie ſagte aber dafür: ‚in 'n Winter büſt du 'n gooden Mann, in 'n Sommer kiek ick di nich an.‘ Die Herren ſchrieen: ‚Das gilt nicht!‘ Aber ſo war ſie nu, ſelbſt im Spaß. ‚Polniſch betteln gehen‘ wollt' ſie auf keinen Fall, ‚Erdbeeren unterm Schnee pflücken‘ erſt recht nicht. Einmal, wie ich ein Theebrett mit Biſchof heraus in den Garten holte, kam ſie mir nach und beugte ihren heißen Mund zu meiner Backe: ‚Meine gute Ulrike, daß du das gethan haſt!‘ ‚Na, habt ihr euch denn ausgeſprochen, Lottchen?‘ Sie ſah vor ſich nieder und ſchüttelte langſam den Kopf. ‚Er wird wohl von Hamburg weggehen müſſen, ſobald er etwas Beſſeres findet.‘ Ihre Stimme war beklommen, ich fühlte, ihr war das Herz groß zum Weinen, und ſie hatte einen leidenden, müden Zug im Geſicht. Ich machte, daß ich mein Getränk los wurde, und ſetzte mich mit auf ihren Stuhl.

‚Lottchen, er wird wohl wiederkommen! Glaubſt nicht, daß er dir treu bleibt?‘ Ja, das glaubte ſie nun doch; und auch ſie ihm? Darauf hatte ſie nur ein ernſtes Lächeln und einen Seitenblick gegen mich, als ob ſie an meinem Verſtande zweifelte. Der Abend war wunderſchön geweſen, aber auf einmal wurde der Himmel ſchwarz, der Mond war wie übergeſchluckt von Gewitterwolken, der Wind fuhr über die Elbe herüber, und aus der Linde, unter der wir ſaßen, regnete es gelbe Blätter. Lottchen fing eins auf und beſah es. ‚Ja, das iſt ſo, um Johanni fallen die erſten!‘ Mutter ſtrich ihr über das Haar.

*) Naiver.

‚Biſt recht vergnügt, mein Kind?‘ ‚Ja, danke vielmal.‘ ‚Wo iſt denn der junge Rooſen? Das iſt mal 'n angenehmer Menſch, nur 'n bißchen tiefſinnig! Sieh dich mal nach ihm um, mein Kind, du biſt hier ja zu Hauſe, und er iſt fremd.‘ Ja, wir wollten ihnen alle helfen, das muß wahr ſein, aber ſie ſollten doch immer zu leſen, den ich gerade ausgewickelt hatte; ich weiß ihn noch: ‚Wer war es, der aus Schilf die erſte Flöt' erfand? Wer ſchnitt den erſten Vers in eines Baumes Rinde? Wer ſchuf das erſte Bild aus Schatten an der Wand? Die Liebe! — Liebe wirkt geſchwinde, und langſam der Verſtand!‘ Er wurde natürlich feuerrot, aber

Aus unſerer Bildermappe:

Phantom. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)
(Copyright, 1894, by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

ſelbſt das Gute Beſte dazuthun, nicht? Was mußt ich mir Mühe geben, bis er ſie mal zum Tanzen aufforderte. ‚Herr Rooſen, machen Sie ſich nützlich, Fräulein Tormöhlen hat keinen Herrn.‘ ‚Wenn Sie wüßten, wie ſchlecht ich tanze! Einen ſolchen Tänzer kann ich wirklich niemand zumuten! Sie ſind zu gütig —.‘ Als Antwort gab ich ihm einen Bonbonvers er ließ es ſich doch geſagt ſein und machte Lottchen ſeinen verlegenen Diener. Sie ſahen aber beide aus, als möchten ſie ſich lieber verkriechen, als ſo vor allen Leuten umfaſſen. Ich lotſte ſie denn auch glücklich in 'n kleines Kabuff,*) wo Hüte und Mäntel hingen, und flüſterte Lottchen noch

*) Verſchlag.

so im Spaß zu: ‚Verlobt euch, Kinder, ich gebe euch meinen Segen!‘ Na, das war nu 'n rechter dummer Görenstreich von mir, und ich erzähl' euch das als Warnung, was man mit dem besten Willen für Malheur anrichten kann. Denn in demselbigen Augenblick steht Vater Tormöhlen da mit 'm nassen Regenschirm und sagt: ‚Wo ist meine Tochter? Das wird nu wohl Zeit, daß sie mal wieder zu Hauf' kommt!‘ Den Schreck! Hätt' ich mir nu nichts merken lassen, wär' ja noch alles gut gegangen, aber man begrapst sich ja nicht so schnell, wenn man nicht gewohnt ist, mit Lügen umzugehen. Man is auch manchmal so verbiestert, ich ärger' mich noch heute über mich selbst, wenn ich daran denke. Stell' ich mich, Dummerjahn, noch recht mit ausgebreiteten Armen vor die Thür und schrei' wie unklug: ‚Hier kommen Sie nicht hinein, Herr Tormöhlen, nur über meine Leiche!‘ Ja, nu lacht ihr, Kinder, und es ist ja auch lächerlich, genau genommen, aber mir war es in diesem Augenblick heiliger Ernst, und ich kam mir vor wie der Schutzengel von den beiden, im vollen Recht und höheren Auftrag. Vater Tormöhlen nimmt mich an den Arm, ob er was gesagt hat, was er gesagt hat, das ist mir alles dunkel; ich weiß nur, daß plötzlich die Thür hinter mir aufging, und daß der junge Roosen, blaß wie der Tod, mit einem gewissen stieren Lächeln auf der Schwelle stand und murmelte: ‚Sie ist in Ohnmacht gefallen.‘ Und plötzlich bin ich drinnen, und Amandus ist draußen, und Vater Tormöhlen faßt sich mit beiden Händen an den Kopf und schreit: ‚Was ist das? Was ist das?‘ und Lottchen liegt ohne Besinnung auf dem Fußboden.

„Es war schrecklich! Sie kam zwar bald wieder zu sich, aber die ganze Nacht hatte sie Weinkrämpfe, und Vater Tormöhlen marschierte vor dem Sofa, wo sie lag, — sie war natürlich bei uns geblieben — auf und nieder wie 'n Wachtposten, und einen Augenblick wollt' er sie aus seinem Hause jagen, den anderen Augenblick wollt' er sie einsperren, er kam immer von neuem in Wut, bis zuletzt meine Mutter ihn so weit beruhigte, daß er mit seinen drohenden Reden aufhörte. Und draußen im Garten in der Laube saß der arme Junge mit dem Kopf auf 'm Tisch und wußte sich keinen Rat, denn Vater Tormöhlen hatte ihn Spitzbube und Ehrenräuber geschimpft, daß alle Leute es gehört hatten. Auf keine Frage gab er Antwort, horchte nur auf Lottchens Weinen, hat wohl auch selber geweint in der dunkelen stillen Sommernacht. Als es anfing zu dämmern, nahm Vater Tormöhlen seine Tochter unter den Arm und schob mit ihr ab. Vom Bleiben bei uns wollte Lottchen selbst nichts wissen. ‚Laß mich nur, Ulrike, es ist ja alles ganz gleich.‘ Ihr Ton ging mir durch und durch, ich mocht' sie gar nicht aus den Armen lassen. Wie ich in die Gartenlaube guckte, war Roosen weg, — ohne Hut — mein erster Gedanke war: er wird sich doch nicht von Tagen gethan haben? Aber nein, es lag nichts Gewaltsames in seiner Natur, der war zum Dulden geschaffen, ganz wie Lottchen. Wie ich mit dem Hut zu seiner Mutter kam, fand ich die Frau ganz ohne Ahnung. Ihr Sohn wäre auf dem Postbüreau wie gewöhnlich; daß er den Hut bei uns vergessen, bat sie, zu entschuldigen. ‚Er ist oft zerstreut, so recht 'n Traumbuch. Jetzt geht ihm das im Kopf herum, ob er nach Gera soll oder nicht; ich bin ja sein Ein und sein Alles; daß er sich von mir trennen muß, ist ihm schrecklich.‘ Sie war gedrückt und ärmlich, eine einfache Frau mit 'ner Küchenschürze und verarbeiteten Händen, der Sohn sah ihr nicht ähnlich. 'n paar Tage nachher sitzt Mutter auf ihrem Tritt am Fenster und näht. ‚Ulrike!‘ ruft sie, ‚der junge Roosen ist hier schon zweimal vorbeigegangen, er mag gewiß nicht hereinkommen und will das nu ablauern, ob nicht einer von uns in 'n Garten kommt.‘ Ich schnell 'n Hut vom Nagel und stülp mir den auf. ‚Nimm dich in acht und laß dich auf nichts ein, Ulrike, du kannst da bös bei ankommen, und Lottchen muß das nachher ausbaden.‘ Er wollt' aber auch gar nichts mehr, als sagen, daß er nun übermorgen nach Gera ginge. ‚Mutter will mir so bald wie möglich nachkommen, wenn sie hier für ihre paar Sachen einen Käufer gefunden hat. Vielleicht habe ich Glück in meiner Stellung — bitte, sagen Sie Lottchen‘ — — Er schluckte und brachte nichts weiter heraus. Ich drückte ihm die Hand und war so traurig. ‚Wollen

Sie ihr nicht schreiben?' fragte ich. ‚Sie könnte Unangenehmes dadurch haben, sie hat schon so viel gelitten meinetwegen' — Auf einmal trat er dicht an mich heran, beugte sich zu meinem Ohr und flüsterte: ‚Sagen Sie ihr, wenn nicht in dieser, so in jener Welt!' — Damit drückte er mir noch einmal die Hand und ging mit wankenden Schritten die sonnige Straße hinunter. Seine Augen hatten sonderbar geleuchtet, seine Hände gezittert, als wenn er Fieber hätte. ‚Ach, Mutter, ich will es gern lügen, aber ich fürchte, den sehen wir nicht wieder!' Das war alles, was ich sagen konnte, wie ich hineinkam. Nu, diese Hiobspost Lottchen hinbringen! Ich war wirklich nicht zu beneiden, Kinder. Wenn man selbst 'ne Art Natur hat, die tüchtig durchfährt, und dann auch noch Glück, daß einem die Hände nicht gebunden sind, dann ist das doppelt schwer, mitanzusehen, wenn liebe Menschen so hilflos ergeben sind, und man fühlt seine Ohnmacht so drückend, daß man gern aus der Haut springen möchte. Wie ich bei Lottchen saß und sie ohne Thräne meine Hände hielt und mir dankte, daß ich Amandus die Last vom Herzen genommen und seinen Abschiedsgruß überbracht, überkam mich das 'n paarmal, als müßte ich sie an die Hand nehmen und zu ihrem Vater führen: er war ja kein Unmensch, — aber dann dacht' ich wieder an die ärmliche Lage der beiden, und daß ja auch platterdings hier und da nichts war, und die Arme sackten mir nur so am Leibe hinunter. Natürlich, wenn sie hätten warten wollen und warten können — ich hab' ein Paar gekannt, die sind zwanzig Jahre verlobt gewesen, und als sie sich verheiraten konnten, da war die Braut blind geworden, aber sie hielten noch immer gleich viel von'nander, und sie wurden ganz glücklich. Lottchen und Amandus waren nicht so destig;*) sie wollten nicht warten, oder sie konnten nicht, ihre Natur war zu zart und ihre Liebe zu brennend und ausschließlich — sie brannten zu Ende wie Lichter, die oben und unten zugleich angezündet sind. Das dauerte bis gegen Weihnachten, da kriegte ich 'n Brief von Gera. Die arme Mutter hatte ihn geschrieben, ihr Sohn wäre krank, ginge mit großer Mühe ins Büreau, der Urlaub, um den er gebeten, wär' ihm nicht bewilligt worden. ‚Wir haben eine kleine Wohnung, ein Fenster geht nach Norden, da steht mein Amandus wohl Tag für Tag und sagt: Könnte ich doch nach Hamburg.' Ich fühlte, daß die Angst um ihren Sohn die scheue Frau zu diesem Brief getrieben hatte; Mutter und ich machten ein kleines Weihnachtspaket für Gera; in meiner Antwort erzählte ich nichts von Lottchens langsamem Hinschwinden; die Frau hatte vielleicht keine Ahnung, woran ihr Sohn zu Grunde ging. Lottchen aber schien auf eine mir unerklärliche Weise genau zu wissen, wie es mit Amandus stand. ‚Ulrike, sag mir einmal aufrichtig, glaubst du, daß wir unsterblich sind, und daß wir uns in jener Welt wiedersehen dürfen?' fragte sie mich einmal in geheimnisvollem Ton. ‚Wer denkt wohl an Sterben in unserem Alter?' sagte ich so leichthin, aber ihre Hand, mit der sie sich an mich klammerte, war so kalt, es lief mir ein Schauer über. ‚Glaubst du es? Glaubst du es?' wiederholte sie aufgeregt und dringend. ‚Glaubst du nicht auch, daß wir uns jetzt entgegengehen, Amandus und ich? Er sitzt am Fenster und sagt: Dort liegt Hamburg, dort ist Lottchen!' Und wenn sie so etwas sprach, war sie so schön anzusehen, in ihrer Schwärmerei so selig, daß man die Gefahr vergaß.

Im Frühjahr dann, im März, ist Amandus gestorben. Seine Mutter schrieb, trotz aller Abmahnung des Arztes wollte er in dem nördlichen Kämmerchen gebettet sein. ‚Sag Lottchen, wir sehen uns wieder!' damit verschied er. Als ich zu Lottchen kam, wußte sie es schon. In Thränen gebadet lag sie auf ihrem Bette. ‚Ich weiß, was du bringst. Das ist mein Tod! Und wir sind noch so jung! Einmal nur noch ihn küssen, Ulrike!' Dann faltete sie die Hände: ‚Nein, es geht ja nicht, nein, es hat nicht sein sollen; aber dort oben, nicht wahr, Ulrike? Dort oben!'

Je länger das dauerte, desto stärker wurde diese Zuversicht, und mit der festen Hoffnung auf das Wiederfinden ist sie aus dem Leben gegangen. Gegen ihre Umgebung war sie völlig gleichgültig geworden, ihren Vater fürchtete sie nur; den alten Großvater, der sie noch um fünf Jahre überlebte, vernachlässigte sie ganz. Als

*) Widerstandsfähig.

Amandus' Mutter nach Hamburg zurückkam, — sie war in Gera keine Stunde heimisch gewesen, — ging Lottchen eines Abends spät mit einem kleinen Bündel zu ihr und bat sie, sie zu behalten; sie wollte sticken und nähen für Geld, wenn sie nur bei ihr bleiben dürfte. Als Vater Tormöhlen dann kam und seine Tochter zurückforderte, erklärte ihm Frau Roosen, die das einsame Mädchen schnell ins Herz geschlossen hatte, Lottchen wäre zu leidend, sie brauchte weibliche Pflege; kurz, sie hielt ihn hin und wieder hin, bis er sich einigermaßen zufrieden gab. Fast ein Jahr hat Lottchen noch bei Amandus' Mutter gelebt, die pflegte sie, wie sie ihren Sohn gepflegt hatte, — ich war viel dort und suchte Lottchen zu zerstreuen, aber sie hatte nur einen Gedanken. Alle Einzelheiten aus Amandus' Kindheit, jeden kleinen Umstand aus seinem kurzem Leben hatte sie von seiner Mutter herausgefragt und sprach nur von ihm. Die arme Frau verlor an ihr eine hingebende Tochter, sie hat auch sehr viel Verständnis für Lottchen gehabt, mehr fast als ich in diesem letzten Lebensjahr. Als sie an ihrem Sarge stand, sagte sie in voller Ergebenheit: ‚So hart es mir ankommt, Lottchen zu verlieren — jetzt sind sie zusammen! Auf Erden hat es nicht sein sollen.' Ich wollt' und mocht' ihr nicht Recht geben, ich dacht' an die vergeudete Kraft und Jugend und Liebenswürdigkeit von den beiden armen Menschen, und doch — ganz verkehrt war ihre Meinung nicht. Amandus und Lottchen als Ehepaar — nein, das kann ich mir ebensowenig vorstellen, dazu taugten sie nicht. Wie zwei blühende Bäume, Kinder, lauter Blüten, aber nirgends 'n Fruchtansatz. Wie mein Myrtenbäumchen, abgeknickt in der Frühsommerzeit! Seht, hier sind sie, diese beiden Miniaturen, auf Porzellan, glaub' ich, das Bild von ihm ist eine feine Arbeit, weiß Gott, wer das gemacht hat. Aber haben sie nicht beide den gewissen Zug um die Augen? Den Zug von denen, die früh sterben müssen?

Liebeslied.

Von

Friedrich Karl Kretzmann.

(Abdruck verboten.)

Nun schlägt mein Herzblut kummerleicht,
Da du mir mit den feinen Händen
Der Liebe Lauterkelch gereicht
Zum Siegel, daß wir uns verständen.

Für mich verstummt des Tages Streit,
Die Thüren schloß ein holdes Schweigen.
Ich sah im Kelch voll Seligkeit
Der Stunden Silberperlen steigen.

O gib mir deine liebe Hand,
Laß mich die Freudenschenkin halten!
Sieh mir ins Auge unverwandt —
Laß Frühling denn und Liebe walten!

Uns glänzt im Kelch ein Morgenlicht,
Die lauterklaren Tiefen blinken, —
Den letzten Tropfen sehn wir nicht,
Solang' wir überselig trinken.

Berliner Theater.

(September—Dezember 1897.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

Max Halbe: Mutter Erde. — Georg Hirschfeld: Agnes Jordan (Deutsches Theater). — Hermann Bahr: Das Tschaperl (Lessingtheater). — Ludwig Fulda: Die Jugendfreunde (Deutsches Theater). — Max Dreyer: Zu Behandlung (Berliner Theater). — Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg: Hans Huckebein (Lessingtheater).

(Abdruck verboten.)

Dem starken und nachhaltigen Erfolg, den Max Halbe in seinem Drama „Jugend“ errang, reihte sich jetzt endlich, nach den Enttäuschungen, die der „Amerikafahrer“ und die „Lebenswende“ brachten, ein neuer, schöner Sieg an: das Drama „Mutter Erde“ wurde im Deutschen Theater mit lebhaftem äußerem Beifall und wohl mit noch mehr innerer Anteilnahme aufgenommen.

Der Vorwurf der Dichtung ist höchst einfach, die ganze Handlung eigentlich mit wenigen Worten erzählt. Paul Warkentin hat als Student ein starkgeistiges, energisches, aber herzensarmes Mädchen kennen gelernt, eine begeisterte Verfechterin der modernen Frauenbewegung; sie hat ihn unter ihren Willen gebeugt, um ihretwillen überwarf er sich mit seinem Vater. Mann und Frau geben in Berlin gemeinsam eine Frauenzeitung heraus. Da stirbt der Vater, und Paul kommt, ihm die letzte Ehre zu erweisen, mit seiner Gattin, begleitet von einem — ziemlich unglaublichen — Gesinnungsgenossen, den sie in ihr Haus aufgenommen haben, einem polnischen Schwätzer, nach Ellernhof, dem väterlichen, nun seinem eignen Gut. Erst hier, auf der heimatlichen Erde, die er seit zehn Jahren nicht betreten, wird ihm recht klar, wie trostlos öde seine Ehe ist, wie sie seinem Herzen nichts, gar nichts geboten hat; der Odem der Heimatsscholle lehrt ihn erkennen, was er mit ihr aufgegeben, ohne Lebenswertes dafür zu erringen. Sein Weib ist ihm in ihrer kühlen berechnenden Nüchternheit nie mehr geworden, als ein Kamerad an gemeinsamer Arbeit, und auch diese, die ihre einzige Lebensaufgabe, erscheint ihm nun von sehr zweifelhaftem Wert. Mit Allgewalt umfängt ihn plötzlich das Heimatsgefühl, und aus diesem wächst ihm zum erstenmale das Verlangen, dem Willen seiner Frau den eignen entgegenzusetzen: er will bleiben, will Ellernhof nicht verkaufen. Da tritt ihm seine einstige Jugendliebe entgegen, Antoinette, die er um Hella aufgegeben. Auch sie ist sehr unglücklich geworden; in der Verzweiflung, daß Paul sie verlassen, hat sie einen äußerlich gutmütigen, innerlich hohlen und rüden Gutsbesitzer geheiratet. Die alte Liebe erwacht und wächst. Und da Hella ihren Mann nicht freigeben will und Antoinette zu stolz und zu rein denkt, als „fortgelaufene Frau“ dem „fortgelaufenen Manne“ zu gehören, so geht sie mit Paul gemeinsam in den Tod.

Das ist das Ganze. Wenn man, nicht voreingenommen, mit nüchternen Sinnen, den thatsächlichen inneren Gehalt des Dramas prüft, dann gibt es ohne Zweifel der Ausstellungen mancherlei. Das schnelle Sichwiederfinden zwischen Paul und Antoinette erscheint mindestens überraschend; die heiße Leidenschaft zumal, mit der das junge Weib sich an den Mann, der sie einst zurückgestoßen, bei der ersten Begegnung anklammert, nicht recht glaublich. Ein Charakter, wie Hella, würde dagegen, glaube ich, ihren Mann, „ihr Geschöpf“, aufgeben, sobald sie ihn innerlich doch als ihr verloren betrachten muß. Vor allem aber — und hier scheint mir der Hauptfehler im Aufbau des ganzen Dramas zu liegen — dieser Paul Warkentin müßte, so wie ihn der Dichter hinstellt, aus dem wiedergewonnenen Heimatsempfinden, aus der neuen Berührung mit der Mutter Erde auch wirklich die Kraft schöpfen, entweder die Liebe zu der Jugendfreundin innerlich zu überwinden und seine Frau in seinen Gefühlskreis emporzuheben — oder aber er müßte, ihr und dem Geschick trotzend, sich an der Seite Antoinettes ein neues Glück zu erringen suchen. Der Schluß, den der Dichter gewählt hat, der gemeinsame Tod, erscheint durchaus unwahr und gekünstelt. Daß Antoinette, in der sich eine starke Anlage zur Schwärmerei mit einem schönen Stolz mischt,

Max Halbe
Nach einer Photographie von [illegible]
[illegible]

Rud. Rittner (Deutsches Theater).
Nach einer Photographie von E. Bieber in Berlin.

sich den Gedanken an das Sterben mit dem Geliebten als etwas besonders romantisch Lockendes herausgeklügelt hat, mag hingehen; wollte Halbe aber verständlich, erklärlich machen, daß seinem Helden nichts anderes bleibe, als der Tod, dann mußte er den Charakter von vornherein anders anlegen, mußte uns nicht nur andeuten, sondern wirklich begreifen lehren, wie gänzlich zermürbt, energielos, hoffnungsarm der Mann durch seine unglückliche Ehe längst geworden ist. Daß sein Warkentin — kein Jüngling, sondern ein Mann in reiferen Mannesjahren — ohne jedes Gefühl sittlicher Verantwortung, ohne jeden Versuch eines Widerstandes, des Sichemporringens zu einem neuen Leben, auf die bloße Lockung einer geliebten Frau „zur Mutter Erde" zurückkehren will, nachdem er soeben aus dieser Heimatserde frische Lebensfreude geschöpft zu haben meinte, das ist schlechterdings unglaublich.

Und doch: man vergißt das alles über dem Gesamteindruck. So sehr Halbe seinen Gestalten Zwang anthut, sie sich wandeln und ändern heißt, um zu seinem Schlusse zu gelangen; so plötzlich aus der kühlen, nüchternen Hella eine Frau wird, die um den bisher scheinbar ungeliebten Gatten den Kampf mit der Nebenbuhlerin aufnehmen will, so gewaltsam der Knick im Charakter des Helden erscheint, man folgt der Entwickelung der Charaktere doch mit sich steigender Spannung. Der eigentliche Zauber aber, der auf der ganzen Dichtung ruht und das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, das fast Unmögliche möglich erscheinen läßt, beruht auf der wundervollen — ich finde keinen anderen Ausdruck — Stimmungsmalerei, auf hundert einzelnen kleinen seinen Zügen, die Halbe uns, harmonisch zu einem Ganzen vereinigt, vor Auge und Seele führt. Nicht etwa in einer mit theatralischem Handwerksgeschick herausgeklügelten Weise; auch nicht (oder doch nur in sehr wenigen Wendungen) mit schroffem Naturalismus. Aber die Scenen, die sich vor uns auf den Brettern abspielen, muten uns an, als ob wir sie selbst schon erlebt, und sie erscheinen uns zugleich verklärt durch eine echte, schöne Poesie.

Das tritt zumal in den beiden ersten Akten hervor. Wenn der Vorhang aufgeht und die alte Tante Klärchen — meisterlich dargestellt von Luise von Pöllnitz — die dem verstorbenen Gutsherrn die Wirtschaft geführt, auf dem Stuhl steht, den Kronleuchter anzustecken, der zum letztenmale brannte vor zehn Jahren, als Paul das Elternhaus verließ; wenn durch die Ausschnitte in den verschlossenen Fensterläden der erste Schein des dämmernden Frühmorgens fällt und dunkle Schatten fast gespenstisch über den Boden huschen, als wollten sie erzählen von dem Toten nebenan, — ist die rechte Stimmung sofort geschaffen. Und sie hält an. Wenn nun „der junge Herr" und Hella kommen, durchfroren von der Nachtfahrt, wenn Paul die alte treue Tante begrüßt und jedes Stück im alten Hause; wenn er von dem ersten Ritt über die schneebedeckten Heimatsfelder heimkehrt und von ihm erzählt — dann weht es einem entgegen wie echter Erdgeruch. Selbst den albernen polnischen Hausfreund, die schwächste und im Grunde recht überflüssige Figur des Stückes, vergißt man über der schönen, satten und echten Gesamtstimmung. Überaus echt, freilich etwas sehr breit ausgesponnen, ist auch der große Leichenschmaus im dritten Akt. Empfindlichen Seelen mag dies Tafeln nach der Beerdigung wehe thun; wer auf dem Lande gelebt hat, wird zugeben müssen, daß Halbe nicht übertrieben hat, wenn er auch

Luise von Pöllnitz als „Tante Klärchen."
Nach einer Photographie von J. Baruch in Berlin.

Hermann Bahr.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

die Lichter hier und dort vielleicht etwas derber aufsetzte, als nötig. Ausgezeichnet ist ihm besonders die Gestalt von Antoinettes Gatten, dem polnischen Heliodor von Laskowski, mit seiner weinseligen Zärtlichkeit, seinem halb echten, halb gekünstelten Biedersinn, seiner innerlichen Hohlheit gelungen, eine Gestalt, die Herr Müller zu einer köstlichen Episodenrolle gestaltete. Und von welcher Innigkeit sind endlich die Scenen zwischen Paul und Toinette! Wie natürlich klingen die Liebesworte, die sie tauschen, bis dann sich leider in der Schlußscene plötzlich ein geschraubtes theatralisches Pathos einstellt. Ihre Pferde harren draußen; sie wollen noch einmal nach dem verlassenen Elternhaus Antoinettes reiten, dann das Gift nehmen, das sie bei sich trägt:

Antoinette: Das Haus liegt weit und leer und tot ....

Paul: Nur die Geister deiner Väter sind noch wach.

Antoinette: Aber ein Zimmer weiß ich, da hab' ich als Mädchen gehaust, das steht wie einst.

Paul: Aufs Pferd! Aufs Pferd!

Antoinette: Die Nacht ist rein. Viel tausend Sterne leuchten auf den Weg. Wir reiten durch den Wald. Quer über den See. Das Eis ist fest.

Paul: Leb' wohl, Hella! Dein Reich ist aus! ... Wir kehren zur Mutter Erde! — —

Die Darstellung war — ich streifte es bereits — zum Teil vorzüglich, besonders freilich in den Episodenrollen. Von den drei Hauptrollen war meiner Meinung nach nur die des Paul Warkentin durch Herrn Rittner glücklich besetzt, er allein wurde dem Dichter voll gerecht. Fräulein Else Lehmann war als Antoinette nur dann gut, wenn die leidende Liebe in ihrer Rolle in den Vordergrund trat; für die schwärmerische Leidenschaft, die nach dem Tode drängt, reichte ihr Talent nicht aus. Mir scheint es überhaupt, als würde die treffliche Schauspielerin jetzt im Deutschen Theater bisweilen vor Aufgaben gestellt, denen ihre Begabung nicht gewachsen ist, denen ihr Temperament nicht entspricht. Fräulein Wienke endlich gab nicht viel mehr als die äußeren Umrisse der Hella; für eine bedeutende Darstellerin mag gerade diese verstandesnüchterne herrschgierige Hella eine reizvolle Rolle sein — reizvoll nicht zuletzt deshalb, weil es in der Gestalt vielerlei schauspielerisch auszubauen gibt, was der Dichter nur andeutete. In der Darstellung des Deutschen Theaters blieb sie recht schemenhaft. —

Das Deutsche Theater brachte uns noch ein zweites Schauspiel, eine wunderliche Gabe: Agnes Jordan von Georg Hirschfeld. Herr Georg Hirschfeld gilt in seinen Kreisen als ein großer Dichter, und man kann gelegentlich hören, daß er als Verfasser der „Mütter" dicht neben Hauptmann oder Sudermann gestellt wird — wenn nicht noch etwas höher. Ich fürchte, auch „Agnes Jordan" wird von den Verehrern des jungen Herrn nicht als vollgültiger Beweis dafür angesehen werden, daß sie ihn arg überschätzt haben, denn als ich, bei der dritten oder vierten Aufführung, das Stück sah, war die gewaltige Schar der Onkels und Tanten, die das Theater füllte, einfach „sulsch", wie sich der Held, der schöne Gustav, wahrscheinlich ausgedrückt haben würde.

Herr Georg Hirschfeld hat diesmal etwas ganz besonderes „machen" wollen — die „Mache" ist ja alles. So recht ein ganzes Menschenschicksal wollte er vorführen; von der Wiege an ging das ja nun leider auf den Brettern nicht, aber es mußte gehen von der Hochzeit bis fast zum Tode. Daher spielt denn der erste Akt 1865, der zweite 1873, der dritte und vierte 1882 und der fünfte, und, gottlob, letzte, 1896! Mit anderen Worten: Die arme Frau Sorma erschien in der Rolle der Titelheldin im ersten Akt in der Krinoline und zuletzt im Kostüm unserer Tage mit weißem Haar: eine „Sache", die ja schon an sich äußerst interessant war. Natürlich mußte weiterhin jede Einzelheit möglichst echt sein — nur hat Herr Hirschfeld leider echt und banal verwechselt. In dem dunklen Gefühl aber, daß seine Sorte Echtheit allein doch am Ende nicht recht ziehen könnte, mußten zur Ergänzung hübsch abwechselnd die Lachmuskeln und

Jenny Groß (Lessingtheater).
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

die Thränendrüſen der Zuſchauer in Bewegung geſetzt werden, und zum Schluß wollte der Herr Verfaſſer ſich noch etwas ganz Eigenartiges leiſten: er pfropfte ein bißchen Ibſen auf.

Die ganze lange Geſchichte ſpielt ausſchließlich in jüdiſchen Kreiſen. Außer einigen Dienſtboten betritt nur eine Arierin die Bühne, und das iſt eine frühere Ladenmamſell, die ein reicher Börſianer geheiratet hat. „Unſer Trudchen war aber ſchon zwei Jahr alt," erzählt ſie harmlos, was als ungeheurer Witz ſtürmiſch belacht wurde. Nun hat man es Herrn Hirſchfeld lobend angerechnet, daß er ſeine Stammesgenoſſen durchaus nicht etwa verherrlicht hätte — und das iſt wahr, denn er macht ſich bisweilen über ſie recht herzlich luſtig. Aber es iſt doch auch wieder nur zum Teil wahr. Als praktiſcher Mann ſtellte er nämlich ſeinen komiſch-häßlichen Figuren ſelbſtverſtändlich den edlen Juden, einen philoſophiſch angehauchten Onkel der Heldin, gegenüber und dieſe ſelbſt als das Ideal edler Weiblichkeit in den Mittelpunkt der Handlung.

Ludwig Fulda.
Nach einer Photographie von J. Baruch in Berlin.

Von einer Handlung kann man zwar eigentlich kaum ſprechen, vielmehr nur von einer Reihe loſe aneinander gefügter Bilder aus dem jüdiſchen Familienleben — wie es nicht ſein ſoll. Das Schauſpiel erzählt die Geſchichte einer tief unglücklichen Ehe. Agnes Sommer heiratet im erſten Akt einen faden, albernen, über alle Maßen egoiſtiſchen und rückſichtsloſen Kaufmann, Herrn Jordan, und zwar nicht etwa durch Vermittelung eines Schadchens oder aus Geldrückſichten, ſondern aus tiefſter Herzensneigung. Das war ſehr unklug von ihr — unglaublich unklug eigentlich in Anbetracht ihrer vielſeitigen und außerordentlichen Begabung — denn es beginnt nun für ſie ein dreißigjähriges Martyrium, in dem nur edelſtes Pflichtgefühl und ſchönſte Mutterliebe (wir ſehen ihre Kinder erſt in Babykleidern und zuletzt erwachſen) ſie an der Seite des ſchwarzen Scheuſals aushalten läßt. Erſt als dieſes grau geworden, begreift ſie plötzlich, was ihr hätte früher einfallen ſollen, daß ſie den ſchönen Guſtav, der inzwiſchen ein eitler Wackelgreis wurde, eigentlich gar nicht ernſt, daß ſie ihn komiſch nehmen muß. So löſt ſich dann ſchließlich das Ganze in leidlichem Wohlgefallen, nachdem wir den ganzen Abend hindurch mit allerlei Zank, häßlichen Geldgeſchichten, Attacken auf Dienſtboten u. ſ. w. gequält wurden — einem Sammelſurium, aus dem nur dann und wann ein einzelner wirklich dem Leben abgelauſchter Zug, eine witzige Pointe hervorragen. Nein — ein Dichter wird Herr Georg Hirſchfeld niemals werden. Aber wenn er den hohen Flug aufgegeben hat, vielleicht einmal ein erfolgreicher Poſſenfabrikant.

Das Deutſche Theater hatte ſeine beſten Kräfte in den Dienſt der wenig erfreulichen Aufgaben geſtellt, und es wurde durchweg ausgezeichnet geſpielt. Frau Sorma lieh der edel-waſchlappigen Heldin ihre große Kunſt, und es gab Momente, wo ihre Begabung uns ſogar dieſe verwaſchene Figur begreiflich machte, wo man in Frau Jordan wirklich einer Märtyrerin der Pflicht zu ſehen meinte. Als ſchöner Guſtav war Emanuel Reicher geradezu unübertrefflich, beſonders im letzten Akt, wo er die komiſchen Seiten des Scheuſals ſtärker hervorkehren konnte; ich habe nie vorher ſo wundervoll mauſcheln hören. Ausgezeichnet war in der kleinen Rolle der früheren Ladenmamſell auch Fräulein Elſe Lehmann; hier konnte ſie ſich geben, wie ſie iſt: urwüchſig und derb komiſch. — —

Hermann Bahr gilt als Führer des jungen litterariſchen Wien, als einer der Führer der „Moderne;" ich glaube er hat dieſe abſcheuliche Wortbildung ſogar ſelbſt auf dem Gewiſſen. Ich geſtehe offen, ich habe ihn früher nie recht ernſt genommen. Er verſuchte ſich heute auf dieſem, morgen auf jenem Gebiete; er war heute — in ſeiner Art — moraliſch und morgen cyniſch, gab ſich hier geiſtreich (oder geiſtreichelnd) und dort platt. Alles in allem: er erſchien mir immer als ein etwas konfuſer Brauſekopf ohne ernſte, klar bewußte Ziele. Sein im vorigen Jahr erſchienener Roman „Theater" aber machte mir doch bereits einen anderen Eindruck. Der Roman hat einen ſehr ſtarken Wildgeſchmack, ich möchte ihn keiner jüngeren Leſerin empfehlen. Er iſt auch gewiß in ſeinem künſtleriſchen Aufbau recht anfechtbar, aber er iſt entſchieden intereſſant und enthält eine Fülle köſtlich gezeichneter Typen aus der Theaterwelt. In Wien weiſt man mit Fingern auf die Originale, Bahr iſt rückſichtslos indiskret und verfügt noch nicht über das Feingefühl, geſehene Geſtalten dichteriſch umzumodeln — er proträtiert lediglich. Aber die Proträts ſind gut getroffen, und wenn in Bühnenkreiſen der Roman als ein Pamphlet auf das heutige Schauſpielertum ſchmerzlich empfunden wird, ſo hat das vielleicht eine ganz gute Wirkung und rüttelt die

anständigen Elemente zur Abwehr gegen die — unanständigen auf.

Das Schauspiel „Das Tschaperl“ von Hermann Bahr, welches das Lessingtheater brachte, hat den erfreulichen Eindruck in mir noch weiter gefestigt, daß der Verfasser sich in kräftig aufwärtsstrebender Richtung entwickelt. Auch hier liegt freilich der Schwerpunkt nicht auf der dramatischen Gestaltung des Gesamtwerks, sondern auf liebevoll und oft überraschend fein durchgeführten Einzelheiten, auf Stimmungsmalerei und Charakteristik. Der Held, Alais Lampl (Herr Schönfeld), ein sehr unbedeutender Musikkritiker, hat eine junge Konservatoristin (Fräulein Jenny Groß) geheiratet, mit der er in glücklichster Eintracht lebt, bis ihre erste Oper „Schneewittchen“ sie plötzlich zur berühmten Frau macht. Der Erfolg, die Lorbeerkränze und Tantiemen steigen der Frau — er pflegt sie zärtlich sein Tschaperl (Schäfchen) zu nennen — stark zu Kopfe: sie wird ein wenig eitel, empfängt ohne Erlaubnis ihres Mannes Besuche, läßt sich Blumen schenken, bleibt aber im Grunde brav und ihrem Alais gut. Der aber kann sich in die veränderten Verhältnisse erst recht nicht hineinfinden, eckt überall an, fühlt sich überall zurückgesetzt und peinigt die kleine Frau mit recht unmotivierter Eifersucht. Schließlich hält sie es nicht mehr aus, zumal er sie auch in ihrer künstlerischen Produktion einschränken will; sie verläßt während seiner Abwesenheit das Haus — für immer. Als er heimkehrt, rast er in tollem Paroxysmus über den Verlust seiner Frau, läßt sich aber am Ende doch von seinem Vater (Herr Klein), einem alten Urwiener, beruhigen, wirft sich aufs Sofa — wir haben die Überzeugung, daß er die Sache verschlafen und morgen schon leidlich getröstet sein wird.

Man sieht: als Schauspiel betrachtet, ist das Stück schwach; es krankt vor allem auch daran, daß man nicht recht dazu kommen kann, innerlich für einen der beiden Gatten Partei zu ergreifen. Und doch interessiert es. Man steht ganz unter dem Eindruck der Überzeugung, daß Bahr hier einen Ausschnitt echt Wiener Lebens auf die Bretter gebracht hat, daß jede Gestalt, jede Einzelheit der Wirklichkeit nachgebildet ist. Da ist die gutmütige, etwas gefallsüchtige, trotz ihrer Berühmtheit oberflächliche Frau, die sich kein übermäßig großes Gewissen daraus macht, ihrem Manne davonzulaufen, weil er sie gar so arg „sekiert“; da sind Vater und Sohn Lampl, jener der alte, etwas zänkische, im Grunde gemütliche Wiener von ehedem, dieser der „gute Kerl“, der sich im stillen für ein großes Licht hält, aber eigentlich gar nichts kann, der sich sein Lebenlang von Monat zu Monat „fortgewurstelt“ hat und es gewiß trotz des Verlustes seines Tschaperls auch künftig thun wird; da ist der Theateragent Rasetti, der die „Mache“ der berühmten Kampanistin übernehmen will; da ist Herr Bininski, der Mann einer anderen berühmten Frau, einer Operettensängerin, der ganz in der Aufgabe aufgeht, sie und alle ihre körperlichen Vorzüge ins rechte Licht zu stellen; da ist eine kleine halb übergeschnappte Wienerin aus guter Familie (Frl. Meta Jäger), die sich in den Salon der Kompanistin eindrängt, um ein Autogramm zu erhaschen — — alles so lebendig gezeichnet, so scharf umrissen, auch vielfach mit so gutem Humor durchgeführt, daß man über den dürftigen Inhalt des Stückes fortgetäuscht wird und dieses gern als das nimmt, was es wohl in erster Linie sein soll: eine Satire auf gewisse Kreise der Donaustadt. —

Paula Eberty (Deutsches Theater).
Nach einer Photographie von J. Baruch in Berlin.

Recht ergiebig war diesmal die Ernte der Berliner Bühnen an erfolgreichen Lustspielen. Es gab zwar einige bedenkliche Durchfälle — ich nenne u. a. „Unjamwewe“ von Ernst von Wolzogen (Lessingtheater); „Helgas Hochzeit“ von der „berühmten“ Dichtergenossenschaft Schönthan-Koppel (Königliches Schauspielhaus) — dafür aber auch eine ganze Reihe von Erfolgen kleineren und größeren Stils. Unsere Lustspieldichter lernen endlich wieder, ins volle Menschenleben hineinzugreifen, Fragen, die uns alle berühren, zu behandeln, komische Wirkungen auch einmal anders, als durch unglaubliche Situationen und nach unglaublichere Wortwitze zu erreichen.

Das reifste und liebenswürdigste Lustspiel bot uns Ludwig Fulda. Seine „Jugendfreunde“ scheinen das eigentliche Zugstück der diesjährigen Saison des Deutschen Theaters werden zu wollen, eigentlich ein wenig gegen den Willen der Tageskritik, die das Stück etwas sehr von oben herab behandelte. So paradox es klingt: dem armen Fulda wird nachgerade jeder Erfolg durch seinen zu guten litterarischen Ruf verkümmert: es ist fast zu einem Schlagwort geworden, daß man „von Fulda mehr, etwas Höheres, Größeres erwartet hätte.“ Als ob es nicht auch eine litterarische That wäre, ein feines, gutes Lustspiel zu schreiben! „Es ist so harmlos —“ sagt die Kritik, mitleidig die Achseln zuckend. Zugegeben, es gibt keine großartige Zeitsatire, es ist nicht gepfeffert und gesalzen. Aber

daß Harmlosigkeit an sich ein schwerer Fehler für ein Lustspiel sei, kann ich nicht begreifen. Ich selbst bin harmlos genug, mich herzlich zu freuen, wenn es eine hübsche natürliche Idee geschmackvoll durchführt und wirklich lustig ist.

Vier Schulfreunde haben, trotz der verschiedensten Veranlagung, einmal ausnahmsweise die alte Freundschaft auch als erwachsene Männer festgehalten und gepflegt. Seit langen Jahren kommen sie immer wieder bei dem wohlhabendsten, Dr. Bruno Martens, der das Glück hat, eine eigne Villa sein zu nennen, zu fröhlichen Plauderstunden und kleinen Kneipereien zusammen und reden sich gegenseitig vor, wie glücklich sie doch in ihrem eingefleischten Junggesellentum sind. Bruno Martens ist soeben von einer langen Reise um die Welt heimgekehrt, hat sich, halb aus Langweile, vorgenommen, über diese Reise ein Werk herauszugeben und engagiert sich eine junge Stenographistin, obwohl ihm eigentlich ein Stenograph lieber gewesen wäre. Da kommt einer seiner drei Freunde nach dem anderen an mit einem erschreckenden Geständnis: sie haben sich alle drei verlobt. Großes Entsetzen des armen vierten, aber schließlich ein unter allgemeiner Zustimmung gefaßter Beschluß. Die vier Freunde werden nach wie vor treu zu einander halten, sie werden auch nach wie vor bei Martens zusammenkommen — es wird sogar noch viel schöner werden als ehedem, denn sie werden nun nicht allein kommen, sondern mit ihren Frauen. Also geschieht es. Verschieden, wie die Freunde selbst, sind aber auch die Frauen, die im zweiten Akt wirklich im neugierig gemusterten Junggesellenheim zum erstenmale zusammentreffen: der überfeinsinnige pedantische Musikschriftsteller Philipp Winkler hat ein stolzes, eingebildetes Dämchen heimgeführt, der fidele Techniker Woldemar Schulz ein quickes, bis über die Ohren verliebtes Landpomeränzchen, der derbe gemütliche Maler Heinz Hageborn seine hübsche Wirtstochter, eine fesche Wienerin. Und das Unglück schreitet schnell: so gut die Freunde harmonieren, die Frauen stoßen sich ab, wie Feuer und Wasser. Im Handumdrehen ist die fürchterliche Katastrophe da. Frau Amalie Winkler äußert nebenbei zu Frau Lisbeth Schulz, daß sich Frau Toni Hageborn allem Augenschein nach die Haare rot färbe; Frau Lisbeth klatscht das Frau Toni wieder; Frau Toni stellt ihren Gatten, daß er Herrn Winkler veranlassen müsse, seine Frau zur Zurücknahme der unerhörten Beleidigung zu bewegen; Frau Winkler macht ihrem Manne klar, daß Frau Schulz als Weiterträgerin zur Verantwortung zu ziehen sei . . . ich will die Reihe der urdrolligen Situationen, die sich aus der Klatscherei ergeben, nicht weiter ausspinnen: genug, schließlich liegen die drei Frauen in den Nebenzimmern in Weinkrämpfen, und die Herren Ehemänner, die sich pflichtschuldigst in die gebührende Parteinahme für ihre besseren Hälften hineingesteigert haben, liegen sich in den Haaren. Es ist klar: mit den Frauen ist die Fortsetzung des freundschaftlichen Verkehrs unmöglich und leidvoll-freudvoll sieht der Junggeselle Martens die drei Ehepaare von dannen ziehen. Aber schließlich hat Philipp Winkler eine großartige Idee, für die er die beiden anderen Ehemänner gewinnt. Geht's eben nicht mit den Frauen, so muß es ohne die Frauen gehen; man wird also nach wie vor bei dem Junggesellen, in der reizenden Villa, wo es so ausgezeichnete Weine und so gute Cigarren gibt, wöchentlich einmal zusammenkommen, ganz wie früher — die Freunde werden so fröhlich und einträchtiglich sein, wie ehedem. Freudestrahlend verkünden sie dies Martens, ganz erfüllt von dem Gedanken, von ihm gepriesen und gesegnet zu werden über die ausgezeichnete Lösung. Aber siehe da: der glückliche Villenbesitzer und eingefleischte Junggeselle ist inzwischen selbst bekehrt worden — er hat sich soeben mit seiner reizenden, gescheiten Stenographin verlobt, der eingebildete Weiberfeind mit der eingebildeten Männerfeindin, und wird vorläufig die Kneipbude seines Heims schließen, um seiner Dora die Welt zu zeigen.

Gieſela Schneider (Deutſches Theater).

Ludwig Fulda müßte nicht der geistreiche Mann — und der erfahrene Theaterpraktiker sein, der er ist, wenn er nicht die niedliche Grundidee des Stückes, deren Wahrheit wir wohl alle — mit dem gebührenden Respekt vor den Frauen sei's gesagt — einmal erfahren haben, mit einer reichen Fülle von allerliebsten Einfällen, mit viel Grazie im Dialog und viel guter Laune aufwattiert hätte. Der Hauptreiz aber liegt in der Verschiedenheit der Charaktere der Freunde und ihrer besseren Hälften, in dem überaus geschickten ausspielen ihrer komischen Seiten. Das gab den Ausgezeichneten Kräften des Deutschen Theaters willkommene Aufgaben, und die vier Freunde —

Hermann Niſſen als „Bruno Mariens“ in „Jugendfreunde.“
Nach einer Photographie aus dem Atelier Victoria in Berlin.

die Herren Niſſen, Sauer, Tielſcher, Rittner wetteiferten förmlich mit den Trägerinnen der drei weiblichen Hauptrollen — Frl. Tenner, Frl. Eberty und Frau Giſela Schneider — im Herausarbeiten all der kleinen feinen Pointen; nur Frl. Elſe Lehmann erſchien mir als die männerfeindliche Stenographin zu ſchwer. Ich bitte das nicht körperlich zu nehmen, obwohl's auch ſo eine gewiſſe Berechtigung hätte. —

Im Goethetheater — dem bisherigen Theater des Weſtens, das jetzt unter der Leitung des erfahrenen Herrn Praſch vom Berliner Theater einer guten Zukunft entgegenzugehen ſcheint — wurde das Luſtſpiel „Die Tyrannen des Glücks“ mit großer Heiterkeit aufgenommen. Da der Verfaſſer mein Bruder iſt, muß ich darauf verzichten, ein Urteil abzugeben. Das luſtige Stück gibt ſich als eine Satire auf unſere modernen Weltverbeſſerer, die hier von neumärkiſchen Bauern gründlich ad absurdum geführt werden.

Eigentümlich — aber doch auch vollauf verſtändlich — iſt, daß in faſt allen Stücken, die das Jahr uns brachte, die heutige Frauenbewegung, der Drang des weiblichen Geſchlechts nach Bethätigung im weiteren Kreiſe, ihre Rolle oder wenigſtens ein Röllchen ſpielt. In „Mutter Erde“ haben wir die Frauenrechtlerin Hella; im „Tſchaperl“ die Komponiſtin; in den Jugendfreunden eine Stenographin; Fedor von Zobeltitz führt unter den „Tyrannen des Glücks“ auch ein Fräulein Doktor vor; Rudolf Stratz in ſeinem im Schauſpielhaus aufgeführten, an drolligen Scenen reichen Luſtſpiel „Die neue Frau“ eine Studentin.

Auch das hübſche, freilich etwas derbe Luſtſpiel von Max Dreyer „In Behandlung“ (Berliner Theater) behandelt ein Stückchen Frauenfrage. In einem kleinen Haſenſtädtchen — ganz, ganz hinten in Hinterpommern — läßt ſich eine Tochter der Stadt, Liesbeth Weigel, die von unbezähmbarem Drang getrieben, Medizin ſtudiert hat, als Arzt nieder. Die arme Dr. med. kommt aber übel an. Wie ein Mann fallen ſämtliche Klatſchbaſen über ſie her, ihr Bräutigam iſt empört, daß ſie wirklich praktizieren will, es kommt zum Bruch. Mutig hält das forſche Mädel allem Ungemach ſtand, trotzdem ſich ſelbſtverſtändlich kein Patient einſtellt, das Geld zur Neige geht und niemand zu ihr hält, als ein alter Oheim — ein famos gezeichneter, joovialer Schiffskapitän — und ein Konkurrent. Das iſt ein Jugendfreund, dem's nicht viel beſſer geht, wie ihr; Herr Dr. med. Wieſener, Spezialiſt für Frauenkrankheiten, bekommt nämlich auch keine Patienten, denn welche ſittſame Krähwinklerin würde ſich einem unverheirateten Arzt anvertrauen! Er liebt im ſtillen ſchon das Fräulein Kollegin, aber ſie zankt und neckt ſich nur mit ihm. Da hat er eine geniale Idee. Er ſchlägt ihr vor, ein Compagniegeſchäft zu begründen. Sie werden ſich heiraten — natürlich nur pro forma — ſie werden als Herr und Frau Dr. med. praktizieren, und ganz Krähwinkel wird ihnen zueilen, ſintemalen ja dann, vor dem verheirateten Arzt, vor der verheirateten Ärztin, alle Bedenken, ſelbſt der ſchlimmſten Krähwinklerin, ſchwinden müſſen. Nach einigem Zögern willigt ſie ein; ſie wird ſeine Frau — aber natürlich nur pro forma. Sie heiraten alſo, ſie praktizieren zuſammen, ſie wirtſchaften zuſammen; Krähwinkel iſt beſiegt, die Praxis blüht — Frau Dr. med. könnte zufrieden ſein. Aber da kommt die große innere Leere des Daſeins, denn Herr Dr. med. hält den Kontrakt ſeiner hübſchen jungen Frau gegenüber mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit und Selbſtüberwindung: nur Salon und Wartezimmer haben ſie gemeinſam; links liegen ihr Konſultations- und Schlafzimmer, rechts konſultiert und ſchläft er. Das geht, ſolange es geht — und ſolange der Autor aus der etwas gewagten Situation komiſche Scenen ſchmieden kann. Dann reißt endlich beiden die Geduld, und das drollige, in manchen Vorausſetzungen freilich auch recht unwahrſcheinliche Stück ſchließt mit der frohen Ausſicht, daß Krähwinkel im nächſten Jahre ſeinen Doktorleuten zu einem Baby wird gratulieren können. Das Luſtſpiel iſt gerade nicht für junge Mädchen geeignet, aber die delikaten Pointen des letzten Aktes ſind immerhin mit einer gewiſſen künſtleriſchen Feinheit mehr angedeutet, als ausgeführt. Sie wurden auch von Herrn Sommerſtorff und der trefflichen Frau Praſch-Grevenberg nicht nur mit ſchalkhaftem Humor, ſondern ſo decent geſpielt, daß man — ja alſo ... daß man ſchließlich doch nur den einen harmloſen Gedanken hat, ſich mit ganz Krähwinkel über die frohe Ausſicht zu freuen. Eine kleine Meiſterleiſtung, die allein ſchon für einen Freund der Schauſpielkunſt den Beſuch lohnt, bot Herr Formes als alter, grobdrahtiger, unendlich gutmütiger Schiffskapitain a. D. —

Einer unſerer Direktoren ſoll einmal das große Wort gelaſſen ausgeſprochen haben: „Es gibt für mich nur ein untrügliches Merkmal, ob ein Stück gut oder ſchlecht iſt — das iſt der Kaſſenrapport.“ Nach Maßgabe dieſes Grundſatzes dürfte das beſte Stück, welches das Jahr uns brachte, ohne Zweifel der Schwank der Herren Oskar Blumenthal und Guſtav Kadelburg „Hans Huckebein“ ſein. In Wirklichkeit iſt es ein von zwei überaus geſchickten Theaterleuten zuſammengebrauter Unſinn, der mit den ſogenannten Poſſen des Centraltheaters ungefähr auf gleicher Stufe ſteht. Aber wenn man zugibt, daß jedes Genre — außer dem langweiligen — ſeine Berechtigung hat, dann verdient dieſer Schwank doch eine Nr. 1. Er iſt nämlich wirklich, in all ſeinem Blödſinn, furchtbar komiſch. Als ich im Theater war, ſaß ſogar der Reichskanzler in der Fremdenloge und lachte Thränen. Das will doch etwas ſagen. Erzählen läßt ſich ja der Inhalt der komplizierten und konfuſen Handlung nicht — nur ihre Grundidee möchte ich andeuten:

Martin Hallerſtedt vulgo Hans Huckebein iſt ein Unglücksrabe. Er liebt ſein Frauchen, iſt ein guter Ehemann, nur ſolch ganz klein bißl leicht. Er ſitzt gern mit guten Freunden bis zum Morgen bei Dreſſel zuſammen, und einmal hat er doch auch ſo etwas wie ein kleines Abenteuer gehabt. Das war auf einer Geſchäftsreiſe, wo er in Oſtende am Strande einige Minuten auf einer Bank dicht neben einer jungen ſchönen Dame geſeſſen hat; er hat ſogar gewagt, mit ihr ein Rendezvous für den nächſten Tag zu verabreden — ſie iſt aber nicht erſchienen. Alſo Hans Huckebein iſt ein bißl leicht — wenn

Dr. Max Dreyer.
Nach einer Photographie von E. Bieber in Berlin.

Frau Brauſch-Grevenberg (Berliner Theater).
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

aber immer er einmal nicht gut thut, allemal kommt es heraus, und allemal wird aus der Mücke ein Elefant. So wird denn auch das Oſtender Abenteuer ſein Unglück: er fährt mit Schwiegermama und Frau aus, um ihnen die lebenden Photographien im Kinetograph zu zeigen, und was ſehen ſie: ihn mit jenem Dämchen auf der Bank in Oſtende! Ihn „auf der Walze!“ Dieſe Walze wird nun durch die Akte hin- und hergedreht; ein wunderlicher ruſſiſcher Freund und der arme Schwiegerpapa, der eigentlich ein viel „Schlimmerer“ iſt als Hans Huckebein, werden in die Affaire verwickelt; alle drei kommen in ſchweren Konflikt mit einem Kunſtſchützen und Berufsathleten, der in dem Oſtender Dämchen ſeine eigne Frau erkannt hat — kurz es gibt ein wahres Tohuwabohu von Konfuſion, von unmöglichen, aber urkomiſchen Situationen, und jede derſelben bietet den Autoren Gelegenheit zu einem ununterbrochen knatternden Feuerwerk von guten und ſchlechten Witzen, bis ſich — Ende gut, alles gut — herausgeſtellt, daß der arme Hans Huckebein das Opfer einer Myſtifikation geworden iſt: er erlebte nicht einmal ein Abenteuer, ſondern das Oſtender Dämchen war die Angeſtellte des Geſchäfts der lebenden Photographien und mußte im Auftrag der Compagnie Gelegenheit zur Aufnahme pikanter Bildchen herbeiführen. Der eigentlich Hineingefallene aber iſt Schwiegerpapachen. Seine geſtrenge Herrin kommt nämlich dahinter, daß er immer eine notwendige Beſprechung mit einem gar nicht exiſtierenden Geſchäftsfreund, den Kommerzienrat Ellenbogen aus Cottbus, vorgeſchoben hat, wenn er bummeln wollte. Unſinn über Unſinn! Nur

ein Griesgram aber kann sich über diesen Unsinn ärgern — am besten ist's, man lacht kritiklos mit und klatscht wenigstens den flatten Darstellern schuldigen Beifall. Der Schwank wird nämlich wirklich, im rechten Schwanktan und Tempo, ausgezeichnet gespielt: Herr Schönfeld als Hans Huckebein, Frl. Groß als dessen Frau, Herr Waldaw und Frl. Carlsen als Schwiegereltern, Herr Guthery als Athlet, Herr Klein als Russe, — nicht zuletzt Frl. Meta Jäger als naive Schwägerin, — waren alle gleich bei der Sache. Was will man mehr?

In Anbetracht der hohen Ziele, die sich ja wohl einst Herr Oskar Blumenthal gesteckt haben soll, als er sein Theater mit dem Namen eines Lessing schmückte, — lang ist's her — ist ja Hans Huckebein gerade keine stolze Krönung seines letzten Direktionsjahres; die Leitung des Lessingtheaters geht bekanntlich vom Beginn der nächsten Spielzeit an Herrn Neumann-Hofer über. Aber der Kassenrapport ist ja glänzend ....

Und dann ist Hans Huckebein, mindestens in Berlin, schon heute so schön populär, daß die beiden Dichter mit Fug und Recht stolz sein können. Selbst die Barrisons, die man „bekanntlich gesehen haben mußte," erfreuten sich kaum gleicher Popularität. Wenn sich abends ein Ehemann den Hausschlüssel in der Absicht in die Tasche schiebt, mit einigen guten Freunden unerlaubt lange beim Glase Wein auszuharren, droht ganz sicher die Frau mit dem Finger: „Hör mal, du! Du hast doch nicht am Ende heut' eine geschäftliche Rücksprache mit dem Kommerzienrat Ellenbogen aus Cottbus?!"

Aus unserer Bildermappe:

In der Bibliothek. Nach dem Gemälde von Konrad Kiesel.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Rückkehr von der Jagd. Nach dem Gemälde von W. Räuber.

Belſazars Gaſtmahl und der Fall Babylons.

Von

Profeſſor Dr. Friedrich Delitzſch-Breslau.

(Abdruck verboten.)

Im fünften Kapitel des Buches Daniel wird erzählt, daß der König Belſazar ſeinen Großen, tauſend an Zahl, ein Gaſtmahl veranſtaltet und in der Weinlaune befohlen habe, die goldenen und ſilbernen Gefäße, die ſein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel zu Jeruſalem weggeführt hatte, zu bringen, worauf er und ſeine Großen, ſeine Frauen und Kebsweiber Wein aus ihnen getrunken hätten, unter Lobgeſängen auf ihre eigenen Götzen. Da plötzlich kamen hervor Finger einer menſchlichen Hand und ſchrieben gegenüber dem Leuchter auf die von dieſem erleuchtete Kalkfläche der Wand des Königspalaſtes geheimnisvolle Zeichen, während des Königs Blick wie gebannt den Bewegungen der ſchreibenden Hand folgte. Bleich vor Entſetzen ſaß der König da, mit ſchlotternden Knieen — dem tollen Jubel war in einem Augenblick die furchtbarſte Ernüchterung gefolgt. Der König ſchrie mit Macht nach den Beſchwörern, Zeichendeutern und Wahrſagern und verſprach königliche Belohnung und Auszeichnung demjenigen von ihnen, welcher die Zeichen zu leſen und zu erklären vermöchte. Aber niemand vermochte es, und mit geſteigerter Angſt ſaß der König da, während ſeine Großen verwirrt ihn umgaben. Da trat die Königin-Mutter in den Saal des Gelages und gab dem König den Rat, Daniel, einen der jüdiſchen Exulanten, kommen zu laſſen, welchem der Geiſt der heiligen Götter innewohne und welcher ſchon zu Nebukadnezars Lebzeiten Proben göttlicher Erleuchtung und Weisheit abgelegt habe. Belſazar folgte dem Rate: Daniel wird gerufen, er kommt, und der König verſpricht auch ihm größte Geſchenke und Ehren. Da nimmt Daniel das Wort und beginnt ſeine Rede mit einer ſtrafenden Vergleichung von Vater und Sohn. „Deinem Vater Nebukadnezar“ — ſo ſagt er — „hat Gott der Allerhöchſte Königtum und Größe und Ehre und Majeſtät verliehen, und vor ihm fürchteten ſich alle Völker, Nationen und Zungen. Zwar, allzu hoffärtig und vermeſſen geworden, ward er zeitweiſe geſtürzt, aus den Menſchen ausgeſtoßen und einem Tiere gleich in die Wüſte gejagt, jedoch nur zeitweiſe, bis daß er erkannte, daß Gott, der Allerhöchſte, ein Herr iſt über alles menſchliche Königtum. Du aber, Belſazar, ſein Sohn“ — ſo fährt Daniel fort — „haſt trotz alledem dich nicht gedemütigt, ſondern wider den Herrn des Himmels dich aufgelehnt, trinkſt mit deinen Großen Wein aus ſeinen heiligen Gefäßen, den Gott ſchändend, in deſſen Hand dein Lebensodem iſt. Darum ward von ihm ausgeſandt dieſe ſchreibende Hand, und das iſt die Schrift, die gezeichnet wurde: Mene — gezählt hat Gott dein Königtum und es geendet; Tekel — gewogen wardſt du auf der Wage und zu leicht befunden; Peres — geteilt wird dein Königtum und den Medern und Perſern gegeben.“ Daraufhin ward Daniel vom Könige erhöht, Belſazar aber, der Chaldäerkönig, ward noch in ebenjener Nacht ermordet.

Während das Alte Teſtament ſich in prophetiſchen Reden mehrfach mit dem Untergang und der Verödung Babylons beſchäftigt, iſt dieſe Erzählung die einzige, welche auf den hiſtoriſchen Hergang des Falles Babylons durch Kyros im Jahre 538 v. Chr. Bezug nimmt. Und doch iſt dieſes Jahr nicht allein deshalb, weil es das Ende der ſemitiſchen und den Anfang der ariſchen Weltreiche markiert, von epochemachender Bedeutung, ſondern noch mehr: es wird am Schluſſe dieſes Geſchichtsbildes gezeigt werden, daß nächſt dem Jahre von Chriſti Geburt kein Jahr ſo tief und entſcheidend in den Gang der Weltgeſchichte eingeſchnitten hat, und keines in ſeinen Folgen bis herab auf unſere Tage und über dieſe hinaus ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung in ſolchem Maße behauptet, wie das Jahr 538, das Jahr der Eroberung Babylons durch den Perſerkönig Kyros. Ebendeshalb dürfte es wohl von Intereſſe ſein, die Zeitverhältniſſe, unter denen ſich jenes Ereignis vollzog, näher kennen zu lernen, zumal da wir eben jetzt über dieſe Periode der alten Geſchichte ungleich beſſer

unterrichtet sind, als noch vor wenigen Jahren. Wir wissen nicht nur im allgemeinen über das neubabylonische oder chaldäische Weltreich, über seinen Begründer Nabopolassar, über dessen Sohn Nebukadnezar, sowie über den letzten König Nabunaid, besser Bescheid denn früher, sondern wir besitzen überdies, dank den Ausgrabungen auf den babylonischen Ruinenstätten, zwei besonders lehrreiche Urkunden, welche uns in authentischer Weise über die Ereignisse vor und während des Jahres 538 unterrichten. Die eine Urkunde, 1879 vom Britischen Museum erworben, besteht in umfangreichen Bruchstücken einer großen Thontafel, auf welcher — augenscheinlich von einem der Priesterschaft Babylons angehörigen Historiographen — für jedes der Regierungsjahre des Königs Nabunaid (555—538 v. Chr.) die wichtigsten Geschehnisse, zum Teil unter Beifügung genauester Datierung nach Tag und Monat, verzeichnet sind, und wir sind so glücklich, gerade den Teil, welcher sich mit der Schlußkatastrophe selbst beschäftigt, ziemlich vollständig zu besitzen. Das zweite Schriftstück, welches im Jahre 1879 von Hormuzd Rassam im Ruinenhügel Kasr zu Babylon gefunden wurde, ist ein Thoncylinder, auf welchem Kyros selbst bald nach seinem siegreichen Einzug in Babylon die Ereignisse schildert, unter welchen ihn Marduk, der große Gott Babylons, in die Hauptstadt des Chaldäerreiches eingeführt und zum Herrscher über Gesamtbabylonien gemacht hat. Es ist eine Art Proklamation des Königs Kyros an die Bevölkerung Babylons, geschrieben und zu einem guten Teil wohl auch verfaßt von einem Mitglied der Priesterschaft des großen Belstempels Esagila zu Babylon. Da der Verfasser des Buches Daniel räumlich und zeitlich ziemlich fernab von den von ihm erzählten babylonischen Dingen schreibt, so begreift es sich, daß wir mit Hilfe der keilschriftlichen Originaldenkmäler in manchen Punkten richtiger sehen, denn er. Wir wissen z. B., daß Belsazar weder der letzte noch überhaupt König von Babylon gewesen ist, wissen vor allem auch, daß er nicht Sohn Nebukadnezars war. Immerhin ist Belsazar als eine historische Persönlichkeit der letzten Zeit des Chaldäerreiches auch durch die Denkmäler beglaubigt, und seine bis jetzt allein durch Daniel 5, 30 bezeugte Ermordung fügt sich so natürlich und folgerichtig in den Rahmen der hier zu erzählenden Ereignisse ein, daß es voreilig sein würde, ihre Thatsächlichkeit in Abrede zu stellen.

Nineve, die große Völkerzwingburg am Tigris, die „Blutstadt, so ganz des Truges, der Gewaltthat voll, die das Rauben nicht wollte lassen“ (Nahum 3, 1), war gefallen (606 v. Chr.), Babylon hatte obgesiegt; der Gott Asur war mitsamt seinem Volke zu Grunde gegangen, Bel-Marduk triumphierte; das assyrische Weltreich war von dem chaldäischen abgelöst worden, aber das System der Menschenknechtung und Völkervernichtung blieb das nämliche wie zuvor. Dem Begründer der chaldäischen Weltherrschaft, Nabopolassar (625—604), folgte sein großer Sohn Nebukadnezar (604—561). Durch den Sieg, welchen er noch als Kronprinz bei Karkemisch (605) über Pharao Necho davongetragen hatte, war er der Alleinherrscher über das ganze Westland vom Euphrat bis hinab an die Grenze Ägyptens geworden. Auch Jerusalem, die letzte in den Mittelmeerländern noch übriggebliebene Hauptstadt eines selbständigen Staates, konnte den chaldäischen Heeren nicht länger Widerstand leisten. Nachdem im Jahre 598 Nebukadnezar persönlich Jerusalem eingenommen und den König Jojachin nebst den vornehmsten Beamten seines Volkes und vielen Einwohnern Jerusalems, dazu den Tempel- und Palastschatz nach Babylon weggeführt hatte, zog im Jahre 589 das von Nebusaradan befehligte Chaldäerheer abermals gegen die jüdäische Hauptstadt, da sich ihr König Zedekia in geheime Zettelungen mit den Ägyptern eingelassen hatte. Und als im Juli 586 nach dreijähriger tapferer Gegenwehr der Hunger die Stadt zur Übergabe zwang, wurde die Stadt samt dem Tempel auf Zion verbrannt, die Mauern niedergerissen und auch noch der Rest des Volkes und Heeres ins Exil abgeführt — auch das Königreich Juda war für immer vernichtet.

Groß als Kriegsheld, war Nebukadnezar nicht minder groß als Baumeister. Neben der Erweiterung und Festigung seiner Herrschaft nach außen hin, war er gleichzeitig unablässig darauf bedacht, seine Hauptstadt Babylon nicht allein zur prächtigsten, sondern zugleich zur festesten Stadt der

Welt zu machen, uneinnehmbar für jedweden Feind. Schon ſein Vater hatte energiſch damit begonnen, die 689 von dem aſſyriſchen König Sanherib auf das grauſamſte mitgenommene und ſeitdem nur langſam wieder aufblühende Stadt zu ihrem früheren Glanz zurückzuführen und gleichzeitig zu einer ausnehmend ſtarken Feſtung zu geſtalten. Nebukadnezar ſetzte dieſes Werk raſtlos fort: Tempel und Paläſte wurden wiederhergeſtellt oder neu aufgeführt, Straßen angelegt und Brücken gebaut, die Mauern und Gräben vervollſtändigt und vollendet, die Thore noch feſter denn zuvor gemacht und mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet; und indem der ſich nimmer genug thuende König mannigfache neue Befeſtigungsmittel ebenſo genial erſann als kühn und großartig ausführte, gelang es ihm, Babylon zu jener größten und prächtigſten und zugleich ſtärkſten Stadt Vorderaſiens zu erheben, als welche ſie ein Jahrhundert ſpäter Herodot bewunderte und beſchrieb. Dieſe Beſchreibung, welche Herodot von Babylon entwirft und welche für die Rekonſtruktion dieſer alten Stadt mehr und mehr als unſchätzbar ſich erweiſt, erſcheint allerdings, was die Ausdehnung der Stadt anbetrifft, auf den erſten Blick ſehr übertrieben. Die Stadt — ſagt er — liege in einer großen Ebene und habe ein Größe von 120 Stadien (d. i. drei geographiſchen Meilen) auf jeder Seite, da ſie ein Viereck bilde; es betrage alſo ihr Geſamtumfang 480 Stadien. Aber dieſe Angabe Herodots, welche, wenn ich recht ſehe, auch monumental geſchützt und geſtützt werden kann, wird wenigſtens für eine Seite der Stadt topographiſch als durchaus zutreffend erwieſen, inſofern die Mauerlinie, welche ſich von dem ſogenannten Eckhügel (Tell Zâvijeh) bis an die Grenze der vielfach mit in Babylon einbezogenen Schweſterſtadt Babylons, d. i. Borſippas ziemlich genau verfolgen läßt, in der That ca. 22½ Kilometer d. i. drei geographiſche Meilen lang iſt. Zudem ſprechen innere Gründe für die Richtigkeit von Herodots Zahlenangabe. Die Stadt Babylon war etwa vom Jahre 2250 ab bis herab auf die Zeit Nebukadnezars und ſeiner Nachfolger Geſamtbabyloniens politiſcher und religiöſer Mittelpunkt, welchem gegenüber alle übrigen großen Städte des Landes, Sippar vielleicht ausgenommen, zu Provinzialſtädten zweiten Ranges herabſanken; es war während dieſes ganzen gewaltigen, nahezu zwei Jahrtauſende umfaſſenden Zeitraums die Metropolis jenes durch beiſpielloſe Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichneten und ausnehmend volkreichen Landes, der Mittelpunkt eines über alle benachbarten Länder Vorderaſiens ſich erſtreckenden lebhaften Handels und der Hauptſitz all der zahlreichen Manufakturen, durch welche Babylon von uralters her berühmt war. Das Babylon der chaldäiſchen und perſiſchen Zeit zerfiel in viele Quartiere, Stadtteile oder „Städte," welche zu beiden Seiten des die Stadt mitten durchſchneidenden Euphrat weithin ſich dehnten, und die Anlage der Stadt mußte um ſo rieſigere Dimenſionen annehmen, da ſie nicht nur durch das breite Strombett des Euphrat, ſondern überdies durch mindeſtens drei große, zum Teil für Meerſchiffe befahrbare Kanäle durchſchnitten wurde, und da von dieſen großen Waſſerſtraßen aus wieder eine Fülle kleinerer Kanäle abgezweigt war, welche jedes der größeren Handlungshäuſer mit ſeinen Getreideſpeichern und Warenlagern aller Art in direkte Verbindung mit den Hauptverkehrsadern des Landes brachte. Babylon war eine Rieſenſtadt in des Wortes wahrſter Bedeutung, und wenn wir, im Hinblick auf andere große Städte des Oſtens wie des Weſtens, als ſelbſtverſtändlich annehmen, daß die langen Häuſerzeilen vielfach durch Gärten und Baumpflanzungen unterbrochen waren und ſonderlich nach dem Mauerringe zu in größere Flächen bebauten Landes übergingen, ſo kann eine Stadt mit einem Flächeninhalt von neun geographiſchen Meilen, während das London unſerer Tage nur erſt fünf bis ſechs Quadratmeilen bedeckt, als eine Unmöglichkeit nicht erſcheinen. Eher ließe ſich daran zweifeln, ob dieſe gewaltige Fläche wirklich in der Weiſe ummauert geweſen ſei, wie Herodot die Mauern Babylons beſchreibt. Wir leſen bei Herodot: „Babylon war gebaut wie keine andere Stadt unter allen, die wir kennen. Vorerſt läuft um dieſelbe herum ein tiefer und breiter, mit Waſſer angefüllter Graben; nachher kommt die Mauer, welche eine Breite von 50 königlichen Ellen (über 25 Meter) hat und eine Höhe von 200 Ellen. Oben auf der

Mauer, längs der äußersten Seiten, erbauten sie Häuser van einem Stück, welche einander gegenüber standen: den mittleren Raum zwischen diesen Häuschen ließen sie frei zum Herumfahren für ein Viergespann. Thore befanden sich rings herum an der Mauer hundert, alle van Erz, und ebenso Pfasten und Schwellen aberhalb der Thare. Auf solche Weise war die Mauer van Babylan gebaut warden. Die Stadt besteht aber aus zwei Teilen, die der graße Euphratstram, welcher mitten hindurchfließt, voneinander trennt. Die Mauer nun ist auf beiden Seiten mit ihren Biegungen bis an den Fluß geführt, und van hier an zieht sich am Rand des Flusses auf beiden Seiten eine Mauer von gebrannten Ziegeln den Fluß entlang hin, mit ehernen Pförtchen am Ausgang einer jeden nach dem Fluß hinlaufenden Querstraße. Diese Mauer nun ist gleichsam ein Panzer der Stadt. Von innen aber läuft noch eine andere Mauer herum, die um nicht viel schwächer ist als die andere, aber etwas enger." Man könnte gegen die Glaubwürdigkeit dieser Beschreibung einwenden, daß ja Darius 518 v. Chr. Befehl gegeben habe, die Mauern Babylons zu schleifen und seine Thore niederzureißen, daß alsa Herodot, welcher etwa sechzig Jahre später darthin kam, überhaupt nichts mehr van der Mauer der Stadt gesehen habe. Indes wäre diese letzte Schlußfalgerung sicherlich übereilt. Wir wissen aus Strabo und Arrian, wie wenig zu Alexanders des Graßen Zeit zehntausend Menschen binnen zweier Manate bei der Wegräumung des Lehmziegelschuttes auch nur eines einzigen babylanischen Tempels zu Wege brachten — es ist unmöglich anzunehmen, daß Heradat sich nirgends mehr durch Autapsie van den mächtigen doppelten Mauerzügen rings um Babylon her habe unterrichten können, davan ganz zu schweigen, daß die Babylanier selbst ihm über die Mauer ihrer Hauptstadt glaubwürdige Mitteilungen machen kannten.

Die Erbauung dieser Riesenmauern, welche die nach Milliarden zählenden Tempel-, Palast- und Privatschätze zu sichern bestimmt waren, war dadurch verhältnismäßig erleichtert, daß das Baumaterial unmittelbar an Ort und Stelle gewonnen wurde. Denn wie Herodat sehr anschaulich und richtig bemerkt, fertigte man, während man den Graben grub, zugleich Ziegel aus der Erde, die aus dem Graben geworfen wurde, und brannte diese dann im Ofen. Nachher aber nahm man als Mörtel heißes Erdpech und stapfte zwischen mehreren Schichten von Ziegeln je eine Lage van Rohrgeflecht. Sa bante man zuerst den Rand des Grabens und machte dann die Mauer selbst auf die nämliche Weise. Wie aber das Banmaterial leicht beschafft wurde, sa hatten Nabopalassar und besonders Nebukadnezar auch das benötigte Arbeiterkantingent bequem zur Hand — ganze Nationen, die in die Gefangenschaft weggeführt worden waren. Freilich, wie viele Hunderte dieser unglücklichen Gefangenen, nicht gewöhnt an die glühend heiße Sonne der babylanischen Tiefebene und an solch harte Fronarbeit, mögen unter den Schlägen unbarmherziger Vögte, welche auch „auf dem Greise gar schwer lasten ließen das Joch" (Jes. 47, 6), bei diesen Bauten zusammengebrachen und elend umgekommen sein; wie viele Hunderte auch der jüdischen Exulanten, alt und jung, werden an den Mauern dieses verhaßten Babel haben mitbauen müssen, den Fluch auf den Lippen: „Tachter Babels, Heil dem, der dir dein Verdienst vergilt, das du verdient um uns! Heil dem, der erfaßt und hinschmettert deine Knäblein an den Felsen!" (Ps. 137, 8 f.)

Es kann ja unmöglich geleugnet werden, daß die schier endlose Ausdehnung der beiden Mauerzüge ein gewisses Hemmnis für die Verteidigung bildete. Jedach ist ein Dappeltes zu bedenken. Einmal, daß jeder Angriff auf Babylan in erster Linie der östlichen Stadthälfte gelten mußte, in welchem die Königspaläste und graßen Tempel, auch der Haupttempel des ganzen Landes, der Belstempel Esagila, gelegen waren, daß dieser Stadtteil aber auf seiner ganzen Westseite durch den breiten, „tiefen und reißenden" Euphratstram samt der ihn umschließenden Euphratmauer ausreichend gedeckt war, zumal seitdem Nebukadnezar innerhalb des Euphratbettes ein Kastell hatte anlegen lassen, um dem etwaigen Eindringen eines Feindes durch das entwässerte Strambett varzubeugen. Es kamen alsa für die Verteidigung Babylans hauptsächlich nur zwei Seiten, Nard und Ost, in Betracht. Sodann aber ist nicht zu ver-

gessen, daß die himmelanstrebenden fünf- bis siebenetagigen Tempeltürme des Belstempels in Babylon, des Nebotempels in Borsippa und anderer Tempel mehr gleichzeitig als weit in das Land hinauslugende Warten benützt wurden, und daß außerdem von den Mauertürmen aus jede Annäherung feindlicher Truppenmassen schon von fern her beobachtet werden konnte, für die Verteidiger es somit leicht möglich war, an jeden ernstlich bedrohten Punkt rechtzeitig die nötigen Streitkräfte zu werfen.

So hatte denn Nebukadnezar sein Hauptziel, Babylon zu einer Festung allerersten Ranges zu erheben, ohne allen Zweifel erreicht. Das Babylon Nebukadnezars und seiner Nachfolger war uneinnehmbar. Uneinnehmbar — nach menschlichem Ermessen. Denn drei Wörtchen bleiben, welche zu allen Zeiten auch die stärkste Feste bezwungen haben. Hunger heißt das eine. Infolge von Hunger und Pest, welche innerhalb der Mauern Babylons wüteten, hatten einst, als Asurbanipals Heere sich um die Stadt gleich einem eisernen Ringe legten, die Bewohner dem Assyrerkönig ihre Thore geöffnet. Das zweite Wörtchen ist List. Von diesem Wörtlein ward Babylon gefällt, als es zur Zeit des Perserkönigs Darius Hystaspis im Jahre 519 zu offenem Abfall von der persischen Herrschaft übergegangen war und seine Thore geschlossen hatte. Schon neunzehn Monate hatte Darius mit seiner ganzen Heeresmacht vor Babylons Mauern gelegen, ohne auch nur den mindesten Erfolg zu erreichen. Die Belagerten verhöhnten von den Mauerzinnen aus die Feinde und kümmerten sich im übrigen kaum um die Einschließung. Jedes Mittel der Klugheit, der List war versucht worden, alles umsonst, Babylon blieb uneinnehmbar. Da — im zwanzigsten Monat — erschien plötzlich Zopyrus, einer der angesehensten Männer des Perserreiches, vor Darius, von Geißelhieben blutüberströmt, mit abgeschnittener Nase und Ohren und ringsum abgeschorenem Haar. Darius schrie entsetzt laut auf ob solcher Verstümmelung seines getreuesten Dieners, aber Zopyrus weihte ihn sofort in seinen Plan ein. Er werde, so sagte er dem König, in die belagerte Stadt überlaufen und sagen, daß er von Darius also verstümmelt worden sei, zur Strafe dafür, daß er ihm den Rat gegeben, von der aussichtslosen Belagerung der uneinnehmbaren Stadt abzusehen. Die Babylonier würden ihm daraufhin wohl eine Heeresabteilung anvertrauen. Darius solle dann bis zum zehnten Tag tausend Mann, deren Verlust nicht besonders hoch anzuschlagen sei, beim Semiramisthor aufstellen, dann bis zu einem weiteren siebenten Tag andere zweitausend Mann beim Ninusthor, nach Verlauf von zwanzig Tagen andere viertausend beim chaldäischen Thor, allesamt nur mit einem Dolche bewaffnet. Nach dem zwanzigsten Tag aber soll er sein ganzes übriges Heer ringsher gegen die Stadt vorrücken lassen und die Perser speciell an das belische und kissische Thor stellen. Der Plan wurde beiderseits genau ausgeführt. Zopyrus eilte nach dem Thore, sich zuweilen ängstlich umschauend, als wenn er wirklich ein Überläufer wäre. Die Wächter eilten von den Thürmen herunter, öffneten ein wenig den einen Thürflügel und fragten, wer er sei und was er wolle. Eingelassen, ward er dann vor den Rat der Babylonier geführt und erzählte, laut jammernd und von Blut triefend, daß und warum ihm Darius solches angethan habe. „Jetzt nun, ihr Babylonier“ — schloß er — „bin ich gekommen, Euch zum größten Nutzen, dem Darius aber, sowie seinem Heer und den Persern zum größten Nachteil; denn ich kenne alle seine Pläne und Anschläge.“ Die Belagerten vertrauten ihm und gaben ihm Truppen, mit welchen er am zehnten Tag ausfiel und die ersten tausend zusammenhieb. So fuhr Zopyrus genau nach der Verabredung fort, und sein Lob erschallte immer lauter in Babylon, bis man ihn schließlich zum obersten Feldherrn und Wächter der Stadt ernannte. Als nun aber der allgemeine Angriff auf die Stadt inscenieret ward und die Babylonier auf der Mauer sich zur Wehr setzten, da öffnete Zopyrus den Persern das belische und das kissische Thor, und um die Stadt war's geschehen (Spätjahr 518) — List hatte sie zu Falle gebracht.

Bei Nebukadnezars Tod stand das Chaldäerreich auf dem Gipfel seiner Macht und Festigkeit nach außen wie nach innen, nach innen besonders dadurch, daß Nebukadnezar während seiner ganzen langen 43jährigen Regierungszeit im besten Einvernehmen

mit der Priesterschaft des Stadtgottes von Babylon, Bel oder Marduk (Merodach), verblieb. Unablässig bemüht, die Tempel Babylons und Borsippas, vornehmlich Esagila und Ezida, in tadellosem Stand zu erhalten und immer prächtiger auszustatten, brachte er zugleich tagtäglich seinem Gotte Marduk und damit der Belspriesterschaft reichste Opfer und Geschenke dar. Und auch die ganze Bewohnerschaft Babylons war ihrem König treuest ergeben, da er, wie er selbst von sich rühmt, nicht gleich den Königen, seinen Vorfahren, bald da, bald dort, wo immer es ihm gefiel, residierte, sondern in Babylon als seiner einzigen, ausschließlichen Hauptstadt dauernd seinen Wohnsitz aufschlug. Schon aus diesem Grunde steht außer Zweifel, daß, wenn nicht etwa ferne Kriegszüge den König von Babylon fernhielten, er an jedem Neujahrsfest die althergebrachte Ceremonie ausführte, nämlich im Tempel Esagila „die Hände Bels zu fassen" und hierdurch seine legitime Königsherrschaft über Babylon zu erneuern; nicht minder, daß, solange Nebukadnezar regierte, an keinem Neujahrsfest die große Prozession unterblieb, bei welcher Bel und Nebo auf besonderen Fahrzeugen oder „Schiffen," die von Gold und Juwelen sonnengleich strahlten, durch Babylon getragen wurden — hatte sich doch Nebukadnezar den Ausbau der von seinem Vater eigens für dieses Fest angelegten Prozessionsstraße besonders angelegen sein lassen.

Aber so schnell das Chaldäerreich den Gipfel seiner Macht und seines Ruhms erstiegen hatte, so rasch, so jählings sollte es fallen. Die drei nächsten Nachfolger des großen Chaldäerkönigs waren nicht viel mehr als Nullen. Sein Sohn Evilmerodach (561—559) wurde nach ungerechter und schwelgerischer Regierung von Neriglissar, seinem Schwager, entthront, und diesem (559—556) folgte noch als Knabe sein Sohn Labasi-Marduk, welcher nach neunmonatlicher Regierung einer Verschwörung zum Opfer fiel, worauf einer der Verschworenen Nabunaid (d. h. „Nebo ist erhaben") im Jahr 555 den Thron bestieg — der letzte König des neubabylonischen Reiches.

Es war eine politisch ernste Zeit, in welcher Nabunaid die Herrschaft Babylons übernahm. Wie die Sintflutkatastrophe nach dem babylonischen Berichte durch eine am Horizont aufsteigende schwarze Wolke angekündigt wurde, so stieg ebendamals für die vorderasiatischen Reiche: Babylonien, Medien, Lydien, eine zunächst wohl unscheinbare, aber dennoch unverkennbar gefahrdrohende Wolke von Osten her auf. Kyros hieß der Mann, dessen Name im Begriffe stand, die vorderasiatischen Völker, sei es mit Furcht, sei es mit Hoffnung zu erfüllen. Ursprünglich nur König eines beschränkten und fernen Gebietes, des Landes Ansan in den eranischen Bergen, hatte dieser Sprößling des Achämenidenhauses auch die Herrschaft über das persische Stammland in seiner Hand vereinigt und ging sofort mit jugendfrischer Thatenlust daran, die Grenzen seines Landes zu erweitern und über die westwärts gelegenen reichen und fruchtbaren Länder auszudehnen, deren Staatengebilde durch die kurz zuvor über sie hingebrauste Invasion der Skythenhorden bis in den Grund erschüttert worden waren. Es hätte damals eines mit allen Tugenden eines weitblickenden Staatsmannes und entschlossenen Soldaten ausgerüsteten Herrschers auf Babylons Thron bedurft, um dem von Osten her näher und näher rückenden Unwetter rechtzeitig zu begegnen. Aber Nabunaid war weder das eine noch das andere. Es scheint ja, daß er in den ersten Jahren seiner Regierung an der Spitze seines Heeres da und dorthin zu Felde zog, wie er sich denn einmal „Eroberer der hohen Berge" nennt, aber schon sehr frühzeitig muß er sich mehr und mehr und schließlich ganz von Politik und Staatsgeschäften zurückgezogen haben und darin aufgegangen sein, dem frommen, bigotten Zug seines Herzens folgend, nicht allein den Kultus der Götter Babylons und Borsippas, sondern zugleich und vornehmlich den der ältesten babylonischen Gottheiten, z. B. des Mondgottes, zu pflegen. Besondere Vorliebe aber zeigte er dafür, die uralten Stadtheiligtümer, wie den Tempel des Mondgottes zu Ur und Haran, des Sonnengottes zu Larsam und Sippar, wiederherzustellen oder noch lieber völlig niederzureißen und neu zu bauen, wenn immer er Grund hatte anzunehmen, daß der Tempel durch die vielfachen Neubauten im Laufe der Jahrhunderte von seiner ersten Gründungsstätte abgekommen sei. Dann setzte Nabunaid alles daran, das Fundament oder den „Temen" des

ältesten ihm bekannten Tempelgründers im Erdinnern zu suchen, und wenn er diesen Temen samt der zugehörigen Gründungsurkunde gefunden, genau auf dem uranfänglichen Fundament, keinen Zoll zu weit vor- oder zurückstehend, einen völlig neuen Tempel aufzuführen. Die Regierung Nabunaids inaugurierte eine Zeit der unsinnigsten Tempelneubauten, zu deren Ausführung nicht allein die Masse der Kriegsgefangenen, sondern die ganze Bevölkerung, zeitweise sogar das Heer in rücksichtslosester Weise abgehetzt wurde. Der Anblick jedes baufällig gewordenen Tempels setzte den abergläubischen König in Angst und verstörte sein Antlitz, darüber hinaus aber reichte sein Denken nicht. Während der ungleich ferner wohnende König Krösus von Lydien mit Sorge die neuerstandene persische Macht beobachtete und ihr Vordringen verfolgte, darum schon im ersten Jahre Nabunaids dem babylonischen König ebenso wie dem ägyptischen Pharao ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Kyros angetragen hatte, vermochte sich Nabunaid (der Labynetos Herodots) zu keiner militärischen Aktion aufzuraffen. Er war wohl damals auf die Vorschläge des Lyders eingegangen, aber zu rechtzeitigem gemeinsamen Vorgehen kam es nicht. Die Wissenschaft unserer Tage kann sich leicht trösten mit jener Lieblingsneigung des babylonischen Königs, denn sie verdankt seinem rastlosen Nachgraben nach den alten und ältesten Temens eine Reihe der wertvollsten chronologischen Aufschlüsse über die Geschichte Babyloniens, aber im übrigen vermag dieser letzte semitische Herrscher auf Babylons Thron unsere Sympathien nimmer zu erwecken.

Die uralte südbabylonische Stadt Ur, welche als die Heimat Abrahams gilt, besaß einen Tempel des Mondgottes Nannar oder Sin, und, gleich allen größeren Tempeln des Landes, hatte dieses Heiltgtum einen etagenförmig aufsteigenden Tempelturm, welchen ein König des dritten vorchristlichen Jahrtausends namens Ur-Gur aufzuführen begonnen und sein Sohn und Nachfolger Dungi vollendet hatte. Diesen im Laufe der Jahrhunderte verfallenen Etagenturm, genannt „Haus des allwaltenden Königs," stellte Nabunaid genau auf dem von Ur-Gur gelegten Temen wieder her, indem er alle Risse und sonstigen Schäden ausbesserte, und legte zur Erinnerung an diesen Neubau vier Thoncylinder in den vier Ecken des Mondtempels nieder, welche jetzt im Britischen Museum bewahrt werden. Die Inschrift dieser vier Thonurkunden endet nun mit einem Gebet, welches die folgenden denkwürdigen Worte enthält: „Sin, Herr der Götter, König der Götter Himmels und der Erde, Gott der Götter, der da bewohnt die großen Himmel! Wenn du in dieses Haus freudig einziehst, möge Gnade gegen alle Tempel deiner hehren Gottheit auf deiner Lippe erfunden werden, und die Furcht deiner hehren Gottheit laß im Herzen der Unterthanen wohnen, daß sie nicht sündigen wider deine hehre Gottheit. Mich aber, Nabunaid, König von Babel, befreie von Sünden wider deine hehre Gottheit und schenke Leben ferner Tage zum Geschenk! Und was Bel-sar-uzur (Belsazar), den erstgeborenen Sohn, den Sproß meines Herzens, betrifft, so laß die Furcht deiner Gottheit in seinem Herzen wohnen, nicht begehe er Sünde, mit Überfluß an Leben werde er gesättigt!"

Diese Keilschrifturkunde war die erste, welche den Namen eines Belsazar als einer höchstgestellten Persönlichkeit der Endzeit des Chaldäerreiches bezeugte — es ist der Belsazar des Buches Daniel. Er war der erstgeborene Sohn des letzten Königs von Babylon, Kronprinz und präsumtiver Thronfolger, aber nicht König. Doch begreift es sich leicht genug, wie der Verfasser von Daniel Kapitel 5 dazu kam, Belsazar zum letzten König Babylons zu machen. Wir wissen jetzt, daß Nabunaid — wahrscheinlich noch vor 548 — seinen Sohn Belsazar zum Oberbefehlshaber des babylonischen Heeres ernannte, und daß sich in dem Heerlager des Kronprinzen dauernd auch die Großwürdenträger des Reiches befanden, daß sich dagegen der König selbst in einen Ort Namens Tema zurückgezogen hatte und dadurch, daß er sich geflissentlich und konsequent von der Hauptstadt fernhielt, bei den Belspriestern sowohl wie bei der ganzen Bürgerschaft Babylons eine tiefe Mißstimmung gegen sich wachrief.

Da geschah im Jahr 549 das ganz Vorderasien bewegende Ereignis: Kyros besiegte den Astyages, den König der mit den Medern vereinigten Skythenhorden (von den Babyloniern Umman-manda ge-

nannt), nahm ihn gefangen und eroberte die mediſche Hauptſtadt Ekbatana. Das eigne Heer hatte den Aſtyages verräteriſch dem Kyros ausgeliefert, und ein ungeheures Ländergebiet: Medien und das ehemalige Aſſyrien ſamt den Ländern nordweſtwärts bis an die kleinaſiatiſche Grenze, fiel dem Perſerkönig anheim. Und nicht allein dies, ſondern durch die Schatzkammern Ekbatanas, welche alle vor ſechs Jahrzehnten in Nineve erbeuteten Schätze an Gold und Silber, Edelſteinen nnd Elfenbein bargen, gelangte Kyros zugleich in den Beſitz unermeßlicher Reichtümer. Der König eines verhältnismäßig kleinen nnd armen Landes war mit einem Schlag Großkönig und Eigentümer eines rieſigen Kriegsſchatzes geworden, welcher ihn in den Stand ſetzte, dem eignen Thatendrang und der Tapferkeit ſeines ſchon in den Ruf der Unbeſiegbarkeit gelangten Heeres immer weitere und höhere Ziele zu ſtecken. Die Kunde von Kyros' Thaten und Siegen drang weithin durch die vorderaſiatiſche Welt, zugleich aber verbreitete ſich auch die Kunde von ſeiner Milde, Menſchenfreundlichkeit und Gerechtigkeit, durch welche er verſtand, die bezwungenen Fürſten nnd Völker noch feſter als durch das ihnen auferlegte Joch an ſich zu feſſeln.

Der junge Perſerkönig beſaß überdies ein hohes Maß ſtaatsmänniſcher Klugheit. Der raſche und große Erfolg, welcher ihm mit der Einnahme Ekbatanas geglückt war, machte ihn nicht unbeſonnen, vielmehr ließ er zwei, drei Jahre in ſtiller, geräuſchloſer Sammlung vergehen, bevor er zu neuen Kriegsunternehmungen ſich herbeiließ. Trotzdem mußte ſo viel jedem einſichtigen Babylonier klar ſein: die Gefahr der perſiſchen Invaſion, die Ausſicht, daß es binnen kurzem zum Entſcheidungskampf zwiſchen der ſemitiſchen Weltmacht Babylons und dem ariſchen Perſerreich kommen werde, war in unmittelbarſte Nähe gerückt. Ein großes Völkerbündnis, wie es Krösus geplant, und eine entſchloſſene Offenſive hätten möglicherweiſe dem weiteren Vordringen der Perſer für längere Zeit Halt gebieten können, aber zu ſolcher That war Nabunaid unfähig — in unſeliger Verblendung ließ er ſein Heer unter Belſazars Oberbefehl thatenlos in Nordbabylonien lagern und verweichlichen und die koſtbarſten Jahre ungenützt verſtreichen. Die Beſiegung des Aſtyages und der Umman-manda hatte für ihn nur inſofern Bedeutung, als ſie ſeiner Bauluſt förderlich war. Schon im Jahre 552/1 hatte Nabunaid auf Grund eines Traumgeſichts den Plan gefaßt, den Tempel des von ihm beſonders hoch verehrten Mondgottes, wie in Ur, ſo auch in Haran neu zu bauen, aber die Ausführung des Planes ward dadurch erſchwert, ja vereitelt, daß dieſe meſopotamiſche Stadt im Bereich der ſkythiſch-mediſchen Machtſphäre lag, den Bauarbeiten alſo durch die mächtigen nordiſchen Horden ein plötzliches Ende bereitet werden konnte. Jetzt aber, da Aſtyages nnd ſein Reich nicht mehr exiſtierten, war der Zugang zu Haran nicht länger behindert. Der babyloniſche König ſah darum in der Beſiegung der Umman-manda durch ihren früheren „kleinen Vaſallen Kyros" mit Hilfe einer ſo geringen Truppenzahl einen Fingerzeig der Götter Marduk und Samas, daß er nunmehr ungeſäumt mit aller Macht an die Vollführung ſeines Planes gehen ſolle, eine Wunderthat der Götter zum Heile der Stadt Haran und ihres Tempels. Und ſo verſammelte er denn „ſeine weiten Völker von Gaza an der Grenze Ägyptens, dem oberen Meere jenſeits des Euphrat bis zum unteren Meere" ſamt ihren Königen, Großen und Machthabern, um den alten, zuletzt von Aſurbanipal wiederhergeſtellten, aber von den Umman-manda zerſtörten Tempel des Mondgottes, das ſogenannte „Freudenhaus," neu zu bauen. Mit Backſteinen, Silber, Gold, Edelſteinen und koſtbaren Hölzern ward der Bau ausgeführt und zwar genau auf dem Temen Aſurbanipals und damit zugleich dem Temen des noch älteren aſſyriſchen Königs Salmanaſſar II. Sonnengleich ſtrahlte der Tempel, und mit großem Pomp, „unter Freude und Frohlocken," wurden die Götterbitder Sins und ſeiner Gemahlin Ningal ſowie anderer Gottheiten ihres Hofſtaats aus Babylon in den neuen Tempel übergeführt. Auch Haran ſelbſt ward „gleich dem Neumond" glänzend gemacht. In ſeinem Weihgebet bittet Nabunaid den Mondgott, er möge ihm allmonatlich beim Zu- und Abnehmen günſtige Vorzeichen ſchicken, aber die Vorzeichen, welche am nördlichen Himmel immer drohender aufſtiegen, gewahrte er nicht.

Digitized by Google

Er fleht zu Sin, daß er ſeine Feinde überwältigen möge, während Kyros, der Sonnengleiche (die Griechen deuten ſeinen Namen als „Sonne") eben von neuem ſich anſchickte, ſeinen Siegeslauf von Oſt nach Weſt fortzuſetzen.

Wohl gleich nach Vollendung der haraniſchen Bauten machte ſich Nabunaid daran, auch den Kindern des Mondgottes, das iſt dem Sonnengott und Anunit, der Göttin des Morgenſterns, ihre Tempel in Sippar neu aufzuführen. Die Aſſyriologie hat allen Grund, dem König für den Neubau des Sonnentempels beſonders dankbar zu ſein. Das zuletzt noch von Nebukadnezar reſtaurierte Heiligtum ſtand notoriſcherweiſe infolge ſeiner zahlreichen Neubauten nicht mehr auf ſeinem uranfänglichen Temen, und wie hätte Nabunaid es über das Herz bringen können, aufs Geratewohl neu zu bauen, ohne zuvor des älteſten Fundaments ſich verſichert zu haben? Der ganze, ohnehin baufällige Tempel wurde niedergeriſſen. Der erſte Temen, dies wußte der König, war von Naram-Sin, dem Sohn des berühmten uralten Semitenkönigs Sargon I., gelegt worden — dieſen Temen wiederzufinden, ſetzte Nabunaid alles in Bewegung, was ihm an Mitteln der Technik, der Wiſſenſchaft, der prieſterlichen Weisheit zu Gebote ſtand, während er gleichzeitig die Götter mit unabläſſigen Gebeten ſeinem Vorhaben geneigt machte. Achtzehn Ellen tief ließ er in die Erde Schächte ſenken und nach allen Seiten hin Gräben ziehn, bis endlich nach langer ſchwerer Arbeit Freudenboten eilenden Schrittes ihm melden konnten, daß das von Naram-Sin gelegte Fundament nebſt den älteſten Tempelgemächern und der allerheiligſten Götterkammer gefunden worden ſei. Ja die Gründungsurkunde Naram-Sins ſelbſt, welche „3200 Jahre hindurch kein früherer König geſehen" hatte, hatte der Sonnengott finden laſſen, den Temen eines Königs, deſſen Regierungszeit um 3750 v. Chr., ſo übertrieben ſie ſcheinen mag, dennoch durch andere ſeitdem gemachte Funde als unzweifelhaft verläſſig erwieſen worden iſt. Genau über dieſem urälteſten Temen ward nun der Neuban ſo prachtvoll wie möglich aufgeführt. Fünftauſend mächtige Cedern dienten zu ſeiner Bedachung. Auch den Tempelturm, das „Haus der Schwelle des glänzenden Himmels," wurde neu errichtet, und über dem alten wiedergefundenen Temen des alten Kaſſäerkönigs Sagaraktiburias erſtand der Tempel der Göttin Anunit in größerem Glanz denn zuvor. Zu alledem fand Nabunaid Zeit und Ruhe, während Kyros bereits am Ufer des Halys, der Grenze Lydiens, ſtand und nunmehr nach hartem Kampf eilends auf Sardes marſchierte und es belagerte, ohne daß die Könige Babyloniens oder Ägyptens oder die Lacedämonier, mit denen Kröſus ein Bündnis abgeſchloſſen hatte, dieſem zu Hilfe kamen, trotz wiederholter dringlichſter Bitten. So fiel Sardes und ganz Lydien bis an das Geſtade des Ägäiſchen Meeres im Jahr 546 in die Hände des Perſerkönigs, Kröſus ſelbſt ward gefangen genommen.

Abermals war ein mächtiges vorderaſiatiſches Reich eine Beute der Perſer geworden, aber Belſazar fuhr fort, mit ſeinem Heer unthätig in Nordbabylonien zu kampieren, und Nabunaid baute und baute, ganz in der Vergangenheit lebend und forſchend, für die Gegenwart und ihre Zeichen und Anforderungen blind, ſtockblind. Der Sonnentempel in der ſüdbabyloniſchen Stadt Larſam war verfallen — er mußte ſchleunigſt wiederhergeſtellt werden, aber nicht auf dem Grundſtein des Purnapurias, ſondern auf dem weit älteren des erſten Königs über Geſamtbabylonien, des großen Hammurabi (um 2250 v. Chr.). Deſſen Temen mußte gefunden werden und wurde gefunden, worauf in Nabunaids zehntem Regierungsjahr 546/5 der Neubau auch dieſes Tempels begann.

Es kann nur angenommen werden, daß der König, welchem doch die ihm drohende Gefahr unmöglich verborgen bleiben konnte, auf die Uneinnehmbarkeit ſeiner Hauptſtadt Babylon vertraute, wie er denn auch den Ausbau der Euphratbefeſtigungen ſich angelegen ſein ließ. Aber er vergaß, daß die nach menſchlichem Ermeſſen uneinnehmbarſte Feſtung auch noch durch ein drittes Wörtlein zu jähem Fall gebracht werden kann, und Nabunaid ſelbſt that das Möglichſte, dieſes Wort heraufzubeſchwören. „Der König in Tema; der Sohn des Königs, ſeine Großen und ſein Heer in Akkad (d. i. Nordbabylonien). Der König kam zum Niſan nicht nach Babel, Nebo kam nicht nach Babel, Bel wurde nicht aus-

getragen, das Akitufest unterblieb. Opfer wurden in Esagila und Ezida dargebracht, wie es recht ist" — so berichten die Annalen Nabunaids mit erschreckender Monotonie für das Jahr 548 und weiter für 547 bis 544. „Der König in Tema" — er blieb also seiner Hauptstadt fern und entfremdete sich dadurch immer mehr die Herzen der Bewohner Babylons, welche durch seinen großen Vorgänger Nebukadnezar in dieser Hinsicht ganz besonders verwöhnt waren. „Der König kam zum Nisan nicht nach Babel" — er unterließ also die altheilige Ceremonie, die Hände Bels im Tempel Esagila zu fassen, und verhinderte durch seine Abwesenheit die althergebrachte Feier des Neujahrsfestes und ihres Glanzpunktes, der Neujahrsprozession. Die Darbringung der üblichen Opfer in den beiden Haupttempeln Babylon-Borsippas konnte unmöglich genügen, die Belspriester auch nur einigermaßen zu versöhnen. Vielmehr läßt sich zwischen den Zeilen der Annalen deutlich lesen, wie die Vernachlässigung der Hauptstadt und ihrer Kulte und Feste seitens des Königs die Unzufriedenheit, die Abneigung von Volk und Priesterschaft mehr und mehr bis zur Erbitterung steigerte.

Und dabei rückte der Tag der großen Entscheidung näher und näher und mußte das Volk weit und breit mit banger Sorge erfüllen. Nur ein winziger Teil der Bewohnerschaft Babyloniens gab sich solcher Sorge nicht hin, sondern verfolgte mit immer wachsender Hoffnung und freudiger Zuversicht den nicht rastenden Siegeszug des Perserkönigs. Wir meinen die jüdischen Exulanten, das heißt diejenigen unter ihnen, welche über der neuen Heimat die alte nicht vergessen hatten, sondern die Sehnsucht nach den Bergen des heiligen Landes, nach dem Tempel auf Zion und den schönen Gottesdiensten des Herrn auch in der Ferne in ihrem Herzen lebendig erhielten. An diese richtete jener „große Unbekannte" oder Deuterojesaia, dessen prophetische Reden (Jesais Kap. 40 ff.) im Alten Testament mit denen des älteren Jesaia zu einem Buche vereinigt sind, mächtige Trostesworte, darin gipfelnd, daß Kyros Babels Macht brechen und Juda an Babel rächen werde, daß Kyros, dieser nicht allein unbesiegliche, sondern zugleich mit Milde und Gerechtigkeit waltende König Jahves Gesalbter sei, von Jahve selbst dazu auserkoren, das jüdische Volk aus der Gefangenschaft zu erlösen. Dieser gewaltigste aller alttestamentlichen Propheten, bei welchem die Jahvereligion aus ihrer partikularistisch-jüdischen Beschränkung heraus zu dem Glauben an den einen universellen, die Geschicke der ganzen Menschheit lenkenden Gott erhoben ist, ragt mit seinen begeisterten und begeisternden Reden aus der hier geschilderten Zeit des nahenden Unterganges Babylons bis in unsere Tage als ein lebendiger und beredter Zeuge herein.

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott" — so beginnt gleich seine erste erhaltene prophetische Rede — „redet Jerusalem zu Herzen und rufet ihr zu, daß vollendet ihr Kriegsdienst, daß abgetragen ihre Schuld" (40, 1 f.). Und weiter: „Wer erweckte vom Aufgang ihn, dem Heil begegnet auf Schritt und Tritt? Wer gibt Nationen vor ihm preis und läßt ihn Könige niedertreten? — Ich, Jahve, bin der Urheber von allem. Du aber, mein Volk, fürchte dich nicht, ich bin bei dir, sei nicht bange, denn ich bin dein Gott. — Ich habe Koresch erweckt in Gewogenheit, und alle seine Wege ebne ich. Er wird meine Stadt bauen und meine Gefangenen freilassen. Jahve ist's, der von Sonnenaufgang einen Adler rief, aus fernen Landen den Mann seines Ratschlusses. — So spricht Jahve zu seinem Gesalbten, zu Koresch — den ich festhalte an seiner Rechten, vor ihm niederzutreten Nationen, vor ihm zu öffnen die Thüren, und die Thore sollen nicht verschlossen bleiben. Ich will vor dir hergehen und die ehernen Pforten zerbrechen, auf daß du erkennest, daß ich Jahve bin, der dich mit Namen gerufen, um meines Knechtes Jakob und um Israels, meines Erkorenen, willen" (Jes. 41—46).

Aber die Hoffnungszuversicht des Propheten und der Exulanten wurde auf eine harte Probe gestellt. Seitdem Sardes gefallen war, verging Jahr auf Jahr ohne ein Anzeichen, daß Kyros den Kampf mit dem chaldäischen Reiche aufzunehmen gesonnen sei. Endlich, im Jahr 539, kam die Nachricht, daß der Perserkönig mit seinem Heer aus Ekbatana aufgebrochen sei und den Weg nach Babylon nehme. Wie ein erquickender Regen nach langer

Digitized by Google

Gewitterſchwüle belebte dieſe Kunde von neuem den Mund des Propheten. Er ſieht bereits klar und beſtimmt den Sturz des ſtolzen Babel. „Steig herab und ſetze dich in den Staub, du Jungfrau Tochter Babel! Setze dich zur Erde nieder ohne Thron, du Chaldäertochter! Denn nicht wird man dich fortan heißen die Zarte und Verweichlichte. Setze dich nieder lautlos und begib dich ins Dunkel. Nicht wird man dich fürderhin heißen die Herrin der Königreiche. Höre, du Wollüſtige, die da ſpricht in ihrem Herzen: ‚Ich bin's und keine ſonſt, nie werde ich als Witwe daſitzen und Verwaiſung nie erfahren‘ — ſo ſollen denn dieſe beiden Dinge an dich kommen plötzlich an einem Tage, Verwaiſung und Witwenſchaft, trotz der Menge deiner Zauberformeln, der ſtarken Gewalt deiner Bannſprüche“ (Kap. 47). Und im Gegenſatz zu dem in den Staub hinſinkenden, ewigem Untergange verfallenen Babel ſieht der Prophet voraus, wie Jahve „Zion“ wiederbringt zu den Städten des heiligen Landes; er ſieht bereits die Freudenboten den heimkehrenden Exulanten durch die Wüſte vorauseilen, wie ſie die frohe Botſchaft tragen über Berg und Thal, und noch heute dringen uns im Gewande ergreifender Töne zu Ohren und zu Herzen die prophetiſchen Worte: „Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da ſagen zu Zion: Dein Gott iſt König.“ (52, 7.)

Indes noch einmal gab es einen Aufſchub. Wie Herodot erzählt, ertrank beim Übergang über den Gjala, einen Nebenfluß des Tigris, eines der heiligen weißen Roſſe, und Kyros ſchwur voll Ingrimms über den Fluß, er wolle ihn zur Strafe ſo ſchwach machen, daß ein Weib ihn durchwaten könne, ohne ſich die Knie zu netzen. Nach dieſer Drohung teilte er ſein Heer in zwei Teile, ließ mittels ſchnurgerad laufender Seile 180 Kanäle auf jedem der beiden Ufer abſtecken, in gerader Richtung nach dem Fluß zu, und gab nun Befehl zu graben. Da das ganze Heer an der Arbeit beteiligt wurde, kam das Werk auch zuſtande; jedoch verging darüber der ganze Sommer, ſo daß der weitere Vormarſch bis zum nächſten Frühling verſchoben werden mußte.

Nabunaids ſiebzehntes und letztes Regierungsjahr, das Jahr 538, brach an. Das Neujahrsfeſt war zwar endlich einmal wieder nach altem Brauch unter der Teilnahme des Königs gefeiert worden, aber die Erbitterung der Belspriester und der Bewohnerſchaft Babylons dauerte nicht allein fort, ſondern ſteigerte ſich noch bis zu unverhohlenem Haß. Wen Gott verderben will, den macht er zuvor blind — ſo war es auch bei Nabunaid. Ob er angeſichts der aus nächſter Nähe drohenden Gefahr an der Macht der Stadtgötter von Babylon-Borſippa, Marduk und Nebo, zweifelte, ob er meinte, daß viele Götter mehr nützen, denn einer oder zwei, oder ob er die Götter der übrigen bedrohten Städte rechtzeitig hinter den Mauern Babylons zu bergen gedachte — wir wiſſen es nicht. Aber ein Doppeltes wiſſen wir: einmal, daß er die Götter und Göttinnen der nordbabyloniſchen Städte Marad, Kiſch, Churſag-kalama nach Babylon verbringen ließ, und dieſe Zufuhr der Gottheiten Akkads (nur Borſippa, Kutha und Sippar waren ausgenommen) noch bis zum Ende des ſechſten Monats Elul, alſo bis nach dem Falle der Hauptſtadt fortdauerte, ſodann aber — und dies iſt uns monumental bezeugt —, daß die Prieſterſchaft Bel-Marduks über jene Maßregel auf das äußerſte empört war.

Im Juli, dem babyloniſchen Tammuz, erfolgten bei der Stadt Opis am Tigris die erſten Zuſammenſtöße des von Kyros geführten Perſerheeres und den babyloniſchen Truppen unter Belſazar. Die Babylonier wurden geſchlagen, und ſchon am 14. Juli fällt Sippar, nächſt Babylon die größte, reichſte und mächtigſte Stadt Akkads, ohne Schwertſtreich in die Hände der Perſer. Der Sonnengott von Sippar, zu welchem Nabunaid das feſte Vertrauen hegte, daß er alle Feinde niederwerfen und ihm überantworten werde, erwies ſich von neuem als ein ohnmächtiger, nichtsnutziger Götze. „Nabunaid floh“ — ſo melden die Annalen. Lag Tema in der Nähe von Sippar? Oder hatte der König noch zuguterletzt eingeſehen, daß in Not und Gefahr der König zu ſeinem Heere gehöre? Nabunaid floh und zwar nach Borſippa, Belſazar mitſamt dem Heer floh nicht minder in wildeſter Haſt, um hinter den unbezwing-

Digitized by Google

lichen Mauern und Thoren der für Jahre mit Proviant versehenen Hauptstadt sicheren Schutz, wie er wähnte, zu finden. Schon am 15. Juli erreichte Belsazar Babylons sicheren Port, und nichts scheint natürlicher, als daß er sich, allen Gefahren glücklich entronnen und für immer entrückt, inmitten seiner Großen, welche Jahre hindurch seine nächste Umgebung gebildet, den Freuden eines tollen Gelages mit aller Sorglosigkeit hingab. Unsere Keilschrifturkunden berichten hiervon nichts, sie melden auch nicht, daß Belsazar in jener verhängnisvollen Nacht vom 15. auf den 16. Juli getötet worden sei. Dafür aber bekunden die Annalen Nabunaids und Kyros' eigenste Aussagen übereinstimmend, daß schon am 16. Juli Ugbaeru (Gobryas), der Statthalter des Landes Gutium, und die persischen Truppen ohne Kampf in Babylon eingezogen seien. Wie war dies möglich, wie ist dies denkbar? Die Stadt, welche nach Jahren noch einem Darius uneinnehmbar war, so jählings gefallen? Die mit einem doppelten Riesenpanzer umschlossene und hundertfach verschlossene Feste über Nacht wie von geheimnisvoller Hand geöffnet? Die Perser in Babylons Straßen, während draußen die festesten Mauern unversehrt einem Berge gleich ragten, die Mauern, „an denen sich Völker abgemüht hatten — um ein Vergebliches" (Jer. 51, 58); ja! es war alles vergeblich gewesen. Die stolzeste Festung unterliegt dem Worte Verrat. Verrat allein konnte Babylons Thore den Persern geöffnet haben. Wir können auch kaum im Zweifel sein, von wem der Verrat ausgegangen. Die herz- und gefühllose Ruhe, mit welcher der babylonische Priester, der Nabunaids Annalen verfaßte, den Hergang von Babylons Einnahme durch Kyros berichtet; die ganz besondere schonende Fürsorge, welche Gobryas, der stellvertretende Befehlshaber des persischen Heeres, dem Tempel Esagila angedeihen ließ; des Königs Kyros eignes Bekenntnis, daß der Gott Marduk selbst (natürlich durch das Medium seiner Priesterschaft) ihn in seine Stadt Babylon „hineingeführt" habe — all dies macht es fast zur Gewißheit, daß die Priester des Gottes Bel bei der Einnahme Babylons ihre Hand im Spiel hatten. Sie haßten Nabunaid und sein Haus und versprachen sich von Kyros' Einzug und Regiment nicht ohne Grund Vorteile statt Nachteile; das babylonische Volk war nicht minder empört wie gegen den König so auch gegen seinen Sohn, dessen Thatenlosigkeit und Unfähigkeit die Deroute des babylonischen Heeres gewiß in allererster Linie schuld gegeben wurde — was wunder, wenn in der nämlichen Nacht, in welcher die Verräter den persischen Heerführern die Stadtthore öffneten, zuvor derjenige aus dem Weg geräumt wurde, von welchem am ehesten noch Widerstand erwartet werden konnte! Der der Verachtung des Volkes und gewiß auch eines großen Teiles seines Heeres verfallene Königssohn würde dem Mordstahl eines seiner Unterthanen, der wohl von mächtigerer Seite gedungen war, zum Opfer gefallen sein, mit seinem Blute die jähe Schicksalswendung besiegelnd, welche den Inhalt der geheimnisvollen Schrift an der Wand des Königspalastes bildete: Mene mene tekel upharsin.

Die Schnelligkeit, mit welcher die persischen Soldaten plötzlich überall in allen Straßen und Quartieren der Riesenstadt auftauchten, mit ihren Bewohnern vom ersten Augenblick an fraternisierend, überrumpelte sogar Nabunaid, der sich solch eilenden Laufes der Ereignisse nicht versehen hatte — er wurde in Babylon gefangen genommen. Am 3. November hielt Kyros selbst seinen Einzug, von der Einwohnerschaft jubelnd begrüßt, und „verkündete Frieden ganz Babylon." Der im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Thoncylinder mit der „Proklamation" des Königs Kyros wirft zuerst einen Rückblick auf die Regierung Nabunaids, spricht von dem nicht nachlassenden Zwang, mit welchem dieser Herrscher seine Unterthanen zu Grunde gerichtet, und hebt hierauf hervor, wie einerseits Mardnk, der Götterherr, ob des Wehklagens seines Volkes furchtbar ergrimmt sei, andererseits die Götter aus Zorn über ihre Verbringung nach Babel sich davongemacht hätten. „Marduk" — so fährt das Manifest fort —, „hielt in allen Ländern Umschau, suchte einen gerechten Fürsten nach seinem Herzen, ihn zu fassen bei seiner Hand. Kurasch, König von Ansan, rief er beim Namen. Er sah freudig sein segensreiches Wirken und sein gerechtes Herz, nach seiner Stadt

Digitized by Google

Babel hieß er ihn ziehen, wie ein Freund und Genosse gehend an seiner Seite. Nabunaid, der ihn nicht fürchtete, überantwortete er seiner Hand. Ich bin Kurasch, dessen Regierung Bel und Nebo lieb haben. Seit ich in Babel huldreich einzog, machte Marduk das edle Herz der Babylonier mir geneigt, während ich täglich auf seine Verehrung bedacht bin. Die Babylonier, das herrliche Geschlecht, fanden ihrer Herzenswünsche Erfüllung, und das sie entehrende Joch ward von ihnen genommen." Das, wie man sieht, mit echt orientalischer Klugheit meisterhaft verfaßte Schriftstück läßt dann noch Kyros bekennen, daß er und sein Sohn Kambyses in Aufrichtigkeit Marduks erhabene Gottheit preisen, und hebt als erste Regierungsthat des Persers rühmend hervor, daß er die von Nabunaid nach Babel verschleppten Gottheiten in ihre Heiligtümer habe zurückbringen lassen.

Die Eroberung Babylons durch Kyros war hiernach durchaus nicht jene schreckliche Katastrophe, wie wir sie uns von Jugend auf, hauptsächlich wohl unter dem Eindruck von Daniel Kap. 5, auszumalen gewohnt sind, nnd wie sie auch den jüdischen Propheten unfehlbar sicher erschien. Die Stadt fiel ohne Kampf in die Hand des Perserkönigs und blieb noch manches Jahrzehnt völlig unversehrt. Erst als unter der Regierung des Königs Darius die Stadt Aufstände anzettelte, verlor sie ihre Mauern und Thore, während Xerxes an das babylonische Nationalheiligtum, den Belstempel Esagila, Hand anlegte. Aber noch zu Alexanders des Großen Zeit war Babylon eine große Stadt, wie denn Alexander mitten in seinen Plänen, sie zu ihrer früheren Herrlichkeit zurückzuführen, vom Tode ereilt wurde. Erst als Seleukia nnd Ktesiphon gegründet wurden, ging Babylon langsam zurück, doch bestand der unter anderem auch von Antiochus I. wiederhergestellte Tempel Esagila noch bis in das letzte vorchristliche Jahrhundert hinein. Das Berliner Museum besitzt eine große und wertvolle Sammlung von Thontafeln mit babylonischen Psalmen und Hymnen, welche laut ihren Unterschriften während der Jahre 164 bis 81 v. Chr. in Babylon von älteren Exemplaren abgeschrieben wurden. So vergingen seit dem Jahre 538 noch mehrere Jahrhunderte, bis die Stadt zu jener trostlosen Einöde wurde, als welche sie die Propheten, z. B. Jesaias (13, 19 bis 22), voraussahen und als welche sie sich jetzt unseren Augen darstellt. Von dem kleinen, auf einem Teil des ehemaligen Stadtbezirks erbauten Städtchen Hillah abgesehen, gleicht die einst so majestätische Stadt Babylon-Borsippa jetzt in der That einer großen Wüste, über welche die vier mächtigen Ruinenhügel Babil, Kasr, Amran-ibn-Ali und Birs Nimrud weithin sichtbar emporragen. Sie bezeichnen die Stätte der Paläste Nebukadnezars und seiner Nachfolger sowie der beiden Tempel Esagila und Ezida mit ihren Etagentürmen. Die vier wüstenbeherrschenden Hügel gleichen vier riesigen Leichensteinen, unter welchen Babylons Herrlichkeit begraben liegt, und wollten wir nach einer Grabschrift suchen für diese Leichenhügel, so könnten wir keine bessere finden als die mit Babels Fall so unzertrennlich verbundenen vier Worte: Mene mene tekel upharsin.

Der geneigte Leser, der uns bis hierher gefolgt ist, lasse sich's nicht verdrießen, auch noch zu hören, was die Wissenschaft unserer Tage bezüglich des Sinnes dieser rätselhaften Worte: Mené mené tekél upharsin (menê menê teqêl û-farsîn) erkannt hat, oder, vorsichtiger zu sprechen, erkannt zu haben glaubt. So viel steht ja längst fest, daß die im Buche Daniel zu den einzelnen Worten gefügten Erklärungen diesen weder grammatisch noch inhaltlich vollkommen gerecht werden, daß es vielmehr mehr oder weniger freie, sinnige Aus- und Umdeutungen des eigentlichen Wortsinnes sind. Und doch — dies ist die merkwürdige, übrigens auch bei anderen alttestamentlichen Worterklärungen zu machende Beobachtung — hatte der Verfasser von Daniel Kap. 5 wenigstens im allgemeinen noch Kenntnis des Sinnes und Zieles jener vier Worte. Es zeigt sich dies nicht allein daran, daß er farsîn mit Recht teils von feras „teilen" ableitet, teils als ein Wortspiel mit dem Namen „Perser" faßt, sondern es gibt sich noch in ungleich höherem Grade in den Einleitungsworten kund, welche Daniel in den Mund gelegt sind und welche ebenso nachdrücklich wie ausschließlich den gewaltigen Unterschied zwischen Nebukadnezar und Belsazar, zwischen dem großen Vater und dem geringen, nichtswertigen Sohn hervorheben.

Digitized by Google

Nun hat zuerst der verdienstvolle französische Orientalist und Archäologe Clermont-Ganneau darauf hingewiesen, daß menê, teqêl und parsîn drei Münznamen sind: Mine, Sekel (d. i. der 60. Teil einer Mine) und halbe Mine (parsâ), und ferner, daß in den Kreisen, aus welchen das Buch Daniel hervorgegangen ist, man gewohnt war, den großen Sohn eines weniger bedeutenden Vaters bildlich als „Mine, Sohn eines Sekels" und umgekehrt den kleinen Sohn eines großen Vaters als „Sekel, Sohn einer Mine" zu bezeichnen. Philologisch genau übersetzt lauten die vier Worte: „Gezählt ist: eine Mine, ein Sekel und halbe Minen," das heißt: ein summarischer Überblick über die Geschichte deines Reiches, Belsazar, ergibt das Resultat: ein großer König, ein nichtswertiger, „zu leicht befundener" Sohn und ein geteiltes, teils den Medern, teils den Persern verfallenes Reich. Ist dem so, so enthalten die vier Worte in knappester sinnvoller Weise nicht allein eine ganze Geschichte des Chaldäerreiches von seiner Begründung durch Nebukadnezar bis zu seinem Verfall und seiner Teilung, sondern zugleich die Begründung solch tragischen Geschichtsverlaufes.

Aber außer dieser von geheimnisvoller Menschenhand an die Wand von Belsazars Palast geschriebenen (vielleicht in Form von Ziffern vorgestellter) Rätselschrift erging im Jahr 538 v. Chr. in eines Königs Palast von Menschenhand noch eine andere Schrift, deren folgenschwerer Inhalt von keinem anderen menschlichen Schriftstück, solange die Welt steht, jemals erreicht werden dürfte.

Die zehn Stämme des Reiches Israel, welche der assyrische König Sargon im Jahr 722 in die Gefangenschaft fortgeführt hat, sind spurlos verschollen, und alle Versuche, in einer oder der anderen Völkerschaft ihre Spuren wiederzufinden, gescheitert. Die Verpflanzung der Bewohner des Reiches Juda war nahe daran, zu dem nämlichen Ergebnis zu führen. Während der sechzig- bezw. fünfzigjährigen Dauer des babylonischen Exils war die jüdische Generation, welche Nebukadnezar im Jahr 597 und dann 586 nach Babylonien weggeführt hatte, zum größten Teil gestorben, eine große Menge wohl frühzeitig infolge des ungewohnten Klimas und der furchtbar harten Fronarbeit. Ein neues Geschlecht war herangewachsen, welches das Land seiner Väter nicht kannte und sich allmählich in die neuen Verhältnisse einlebte, ja mit ihnen befreundete, sobald das harte Joch der Unterdrücker in etwas erleichtert wurde (vielleicht seit dem Jahr 560, vergl. 2. Kön. 25, 27 ff.). So war gewiß im Lauf der Jahrzehnte eine größere Anzahl von Exulantenfamilien zu einigem Wohlstand gekommen nnd hätte sich von selbst wohl schwer entschlossen, das mühsam Erworbene preiszugeben, um auf Ungewisses hin in die zerstörten nnd verödeten Städte und Dörfer der alten Heimat zurückzukehren. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil war übriggeblieben, welcher die brennende Sehnsucht nach dem Lande der Väter im Herzen bewahrte und sich durch das Wort der Propheten ermahnen und durch die Verheißung baldiger Heimkehr aus der Verbannung trösten und stärken ließ. Hätte Kyros, wie es die assyrischen Könige zu thun liebten, die waffenfähigen Männer und Jünglinge der jüdischen Verbannten unter seine Heeresabteilungen zerstreut, so wäre es mit dem Volk Juda bald zu Ende gewesen, ja hätte er sogar das Los der jüdischen Exulanten innerhalb Babyloniens nur noch weiter gebessert nnd ihnen freie Religionsübung verbrieft — kein Zweifel, daß die Stämme Juda und Benjamin das Los des großen babylonischen Volkes geteilt hätten, bei welchem sie eine zweite Heimat gefunden — das Los ewigen Unterganges.

Aber es war anders beschlossen. Wie Kyros das religiöse Gefühl seiner neuen babylonischen Unterthanen in jeder Weise zu schonen besorgt war, ja sich sogar selbst als treuen und aufrichtigen Verehrer der Götter Marduk und Nebo gebärdete, so entsprach es ganz seiner persönlichen toleranten Gesinnung und seiner diplomatischen Klugheit, die jüdischen Exulanten in ihre Heimat zu entlassen und ihnen den Wiederaufbau ihres Tempels zu gestatten, ja möglichst zu erleichtern, zumal da ihm selbst Jerusalem als altheilige Kultusstätte nicht unbekannt geblieben war. So erließ er jenes im Buche Esra Kap. 6, 3—5 überlieferte Edikt, welches nachmals unter der Regierung des Königs Darius Hystaspis im Schatzhaus zu Ekbatana wieder auf-

Digitized by Google

gefunden wurde und deſſen Echtheit Eduard Meyer in ſeinem jüngſten Buche „Die Entſtehung des Judentums“ (Halle, 1897) überzeugend erwieſen hat. Die aus Kyros' erſtem Regierungsjahre datierte Schriftrolle hatte den folgenden Wortlaut:

„Der König Kyros thut hiermit Befehl, daß das Haus Gottes zu Jeruſalem an der Stätte, da man opfert, gebaut werde, ... , und daß auch die goldenen und ſilbernen Gefäße des Hauſes Gottes, welche Nebukadnezar aus dem Tempel zu Jeruſalem weggeführt und nach Babel gebracht hat, wiedergegeben werden ſollen, daß es komme in den Tempel zu Jeruſalem an ſeinen Ort und niedergelegt werde im Hauſe Gottes.“

Dieſes Edikt des Königs Kyros war der Signalruf für alle frommen Judäer, in ihr Vaterland zurückzukehren und den Tempel Jahves neu aufzurichten. Das Jahr 538 ward ſo das Geburtsjahr des Judentums — ohne das Jahr 538 und des erſten Perſerkönigs Edikt kein Judentum, ohne Judentum aber kein Chriſtentum. So bildet das Jahr 538 eine unvergleichlich wichtige Etappe der Weltgeſchichte, es war der Vorläufer jenes Jahres und Tages, „da die Zeit erfüllet war.“

„Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen!“ — ſo ſangen und jubelten die jüdiſchen Exulanten. So ſingt aber auch die Chriſtenheit weit und breit. Denn das Edikt des Perſerkönigs hat auch den Evangeliſten den Weg geebnet und weiter jenen Sendboten, welche auch unſeren germaniſchen Vorvätern den Frieden und das Heil in Chriſtus verkündeten.

Mönchsliebe.

Von

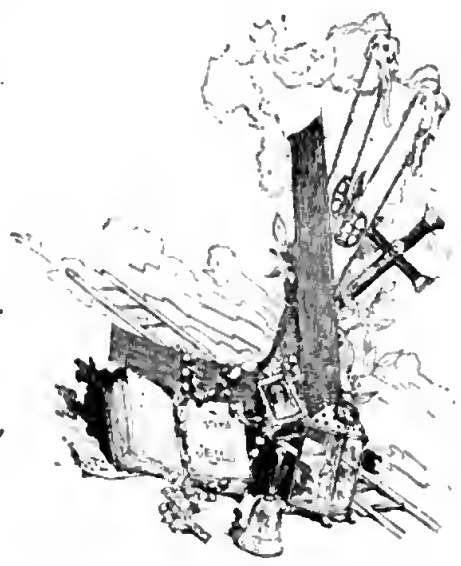
Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Meine Liebe begrab' ich und ächt' ich
Samt dem blutigen Leid, das ich hab'.
Doch ſie iſt alllebend, allmächtig,
Und ſteht ſelig auf aus dem Grab.

Ich bedecke mein Angeſichte,
Ich möchte flüchten und fliehn.
Doch ſie ſchwebt in himmliſchem Lichte.
Ich muß vor ihr beten und knien.

Sie ſteht vor mir da, die Frau Minne,
In ihrem ſtrahlenden Kleid.
Gefeigt iſt die Königinne
Von meinem blutigen Leid.



Plaudereien über den italienischen Kunsthandel.

Von

Dr. Ludwig Gurlitt.

Mit einem Einschaltbild und zwei Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Der Wunsch, ein Ricordo aus dem alten Rom mit heimzubringen, ist jedenfalls sehr verbreitet und für viele ebenso zwingend als der andere tadelnswertere, durch Bekritzelung der Wände dort auch ein Andenken zurückzulassen. Kein Platz ist zu heilig, als daß an ihm nicht Raub und Verunstaltungen verübt würden. Selbst in den christlichen Katakomben vergreift man sich an den Gebeinen der dort mehr als anderthalb Jahrtausende ruhenden Christen und entstellt die Grabplatten durch Kritzeleien, obschon ein päpstlicher Erlaß, an dem Eingange angebracht, den Grabschänder mit Exkommunikation bedroht. Vor dieser Unsitte habe ich mein Gewissen bewahrt, auch kein Altertum „gefunden," das auf öffentlichen Plätzen zu Tage lag, aber damit blieb auch mein Wunsch, ein handgreifliches Stück der alten Kultur in den Norden zu retten, unbefriedigt. Denn um die Läden der Antiquare, die vieles derart anbieten, war ich bisher geschlichen wie der Fuchs um die Löwenhöhle.

Die Nachfrage nach Antiken ist seit Jahrhunderten so stark, daß damit die neuen Funde nicht Schritt halten können, zumal der Staat alle Ausgrabungen überwacht. Alles einigermaßen Wertvolle wandert daher in die römischen Museen. Die sich täglich wiederholende Anfrage nach Altertümern unbefriedigt zu lassen, geht aber den römischen Antiquaren gegen die Natur. Sie versorgen sich daher mit einem Vorrat von Fälschungen, zu deren Herstellung eigne Fabriken in lebhafter Thätigkeit sind. Es ist durchaus zutreffend, was Professor Polaschek in Czernowitz im Jahresbericht des dortigen k. k. Obergymnasiums (1892 S. XIV) berichtet, daß fast alles, was den Reisenden in Italien an Münzen und sogenannten Anticaglien, Waffen, Hausgerät, Fibeln, Lampen u. a., in Italien und Griechenland zum Kaufe angeboten wird, gefälscht sei, namentlich die Münzen, die aber mitunter ganz meisterhaft gearbeitet sind. „Meine Silberlinge," sagt er, „die ich und der leider nunmehr verstorbene Kustos des epigraphischen Museums in Athen Dr. Lolling für echt gehalten und auf deren Erwerbung ich mir nicht Geringes zu gute that, erwiesen sich als falsch. Ja noch mehr: einer der bekanntesten Privatsammler und Kenner, G. Newegna in Brindisi, der eine nach vielen Tausenden zählende Sammlung römischer und griechischer Münzen besitzt, zeigte mir eine kostbare seltene Silbermünze, die er mit ängstlichem Wohlgefallen in meinen Händen sah. Unglücklicherweise fiel sie mir aus der Hand und — zerbrach. Der Kern war aus Gips."

Ich sah in den Läden römischer Händler antike Marmorköpfe und Statuetten, die aber teils so späte, mittelmäßige Arbeit waren, so daß mich ihr Besitz nicht reizte, teils so hoch im Preise standen, daß ich davon absehen mußte, zumal dann immer noch das Bedenken hinzukam, ob die Ausfuhr gestattet sein würde. Um zu verhüten, daß wertvollere Kunstschätze, wie in früheren Zeiten, ausgeführt und damit die Zugkraft für die Reisenden mit der Zeit gemindert würde, hat die italienische Regierung ein Ausfuhrverbot erlassen, durch das jeder Kauf eines Kunstwerkes wieder rückgängig gemacht werden kann. Die Antiquare sind verpflichtet, ehe sie das Kunstwerk ins Ausland schicken, es einem Museumsdirektor ihrer Stadt vorzulegen, der es entweder als „wertlos" der Ausfuhr überläßt oder den Verkauf an den Fremden aufhebt. Er ist dann freilich gezwungen, das Objekt zu dem Preise, welchen der Fremde bietet, mit sofortiger Barzahlung für sein Museum zu erwerben. So stellten mir wenigstens die Antiquare verschiedener Orte Italiens die Sache dar. Unsere deutschen Kunsthändler sind dadurch von dem Handel mit Italien sehr abgeschreckt worden und klagen, daß „dort nichts mehr zu machen" wäre: gefälschte Sachen werden einem bereitwilligst überlassen und kein Museumsdirektor wird seinen Landsmann ver-

Digitized by Google

Christus. Wachsmedaillon. Um 1700.

Digitized by Google

raten, wenn er ihm ein solches Machwerk zur Prüfung vorlegt; echte, wertvolle Stücke aber herauszubekommen macht große Umstände und Schwierigkeiten, die nur durch erneute Geldopfer zu beseitigen sind. — So sollte ich also auf mein Stück antiken Roms verzichten?! Da ging ich mit meinem Freunde, dem jungen talentvollen Bildhauer F., in der letzten Woche noch einmal auf die Via Appia hinaus, die es mir mehr als alles andere in Rom angethan hatte. Dabei wurde auch der berühmten Vigna Codini ein Abschiedsbesuch gemacht. Kurz bevor man die alte Stadtmauer an der Porta S. Sebastiano erreicht, die auf die „Königin der Straßen", die via Appia mit ihren zahllosen Grabmonumenten hinausführt, liegt hinter der hohen Mauer versteckt die Villa mit dem weiten Garten, in dem die sogenannten Kolumbarien, die Grabstätten von Freigelassenen und Sklaven des römischen Kaiserhauses in wunderbarer Erhaltung zu Tage gefördert sind. Kaum hat man die Villa auf ansteigendem Wege erreicht, so sieht man sich umgeben von einem Lager antiker Kunsttrümmer: marmorner Köpfe, Hände, Füße, Säulensplitter, Lämpchen, Gradinschriften, Vasen ꝛc. ꝛc. Mein Begleiter, schon gut eingeledt in Rom, nahm sogleich ein marmornes Füßchen auf, steckte es in die Tasche und sagte: „Das Ding gehört mir, der muß es mir überlassen." Als ich meinen Zweifel äußerte, ob der Besitzer es herausgeben werde, strafte mich ein mitleidiges Lächeln. „Der Mann", sagte ich, „wird doch nicht die Kunstschätze verkaufen, die in seinem Boden gefunden sind und ihm einen täglichen Zuspruch von Fremden sichern, durch deren Eintrittsgeld er eine sichere dauernde Einnahmequelle hat! Der Mann hat doch keinen Laden, ist doch kein Händler!" „Nun, Sie werden ja sehen!" war die Antwort. — „Signore!" rief er, „den Fuß nehm' ich mit, wieviel kostet er?" — „20 Lire!" — „Für fünf Lire nehme ich ihn, keinen Soldo mehr!" Nun ging ein Handeln los, wie man es in Italien gewohnt ist, und das erfreuliche Ende war, mein Begleiter hatte das reizende Füßchen für fünf Lire erstanden. Jetzt wußte ich also, wo ich meinen Wunsch stillen könnte, und meine Augen hielten schon Umschau, was ich mir erwerben wollte. Das sollte auf dem Rückweg geschehen. Als wir uns von dem Besitzer verabschiedet hatten, holte F. seine Beute vergnügt hervor, und wir erfreuten uns an der schönen Arbeit. Ich wagte die Frage: „Sind Sie auch sicher, daß die Arbeit antik ist?" — „Dafür lasse ich meinen kleinen Finger! Wer könnte das heute so stilecht machen und zumal für *den* Preis! Wenn ich fünf Lire zahle, will doch der Verkäufer mindestens eine Lire verdienen. Für vier Lire etwa machte ich ihnen eine solche Arbeit nicht und kein Bildhauer überhaupt. Das ist unmöglich, undenkbar!" — Ich gab mich zufrieden. Nun gings hinaus in die Campagna, zu den ernsten Trümmern alter Gräber, die als stumme Zeugen einer längst entschwundenen Welt in unsere Tage hineinragen. Hier und da nennt noch ein Stein den Namen des Bestatteten, rührende Verse beklagen den Verlust eines Lieben, Trümmer von Statuen liegen umher, die einst die stattlichen Grabmonumente geschmückt hatten, die Grüfte sind meist geöffnet und ausgeplündert. Graburnen liegen zu Tage und sind mit Regenwasser gefüllt. In den großen Grabkammern die einst die irdischen Reste der Mächtigen der Welt bargen, suchen jetzt die Schafherden vor dem Regen Schutz, die Decken sind geschwärzt von dem Ruß der Feuer, an dem der Hirt sich erwärmt. Schafe weiden auf den begrasten Grabhügeln. Sic transit gloria mundi! Kein Platz der Erde, der ein vernehmlicheres memento mori spräche, als diese Gräberstraße, an der einst der Besieger des Hannibal, an der römische Kaiser, an der Hunderttausende verfolgter Christen und ihre stolzen Peiniger ihre letzte Ruhe fanden und die jetzt verlassen, gleichsam als der verödete, vergessene Friedhof der alten Welt daliegt. Der erschütternde Eindruck der Campagna verdrängte meine Gedanken an den Antikenkauf. Mir blieben ja noch zwei Tage für Rom! Der nächste freilich war einer der unerträglichsten Sirroccotage. Nur mühsam schleppte ich mich am Abend hinaus zur Vigna Codini, meinen Einkauf zu machen. Ich kaufte also ein marmornes Mädchenköpfchen, die Hand eines Feldherrn, die noch den Feldherrnstab erkennen läßt, den Fuß eines Kriegers mit Sandalenbekleidung, ein Kinderärmchen — kurz mehr, als ich mitschleppen konnte. Die Preise waren bescheiden, zwanzig, zehn, fünf Lire, das genügte mir als Echtheitsargument. Zu Hause erst untersuchte ich die Beute. Da tauchten mir Bedenken auf, die verdächtigen Anzeichen mehrten sich, ich rief unbeteiligte Sachverständige herbei, das Ergebnis war vernichtend — alle Stücke waren *unecht*. Der Himmel weiß, woher sie stammten, vermutlich waren es Abfälle moderner Bildhauer-Werkstätten, Trümmer moderner Zimmer- und Gartenstatuen, aber aus dem alten Boden der Gräber stammte nicht eines. Am nächsten Tag trug ich die Sachen zum Teil zurück und trug dem Verkäufer eine wohleinstudierte Entrüstungsrede vor. Erst versuchte er mich zu widerlegen, bezeichnet die Stücke als garantiert echt, als ich aber meine Gewährsleute nannte, schlug er um, zuckt die Achsel: „Qui lo sa? wer weiß es?" holte Geld herbei und zahlte mir den Preis zurück. Damit hatte ich ein untrügliches Zugeständnis für die Unechtheit der gekauften Sachen. Er machte mir den Vorschlag, mir statt dessen aus dem großen Vorrate von Altertümern, die vor dem Hause lagen, und dem noch größeren in seiner Wohnung gleichwertige Stücke auszusuchen. Ich nahm ein Stück nach dem anderen von denen, die er als verkäuflich bezeichnete, in die Hand, scheute mich aber auszusprechen, was ich auf das deutlichste erkannte, daß sie samt und sonders gefälscht waren. Ich mochte schon an dreißig Stück geprüft haben, bis ich mich entschloß, um dem verdrießlichen Handel ein Ende zu machen, einige kleine Platten bunten Marmors mitzunehmen, die wenigstens den Wert der Echtheit hatten. Ich war gerade lange genug geblieben, um noch mit anzusehen, wie das kleine angeblich antike Marmorköpfchen, das ich eben zurückgegeben hatte, in den Besitz eines neuen Liebhabers überging. So schamlos wird dort der Handel mit sogenannten Antiken getrieben, und wie dort an vielen Orten. Zumeist sind es unsere Lands-

leute und Engländer, welche diese Steuer an die römischen Antiquare entrichten. Es ist bedauerlich, daß sich niemand unter den verläßlichen Kennern des römischen Kunstmarktes berufen fühlt, diesen Schwindel aufzudecken, daß unsere Landsleute meist in das Gelächter einstimmen, wenn sich wieder einmal ein Altertumsfreund hat überlisten lassen. Würden wir ebenso solidarisch in der Abwehr des Betruges vorgehen, wie die Italiener einmütig sind, wenn es gilt, dem Fremden eine Falle zu stellen, so könnten wir uns doch einigermaßen vor der Ueberlistung und dem Spotte sichern. Es wäre jedenfalls eine sehr verdienstliche Arbeit, wenn uns von kundiger Hand gleichsam ein Katalog der bekanntesten Fälschungen publiziert und das ganze betrügerische Treiben der Antiquare gründlich beleuchtet würde. Der Deutsche läßt sich meist durch die biedere Miene, durch die „parola d'onore", durch das Zeugnis scheinbar Unbeteiligter, durch überzeugende Fundangaben bestechen und scheut sich, Männern von gutem Aussehen und würdevollem Auftreten einen Verdacht an ihrer Glaubwürdigkeit zu äußern. Diese Noblesse der Gesinnung wird in Italien gar nicht verstanden und für Beschränktheit gehalten. Hat man erst den Mut gewonnen, selbst dem Herrn Conte ins Gesicht zu sagen, daß man seinen Angaben nicht glaube, so erstaunt man, mit welcher Gelassenheit er das anhört. Darum sei jedem, der in Italien Altertümer kaufen will, das größte Mißtrauen und die größte Offenheit empfohlen. Ganz sicher vor Übervorteilung ist nur, wer überhaupt nichts kauft; jeder andere hat sein Lehrgeld zu zahlen, ehe er mit den Schlichen und Kniffen der Antiquare vertraut — einigermaßen vertraut ist. Und das ist in Griechenland und im ganzen Orient nicht anders. Wollte man eine Geschichte der bekanntesten Fälschungen schreiben, so würde das einen stattlichen Band ausmachen. In französischer Sprache gibt es schon ein solches Werk. Aber das hat die Museumsverwaltung des Louvre in Paris nicht davor bewahrt, noch in diesem Jahre für eine ungeheuere Summe, angeblich für 300 000 Franks, einen Goldfund aus Otbia am Schwarzen Meere zu erwerben, dessen Hauptstück die mit Inschrift versehene Tiara des Skythenkönigs Saisaphernes darstellt, eine großartige Fälschung, die vordem dem Wiener Museum für 50 000 Gulden angeboten wurde, und dann, als sie schon im Besitz des Louvre war, von dem Münchener Professor der Archäologie Dr. Furtwängler auf den ersten Blick als das erkannt wurde, was sie ist. Als die Museumsverwaltung sich nicht entschließen konnte, Furtwänglers Rat, sämmtliche Goldstücke sofort einzuschmelzen, Folge zu geben, entspann sich eine literarische Fehde, die damit endigte, daß der deutsche Gelehrte Recht behielt. Denn jetzt ist es dem Direktor des Museums in Odessa, Herrn E. von Stern gelungen, den handgreiflichen Nachweis zu erbringen, daß es sich um einen ganz raffinierten Betrug handelt. Er wies dabei nach, daß seit Anfang der neunziger Jahre in Otschakow im südlichen Rußland jüdische Händler, die Gebrüder Hochmann (auch Gauchmann geschrieben), unter Beihilfe eines Gelehrten erst Inschriften gefälscht, sich dann aber auf die gewinnbringenden Fälschungen von Goldwaren geworfen haben, Diademe, Kronen, Masken, Sandalen, Halsbänder, Ohrringe 2c., alles angeblich Funde aus altgriechischen Gräbern des südlichen Rußland. Ihre Fabrikate haben russische Sammler, aber auch das Ausland aufgekauft, darunter Stücke von 900 Rubel Goldwert und dem Verkaufspreis von 10 000 Rubel. Als Fälscher wird der Ciseleur Rachumowsky in Odessa bezeichnet, ein „hervorragender Künstler," der für die Gebrüder Hochmann arbeitete und dessen Werkstatt sich angefüllt erwies mit vorzüglichen Zeichnungen, antiken Palmetten 2c. Gegenwärtig beschäftigt sich das Gericht mit diesen drei sauberen Herrn. — Im Jahre 1880 wurden mir — um nur noch einige Fälschungen zu nennen — in Patras von einem griechischen Herrn Las sechs antike Bronzen gezeigt, die eine genaue Untersuchung mir sämtlich als gefälscht erwies, obgleich der reiche Besitzer und dieser Herr Las beteuerten, daß sie in Elis beim Weinbau gefunden wären und daß an einen Verkauf dieser ganz einzigen Kunstwerke nicht gedacht würde. Einer dieser Figuren begegnete ich später im Athener Kunsthandel in Bleiguß, eine andere habe ich wieder in diesem Jahre in Rom bei einem Antiquar gesehen. In Patras war es auch, wo uns mehrere quadratische Steine mit Darstellungen von Amazonenkämpfen im Relief gezeigt wurden, die sich im Besitze des englischen Kaufmannes Green befanden, angeblich in dessen Garten ausgegraben waren, sich aber später als Fälschungen erwiesen, die im Anschluß an die berühmten Reliefskulpturen des Phigaliatempels gemacht worden waren. Wer für den Betrug verantwortlich zu machen sei, ist nicht untersucht worden. Als die Nachfrage nach den bekannten Tanagrafiguren stieg, tauchten plötzlich überraschend viele neue Funde von sehr geschickt gearbeiteten Terrakotta-Figuren und Gruppen auf, unter denen zweifellos manche Fälschungen sind, wennschon es die Besitzer natürlich nur ungern oder gar nicht zugeben; denn es ist höchst ärgerlich, wenn zu dem Schaden auch der Spott kommt.

Wenn ich nun trotz aller Erfahrungen und nach fünfmonatlicher Enthaltsamkeit mich doch vor dem Verlassen Italiens noch zu Ankäufen von alten Kunstwerken von allerlei Art hinreißen ließ, von denen ich hier in Wort und Bild eine Anschauung geben will, so geschah es auf die Gefahr hin, daß darunter auch wertlose Stücke sein könnten. Der Reiz, aus der unerschöpflichen Fülle italienischer Kunst gleichsam ein kleines Privatmuseum in mein nordisches Heim zu retten, war stärker, als die Furcht vor der Täuschung. Und wenn ich jetzt den Blick über meine Reisebeute schweifen lasse und bei jedem Stücke die Erinnerung an sonnige Tage und reizvolle Erlebnisse auftaucht, dann reut mich der Leichtsinn meiner Festesstimmung nicht, und selbst die gefälschte Imperatorenhand möchte ich in meiner Sammlung nicht missen. Mein Sammeleifer wurde zuerst wieder in Orvieto entfacht. Hier war ich Zeuge, wie aus tiefer Erdschicht mit Schaufel und Hacke alte etruskische Gräber freigelegt wurden, und ich konnte von den schadhaften Fundobjekten an Ort und Stelle einige Stücke erwerben, die

Digitized by Google

dem Besitzer der alten Gräberstädte zu unbedeutend schienen, in sein kostbares Privatmuseum aufgenommen zu werden, mir aber als Grundstock meiner Sammlung wertvoll sind. Denn hier hatte ich endlich die gesuchten, zweifellos echten Altertümer, eine Lanzenspitze und Vasenscherben, die sich zusammensetzen ließen, Altertümer, die nach zweitausendfünfhundertjähriger Ruhe aus dem Grabe auferstanden, und mir die Zeit vor die Seele rufen, als die Könige Roms mit den mächtigen etruskischen Fürsten in Streit lagen. Und wer könnte mir meine Phantasie widerlegen, daß in diesem Streite auch die rostige Lanzenspitze mitgesprochen habe, die jetzt auf meinem Schreibtische liegt?! Es haben die Altertümer für den Altertumsforscher einen ganz unbeschreiblichen Reiz, der durch keine noch so gute Nachahmung ersetzt werden könnte. Diese Auffassung wird vielfach nicht verstanden; ich habe öfters von Leuten, die gefälschte Antiken gekauft hatten, die mir ebenso undegreifliche Erklärung gehört, daß ihnen auf das Alter nichts ankäme, wenn die Sachen nur „gut gemacht" wären. An den dort erworbenen Stücken konnte ich mein Urteil so sicher stellen, daß es mir darauf auch in Florenz gelang, echt etruskische Stücke ausfindig zu machen und zu erwerben. Ich war mit einem Händler in Florenz noch nicht ganz handelseinig, als in seinem mit Möbeln und Stoffen überfüllten Laden mein Blick auf eine kleine Gestalt des Christkindes fiel, die mich in hohem Grade anzog. Ich ließ sie mir herabreichen, und mein Entschluß war reif, sie unter allen Umständen zu erwerben. Das anmutige Figürchen hatte ich schon irgendwo in Marmor gesehen, ich konnte mich nicht erinnern, wo, meinte aber, in dem überreichen Nationalmuseum des Barghello in Florenz. Kein Zweifel, daß das Original dem XV. Jahrhundert und der Florentiner Schule angehörte. Aber mir blieb, da die Droschke, die mich zum Bahnhof führen sollte, vor der Thür wartete, keine Zeit zu weiteren Nachforschungen. Noch ganz unerfahren im Kunsthandel, ließ ich mir zur Sicherheit von dem Verkäufer eine Urkunde ausstellen, daß er das Figürchen zu demselben Preise zurücknehmen würde, falls es von der Berliner Museumsverwaltung als moderne Fälschung bezeichnet würde. Ernste Zweifel hegte ich nicht, die Museumsverwaltung in Florenz hat die Ausfuhr gestattet, und noch niemand ist in mein Zimmer getreten, ohne seine helle Freude zu äußern über diesen Bambino in seiner unbeschreiblichen Liedlichkeit. Zu Hause konnte ich bald feststellen, daß das Marmororiginal von der Hand des Desiderio da Settignano (1428—64) in S. Lorenzo zu Florenz erhalten ist; die Frage aber, wie sich dazu mein Bambino verhalte, der aus härtestem mit Wachsfarbe belebten Stuck gebildet ist, wird sich schwer entscheiden lassen. Daß auch diese Figur alt sei, hat noch kein Beschauer, unter ihnen bewährte Kenner, angezweifelt, daß spätere Jahrhunderte, welche für die strengere, knappere Kunst des XV. Jahrhunderts keine Bewunderung hegten, eine Kopie geschaffen hätten, ist weniger glaublich, als daß es eine zeitgenössische Nachbildung oder wohl gar das in schlichtem Material gearbeitete Modell des Meisters selbst sei. Um womöglich die Verpackung meines Bambino in Florenz selbst zu überwachen, entschied ich mich für einen späteren Zug. Schnell wurde eine Kiste herbeigeholt, aber sie war zu groß, und das benutzte der Händler geschickt zu dem Vorschlage, mit einzupacken, was ich schon an Altertümern gesammelt hatte, und für den noch überflüssigen Raum mir in seinem Laden einige Füllstücke auszusuchen. Da fiel mein Blick auf ein bausbäckiges Engelsköpfchen mit dicht an dem Kopfe ansitzendem Flügelpaare, voll lebensfrohem, übermütigem Ausdrucke. In Holz geschnitzt, mit Stuck übermodelliert, dick vergoldet, flott und breit behandelt, eine echte Barockarbeit, dereinst bestimmt, hoch an der Decke einer Jesuitenkirche im Chore der judilierenden Engelchen mitzuwirken, später irgend einer baulichen Änderung zum Opfer gefallen und jetzt zum Exil in dem kalten Norden verurteilt. Bald konnte die Kiste mit ihrem wunderlichen Inhalte geschlossen werden; zu unterst die alte etruskische Lanzenspitze, thönerne Urnen, in denen die verkohlten Gebeine von Menschen geruht hatten, die Zeitgenossen römischer Könige waren, daneben selbstgebrochene Lava- und Schwefelstücke vom Vesuv, Thonscherben aus dem Schutte von Pompeji und über diesem heidnischen Geräte das liebliche Christuskind in Heu sorgsam gepackt, wie dereinst in der Krippe zu Bethlehem, zu oberst der frohlockende Engel, der Christi Ruhm verkündet. So barg die Kiste in historisch zutreffender Schichtung, eine Weltgeschichte im kleinen, und sie wurde mit den besten Segenswünschen auf die Reise geschickt.

Es war nicht meine Absicht, mehr zu erwerben, aber schon in Bologna wurde ich wieder rückfällig: ein zufälliges Gespräch beim Glase Wein, mit einem schlichten Manne aus dem Volke führte diesen zu der Mitteilung, daß in seinem Heimatsdorfe, Sogliano bei Cesena, am Fuße des Appenin, wo schon im Altertum die berühmte Via Emilia lief, im vorigen Jahrhundert eine Kapelle des hl. Hieronymus zerstört worden sei, aus deren Schutte mancherlei Kunstwerke, darunter zwei Stücke ausgegraben wären, die sich in seinem Besitz befänden; — ob ich sie sehen wollte? Er brachte sie mir am nächsten Morgen ins Hotel, das eine, eine fünf Zoll hohe, knieende, weibliche Gestalt in der Haltung extatischer Andetung, eine nur mittelmäßige Leistung mit allen Merkmalen des verwilderten Barockstiles, und doch gerade durch diese Stilechtheit interessant. Das andere, ein bronzenes Blanquet von der Größe der Handfläche, der hl. Hieronymus sich vor dem Kreuze Christi geißelnd, eine recht achtbare, sichere Arbeit des XVII. Jahrhunderts. Unmöglich kann es mich reuen, daß ich auf diese beiden Stücke die geforderte Summe von zwölf Lire aufwandte. Um einen Maßstab zu gewinnen, wie viel auf ein älteres Kunstwerk anzuwenden wäre, hatte ich mir, da es mir an jeder Kennerschaft des Kunstmarktes und seiner Preise gebrach, eine eigne Taxe geschaffen, die sich für jeden Laien empfehlen dürfte. Ich legte mir nämlich in jedem einzelnen Falle die Frage vor: was würde man zu Hause für eine solche Arbeit etwa zu zahlen haben, wenn man sie sich neu machen

Abb. 1. Madonna.

ließe? War die Forderung unter diesem Preise, und hatte das Objekt für mich einen besonderen Reiz, so war ich nicht weiter bedenklich, selbst auf die Gefahr hin, daß die Arbeit gefälscht sein könnte. Mit dieser Gefahr aber muß jeder rechnen, der nicht im Museumsdienst grau geworden ist und sich nicht gleicher Kennerschaft auf den Gebieten der Malerei, Plastik, Tektonik, Keramik, und aller weiteren Zweige des Kunsthandwerkes rühmen kann.

In Mailand betrat ich ein bescheidenes Gasthaus, einen Vermouth di Torino zu trinken. An der Wand hing eine reizende Miniature. Ich besah sie genau. Darauf der Wirt: „Gefällt Ihnen das Bild? Es ist verkäuflich. Es stellt die Geliebte des Freiheitshelden Grafen Silvio Pellico dar, der auf dem Spielberge bei Brünn im Gefängnis geschmachtet und sein Leiden in dem bekannten Buch: „Le mie prigioni" beschrieben hat. Dieses schöne Weib, seine Geliebte, ist bekannt unter dem Namen la bella carbonara." „Was soll das Bildchen kosten?" — „Fünf Lire?" — „Va bene!" — Unter fünzig Mark macht es mir kein Künstler — weshalb ich auch diesen Kauf vor mir und der Mitwelt verantworten zu können glaubte. In Parma besuchte ich ein außerordentlich reiches Magazin, reich besonders an Möbeln und altem Schmuck, aber ich widerstand allen Versuchungen. Guten Gemälden alter Meister wird man in den Kunstläden Italiens schwerlich begegnen. Was da unter den volltönendsten Namen Raffael, Tition, van Dyck, Correggio feilgeboten wird, ist meist ganz minderwertiges Zeug, das den Transport nicht lohnen würde. Nur ein kleines Bildchen, eine Verkündigung Marias, das ich in Ravenna bei einem Kunsthändler fand, reizte meine Begehrlichkeit. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich es für eine Arbeit des Bologneser Malers Dionisio Calvart, einem Holländer von Geburt, bezeichne, mit dessen Gemälden in Bologna es in jeder Hinsicht in schlagender Übereinstimmung

steht. Das kleine Madonnenbildchen wohl des XVI. Jahrhunderts, ist ein an sich unbedeutender Vertreter des unzählig oft wiederholten Motives, gibt aber selbst in seiner Anspruchslosigkeit und Schlichtheit eine Vorstellung von der Sicherheit, mit der selbst untergeordnete Geister zur Zeit der italienischen Renaissance den Pinsel führten. In Ravenna fand ich auch noch weitere Vertreter späterer Bologneser Kunstblüte und habe davon manches mit nach Hause gebracht: ein lebensgroßer Christuskopf in Terrakotta, zu dessen Ankauf ich nur mit Mühe überredet werden konnte, wird mir mit jedem Tage wertvoller. Mir bestätigen auch uninteressierte Beschauer, daß er den Vergleich mit den bekannten Arbeiten derselben Auffassung, den Gemälden von Guida Reni, nicht zu scheuen braucht. In einem schön komponierten kleinen Goldrahmen wurde mir von dem Händler ein Heiligenbild als höchst wertvolle Aquarelle des XVI. Jahrhunderts angepriesen; in Wahrheit ist es eine moderne Lithographie, die zum Zwecke der Täuschung nicht ungeschickt übermalt ist, und die ich, als ich die Wertlosigkeit nachwies, schließlich auch als Gratiszugabe zu dem Rahmen hinzu bekam. Derselbe Händler benutzte dann wiederholt den schlauen Kniff, mich auf Symptome der Fälschungen an Stücken seines eignen Geschäftes selbst aufmerksam zu machen, um desto größere Glaubwürdigkeit für seine sonstigen Angaben zu erzielen. Trotz aller Beteuerungen, Berufungen auf namhafte Kenner, schriftliche Belege und dergleichen, habe ich ihn als einen ganz gefährlichen Schwindler kennen gelernt, der mit dem größten Raffinement von langer Hand her seine Betrügereien vorbereitet. Ein Herr Conte sekundiert ihm dabei und erbietet sich zu schriftlichen Bestätigungen, auf die natürlich gar nichts zu geben ist, da dieser selbst in arger Geldverlegenheit sich von dem Antiquar die Fremden zuschleppen läßt, die dann in seinem Palazza eine wahre Rumpelkammer voll alter, völlig wertloser, schwarzer Bilder besuchen und zum Kauf verleitet werden sollen. Bekanntlich bezieht der Schlepper in Italien einen gesetzlich festgesetzten Prozentsatz der Beute, und mir entgingen nicht die heimlichen Blicke und leisen Zuflüsterungen, die der Schlepper mit dem Herrn Conte tauschte. Obgleich ich mich während meines mehrtägigen Aufenthaltes in Ravenna, sobald ich meine Neigung für Altertümer verraten hatte, von Betrug umlauert sah, gehören doch jene Tage zu den genußreichsten und heitersten meiner italienischen Reise. Ich flüchtete mich in die herrlichen alten Kirchen mit ihren unvergleichlichen Deckenmosaiken, machte mir auf der interessanten Bibliothek zu schaffen und erwarb mir einen Überblick über das junge, aber durch den Reichtum an Kunstschätzen aus der Zeit Theodorichs des Großen ganz einzig dastehende Museum, erfreute mich an der schon im Altertum gerühmten, reinen, saunigen Luft, an der Schönheit der Menschen,

Abb. 2. Bambino.

die in behaglichem Müßiggange und sorglos durch die Straßen der Stadt schritten, die, einst so reich und mächtig, jetzt unaufhaltsam dem Verfall entgegengeht. Nirgends, soweit mich meine Reisen geführt haben, habe ich eine solche Ansammlung schöner Menschen beisammen gesehen. Ich mußte mein stets neues Entzücken darüber einem italienischen Offizier, mit dem ich bei Tische zusammentraf, aussprechen, und er bestätigte, er habe schon öfters von Fremden dasselbe Urteil gehört, daß es in Ravenna die schönsten Menschen, besonders Mädchen und Frauen Italiens gäbe. Er selbst hätte als Zeuge auch für die Schönheit der Männer gelten können, aber er stammte nicht aus Ravenna, sondern aus Mailand. Seine Vorfahren, sagte er, wären Deutsche aus der Swizzera, er heiße: ‚Ofer', sein Urahne wäre in Mantua auf Napoleons Befehl erschossen worden. So war es also ein Urenkel des Andreas Hofer, mit dem ich sprach. Diese Begegnung erfreute mich, und wir stießen freundschaftlich mit unseren Gläsern an. Kaum aber hatte ich die Thüre verlassen, als mich wieder ein Mann aus dem Volke ins Schlepptau nahm, der von dem ersten Tage an bis zu meiner Abreise nicht von meiner Seite wich, mir erst durch eine Menge Dienstleistungen willkommen war, dann durch seine Zudringlichkeit unangenehm, zuletzt geradezu unheimlich wurde. Auf meine Frage, was mein ständiger Begleiteter für ein Mensch wäre, erfuhr ich erst, er stamme aus guter, aber verarmter Familie, wäre jetzt ein Schlächter ohne Beschäftigung. Als er aber mit mir in das Museum eintreten wollte, warf der Museumsdirektor ihm unwillig die Thüre vor der Nase zu und fragte mich mit Erstaunen: „Wie kommen Sie zu diesem Facchino? Wissen Sie, wer der Mensch ist? — Er ist der Schinder von Ravenna. Wenn ein Stück Vieh fällt, begießt er es mit Petroleum und verscharrt es." Deshalb also hatte der Signor Hofer so verächtlich auf meinen Führer geblickt. Ich war beschämt und ärgerlich, und als trotz verschiedener Versuche, ihn los zu werden, der Schinder von Ravenna mit stets gleicher Dienstfertigkeit an meiner Seite ausharrte, verkürzte ich meinen Aufenthalt, um ihm zu entgehen. Mir fiel bei Nacht des großen Archäologen Winckelmanns Ermordung ein, und es überkam mich, zumal auch ich ziemlich viel Geld hatte sehen lassen, eine wahre Angst, daß sich an mir dasselbe Schicksal vollziehen könnte, wie an jenem Begründer und großen Meister derjenigen Wissenschaft, als deren Jünger ich mich nur mit Bescheidenheit bekenne. Aber ich habe den freundlichen Menschen wohl zu hart beurteilt, der ganz im italienischen Stile gewiß nichts anderes im Sinne hatte, als sich durch großen Diensteifer ein großes Trinkgeld zu erwerben, und muß zum Schluß auch die Dienste anerkennen, die er mir leistete, als mich wiederum und nun zum letztenmale ein Rückfall meiner Sammelsucht überkam; in dem bescheidenen Schaufenster eines kleinen Kunstladens stand die bekannte Darstellung des Raffaelischen Sposalizio in Terralotta übertragen. Mir gefiel die Idee und Ausführung, obgleich der segnende Papst bei der Übertragung viel an Anmut der Haltung eingebüßt hat. Aber es entzückt an den anderen Figuren noch die edle Raffaelische Linienführung, deren Wirkung man durch den Wechsel des Standpunktes mannigfach variieren kann. Ich getraue mir nicht zu entscheiden, wann diese Terrakottagruppe entstanden sei, und mir wäre erwünscht, von Sachkundigen eine verläßliche Bestimmung zu erhalten. Auf die Provenienzangabe des Händlers ist leider nichts zu geben, da er sich in anderen Fällen als zweifellos unwahr erwies: so sollten zwei Fayenceteller, durch deren imitiertes Alter ich mich bestechen ließ, aus dem Besitze einer Ravennatischen Adelsfamilie stammen, während ein Vergleich mit echten Fayencen mir später die moderne Fälschung zweifellos erwies. Mein Trost bei diesem „Reinfall" ist, daß ich von demselben Händler drei weitere Stücke zu bescheidenem Preis erwarb, deren Besitz mich mit Stolz erfüllt. Schon im Begriffe, den Laden zu verlassen, suchte ich nur eine freie Ecke eines Tisches, einige Notizen niederzuschreiben; um mir Platz zu machen, hob das Mütterchen eine stark bestaubte Glasluppel auf, und damit fiel mein Blick in das Antlitz des verscheidenden Christus, ein farbiges Wachsmedaillon mit eingesetzten Glasaugen von so ergreifender Lebenswahrheit, daß ich wie erstarrt davor stehen blieb und nur mit Mühe einen Aufschrei zurück hielt. Ich brauche den Kopf nicht näher zu beschreiben, da auf dem Bilde zw. Seite 576 und 577 davon eine gute Wiedergabe vorliegt. Sobald ich mich zum Kaufe bereit fand, wurde mir das Pendant dazu, der Kopf der klagenden Maria, gezeigt, ein Werk desselben Künstlers, welcher, der Bologneser eklektischen Schule angehörig, etwa um das Ende des XVII. oder Anfang des XVIII. Jahrhunderts gearbeitet haben muß. (Abb. 1.) Herr Geheimrat Bode in Berlin hatte die Freundlichkeit, mir diese Bestimmung zu bestätigen und zugleich mitzuteilen, daß ihm verwandte Arbeiten mit Angabe des Künstlers und der Jahreszahl bekannt wären, die aber durch diese Stücke an Größe und Feinheit der Ausführung übertroffen würden. Als dritte Wachsarbeit gesellte sich dazu der in Abb. 2 wiedergegebene vollplastische, lebensgroße Bambino in seinem alten Schaukasten. Wie die beiden Köpfe ist dieses reizende Figürchen von farbigem Wachse mit eingesetzten Glasaugen, also mit dem Streben nach äußerster Lebenswahrheit gearbeitet. An der Grenze des absterbenden Renaissancestils und des beginnenden Barock stehend, legen sie Zeugnis ab von der Macht der künstlerischen Tradition, die gerade in Bologna noch am längsten eine edle Kunstblüte behauptete. Neben diesen Prachtstücken genügt für die übrigen aus Ravenna stammenden Kunstgegenstände nur flüchtige Erwähnung, nämlich die Alabastergruppe, Adam und Eva darstellend, deren schlanke Körperformen an Gestalten des Botticelli erinnern; ein kleines Christuskind, in Terralotta, das ehedem auf dem Arme der Madonna gesessen haben mußte (XVII. Jahrhundert), und kleine Rokokofigürchen von Porzellan und Bisquitmasse. Dazu einige kleine Schmuckkästchen und Truhen von eingelegter oder geschnitzter Arbeit. Vor Ankauf größerer Kästen und Truhen war ich von Kun-

Digitized by Google

digen ganz besonders gewarnt worden, da auf diesem Gebiete bei wachsender Nachfrage am raffiniertesten gefälscht wird. Daß man dabei durch Flintenschüsse mit Schrotkörnern den alten Wurmstich nachahmt, ist schon einer der geläufigsten Kniffe. —

Vielleicht lächelt mancher Besitzer großer, wertvoller Sammlungen oder Vorstand reicher Museen über diese Erwerbungen und Mitteilungen eines Laien. Da sich aber diese berufensten Berichterstatter über den italienischen Kunstmarkt aus leicht erklärlichen Gründen in tiefstes Schweigen hüllen, könnten diese bescheidenen Aufzeichnungen bei anderen Lesern doch einige Teilnahme erwecken. Wenn nur ein matter Abglanz von der Freude auf die Leser überströmt, die mir die Jagd nach Kunstschätzen mit ihren heiteren Zwischenfällen und die noch größere Freude des Besitzes gemacht hat und noch täglich macht, dann haben diese anspruchslosen Zeilen ihren Zweck erreicht. Wenn zugleich auch der eine oder andere, der über die Alpen zieht, in seinem Mißtrauen gegen die italienischen Kunsthändler bestärkt wird und seine Hände davon läßt, um so besser!

Aus unserer Studienmappe:

Die Architektur. Nach einer Zeichnung von C. Gehrts.

Digitized by Google

Zwiegespräch.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

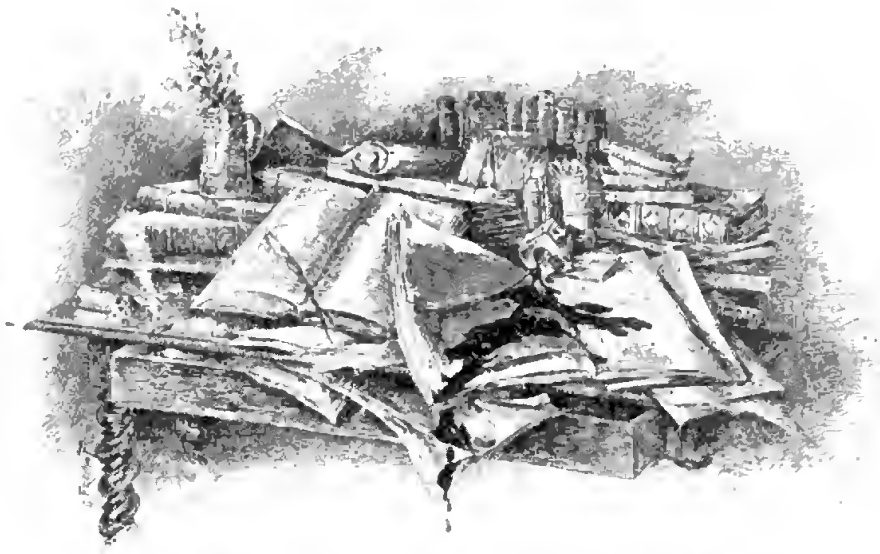
Zwischen Zeit und Ewigkeit
Schwebt ein Steig, den Stürmen preisgegeben.
Zwischen Zeit und Ewigkeit
Wandeln unermüdet Tod und Leben.

Seelen aus des Schöpfers Hand
Trägt das Leben in die Welt, die ferne.
Seelen aus dem Pilgerland
Führt der Tod zurück zum Ursprungsterne.

Und des düstern Wandrers Ruf
Hemmt den Flug des Lebens: „Gib mir Kunde,
Welches Glück dein Gott erschuf
Jenen, die du bringst zum Erdenrunde?“

Und die Lichtgestalt erglüht,
Und sie lächelt im Vorüberschweben:
„Leben, das in Fülle blüht,
Glück des Lebens gab er ihnen! Leben!“

Finster blickt der Tod sie an:
„Frag' ich alle, die dein Glück besessen,
Herbe Klagen hör' ich dann,
Und sie wollen ein's nur dich vergessen!“



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Von großen Zahlen geht ein seltsamer Reiz aus, und nicht nur von denen, welche im Hauptkassenbuch oder auf Checks „besitzanzeigend" prangen. Sie können bezaubernd wirken, wie der Anblick von Gletschern und Schneegebirgen, oft aber auch unheimlich wie Gespenster. Über die drei, vier Todesnachrichten, die täglich unsere Zeitung bringt, lesen wir rasch hinweg, aber recht nachdenklich stimmt es doch, wenn uns die Statistik mitteilt, daß allein in Deutschland in diesem Jahrhundert etwa anderthalb tausend Millionen Männlein und Weiblein durch das Thor hinausgewandert sind, durch das jedermann ausgeht, keiner eingeht. Es ist gut, diese und ähnliche Zahlen sich von Zeit zu Zeit zu vergegenwärtigen, denn sie haben nicht nur etwas Unheimliches, sondern auch viel Anregendes. Jede meiner liebenswürdigen Leserinnen ergötzt sich wöchentlich vielleicht an zehn bis zwölf Erzählungen. In jeder dieser Erzählungen werben zwei oder drei Herren um ebensoviel Damen. Sobald mithin eine der Leserinnen — natürlich in voller Frische und Anmut — das 60. Lebensjahr erreicht, hat sie sich um das Geschick von ungefähr hunderttausend Personen, die nur der Phantasie ihr Leben verdanken, gesorgt und gebangt. Das zeugt gewiß von einem Reichtum edelmütiger Gesinnung, aber unheimlich nimmt sich die Zahl doch aus. Es wäre belehrend, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie viele von all jenen Liebespaaren der 60jährigen Leserin noch klar und deutlich vor der Seele stehen, wie viele der Brunos, Waldemars, Roberts, Helenens, Mathildens, Irmengards ꝛc. ꝛc. sie noch bestimmt und sicher im Gedächtnis voneinander scheiden kann. Von den meisten dieser Helden und Heldinnen wird sie nichts anderes mehr wissen, als daß sie nach irgendwelchen Irrungen und Wirrungen sich schließlich „gekriegt" haben; all die Hindernisse, Verhältnisse, Schicksale aber werden sich in der Erinnerung als unentwirrbare und fast gleichförmige Masse abgelagert haben. Der Roman soll ein Abbild des Lebens sein. Und sicherlich bildet das Verhältnis der Geschlechter im wirklichen Leben einen Kern- und Knotenpunkt. Aber nur einen und nicht wie im Durchschnittsroman den einen. Lebendig bleiben uns im allgemeinen nur die Werke, in denen sich das Leben in seinem ganzen Reichtum vor uns abspielt, in denen die Liebe nicht mehr und nicht weniger bedeutet als das seelische Stimmungselement, das hereinfallende Licht, mit all den Schatten und Farben, die es erzeugt. Eine Dichtung wie Werther und Lotte, wie Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" bringt jedes Jahrhundert ein- oder zweimal hervor; nur das Genie kann dem Liebesthema noch neue Seiten abgewinnen. Für den Durchschnittsroman jedoch müssen Werke wie Freytags „Soll und Haben" das Vorbild sein; da ist volle Wirklichkeit, die von der Liebe nur gleichsam durchleuchtet wird. Bildet aber die Liebe das A und O der Erzählung, dann erhalten wir jene „Familienblattliteratur", in der eigentlich stets derselbe Hans um dieselbe Grete freit und weiter kein Unterschied ist, als daß Hans einmal Leutnant oder Oberförster, Grete einmal Geheimratstochter oder Gutsbesitzerswitwe, einmal der Onkel, das andere Mal die Tante den Weg zur Ehe frei macht.

Zu diesen Betrachtungen hat mich Friedrich Spielhagen verführt, er, der gewiß nicht zum Durchschnitt gehört, einer der wenigen unter unseren Erzählern, die — Dichter und geistgeboren sind. Aber sein neuester Roman „Faustulus" (Leipzig, L. Staackmann) ist trotz des stolzen Titels, trotz der Kunst und trotz des Geistes, die an das Werk verschwendet sind, im innersten Grunde eine echte und rechte Hans und Gretengeschichte. Nicht nur deshalb, weil die beiden Hauptgestalten, so geschickt sie auch maskiert und verkleidet sind, unbedingt zu den litterarischen

Typen, zu den fast abgenützten Typen zählen, die obendrein in hundert Zügen an ältere Sprößlinge Spielhagens erinnern. Sondern vor allem auch, weil in dem Roman wieder einmal das Leben und Schicksal des Helden ganz von seinem Verhältnis zur Frau abhängt; er lebt und stirbt von der Liebe. In irgend einem französischen Schwank sagt eins der Dämchen: „Liebesselbstmord! Wie dumm! Nur Dienstmädchen gehen an der Liebe zu Grunde. In unseren Kreisen — sucht man sich einen anderen.“ Das klingt sehr dekadent und unromantisch. Aber hat die fröhliche Pariserin nicht im Grunde recht? Einem Menschen von seinerem Denken und Empfinden — ob Mann ob Weib — bietet das Leben so viel an Aufgaben und Anregungen, und selbst an Leidenschaft und Herzenserregung so leicht Neues und Fesselndes, daß ihn eine Liebesenttäuschung wohl beugen, aber kaum jemals brechen kann. Die Werther bilden in der Wirklichkeit ein solches Ausnahmegeschlecht, daß es eigentlich genügte, wenn alle Jahrhundert einer von ihnen dichterisch vorgeführt würde. Der Held des Spielhagenschen Romanes ist aber nichts weniger als eine Werthernatur. Um ihn trotzdem als „Opfer der Liebe“ glaubhaft zu machen, muß sein Schöpfer die seltsamsten Mittel anwenden, und besonders in der Darstellung des inneren Seelenlebens sich mit den verzwicktesten Möglichkeiten abquälen, so daß seine Kunst in dem Roman gleichsam auf Schleichwegen geht. Und was erreicht er mit alledem? Ein glaubhafter Held kommt schließlich doch nicht zustande, um so sicherer machen es die Verzwicktheiten auch dem naivsten Leser klar, daß in dem Werk eine gequälte Phantasiearbeit vorliegt, die sich mit viel Feuerwerksentfaltung um ein hohles und für unsere Teilnahme fast gleichgültiges Centrum dreht. Gleichgültig deshalb, weil die ganze Liebesgeschichte gemacht und ausgeklügelt erscheint. Mit demselben Kunstaufwand hätte Spielhagen eine große, im Leben wurzelnde und deshalb Leben wirkende Schöpfung von der Art seiner „Sturmflut“ vollenden können. Aber nicht nur, daß wir von dem Werk als Ganzem — über die bestrickenden Einzelheiten ist noch zu reden — keinen lebendigen Gewinn heimtragen, es birgt auch innerhalb seines Gefüges eine Enttäuschung. Der erste Teil des Werkes verspricht etwas ganz anderes, als die Fortsetzung hält. Doktor Arno (einen Familiennamen führt der Herr nicht), Mediziner und Poet zugleich, ist eine jener problematischen, man kann auch sagen beladenen Figuren, wie sie Spielhagen zu zeichnen liebt. In eine Kleinstadt Vorpommerns verschlagen, versüßt er sich die Öde des Daseins mit Lieben, Dichten und mit Selbstiranie. Wie wir hören, schafft er an einem Faustulus, der im Gegensatz zu dem ideell und geistig verpfuschten Faust Goethes der Welt einen echten und wahren Vollmenschen vorführen soll. An Goethes Schöpfung ist dem Doktor Arno vor allem das eine unerträglich, daß Faust im Grunde nur schöne Worte macht, aber nichts leistet, als ein bißchen Liebelei, Zauberei und Bauerei, und dieses bißchen auch nur mit Hilfe der Hölle bewältigen kann. Darin hat der Faustulusdichter vielleicht nicht ganz unrecht. Aber nach dieser Kritik erwarten wir nun doch, daß uns Spielhagen in seiner Erzählung, wenn auch nicht in dem großen Stil Goethes, so doch wenigstens in der Anlage einen Menschen zeigen wird, der in seiner Art das Faustideal verwirklicht. Wozu sonst die Kritik, wozu der Titel Faustulus? Doktor Arno aber ist noch weit weniger aufs Thun und Leisten erpicht, als Heinrich Faust. Er füllt sein ganzes Dasein, nachdem er zunächst ein wenig in Ehebruch gemacht, mit einer Gretchenliebelei aus, so daß wir statt eines Gegensatzes zum Faust, statt eines welterobernden Faustulus einen zweiten Faust in verdünnter und verwässerter Auflage erhalten. Auf einer kleinen Insel der Ostsee entdeckt Doktor Arno sein weibliches Ideal, die Tochter eines armen Lotsen, die natürlich ganz Zartheit, Keuschheit, Unberührtheit ist. Mit einer Leichtigkeit, die jeden Don Juan beschämen könnte, verführt der Faustkritiker das arme Naturkind und läßt sie dann im Stich, als ihm eine reiche Heirat winkt. Die Verlassene geht ins Wasser. Das ist eine Geschichte, die schon so oft erzählt ist, daß eine gewisse Kühnheit dazu gehört, sie noch einmal vorzubringen. Aber in den Schluß weiß Spielhagen doch etwas ganz Eigenartiges hineinzulegen, etwas so Eigenartiges, daß man eine Banalität beinahe vorziehen würde. Nach dem Tode der Geliebten wird Doktor Arno, der Spötter und überlegene Weltmensch, plötzlich zum „Spökenkieker.“ Jede Nacht, zur bestimmten Zeit, auf die Sekunde genau, sieht er in deutlichem Bilde die Tote vor sich, wie sie auf den Wellen dahintreibt. Wochenlang wiederholt sich die Erscheinung, und sie erregt nach und nach in dem Doktor eine solche Sehnsucht nach der Geliebten, daß er gleichfalls in den Tod zu gehen beschließt. Über das Wie des Selbstmordes braucht er sich keine Gedanken zu machen. Eines Abends stößt er auf den Schiffer, der sich einst Hoffnung machen durfte, die Hand der Lotsentochter zu erhalten. Der Schiffer erhebt das Messer gegen den Verführer. Stoß zu! ruft Arno und reißt Rock und Weste auf. Die Riesenfaust mit dem Messer fährt herab. Lautlos bricht Arno zusammen. Spielhagen läßt es selbstverständlich unentschieden, welche Bewandtnis es mit der Spukerscheinung hat. Es mag sein, daß er in irgend einem psychiatrischen Werk einen Fall gefunden hat, der eine derartige Halluzinationsfähigkeit bestätigt. Aber was in der Wirklichkeit vorkommen kann, ausnahmsweise vorkommen kann, ist darum noch nicht wahrscheinlich in der Dichtung. Erträglich würde der Spuk nur sein, wenn der „Faustulus“ von vornherein aufs Phantastische angelegt wäre; mit einer Natur, wie der des Doktor Arno, und mit einer ganz alltäglich verlaufenden Liebesgeschichte steht die übermäßige Romantik des Schlusses in allzu starkem Widerspruch. Sie erinnert mich lebhaft an ein Kapitel in Zolas „Doktor Pascal“; da lodert ein Alkoholist, als er sich eines Tages die Pfeife anzündet, plötzlich von selbst in Flammen auf und läßt nur ein Aschenhäufchen als Zeichen seiner Existenz zurück. Es gibt Leute, die behaupten, auch das komme in Wirklichkeit zuweilen vor. Gesehen aber hat es niemand, und mit

Digitized by Google

Fällen, die irgendwa einmal in Hinterindien oder vor sechshundert Jahren sich ereignet haben sollen, muß man nicht eine realistische Gegenwartserzählung ausputzen, auch wenn sie in Varpammern spielt. Soviel ich jedoch gegen Spielhagens Roman als Ganzes einzuwenden habe, so gern erkenne ich an, daß sich in den Einzelheiten überall die alte Meisterschaft des Dichters bewährt. Wie er zu schildern, geistvoll zu plaudern versteht, so weiß er auch beständig in Spannung zu halten. Die Charakteristik bietet nichts sonderlich Neues, man glaubt immer wieder, mit den Gestalten aus älteren Werken des Dichters her längst vertraut zu sein; aber scharf und lebendig steht jede vor Augen. Nur die Geliebte, die Nausikaa der Ostsee, kammt über eine gewisse Schemenhaftigkeit nicht hinaus. Ganz vertraut wirken auch Stil und Sprache; Spielhagens Manier, ein etwas gespreizter Realismus, ist zu bekannt, als daß ich sie näher zu kennzeichnen brauchte. Ein wenig ins Humoristische schlägt es, daß der Dichter sich nicht entschließen kann, seine deutsche Sondergeagraphie aufzugeben. Nach immer nennt er Stralsund Sundin, Greifswald Grünwald, Usedom Uselin und Wallin Waldam. Eine solche falsche Namengebung hat nur dann einen Sinn, wenn der Dichter irgend ein wirkliches Begebnis behandelt und, um nicht anzustoßen, die Örtlichkeit des Ereignisses unkenntlich zu machen sucht. Aber dann muß doch die wahre Oertlichkeit nicht ohne weiteres aus dem erfundenen Namen zu erraten sein. Spielhagen will jedoch offenbar gar nicht Versteck spielen. Seine Manier hat ihren Ursprung in jener Zeit, als die Dichtung sich scheute, allzu wirklich und realistisch zu erscheinen, als man statt Anna Chlae, statt August Leander und statt Rheinland Arkadien schrieb. Heute ist dergleichen ein Anachranismus. Was würde Spielhagen sagen, wenn er Nachahmer fände, welche ihre Geschichten in der deutschen Reichshauptstadt Patslin spielen ließen und Paris in Palyan, London in Oxdon verwandelten?

Das Muster eines Romans, wenn auch nicht in jedem Punkte, so doch sicherlich in der Anlage und Komposition, ist August Sperls zweibändige Prosadichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ (München, C. H. Beck). Da ist ein Zeitbild, so umfassend wie nur möglich, und Leben ganz so reich und vielgestaltig, wie in der Wirklichkeit; die Liebe spielt ihre Rolle, aber sie spielt nicht die einzige, ja sie ist eher auf ein zu bescheidenes Maß hinabgedrückt. Sperl führt den Leser in das Böhmen des XIII. Jahrhunderts. Aber trotz der Zeitferne wirkt die Handlung fast aktuell, denn sie schildert den Kampf, der heute der letzten Entscheidung zudrängt, damals aber in seinem Beginn stand, den Kampf zwischen Tschechen und Deutschen. Mit bewundernswerter Objektivität im allgemeinen, wenn auch Sperl im einzelnen sein deutsches Herz nicht verleugnet. Auf deutscher Seite steht in der ersten Kampfesreihe das weitverzweigte Geschlecht der Witiganen, das je länger je mehr seiner nationalen Aufgabe sich bewußt wird. König Ottokar hat in der ersten Zeit seiner Regierung die Deutschen begünstigt, sich später jedoch, beeinflußt von seinem Kanzler, den Tschechen zugewandt. Als er in der Schlacht auf dem Marchfeld gegen den römischen König Rudolf von Habsburg Sieg und Leben verloren hat, scheint Böhmen der Anarchie preisgegeben zu sein. Wenzel, Ottokars Sohn, ist noch ein Kind. Wer ihn in Händen hat, ist Herr des Landes. Deutsche und Tschechen streben daher nach der Vormundschaft. Der Erfahrene der Tschechen ist Otta von Brandenburg, Führer der Deutschen ist der Sohn Budiwajs, der Witigane Zawisch. Zunächst triumphiert der Brandenburger. Aber als Zawisch durch einen kühnen Überfall Prag erobert hat, nötigt er Markgraf Otta, den jungen König herauszugeben. Zawisch, der Achill seines Geschlechts, heiratet Ottokars Witwe und strebt mit allen Kräften danach, die Wohlfahrt des Landes zu heben, den Frieden zu sichern. Er hält die widerspenstigen Tschechen derart im Zaum, daß sie wohl zu murren, aber nicht zu mucken wagen, und da er sich auch die Liebe des jungen Königs gewinnt, so würde es ihm zweifellos gelingen, seine Aufgabe zu lösen, wenn den Tschechen nicht ein mächtiger Bundesgenosse erstände, und zwar in keinem Geringeren, als in Rudolf von Habsburg. Dieser Habsburger, ein politischer Realist ohne jedes Nationalempfinden, kennt nur das eine Streben, seine und seines Hauses Macht fest und dauerhaft zu gründen. Er hat seine Tochter Guta mit Wenzel vermählt, und da er der Ansicht ist, daß der böhmische Königsthron nur dann gesichert sei, wenn sich die Parteien, die deutsche und die tschechische, gegenseitig in Schach halten, so unterwühlt er die Stellung des Zawisch, denn die Macht dieses Vasallen scheint über die der Krone hinauszuwachsen. Wenzel wird gegen Zawisch aufgehetzt, und er versteht sich schließlich dazu, durch eine List den deutschen Idealisten in den Palast zu locken, wo der Recke alsbald zu Boden geworfen und in Gefangenschaft geführt wird. Nach einiger Zeit fällt er dann der Rache seiner Gegner zum Opfer und endet auf dem Blutgerüst. Das ist in sehr flüchtigem Umriß die Haupthandlung des Romans. Mit großer Kunst hat Sperl in diesen Rahmen eine fast unermeßliche Reihe von Kultur- und Landschaftsbildern, Volks- und Kampfesszenen, Gestalten aus allen Kreisen hineingewebt. Das Zeitgemälde, das auf diese Weise zustande kammt, ist so farbig und lebensvoll, daß die Dichtung den Vergleich auch mit den hervorragendsten Schöpfungen auf dem Gebiete des historischen Romans nicht zu scheuen hat. Jede der Gestalten tritt kräftig und wie in Erz gegossen hervor; nur von den Frauen sind einige, wie Adelheit und Demut, in der Zeichnung mehr angedeutet, als ausgeführt. Die schönste Gestalt der Dichtung ist Zawisch, eine Siegfriedsnatur, aber nach hoheitsvoller und ideell größer, als der Held des Nibelungenliedes; diese Gestalt verdiente, dauernd in der Phantasie unseres Volkes, in der Litteratur fortzuleben. Den Gegensatz zu Zawisch bildet Rudolf von Habsburg und auch seine Charakteristik ist ein Meisterstück. Vielleicht ist es ein Verdienst, daß Sperl diesem Herrscher die ideale Glorie raubt, die Schiller, Kerner und andere Poeten um sein Haupt gewoben haben; näher darlegen möchte

Digitized by Google

ich das Verdienst nicht, denn das hieße sich in — Zeitpolitik verlieren. Die Scenen in Erfurt, in denen Rudolf sein innerstes Wesen bloßlegt, sind eine Dichtung für sich, von einer Drastik und saftigen Frische, mit der in der heutigen Litteratur sich wenig messen kann. Hier und da tritt allerdings — und das gilt auch von anderen Teilen des Werkes — die Absicht des Dichters zu deutlich hervor, die Menschen geben sich zu bewußt, sie sprechen von sich, als ob sie ihre eigenen Biographen seien. Sperl ist ein Dichter und Künstler von eminenter Begabung, aber er ist, wie es scheint, auch Theologe, er ordnet das Ästhetische zum Teil ethischen Zwecken unter. Daß er nicht rein als Künstler schafft, das tritt auch in der Sprache zuweilen zu Tage. Diese Sprache ist im allgemeinen, wenn ich so sagen darf, ideal-realistisch; die Menschen reden nicht im Alltagsidiom, sondern wie sie reden müßten, wenn es ihnen möglich wäre, ihren Empfindungen und Ideen stets den tiefsten und bestimmtesten Ausdruck zu geben. Einer solchen Ausdrucksweise droht die Gefahr, leicht ins Getragene, Rhetorische und Pathetische umzuschlagen. Sperl erliegt dieser Gefahr nur an einzelnen Stellen; dann und wann gerät er ein wenig ins Predigtmäßige und läßt sich zu Betrachtungen hinreißen, die, so anregend sie sind, die Dämme des Romans zu überfluten drohen. Meist aber wogt die Sprache wie ein mächtiger und doch klarer Strom dahin, da, wo es sein muß, von sprudelnder Lebhaftigkeit, anderwärts von bezauberndem Schwung. Daß sie hier und da ans Biblische anklingt, erhöht den Reiz eher, als daß es ihn schädigte. Die Komposition der Dichtung ist als Ganzes ebenso groß gedacht wie durchgeführt; wie ein Riesenbau mit Mauern und Zinnen und vielfarbigem Ornament erhebt sich das Werk vor dem Auge des Lesers. In den Einzelheiten freilich ist nicht immer die Harmonie und Symmetrie gewahrt; es gibt Stellen, die man unbedingt weiter und reicher ausgeführt sehen möchte, und andere, deren epische Breite sich ins Übermäßige ausdehnt. Im zweiten Bande muß der Dichter mehrfach, wie mir scheint, durch Kürze wettmachen, was er im ersten z. B. in den Reden Pilgrams durch allzu behagliches Sichgehenlassen gesündigt hat. Reizvoll wirken die Lieder und Gesänge, die in den Text eingestreut sind; ihre Färdung ist vielleicht nicht immer historisch „echt", und das „Theologische" drängt sich, für meinen Geschmack, allzu stark vor, stets aber bezeugen sie, daß die lyrische Begabung Sperls der epischen nicht nachsteht. Es gibt wenige Romane, die man dem deutschen Volke als ein Hausbuch, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben und im häuslichen Kreise wieder und wieder zu lesen und zu „besprechen" empfehlen kann. Die „Söhne der Herrn Budiwoj" sind ein solches Buch: jedem, den Jungen wie den Alten, bietet es etwas, und sein Schatz an dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschöpfen.

Gäbe es litterarische Hochschulen oder dichterische Meisterateliers, von der Art, wie sie auf dem Gebiete der bildenden Künste vorhanden sind, so würde ich Bianca Bodertag, die Verfasserin des Romans „Moderne Jugend" (Stuttgart, J. C. Cotta) als eine Schülerin Spielhagens „ansprechen." In ihrer Sprache wie in ihrer Erzählungsart deutet manches darauf hin, daß sie sich unter dem Einfluß Spielhagenscher Dichtungen schriftstellerisch gebildet hat. Eine Schülerin übrigens, deren sich der Meister nicht zu schämen hat, denn im Geistigen wie im Poetischen strebt die Dichterin hohen, vielleicht den höchsten Zielen zu. Nur künstlerisch erscheint sie noch nicht reif. Ihr Stil ist ungleichmäßig, Kolorit, Handlung, Charakteristik haschen noch allzusehr nach dem Grellen und Blendenden, und daß sie immer wieder mit eignen Betrachtungen in die Erzählung hineinfährt, untergräbt nicht nur die epische Objektivität, es dringt auch etwas Unharmonisches in das Werk. Allerdings zeugen die Betrachtungen von einem reichen und ernsten Geistesleben, aber es wäre doch leicht gewesen, sie einer Person des Romans in den Mund zu legen und sie dadurch mit dem Werk zu verschmelzen, statt sie bloß hineinzukleben. Dies aber nur nebenbei. Denn die kleine Schwäche beeinträchtigt den Wert der Dichtung kaum merklich. Woran das Werk krankt, das ist seine Handlung. Sie ist so dunt und romanhaft, daß man hier und da eine „Kolportagegeschichte" zu lesen glaubt. Die Erzählung fängt gleich mit einer Verführung an, gerät dann in das Kapitel von den Kindern, die nicht wissen, wer ihr Vater, wer ihre Mutter ist, sinkt bis zu jener Tiefe, wo die Geldfälscher hausen, die Polizei ihre geniale Spürkraft au den Tag legt und ein Verbrecher den anderen mit den Händen erdrosselt, und erhebt sich erst zum Schluß wieder zu den reinen Höhen seelischen Empfindungsledens. Ein vollständiges Bild von der verzweigten und verwickelten Handlung zu geben, dazu müßte ich Seiten verwenden. Aber es wäre Unrecht, die Verfasserin nach ihrer Erfindungslust zu beurteilen. Was sie leisten kann, wie glänzend ihre Begabung ist, das ersieht man aus den Schilderungen, die oft von einer wahren Farbenglut, von packendem Stimmungszauber beseelt sind, und aus der Charakteristik, soweit diese nicht auf den Effekt hingearbeitet ist. Ein Kabinettsstück litterarischer Porträtmalerei ist der Hofrat und vielleicht in noch höherem Grade die „Frau mit den Habichtsaugen", die alte Christiane. Schade nur, daß diese Frau ganz im Hintergrunde, statt im Mittelpunkte der Dichtung steht. Sie — oder eine andere der leider nur angedeuteten Frauengestalten: jene Unglückliche, die an ihrer Ehe zu Grunde gegangen ist. Dieses Eheopfer hat in einem Tagebuch seine Leidensgeschichte niedergelegt; einen kurzen Auszug aus dem Tagebuch gibt Bianca Bodertag zum besten. Zunächst bringt das Buch Ergüsse eines jungen, frohen, lebensdurstigen Mädchenherzens. „Feste, klare Gedanken, herzliche, feine Empfindungen, leichtflüssig in einem Stil, dem es weder an Kraft noch an Schönheit gebrach. Kleine Verse von stimmungsvoller Schönheit und einer gewissen Formvollendung, kühne Fragen an das Schicksal, kluge Betrachtungen über Menschen und Dinge, ein starkes Interesse an allen Erscheinungen des Lebens, Kenntnisse, die nach der

Digitized by Google

Tiefe trachteten, der Ausdruck hoher und reiner Gesinnungen, ein optimistischer Idealismus, der sich gläubig an Gott und den Unsterblichkeitsgedanken anklammerte. Dann das schüchterne Eingeständnis heißen Wunsches nach Liebe und Familienglück, die erst halbmystische Erwähnung einer beglückenden Begegnung. Stürmische Liebesseligkeit der Braut, ein Ausströmen reinsten, höchsten Vertrauens, seligster Zukunftshoffnung, des Glücksrausches ihrer jungen Ehe. Furcht und Bangen, entzückter Jubel über das süße kleine Ding, das Herz-Trubelchen, ein ganzer Überschwang mütterlicher und ehelicher Empfindungen. Und überall dazwischen kluge Gedanken, selbständige, ursprüngliche, ein herzliches Gemüt und ein lebhafter Sinn für alles, was groß und schön und ehrwürdig war. Dann — die ersten Schatten. Das erste Zerwürfnis, die erste Sorge .... Endlich das Furchtbare. Das langsame, unaufhaltsame, grauenhafte Absterben. Qual und Pein. Aber wieder sich Zurückfinden, neue Hoffnung, neuer Mut. Und doch immerfort bergab. Kein Glaube mehr, kein Mut mehr, keine Liebe. Elende, jammervolle Interessen: Farbe von Kinderstrümpfen, Zänkereien mit Dienstboten, Klagen über eine zerbrochene Scheibe. Hohn auf die Phrasen vom Großen und Schönen. Grauenvolle Verzweiflungsschreie über erzwungene Zärtlichkeit. Ekel und Gleichgültigkeit und Haß ... Dann nicht einmal das mehr. Keine Klage, nichts Allgemeines, kurze hingeworfene Notizen über neueingezogene Hausbewohner, ein paar hämische Bemerkungen, Rezepte zu billigen, schlechten Gerichten, neugierige Betrachtungen über ein Vis-a-vis, über das Wetter, eine Adresse, wo man alte Lumpen zu Stubendecken verwebte. Stumpfsinn und Kleinlichkeit. — Das das Ende."

Mehr als einer, der diesen Auszug aus dem „Tagebuch einer Untergegangenen" liest, wird mit mir das Bedauern teilen, daß es sich nur um einen Auszug handelt. Warum hat die Erzählerin das Tagebuch nicht ausgeführt, warum nicht all die fesselnden Einzelheiten, die sie andeutet, zu einem großen Lebens- und Seelenbilde ausgearbeitet? Wie ich bestimmt glaube, würde sie damit eine weit tiefere und nachhaltigere Wirkung erreicht haben, als mit dem vorliegenden, zu sehr überladenen Roman. Nicht in der Erfindung liegt die Stärke der Dichterin, sondern in der Stimmungs- und Seelenmalerei; wird sie in weiteren Werken hierauf ihre ganze Kraft verwenden, so ist sicherlich Bedeutendes, uneingeschränkt Bedeutendes von ihr zu erwarten. Die lyrischen Dichtungen, die in den Roman eingewebt sind, hat die Verfasserin wohl schwerlich irgend einer fremden Sammlung entnommen. Es ist, wenigstens in den meisten, Geist von ihrem Geist und Blut von ihrem Blut. Sind sie aber in der That ihr poetisches Eigentum, dann bestätigen auch sie das starke dichterische Talent und das philosophische Ringen der Erzählerin.

Unter den schriftstellernden Frauen der Gegenwart sind nur wenige, die nicht irgendwie ins „Männliche" sich verlieren und im Burschikosen, in Kraftmeierei, in Sturm und Drang es den Kollegen gleichzuthun suchen. Eine Dichterin, die ganz Frau ist und offenbar nichts als Frau sein will und eben dadurch eine starke Eigenart erreicht, ist Frida Schanz. Über allen ihren Werken ruht der Zauber reiner Weiblichkeit, einer Weiblichkeit, die alles Menschliche umfaßt, aber es ganz in Empfindung und Stimmung auflöst, die das Geheimnis ewiger Anmut, geistiger und seelischer Harmonie, ewiger Jugend in sich zu verwirklichen scheint. In ihren Dichtungen gibt es Stellen, an denen ein Kind sich ergötzen, an denen ein Weiser sich anregen kann. So zu schreiben, versteht, wie ich glaube, nur eine Frau, eine wahre Frau. Das Große und Gewaltige ist dem Talente der Dichterin nicht erreichbar, sie strebt auch nicht danach; ihr Schaffen geht ausschließlich auf das Sinnige, Anmutige, Feine. Aber sie wirkt nicht nur durch den Inhalt, sondern vor allem auch durch die Form. Sie ist eine Versknstlerin hohen Ranges; leicht und ungezwungen schmiegen sich ihre Rhythmen jedem Empfindungsausdruck, jeder Stimmung an, und wenn sie auch in Worten und Bildern nichts eigentlich Neues bringen, keine überraschende Originalität entfalten, so sind sie doch reich an Glanz und Farbe. Vor einiger Zeit habe ich mich an dieser Stelle mit der Thatsache beschäftigt, daß die meisten schriftstellernden Frauen ausschließlich die Prosa pflegen, die Verserzählung aber nur ein paar nennenswerte Vertreterinnen aufweist. Ich führte einige Namen an, dachte aber, wie das manchmal so zu gehen pflegt, in dem Augenblicke an diejenige Dichterin nicht, die in erster Reihe zu nennen gewesen wäre, nicht an Frida Schanz. Es ist mir eine Genugthuung, daß ich heute das Versäumnis nachholen kann; Veranlassung bietet mir eine, bereits in zweiter Auflage erschienene Sammlung von Versnovellen, die den Titel „Filigran" (Bielefeld, Velhagen & Klasing) führt. Acht Erzählungen vereinigt der Band. Es würde mir schwer fallen, eine vor den anderen hervorzuheben; jede hat ihren besonderen Reiz, der einmal mehr ins Ergreifende, das andere Mal mehr ins Fröhliche schlägt, hier mehr auf der äußeren Malerei, dort mehr auf dem Empfindungsausdruck beruht. Eine zierliche Kleinigkeit, die Märchen und Wirklichkeit zu einem gewinnenden Einklang vereint, macht den Anfang. Schlicht und einfach ist der Vorwurf der Erzählung „die Erdbeeren"; ein Mädchen wird durch die Kunde, daß ihr Geliebter im Kampfe gefallen ist, so tief ins Herz getroffen, daß sie in kurzer Frist dem Toten nachstirbt; ob aber durch den Erdbeerenschmaus, der sich mit der Katastrophe verknüpft, die Erzählung sonderlich gehoben wird, möchte ich bezweifeln. Von einer Geige, die ein Künstler auf ganz besondere Art erwirbt, erzählt die dritte Novelle; ergreifend wirkt die Schilderung, wie der alte Geigenbauer seinen Schmerz bemeistert, bis er ihn in den Tönen seines Instrumentes ausströmen kann. Im Mittelpunkte des Bandes steht die Erzählung von der Vase, die einem Liebhaber zum Malzeichen wird, das Mädchen, das für ihn paßt, zu erkennen; es ist überaus anziehend zu sehen, was für eine Fülle von Leben der unscheinbare Stoff unter den Händen der Dichterin ergibt. Noch eigenartiger wirkt

Digitized by Google

die Weihnachtserzählung „das Christgeschenk“; ihre Tendenz offenbart sich in den Versen:

O, müh' dich nicht mehr, allzu klug zu denken!
Denn wie gewaltig unser Hoffen sei,
Gewaltigeres kann der Himmel schenken ...

In den Süden führt die Novelle „Lacertala“, die Geschichte einer Liebesleidenschaft, die durch ihre charakteristische Färbung bestrickt. Den ganzen Reichtum ihres Könnens aber entfaltet Frida Schanz in den Tagebuchblättern von Capri; hier vereinigt sich epische Schilderung und lyrische Stimmungsmalerei zu einem fast berauschenden Farben-, Licht- und Tonkonzert. Alles in dem Gedicht ist Jubel und Lebensüberschwang, und doch sind die einzelnen Örtlichkeiten der Frühlingsinsel mit kurzen Worten so realistisch treu gezeichnet, daß es nicht schwer wäre, nach den Andeutungen ein Kartenbild zu entwerfen. Von dem Klang der Verse genüge folgende Probe:

Was nun auch kommen mag! — Wer hier am Hang
Sich wilde Rosen einst zum Kranze schlang,
Wer einmal hier im Myrtengrün geruht,
Den trunknen Blick auf der durchsonnten Flut,
Wen dieser grenzenlose duft'ge Ring
Verklärter, weicher, holder Luft umfing,
Wer sich gebadet hier in Glück und Schein,
Der kann, der darf nicht wieder elend sein!
Wie wacht das Schärenpaar der Faragliane
Stolz dräuend unter diesem Felsenthrone!
Im Schatten glüht auf den gewalt'gen Klippen
Der weiche Fuß von roten Blumenlippen.
Und zwischen der zerriss'nen Wände Fall
Wiegt sich die Flut, — blaupurpurner Krystall.
Kein Hauch. Kein Laut. Die Möve blitzt im Blau,
In stiller Hoheit liegt die weite Schau.
Die ganze Landschaft wie ein goldner Vers,
Ein tiefer Vollklang aus dem Buch Homers ...

Zugleich mit den Novellen hat mir der Weihnachtsmann noch ein anderes Buch der Dichterin, die Spruchsammlung „Ährenlese“ beschert; sie ist ebenfalls im Verlage von Velhagen & Klasing in dritter Auflage erschienen. Von dem feinen Gedankenweben, dem klugen Sinn, der weitgreifenden Menschlichkeit der Dichterin legen auch diese Sprüche ein beredtes Zeugnis ab. Daß sie nicht alle — ihre Zahl reicht an die zweihundert heran — gleichwertig sind, ist beinahe selbstverständlich, wenigstens für den, der es weiß, was ein „scharfpointierter,“ mit nicht zu alltäglicher Weisheit prunkender Sinnspruch an Klein- und Feinarbeit bedeutet. Sprüche sind krystallisierte Erfahrungen; nicht jede Erfahrung aber lohnt den Versuch, sie in feste Form zu bannen, und wenn es sich lohnt, geht nicht immer der Krystallisationsprozeß glatt und ohne Bruch von statten. So ist denn auch unter den vorliegenden Sinnversen mehr als einer, der keinen rechten Schliff, keine rechte Spitze hat, mehr als einer, dessen Weisheit anfechtbar oder banal erscheint. Weitaus die Mehrzahl aber erfreut durch ein hübsches Bild, ein sinniges Gleichnis und regt das Empfinden oder das Denken an. Wenn ich mir gestatte, einige mitzuteilen, so geschieht das in dem Sinne, die Lust nach mehr zu wecken.

Heiliges Alter! Du legst die Hand
Ueber Irrtum und Groll und Weh.
Das verwildertste Gartenland, —
Ist es nicht rührend im weißen Schnee?

Das ist so schön am frischen Frühlingswind:
Sein Rauschen sagt: das Beste kommt noch, Kind!
Das ist so schmerzlich an des Herbstes Prangen:
Sein Schimmer sagt: das Beste ist vergangen.

Ohne Zuschauer glücklich sein
Können nur Große ... Die Kleinen
Sehn, daß sie glücklich sind, meist erst ein,
Wenn die Leute es meinen.

Mitleid, Mitleiden im tiefsten Sinn,
Ich konnte noch keines finden;
Es gab noch niemand ein Auge hin
Aus Mitleid für einen Blinden.

Wenn die, die sich mühn und plagen,
Ihr Werk mal loben, so sei es drum!
Die Drohnen können leicht sagen,
Die Bienen machten zu viel Gesumm.

Es gibt aber auch unter den „Bienen“ welche, denen ein Lob wie ein unangenehmes Gesumm klingt, sobald nämlich das Lob — anderen gilt. Gottlob, daß ich nicht bin, wie dieser einer. Für mein Teil fühle ich ein angenehmes Behagen, — mag man es mir glauben oder nicht — wenn ich einmal in einer Kritik, wie es diesmal der Fall war, mehr Anerkennung als Bosheit austeilen darf. Daß mir freilich das Behagen nicht allzu oft erwächst, dafür sorgen die Herren und Damen Bücherschreiber mit einem Eifer, der nur den Bosheitsfrohen zu gute kommt.

Digitized by Google

Friedrich Prölß in seinem Atelier.

Zu unseren Bildern.

(Abdruck verboten.)

Unter den zahlreichen Münchener Malern, die auf Defreggers Pfaden wandeln, nimmt Friedrich Prölß eine hervarragende Stellung ein. Besanders in den letzten Jahren ist sein Name viel und mit allgemeiner Anerkennung für sein Schaffen genannt worden; auf der großen Ausstellung des vergangenen Sammers im Münchener Glaspalast wurde sein schönes Bild „Am Leonhardstag" — eine Gruppe frischer Tirolerinnen im Festschmuck — viel bewundert. Unser Titelbild könnte eine Vorstudie zu dem größeren Gemälde sein, das auf der Photographie des Künstlerateliers, auf der linken Seite, zum Teil verdeckt, sichtbar ist. Mehr nach als gewöhnlich gewährt übrigens dieses Atelierbild einen kleinen Eindlick in den Schaffenskreis des liebenswürdigen Künstlers — troß des kleinen Moßstabs der Reproduktian sind die Sujets der auf den Staffeleien stehenden Bilder deutlich erkennbar.

Wilhelm Räuber — ein Sahn Westpreußens (geb. 1849 in Marienwerder) — aber seit langen Jahren in München ansälsig — ist eigentlich ein Histarienmaler großen Stils. Seine „Übergabe von Warschau an den Großen Kurfürsten", sein „Tad Gustav Adalfs bei Lützen" gehören zu den besten Geschichtsbildern, die uns unsere, der Darstellung großer geschichtlicher Ereignisse ziemlich fremd gegenüberstehende neuere deutsche Kunst brachte. Daneben aber pflegte Räuber stets mit Vorliebe jagdliche Motive. Sein wohl bekanntestes Gemälde ist die „Bekehrung des heiligen Hubertus." Auch die „Rückkehr von der Jagd" entstammt diesem Stafskreise, denn es ist nicht die Jagd der Gegenwart, die Räuber gern behandelt, sandern die Jagd früherer Tage. Intimeren Kennern der älteren Kunst wird übrigens vielleicht eine überraschende Ähnlichkeit des Gemäldes mit einem Kupferstich von Joachim von Sandrart (geb. 1606, gest. 1688) auffallen, das, als „November" bezeichnet, zu einer Falge von Manatsbildern gehört, die der fleißige Hachfürstl. Pfalz-Neudurgische Rat herausgab. Selbstverständlich ist die Ähnlichkeit entweder eine rein zufällige oder als Ausfluß einer künstlerischen Laune Räubers entstanden — sein Gemälde selbst steht turmhoch über der Zeichnung des alten Nürnbergers. —

Van Eugen Kampf bringen wir eine stimmungsvalle, düstere „flandrische Landschaft". Von dem kraftvoll emparstrebenden Walther Firle die Reproduktion des Gemäldes „Ein altes Lied" wie immer bei Firle ungemein geschickt kamponiert und einen ansprechenden Grundgedanken warmherzig wiedergebend; man fühlt mit dieser schlanken jungen Frau, die am Klavier leise Erinnerungsakkorde anschlägt, in denen

vergangenes, verlorenes Glück nachklingt. — Die „Rivieraveilchen“ von Marie Nyl erwarben wir auf der letzten Münchener Ausſtellung, auf der ſie wohl als das beſte Blumenſtück des Jahres angeſehen wurden; trotz des Mangels der Farbe kommt der Reiz des Bildes auch in der Reproduktion voll zur Geltung, beruht es doch zum großen Teil auf der anmutigen, duftigen Anordnung der Frühlingskinder in dem leichten Spankorb, aus dem ſie förmlich emporquellen. —

Das große Gemälde von Demont-Breton führt uns in die Tage zurück, in denen Jean Bart, der gefeiertſte Seeheld Frankreichs, aus den holländiſchen Kriegsdienſten ausſchied, um in Frankreich Dienſte zu nehmen. Da er aber bei den herrſchenden Vorurteilen nicht Offizier werden konnte, ſo warb er Mannſchaften für ein Korſarenſchiff, that der engliſchen Handelsmarine ungeheuren Abbruch und erreichte es, daß ihn Ludwig XIV. doch zum Schiffsleutnant und 1691 ſchon zum Geſchwaderkommandeur ernannte. Als ihn dann ſechs Jahre ſpäter der König huldvollſt in Audienz empfing und ihm ankündigte, daß er ihn wieder an die Spitze der Flotte ſtelle, antwortete — ſo meldet der Treppenwitz der Weltgeſchichte — der biderbe, von den Hofſchranzen oft verſpottete Seeheld an ſtatt jedes Dankes nur mit den großen Worten: „Sire, Sie thaten wohl daran!“ — Das Gemälde iſt beſonders intereſſant durch die trefflichen Seemannstypen. —

Von der letzten Münchener Ausſtellung ſtammt die Statue eines anderen Seehelden — der „Kolumbus“ von Ludwig Habich, ein kraftvolles, markiges Werk. So mag man ſich wohl den Entdecker der neuen Welt vorſtellen, auf dem Heck ſeiner Karavelle, in jenen kummervollen Stunden, in denen das Schiffsvolk vor der Meuterei ſtand und er allein noch — er aber felſenfeſt — an den glücklichen Ausgang glaubte. —

Aus der Reihe der in den Text eingeſtreuten Bilder und Studien ſei zunächſt das Gemälde „Phantom“ von Gabriel Max (Seite 548) herausgehoben; über die Berechtigung des Titels mag man ſtreiten können, das Bild ſelbſt aber zählt unbedingt zu den intereſſanteſten neueren Arbeiten des Münchener Meiſters. Es liegt ein eigen liebenswürdiger Hauch über dem ſchönen ernſten Antlitz des mit offenen Augen träumenden Mädchens. Aus unſeren Sammlungen älterer Meiſter reihten wir den realiſtiſchen „Trinker“ von Gaſpard Grésely ein, der eine Zierde des Muſeums zu Beſançon iſt (Seite 537). Durchaus modern erſcheint dagegen wieder das Bild „In der Bibliothek“ von Konrad Kieſel (Seite 560) augenſcheinlich eine ungemein geſchickte Vereinigung von drei Porträts.

Zum Schluß ſei die Aufmerkſamkeit der Leſer auf die eingeſtreuten Tierſtudien hingelenkt (Seite 501, 509, 520, 521); da iſt zunächſt der ausgezeichnete Joh. Deiker mit dem mächtigen Kopf eines Edelhirſches vertreten, der bei aller naturaliſtiſchen Durchführung idealiſiert erſcheint; dann folgt eine Jagdſtudie von Prof. Chr. Kröner, ein Hirſch auf dem Jagdkarren; endlich eine ganze Reihe zierlicher Pfauen, von dem Düſſeldorfer Alexander Frenz gezeichnet. H. v. S.

Ein Blick in Friedrich Prölß' Bauernſtube.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Studie zu einem Bilde Eduard von Gebhardts „Die Hochzeit zu Kana".

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 6, Februar 1898.

Die Hauptstadt des chinesischen Reiches.

Von
Ernst v. Hesse-Wartegg.
Mit 11 Illustrationen von **Albert Richter.**

(Abdruck verboten.)

Seitdem die schwarzweißroten Flaggen auf den Wällen und Türmen von Kiautschau wehen, ist das „Reich der Mitte“ in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Mit Spannung sieht man der Entwickelung der Dinge im fernen Ostasien entgegen, und wenn es wohl ziemlich ausgeschlossen erscheint, daß deutsche Truppen, ähnlich wie in den sechziger Jahren französische und englische, nach der Hauptstadt des großen Reiches marschieren, so bietet Peking, als der Sitz des „kranken Mannes von Asien“, doch außerordentliches Interesse. Die Zeiten sind vorbei, daß Reisende von der Mündung des Peihoflusses die Fahrt nach Peking in „Hausbooten“ oder über Land auf elenden Karren, wenn nicht auf Pferden oder Maultieren, unternehmen mußten. Seit einigen Monaten führt eine bequeme Eisenbahn von Tientsin, dem Haupthafen Pekings, bis nahe an die Thore der Hauptstadt, und während die zeitweilig nach Europa dringenden Nachrichten von der Ermordung von Missionaren Reisen im chinesischen Reiche als gefahrvoll erscheinen lassen, kann man den Besuch nicht nur Pekings, sondern auch der Mehrzahl der anderen Großstädte Chinas als gewöhnlicher Reisender mit ebensoviel Sicherheit unternehmen, wie sie in anderen Ländern des asiatischen Kontinents herrscht. China ist längst nicht mehr das verschlossene, unzugängliche Reich, als das es früher geschildert wurde. Wie in einer Reihe von Hafenstädten längs der Küsten und der Hauptströme des Landes, so leben auch in Peking gastreiche Europäer, Missionare, Diplomaten, Kaufleute; die Hauptstadt ist mit den Provinzstädten und mit der Außenwelt durch Telegraphenleitungen verbunden; die

Audienzhalle im Kaiserpalast zu Peking.

Post verkehrt zwischen Peking und Europa über Sibirien oder zur See durch den Suezkanal mit großer Regelmäßigkeit; Dampfer laufen auf mehreren großen Strömen, und es wird gar nicht mehr lange dauern, so wird man nicht nur nach Peking, sondern auch nach Nanking, Sutschau, Hankau ꝛc. mittels Eisenbahnen gelangen können. Das Deutsche Reich wird zu der weiteren Erschließung Chinas, dieses größten Reiches der Erde, mit seinen elf Millionen Quadratkilometern Landes und nahezu vierhundert Millionen Menschen, das Seinige beitragen, zumal jetzt, wo es sich, man könnte sagen, im Angesicht der Hauptstadt, festgesetzt hat; und wo die habsüchtigen Mandarinen, welche die Regierung Chinas in den Händen haben, wohl spüren, daß die Deutschen gekommen sind, um zu bleiben. Wie einst Mac Mahon auf dem Malakoffturme von Sewastopol, so sagt auch der Deutsche in Kiautschau: „I'y suis, j'y reste", „Hier bin ich, hier bleib' ich."

Noch in den fünfziger Jahren war man sich in Peking der eignen Schwäche nicht bewußt. Der Hof und die Mandarinen steckten noch in dem aus alten Zeiten überkommenen Glauben der Unbezwinglichkeit; die fremdländischen Gesandten wurden in der Hauptstadt nur geduldet, und wie von den eignen Unterthanen, so forderte man auch von ihnen, daß sie angesichts des Kaisers auf die Kniee fallen und mit der Stirne neunmal den Boden berühren; als 1859 der amerikanische Gesandte Ward nach Peking reiste, mußte er sich in einen nach allen Seiten fest verschlossenen Käfig stecken lassen, der nur an der Decke einige Luftlöcher besaß, und wurde so auf dem Peihoflusse nach der Peking nächstgelegenen Stadt Tungtschau geführt. Von dort beförderte man ihn in ähnlicher Weise auf einem Karren nach Peking zur Audienz beim „Sohne des Himmels", und ebenso mußte er auch nach Tientsin zurückkehren, damit er vom Reiche der Mitte ja nichts zu sehen bekomme! Heute reisen wie gesagt, nicht nur Gesandte, sondern auch gewöhnliche Sterbliche in größter Sicherheit und Freiheit nach Peking, und die Vertreter der fremden Mächte können aufrecht und erhobenen Hauptes im kaiserlichen Palaste selbst vor den Herrscher treten.

Mauern der Tartarenstadt Peking.

Peking ist eine der ältesten Städte der Welt. In den chinesischen Annalen erscheint sie unter dem Namen Ki schon im XII. Jahrhundert vor Christi Geburt; aber erst Kublai-Khan, der Enkel des großen Mongolenführers Dschingis-Khan, gab ihr ihre heutige Gestalt und Ausdehnung. Marco Polo, der berühmte Venezianer, schilderte sie, als sie noch den Namen Kambalik führte. Den Namen Peking oder vielmehr Bedsching (Residenz des Nordens) erhielt sie erst im Jahre 1409, als sie zur Hauptstadt des chinesischen Reiches erhoben wurde. Die Chinesen selbst nennen Peking einfach Kingtscheng, d. h. die Residenz, auf den chinesischen Landkarten aber ist sie als Tschun-tien-fu

Straße der Gesandtschaften in Peking.

bezeichnet. Die gewaltigen Ringmauern und Türme, mit denen sie heute umgeben ist, wurden in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts erbaut. Als die siegreichen Mandschu sich ein Jahrhundert später Pekings bemächtigten, setzten sie sich in der nördlichen Hälfte fest, ihr Anführer, der Gründer der noch heute regierenden Dynastie, bezog die alten Paläste der Mongolenfürsten und relegierte die Chinesen in die südliche Hälfte der Stadt.

Diese Einteilung in eine Tartaren- und eine Chinesenstadt hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, obschon beide von derselben Ringmauer umschlossen sind. Schon aus der Ferne gewahrt man diese über fünfzehn Meter hohen, dräuenden Festungsmauern, die sich, verstärkt durch gewaltige Bastionen, nahezu senkrecht aus der weiten, staubigen Ebene erheben, eines der großartigsten, von Menschenhänden errichteten Werke. Die Chinesen sind darin von keinem Volke übertroffen worden; auch andere Städte, vor allem Nanking, werden von ähnlich gewaltigen Mauern umgeben, ja, sogar das ganze chinesische Reich wird bekanntlich gegen die Mongolei durch eine Mauer abgeschlossen, welche etwa siebzig Kilometer nördlich von Peking den Höhenzügen entlang läuft, und an Höhe wie Mächtigkeit sogar die Ringmauern der Hauptstadt weit in den Schatten stellt. Die letzteren umschließen ein längliches Viereck von $63^1/_2$ Quadratkilometer Flächeninhalt, etwa die gleiche Größe wie Berlin, aber man würde fehl gehen, innerhalb der Mauern ein ähnlich dichtes, lebhaftes Städtebild zu erwarten. Selbst von den anderen Millionenstädten Chinas ist Peking grundverschieden. Während sich beispielsweise in Kanton, Tientsin, Hankau ꝛc. die Häuser dicht aneinander reihen und kaum für die Straßen hinreichend Raum lassen, sind in Peking weite Strecken vollständig wüst und unbebaut, und das hat auch zu dem Glauben Anlaß gegeben, daß die Bevölkerungszahl der Stadt mit zwei Millionen viel zu hoch gegriffen ist. Bestimmtes läßt sich darüber nicht sagen, da die Chinesen wohl in den Provinzen annähernd richtige Volkszählungen veranstalten, nicht aber in der Hauptstadt. Von manchen wird die Einwohnerschaft Pekings sogar nur auf eine halbe Million geschätzt, wer aber jemals das rege Leben und Treiben in der chinesischen Stadthälfte Pekings gesehen hat, der wird anderer Meinung sein. Schon an den Thoren der Ringmauern ist der Verkehr mitunter von unbeschreiblicher Lebhaftigkeit. Diese von Türmen mit dreifachen Dächern überhöhten Thore werden bei Sonnenuntergang geschlossen und erst bei Tagesanbruch wieder geöffnet. Dann drängt sich dort wie zu einem ungeheuren Bienenkorbe alles Leben zusammen; Tausende von Fußgängern, Lastträgern, Reitern auf Maultieren und Kamelen, Sänften, getragen von zwei, vier oder sechs Trägern, zweiräderige Karren, ganze Karawanen von Kamelen mit schweren Lasten beladen, Menschen mit Schubkarren, alles schreiend, gestikulierend, hastend, drängend, und man ist erstaunt, wie all' diese Massen in dem engen, finsteren Thorwege überhaupt Platz finden können. Ein ununterbrochener Verkehrsstrom bewegt sich durch die Hauptstraßen jenseits der Ringmauern zwischen

Geſchäftsſtraße.

den kleinen, unanſehnlichen Häuſern, die in langen Reihen nichts als Kaufläden der verſchiedenſten Art enthalten. Dazu ſind vor dieſen Häuſerreihen inmitten der Straße auch noch Reihen von Krambuden, Verkaufsſtänden, ambulante Garküchen aufgeſtellt; Wahrſager, Geldwechsler, Händler, Zauberkünſtler, Taſchenſpieler kauern hinter Tiſchen, Karrenführer mit ihren Gefährten, Maul- tier- und Eſeltreiber mit ihren Tieren harren der Kunden.

Geſchichtenerzähler, Puppentheater, Jahrmarktsbuden aller Art locken die Paſſanten an; dazwiſchen erheben ſich immer noch auf der Straße ſelbſt, vor den eigentlichen Häuſern, Zelte und verfallende Lehmhütten, befinden ſich Futter- und Lagerplätze für die Laſttiere, tummeln ſich zahlreiche Hunde und kleine ſchwarze Schweine umher, kauern Bettler mit Wunden und Geſchwüren bedeckt, erheben ſich Miſt- und Unratshaufen, ſchlafen Kulis oder verrichten ganz ungeſcheut ihren Verdauungsprozeß. Die Lebhaftigkeit und Großartigkeit des Verkehrs in den Hauptſtraßen Pekings wird wohl kaum irgendwo anders im chineſiſchen Reiche übertroffen. Erſt wenn man ſich etwas an dieſes dichte, lebhafte, lärmende,

malerische Gedränge gewöhnt hat, gelingt es einem, sich einigermaßen zu orientieren. Merkwürdigerweise ist diese schmutzigste aller Chinesenstädte mit ihrem bunten Lager- und Jahrmarktsleben mit viel größerer Regelmäßigkeit angelegt, als unsere europäischen Städte; eine große von festen Thoren unterbrochene Mauer trennt wohl die nördliche Tartarenstadt von der südlichen Chinesenstadt, beide aber enthalten ein Netz von etwa fünfundzwanzig Meter breiten, sich rechtwinkelig schneidenden Hauptstraßen nach der bekannten Schachbretimanier der amerikanischen Städte; an den meisten Kreuzungen erheben sich quer über die Straße hohe Ehrenpforten, sogenannte Pai-lo. Aus

Eine chinesische Ehrenpforte.

buntbemalten und reichgeschnitzten Holzbalken oder aus Stein aufgeführt, zeigen sie gewöhnlich drei oder fünf Durchfahrten und tragen weit vorspringende eigentümlich geschweifte Dächer. Diese mitunter sehr kunstvollen Ehrenpforten sind in China dasselbe, was bei uns die Denkmäler berühmter Persönlichkeiten sind, und finden sich in allen Städten sowie auch auf dem Lande in so großer Zahl, daß man sich über die Menge von Verdienst im Reiche der Mitte wundern muß, zumal man davon eigentlich recht wenig zu sehen bekommt.

Nur in den Hauptverkehrsstraßen Pekings, vor allem in der Chinesenstadt, stehen die Häuser mit ihren Hauptfronten der Straße zugewandt und verleihen dem belebten Bilde durch ihre vielen Vergoldungen, Schnitzereien und Malereien stellenweise ein sehr malerisches Gepräge. Wie in ganz China, so sind auch hier die verschiedenen Handels- und Gewerbszweige der Hauptsache nach beisammen in eignen Straßen, und manche Händler, besonders jene mit Thee und Süßigkeiten, dann die Apotheker schmücken die grotesken Häuserfronten noch mit einer Reihe von rot lackierten, dieselben hoch überragenden Balken mit metallenen Kugeln, vergoldeten Galerien und Balkonen, weit über die Zinnen vorstehenden Drachenköpfen ꝛc. Von Eisenstangen hängen große Firmentafeln in grellen Farben und mit weit sichtbaren vergoldeten Inschriften versehen, tief in die Straße hinab, dazu Papierlaternen, Guirlanden, Papierstreifen ꝛc. Wenn nur nicht der furchtbare, fußtiefe schwarze Staub wäre, der in Peking auf den Straßen liegt und, durch den ungeheuren Verkehr aufgewirbelt, alles mit einer schwarzen dicken Kruste überzieht! Alle Vergoldungen und Malereien werden in viel kürzerer Zeit dunkel als in London, der Metropole des Nebels; der Staub dringt in die innersten Räume der Häuser, füllt Nase und Lungen der Passanten, bedeckt die zum Kauf dargebotenen Fleischmengen und Fische, vermischt sich mit dem in den Bratpfannen der Garküchen schmorenden

Fett zu einem schwarzen Brei und ist jedem Einwohner und Besucher Pekings eine ekelerregende, unerträgliche Plage. Ekelerregend schon deshalb, weil die Hauptstadt des Reiches der Mitte keine Kloaken hat. In früheren Zeiten waren die städtischen Einrichtungen viel vollkommener als in unseren Städten; ein mannshoher wohlgepflasterter Damm zog sich in der Mitte der Hauptstraßen für den Verkehr der Wagen und Lasttiere hin; zwischen diesem und den längs der Häuser laufenden aus großen

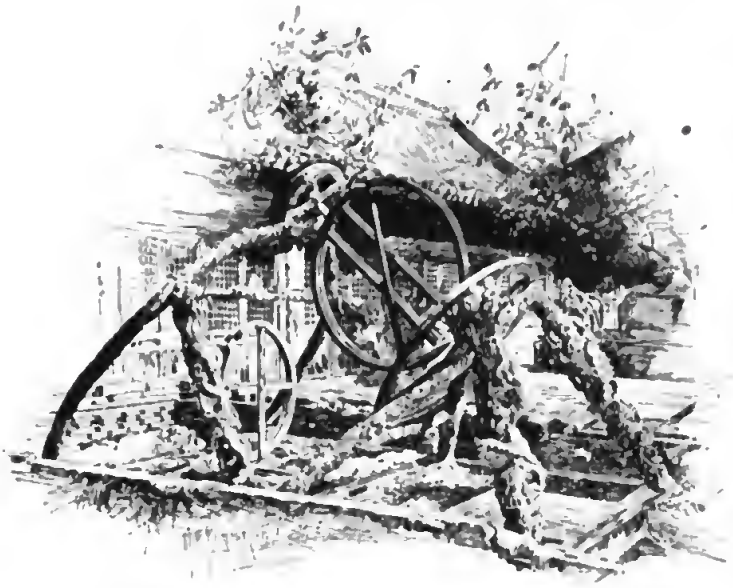
Broncelöwe im kaiserlichen Garten zu Peking.

wohlgefügten Steinen gebildeten Trottoirs befanden sich überdeckte Abzugsgräben für den Unrat und das Regenwasser; allein wie im ganzen übrigen Orient so wird auch in China nur selten etwas ausgebessert, das Pflaster ist an vielen Stellen ganz verschwunden, die mittleren Fahrdämme sind vielfach unterwaschen, die großen Pflastersteine liegen lose umher, Staub und Unrat füllen teilweise die tiefen Lücken und Löcher, die Decke der Abzugsgräben ist verschwunden, und überall liegen Kehrichthaufen, abscheuliche Abfälle, die noch durch die täglichen Entleerungen des Hausunrats auf die Straße vermehrt werden. Die Abzugsgräben aber sind mit stinkender Jauche gefüllt. Ertönen des Abends von den Stadtmauern die Gongschläge als Signal der Thorsperre, so erscheinen gewöhnlich vor den Hausthüren Knechte, um diesen Unrat auf originelle Weise noch weiter zu vermehren. Wasser ist nämlich in Peking, das keine Wasserleitung besitzt, ein kostbarer Artikel und wird durch eigne Wasserträger zu einigen Sapeken den Kübel in den Straßen feilgeboten. Die Hausbewohner töten also zwei Fliegen mit einem Schlage dadurch, daß sie die flüssigen Abfälle der Häuser und die Jauche aus den Abzugsgräben zum Begießen des Straßenstaubes verwenden. Mit großen Kübeln wird das stinkende Naß möglichst weit über die Straße geschleudert, ähnlich wie die Bauern ihre Felder zu düngen pflegen. — Dadurch wird allerdings gerade zur schönen kühlen Abendzeit der fußtiefe Staub für ein Stündchen nieder gehalten, aber gewiß wird sich dann jeder europäische Bewohner Pekings aus naheliegenden Gründen hüten, das Haus zu verlassen.

Kommen dagegen in der heißen Sommerzeit die heftigen mitunter tagelangen Regengüsse, dann ist Peking ein einziger stagnierender Sumpf, und der Verkehr in den mit knietiefem Kot bedeckten, löcherigen Straßen ist geradezu lebensgefährlich.

Schmäler und ruhiger sind die von den Hauptverkehrsadern abzweigenden Nebenstraßen, aber dafür bieten sie dem Besucher nichts von Interesse, denn zu beiden Seiten ziehen sich in unabsehbarer Folge nackte graue einförmige Mauern hin, hier und da von großen verschlossenen Pforten unterbrochen. Hinter diesen Mauern befinden sich die Wohnhäuser und Gärten der wohlhabenderen Bewohner, der Mandarinen, Beamten, Offiziere ꝛc. Stellenweise sieht man die blauen oder grünen Dächer dieser gewöhnlich nur ebenerdigen Häuser über die Mauern hervorragen.

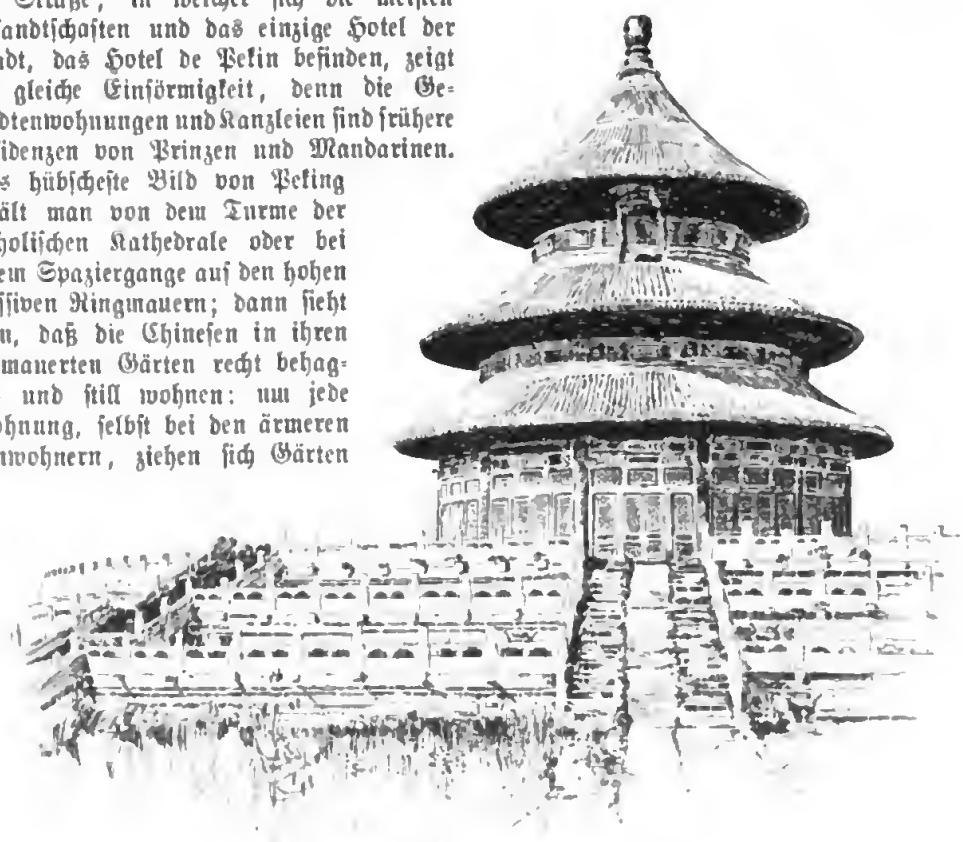
Die ganze Tartarenstadt besteht aus



Vom astronomischen Observatorium in Peking.

mit hohen alten Schattenbäumen, hier und dort ragen aus dem Grün die dreifachen Dächer großer Tempel und Pagoden hervor, aber ein dichtes Häusermeer, wie es andere Städte Chinas darbieten, wird man hier vergeblich suchen. Inmitten der Tartarenstadt umschließt eine stellenweise zerbröckelnde hohe Mauer aus rotem Granit die kaiserliche Stadt, die auch nur aus einem großen mit Pagoden, Tempeln, Hallen ꝛc. gefüllten schattigen Park besteht, und innerhalb dieser Umfassung befindet sich noch eine dritte, die sogenannte „ver-

solchen hinter Mauern zwischen dem Grün der Bäume versteckten Wohnsitzen und selbst die Straße, in welcher sich die meisten Gesandtschaften und das einzige Hotel der Stadt, das Hotel de Pekin befinden, zeigt die gleiche Einförmigkeit, denn die Gesandtenwohnungen und Kanzleien sind frühere Residenzen von Prinzen und Mandarinen. Das hübscheste Bild von Peking erhält man von dem Turme der katholischen Kathedrale oder bei einem Spaziergange auf den hohen massiven Ringmauern; dann sieht man, daß die Chinesen in ihren ummauerten Gärten recht behaglich und still wohnen: um jede Wohnung, selbst bei den ärmeren Einwohnern, ziehen sich Gärten



Tempel des Himmels.

botene Stadt", welche die Paläſte des Kaiſers und ſeines Hofes enthält. Keinem Europäer, ausgenommen den wenigen Geſandten, iſt es vergönnt, dieſe verbotene Stadt zu betreten, in welcher der Sohn des Himmels mit ſeinen ſechstauſend Frauen und Sklavinnen, ſeinen dreitauſend Eunuchen und vielleicht ebenſoviel mandſchuriſchen Palaſtgarden wohnt. Auch von der vielgliederigen Regierung des ungeheuren Reiches mit ihren Großſekretariaten, Miniſterien und Ämtern bekommt man nur wenig mehr zu ſehen, als die hohen Thoreingänge in den Umfaſſungsmauern und die darüber hervorragenden Porzellandächer, welche bei den kaiſerlichen Paläſten von gelber Farbe ſind. Zuweilen ſieht man wohl die Sänfte eines Mandarins, begleitet von Mandſchurengarden und Dienern, oder einen Trupp Soldaten, heute noch, trotz der Erfahrungen des letzten Krieges, mit alten Wallbüchſen oder Bogen und Pfeilen bewaffnet, oder einen General zu Pferde, mit Adjutanten und Ordonnanzen, aber der Hof ſelbſt iſt auch den eigenen Unterthanen unſichtbar. Der Kaiſer verläßt die verbotene Stadt nur drei- oder viermal jährlich, um die außerhalb Pekings wohnende Kaiſerin-Exregentin zu beſuchen, um an den Gräbern ſeiner Vorfahren zu beten, oder in den Tempeln des Himmels und der Erde, am Südrande der Chineſenſtadt gelegen, zu opfern. Dann werden die Straßen, durch welche er vor Sonnenaufgang, gewöhnlich um zwei oder drei Uhr morgens zieht, ausgebeſſert und mit gelbem Sand beſtreut, die Häuſer ſtellenweiſe friſch angeſtrichen und beſonders häßliche oder unflätige Stellen mit gelben Tüchern verhängt. Der Kranz von feilen, den Fremden abholden Mandarinen umgibt ihn wie mit einer Mauer, und er, der allein imſtande wäre, Beſſerung zu ſchaffen und ſeinem Reiche eine geordnete, ehrliche Regierung zu geben, weiß nichts von den elenden Zuſtänden, welche bei ſeinem armen, gutmütigen, fleißigen, genügſamen Volke dank der Mißwirtſchaft und Bedrückung durch die Mandarinen herrſchen.

An Sehenswürdigkeiten in europäiſchem Sinne hat Peking im Vergleich zu anderen Millionenſtädten wenig aufzuweiſen, zumal da durch das rückſichtsloſe, häufig unanſtändige Auftreten engliſcher und amerikaniſcher Touriſten die Mehrzahl der Tempel, Klöſter, Paläſte und Gärten in neueſter Zeit allen europäiſchen Beſuchern ver-

Pagode in Peking.

Die Kaisergräber bei Peking.

schlossen wurden — man wundert sich mit Unrecht über diese Verschließung und diesen Fremdenhaß, der in Peking unter den gebietenden Klassen herrscht. Abgesehen davon, daß der Europäer in China nur sucht, aus dessen Einwohnern so viel als möglich Kapital zu schlagen, hat der Vandalismus, mit welchem die englischen und französischen Truppen in Peking herrschten, die kostbarsten Paläste zerstörten, raubten und plünderten, auch nicht dazu beigetragen, dem Chinesen besondere Sympathien für die ‚roten Teufel' einzuflößen. Der kaiserliche Sommerpalast außerhalb der Stadtmauern war ein chinesisches Versailles. Wenn die Chinesen in Frankreich das wirkliche Versailles zerstört und geplündert hätten, wie die Franzosen es in China gethan, wenn sie in Friedenszeiten auf den Kirchhöfen von Paris Cricket spielten, die Altäre von Notre dame verunreinigten, wie es die Engländer in den heiligsten Tempeln von Peking gethan haben, so würden ihnen wahrscheinlich die Kirchen und Museen von Paris ebenfalls verschlossen bleiben.

Immerhin bietet Peking trotz des durch die verlotterte Regierung herbeigeführten Verfalls unendlich viel Interessantes und Sehenswertes: herrliche Bauten, kostbare Ornamente, Skulpturen, Altertümer, welche von der hohen Kultur der Chinesen zeugen aus einer Zeit, wo wir Europäer noch Wilde waren; in den Kaufläden der Antiquitätenhändler werden Prunkstücke feilgeboten, welche in unseren Museen große Bewunderung erregen würden: Porzellane, Bronzen, Emailsachen, golddurchwirkte Teppiche, Stickereien, Sammete und Brokate, kostbare Gefäße und Schmucksachen. Mit einer anderen Regierung, mit Freiheit und gesetzlichen Zuständen würden die seit Jahrhunderten schlummernden und systematisch verkümmerten Talente neu erwachen, und der Produktenaustausch Europas mit dem gewaltigen Reich der Mitte würde bald einen ungeahnten Umfang annehmen. China ist ja wie ein ungeheurer Fruchtbaum voll von überreichen Früchten, die dem Europäer in den Schoß fallen würden, wenn er nur recht daran schüttelte. Vielleicht gelingt es dem Bruder des deutschen Kaisers, der sich auf dem Wege in jenes ferne, wunderbare Reich befindet, Peking zu besuchen und den Kaiser zu sprechen; es geschähe zum erstenmale, daß ein Prinz aus einem souveränen Hause Europas vor den Sohn des Himmels tritt, denn bisher haben die Mandarinen dies durch Etikettefragen zu verhindern gewußt. Kommt es doch dazu, dann wird der nicht nur durch alte Traditionen in erhabener Unnahbarkeit gehaltene, sondern durch den Ring der Hofmandarinen in der That wie in einem goldenen Käfig gefangene Sohn des Himmels hoffentlich zu hören bekommen, daß es mit seiner Herrschaft wie mit seinem Reiche zu Ende geht, wenn er nicht mit mächtiger Hand den Augiasstall von Peking säubert.

Digitized by Google

Nach einer Photographie von Otto Schmidt in Wien.

Ein Flüchtling.

Novelle von

Felicie Ewart.

(Abdruck verboten.)

Dr. Heinz blieb am niederen Gartenzaun stehen und suchte in der Tasche seines dicken Rockes nach dem Schlüssel, der die hölzerne Thür öffnen sollte. Er steckte ihn in das große Schlüsselloch, aber seine Versuche, aufzusperren, blieben erfolglos.

„Ob mir die alte Kathi wohl den richtigen mitgegeben hat?“ dachte er; „sie war so verweint, daß sie sich leicht geirrt haben mag, trotz aller Ordnung, die sie hält. Aber nein, da fällt mir's ein — wie kann man das vergessen — die Thür habe ich seinerzeit doch oft genug aufgeschlossen, und heute denke ich nicht an den kleinen Kniff, der nur den Eingeweihten bekannt war und einen täglichen, harmlosen Scherz für meinen guten Alten bildete. Da, auch noch den eisernen Knopf gedrückt, und die Pforte thut sich auf.“

Er trat in den Garten und sperrte sorgfältig hinter sich zu.

Draußen auf der Landstraße kamen ein paar Bauern im Sonntagsrock vom Friedhof zurück; sie hatten dem Begräbnis mit beigewohnt und waren dem jungen Mann langsam gefolgt. Nun blieben sie einen Augenblick stehen, als er ihnen das Gesicht zuwandte, und grüßten halb vertraulich, halb ehrerbietig; Heinz hob die Hand dankend zum Gegengruß und seufzte vor sich hin, während er den langen Garten durchschritt.

Über ihm strahlte die Sonne aus wolkenlosem, hellem Blau, welches gegen den Horizont zu allmählich verblaßte und zwischen den fast entlaubten Bäumen hervorglänzte; die Wiesen schimmerten noch grün durch den Reif, der auf ihnen lag, und die feuchten, gelben Blätter, vom letzten Nachtfrost getötet, fielen wie ein stiller Regen lautlos zu Boden. Einzelne Astern standen noch hier und da auf den Beeten, die braunen, versengten Köpfchen zu Boden neigend, aber nur die silberweißen Beeren eines großen Symphoricarpusstrauches hatten dem Winteranfang standgehalten; sie glänzten unverändert an den Spitzen der bogenförmigen Äste, trotz der erstarrten Tropfen, die an ihnen hingen.

Heinz blieb einen Augenblick stehen,

um dies Bild, von melancholischem Reize umflossen, in sich aufzunehmen. Seine Gedanken kehrten zu dem teuren Toten zurück.

„Der richtige Tag, um ihn in die Erde zu legen — die Natur hat ihre Arbeit gethan nnd rüstet sich znm Schlafe. Du hast sie zum Vorbild genommen, dein Leben lang; nun deckt dich bald der Schnee, und du wirst zu Staub, aus dem du genommen. — Wie oft habe ich dich die alten Bibelworte sprechen hören, und wenn ich an dich denke, so kommt mir die Spruchweisheit ins Gedächtnis, die dir von den Lippen floß, wie Selbstgedachtes nnd Selbsterlebtes.

„Wohl hattest du ein Recht, die Worte der Patriarchen zu den deinen zu machen; wie ein einsamer, alter Baum standest du auf dieser dürren Heide, Schatten und Früchte spendend, Schutz und Zuflucht so vielen gewährend."

Er war an dem kleinen Hause angelangt, welches mit der Hauptfassade in den Garten schaute, und trat nun durch eine offene Veranda in ein gewölbtes Wohnzimmer, welches sehr einfach eingerichtet war, aber behaglich anmutete und eine tadellose Sauberkeit aufwies. Ein helles Feuer brannte in dem großen, blaugrauen Kachelofen, und auf dem Tische stand ein bescheidenes Frühstück.

Sobald die Schritte des jungen Mannes im Hause hörbar wurden, kam durch die dem Eingang gegenüberliegende Thür eine alte Frau, deren milde Züge schneeweiße Haare einrahmten.

Sie faßte des Doktors Hände und nötigte ihn zum Sitzen.

„Herr Heinz, Sie müssen Hunger haben," sagte sie; „Sie sind so früh aus der Stadt gekommen, haben meinen Kaffee nicht angerührt, und jetzt ist's schon elf Uhr vorüber. Unser guter Herr, wie würde er sich freuen, wenn er Sie da sitzen sähe! Ich bin nicht mit nach dem Friedhof gegangen, habe unterdessen in seinem Zimmer aufgeräumt, ich will nachmittag zu ihm hinaus —"

Die Thränen fielen aus ihren Augen, aber sie redete ruhig weiter in gleichmäßigem Tonfall, während sie im Zimmer hin und her ging, bald einen Stuhl zurecht rückend, bald aus einem Wandschrank allerlei Eßbares herbeiholend, das sie Heinz aufzunötigen versuchte. Es gelang ihm nicht, sie zum Niedersetzen oder gar zur Teilnahme an seiner Mahlzeit zu bewegen, und er aß schließlich nur, um ihrem Drängen zu entgehen und sie zu beruhigen.

„Nun sind Sie unser Herr," sagte Frau Kathi nach einem langen Gespräch, in welchem sie Heinz über alle Ereignisse des Dorfes aus den letzten Monaten berichtet hatte; „er hat mir's wie oft gesagt, daß nach seinem Tod alles Ihnen gehören soll — und mich und den Johann — nicht wahr, Sie lassen uns hier ruhig absterben, wir könnten doch nirgends anders mehr hin —" sie brach ab, und die Stimme, die ruhig geblieben war, während sie von dem Toten sprach, versagte ihr bei dem Gedanken des Scheidens aus dem alten Hause.

Heinz tröstete die Alte, so gut er vermochte, dann ging er in den Hof und plauderte mit dem Knecht, der Kutscher, Gärtner und Bedienter gewesen war. Die gebeugte Gestalt mit dem glattrasierten, scharfgeschnittenen Bauerngesicht erschien fast klein neben dem Jüngling, und doch wie lange war's her, daß Johann den Knaben aufs Pferd gehoben und ihm geholfen hatte, die reifen Birnen und Nüsse von den Bäumen zu schütteln!

Während er noch im Hofe herumschlenderte, die Weinstöcke betrachtend, die sich am Hause hinzogen und die Freude Dr. Herwigs gewesen waren, kam der Pfarrer die Dorfstraße gegangen. Heinz öffnete das Gitterthor und trat auf den alten Herrn zu.

„Ich wollte eben zu Ihnen, Hochwürden, um Ihnen für all Ihre Güte in den letzten Tagen zu danken. Darf ich Sie begleiten?"

„Ist mir eine Ehre," erwiderte der Angeredete, und langsam schritten sie seiner Wohnung zu. „Ja, ja, der Schulmeister," sagte der Pfarrer mit leichtem Lächeln, als sie diesen Würdenträger des Ortes von weitem erblickten; „wird er nun beim Goldenen Hirschen sein Licht weiter leuchten lassen können? Ihr Onkel borgte ihm allerhand Bücher, mit denen er dann prahlte, als hätte er sie selbst geschrieben. Nun heißt's sein bescheiden werden! Ist aber doch ein brauchbarer Mensch." —

Sie standen vor dem Pfarrhof, und der Pfarrer wies auf die mit Stroh umwickelten hochstämmigen Rosenstöcke im Vorgarten.

Digitized by Google

„Im nächsten Frühjahr hilft mir niemand die Rosen beschneiden, die Wildlinge okulieren. Ja, ja, Ihr Onkel hatte eine glückliche Hand; wenn er mir ein paar Augen brachte, da konnte ich sicher auf Triebe rechnen, und wenn wir uns am Krankenbett trafen, habe ich mich oft über ihn gewundert. Die Kinder hat er gar lieb gehabt; werde ihn schwer vermissen, wenn auch sein weißer Kopf nur selten im Kirchenstuhl zu sehen war. Aber unser Herrgott hat verschiedene Kostgänger."

„Darf ich manchmal in Ihren Garten kommen, Hochwürden?" fragte Heinz. „Ich verstehe mich ein bißchen darauf, bin seinerzeit Onkels Schüler gewesen."

„Sie werden die Zeit nicht finden, junger Freund," wehrte der Pfarrer leise ab; „die Jugend hat die Ruhe und die Geduld noch nicht, die so eine Pflanze verlangt, das war gut für uns beide. Je weniger Jahre ein Mensch vor sich hat, desto geduldiger pflegt er zu warten. Aber kommen Sie nur, werde mich immer freuen, Sie zu sehen — wird ein einsamer Winter für mich werden" — —; er ging mit kleinen Schritten in sein Haus.

Alle haben sie ihn verehrt, dachte Heinz, während er weiterschritt, um einen Besuch nach dem anderen zu erledigen. Der nächste in der Reihe war der Schullehrer, ein noch junger Mann. Er wies auf eine Reihe nett gebundener Bücher über seinem schwarzen Roßhaarsofa, die er nach und nach von Dr. Herwig zum Geschenk erhalten hatte.

„Wie haben sich die Kinder über die schönen Bilder gefreut, die ich ihnen darin zeigen konnte!" erzählte er warm werdend; „und wenn ich abends mit guten Bekannten beisammensaß, dann gab es doch ein gebildetes Gespräch über die Zeitung hinaus; der Herr Doktor hatte ein Verständnis für unsereinen, der doch nicht immer bloß zuhören mag, wenn vom Stall und vom Acker die Rede ist."

Der Dokter schien für manchertei anderes auch noch Verständnis gehabt zu haben. Bei dem Wirt am Platz sah Heinz eine neue Mostpresse nach seinen Angaben verfertigt, bei einem alten Nachbarn einen mit Leuchtstoff überzogenen Blechschirm, mit dem man des Nachts gefahrlos in Stall und Scheune leuchten konnte. Überall hatte er seine Augen, seine hilfbereiten Hände gehabt.

Durch die kleinen Scheiben des niedrigen Armenhauses schauten eingefallene Gesichter, und müde, abgearbeitete Arme winkten dem jungen Manne zu, als er vorüberging. Die hatten heute auch einen guten Freund verloren!

Wo immer auch Heinz anklopfte, man sprach von „unserem Doktor" mit Stolz, Ehrfurcht und aufrichtiger Trauer. Während der dreißig Jahre, welche er auf dem Dorfe verlebt, hatte er fast jedem der Einwohner mit Rat und That beigestanden, trotzdem er seine aristokratische Sonderstellung nie aufgegeben und ein Einsiedler geblieben war, dem nach gethaner Arbeit die eigene Gesellschaft die liebste war. Heinz erinnerte sich ganz genau an all die kleinen, gemeinsamen Erlebnisse, auf welche die alten Nachbarn bei dieser Gelegenheit zurückkamen. Seine ersten, auf dem Dorf verlebten Kinderjahre und später all die fröhlichen Ferienmonate, die der alte Herr in seiner unwandelbaren Güte dem jungen Studenten zu wirklichen Festtagen gemacht hatte, sie tauchten vor ihm auf.

Später, als er schon die Universität bezogen, schickte ihn Dr. Herwig regelmäßig auf Reisen, und nur ein paar kurze Tage waren ihm alljährlich gegönnt, in welchen er die Eindrücke seiner Fahrten berichten und die ihn beschäftigenden wissenschaftlichen Probleme dem klar und scharf denkenden Manne vorlegen konnte.

Vieles, was er mit jugendlicher Unbefangenheit kaum beachtet hatte, wurde durch die heutigen Gespräche wieder lebendig, in neues Licht gerückt; die Gestalt seines Vormundes stand urplötzlich in ihrer ganzen einfachen Größe vor seinem geistigen Auge, der tiefe Schmerz, ihn für immer verloren zu haben, bemächtigte sich seiner, die gehaltene Wehmut verdrängend, die ihn am Morgen, in dem sich Einsfühlen mit der Natur, für kurze Stunden über das persönliche Empfinden hinausgehoben hatte. Die unabänderlichen Weltgesetze des Werdens und Vergehens in ihrer erschütternden Großartigkeit hatten ihm für einen Augenblick das Menschenschicksal verklärt, nun aber trat das verblaßte Alltagsweh in seine Rechte.

Er kehrte in das alte Haus zurück und saß einsam an dem runden Tisch vor dem Abendbrot, das ihm die alte Kathi sorgfältig bereitet hatte.

Digitized by Google

Die lautlose Stille, die ihn umgab, hatte etwas Bedrückendes; nichts als das Ticken der großen Standuhr und der eintönige, wohlbekannte Schlag, mit dem sie jede Viertelstunde anzeigte. Er stand auf und ging langsam im Zimmer auf und ab; unsichtbar wandelte ein anderer neben ihm.

Er durchschritt das Wohnzimmer und die anstoßende kleine Bibliothek, in welcher der Onkel sein Nachmittagsschläfchen zu halten pflegte.

Die fast körperliche Gegenwart des geliebten Toten überkam ihn mit solcher Gewalt, daß er leise Worte vor sich hinmurmelte, eine flüsternde Klage an den gerichtet, der von ihm gegangen war und niemals mehr zu ihm sprechen würde mit der milden Weisheit und der unveränderlichen Liebe des Greises.

Wie lange er so dahindämmerte, in der Vergangenheit versunken, mit halben Sinnen für alle äußeren Eindrücke, das wußte er nicht. Endlich ging die Thüre auf, und die Dienerin kam herein, eine brennende Kerze in der Hand tragend. —

„Herr Heinz," sagte sie, „ich habe oben in dem Zimmer des seligen Herrn für Sie das Bett gerichtet; es ist Ihnen doch nicht unangenehm? Alles ist wieder in Ordnung gebracht, auch ist es die beste Stube, und die gehört nun Ihnen. Soll ich Ihnen leuchten?"

„Was fällt Ihnen ein, Kathi?" antwortete der junge Mann rasch. „Sie sollen Ihre Kräfte schonen und zu Bette gehen. Glauben Sie, ich finde den Weg nicht mehr zu Onkels Zimmer? Gute Nacht, und schlafen Sie wohl."

Er gab der alten Getreuen die Hand, schloß die Fensterladen, löschte die Lampe aus, als Hausherr, der über Nacht zum Herrn geworden, aber seine ehemaligen Pflichten noch immer erfüllt — dann ging er die niedere Treppe hinauf ins obere Stockwerk.

An Schlaf war nicht zu denken. „Die alten Menschen scheinen keine Phantasie zu haben," dachte Heinz, „sonst hätte mir Kathi nicht zugemutet, hier oben zu schlafen; aber was schadet's auch? Es ist noch sehr früh nach Stadtbegriffen, ich will die Papiere meines Alten durchsehen, das muß auch einmal gethan werden."

Er nahm den Schlüsselring des Onkels und setzte sich an den breiten altmodischen Schreibtisch.

Peinliche Ordnung in den Laden — ja, der alte Herr war seinen Gewohnheiten bis zuletzt treu geblieben. Er musterte ein Fach nach dem anderen, fand die genauen Aufzeichnungen über das Vermögen, allerhand Notizen, auf die das Testament Bezug genommen hatte, Manuskripte, Rechnungen, Wetterbeobachtungen und Krankengeschichten, schließlich ein dickes versiegeltes Paket, das seinen eignen Namen als Aufschrift trug.

Erstaunt löste er Schnüre und Siegel und sah ein eng beschriebenes Heft vor sich, einen langen, schier endlosen Brief, denn auf dem ersten Blatt stand: „Mein lieber Heinz," in denselben klaren, schön geschwungenen Zügen, die er stets mit so großer Freude an den Briefen des Doktors bewundert hatte.

Er blätterte, er las; schließlich trug er die Lampe in die Nähe des Ofens, warf ein paar Stücke Holz ins Feuer, zog den Lehnstuhl herbei und vertiefte sich in das Manuskript.

Vor kurzem hatte er innige, sehnsuchtsvolle Worte an den Toten gerichtet, nun sprach der zu ihm, und Heinz lauschte in dem tiefen Frieden des eingeschlummerten Hauses. — — — —

Mein lieber Heinz, ich will nicht aus dem Leben gehen, ohne Dir rückhaltslos auf manche Frage zu antworten, die zwischen uns geschwebt hat, solange wir uns kennen. Warum ich mich hier in dem Dorfe vergraben habe, warum ich einsam und allein meinen Weg gegangen bin, warum ich endlich meinen ganzen Einfluß bei Dir angewendet habe, um Dich aus der verlockenden Praxis in die strenge, undankbare Wissenschaft zu drängen, die sich isolierend um ihren Jünger legt und wenigstens sein Gefühlsleben nicht unabweisbar mit dem Berufe verknüpft? Ich möchte Dich vor den Abgründen bewahren, an denen ich schwindelnd gestanden, die meine Hoffnungen verschlungen haben. Nun, am Schlusse meines Lebens muß ich mir sagen, daß ich ein großes, ganzes Glück nie genossen habe, trotzdem ich einstens glaubte, es sicher in den Händen zu halten.

Laß mich erzählen.

Ich war ein junger, flotter Arzt, als

mir Professor Sollner, Du kennst seinen Namen, die Ehre erwies, mich zu seinem Assistenten zu machen. Der Himmel hing voll Geigen für mich, wenngleich ich meine Tage unter den traurigen Kranken der Klinik zubrachte und meine Nächte — ach wie oft — an einem Leidensbette durchwachte oder mit einem Aufgeregten endlose, ermüdende Gespräche führte, um ihn zu beruhigen, ihn endlich zum Schlafe zu bewegen.

Aber für alles entschädigte der Chef; seine sieghafte Persönlichkeit, so recht danach angethan, einem Jüngeren als Ideal gereifter Männlichkeit zu erscheinen, hielt nicht nur uns alle in dem Zauberbanne seiner Wünsche und Meinungen fest, sie gab uns auch ein stolzes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem großen Geist, einem edlen Menschen.

Damals schwirrten die Schlagworte von Suggestion und Hypnose, von moral insanity und neurasthenischer Psychose noch nicht in der Luft wie heute, aber die Thatsachen bestanden, und Professor Sollner war ein Teufelaustreiber ohne Lehrbuch und Rezepte.

Niemals früher oder später ist mir das schöne Bibelwort so klar geworden, wie in den Stunden, da ich bei den Klinikbesuchen assistieren durfte: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Es ging eine geheimnisvolle Macht von diesen klaren Augen aus, die mild und streng blicken konnten, eine beruhigende Wirkung von diesen kraftvollen Händen, die sich bisweilen sanft streichelnd auf den Kopf eines armen gequälten Weibes legten. Seinen Kranken gegenüber war der Professor der Allmächtige; er entschied, er ordnete an, und alles fügte sich, ohne nach dem Warum zu fragen. War er dann mit uns jungen Leuten allein, so bemühte er sich, uns den Zusammenhang der Thatsachen klar zu machen. Da gab es keine leidenden Menschen mehr, nur Objekte für scharfe Beobachtung, alles Persönliche fiel ab wie unwesentliches Beiwerk. Ursache und Wirkung dieser und jener Nervenstörung wurde diskutiert, und nichts berauschte mich mehr, als das Abwägen anderer geistiger Existenzen, das zielbewußte Eingreifen in fremdes Gefühlsleben, das da manchmal durch einen gewaltsamen Shock aus seiner Lethargie aufgerüttelt wurde, manchmal durch konstantes, leises Drängen nach dieser oder jener Richtung beeinflußt, allmählich von dem kranken Boden hinweg auf gesundes Erdreich geleitet wurde.

Professor Sollner erschien mir wie der Herr aller dieser umnachteten Gemüter und nichts dem Hochgefühl vergleichbar, das ihn erfüllen mußte, so viele Fäden in der Hand zu halten, seine Thatkraft und seinen Willen auf alle die Menschen ausdehnen zu können.

Nach und nach traten diese Betrachtungen bei mir in den Hintergrund; je mehr ich mich in das Studium der Nerven- und Geisteskrankheiten vertiefte, desto weniger bedeuteten mir die Menschen. Sie waren die Träger meiner Probleme, die Beispiele und zahllosen Ausnahmen für noch unaufgeklärte Naturgesetze.

Ich kann mich aus jenen Jahren der angestrengten Geistesarbeit kaum erinnern, daß mich ein freundschaftliches Interesse an irgend einen meiner Patienten gefesselt hätte; ich war so erfüllt von meinem Beruf und meiner Wissenschaft, daß mir alles übrige klein und unbedeutend erschien. Nur die Gestalt des verehrten Chefs, die war gleichsam die Verkörperung von Beruf und Leben überhaupt und stand in meinem Herzen wie die erhabene, unnahbare Göttin eines Heiligtums.

Nach und nach erweiterte sich mein Wirkungskreis; aus dem Schüler ward ein Forscher, aus dem Assistenten ein selbständiger, gesuchter Arzt, dessen Privatpraxis bald mehr Zeit verschlang, als ihm selber lieb war.

In dem weit intensiveren Verkehr, den der Arzt mit seinen besser situierten Patienten zu führen gezwungen ist, fand ich mich schnell zurecht; fast unbewußt wirkten die von Professor Sollner übernommenen Traditionen. Ich genoß ein großes Vertrauen und übte bald einen entschiedenen starken Einfluß auf jene Kranken aus, die sich mir übergeben hatten.

Was habe ich in jenen Zeiten nicht alles erlebt! Wie in einem aufgeschlagenen Buch lagen die Charaktere vor mir ausgebreitet, und mit welch rückhaltloser Offenheit wurden mir verworrene Lebensschicksale, schwierige Familienverhältnisse vorgelegt, die ich zu klären, zu ordnen helfen sollte!

Digitized by Google

Damals schien es mir leicht, zwischen den Eventualitäten, die sich darboten, zu entscheiden und die tausend Faktoren in Rechnung zu ziehen, die eine schwache Seele allein nicht mehr überblicken, unter denen zu wählen sie nicht mehr die Kraft besitzt. Ich hatte Kraft, ich hatte Mut für alle, so glaubte ich wenigstens damals. Beneidenswerter Jugendhochmut, was kann das Glücksgefühl ersetzen, das du uns für kurze Stunden gabst! — Ich hatte außer meinen Kranken wenig Verkehr; warum, gestand ich mir erst viel später ein. Ich war abgestumpft durch die Atmosphäre, die mich fortwährend umgab.

Gewohnt, befragt zu werden, gewohnt, zu geben, immerfort mit vollen Händen zu geben, hatte ich es verlernt, auch zu empfangen, und dadurch jene Bescheidenheit des Geistes eingebüßt, die es dem anderen möglich macht, mit einer kleinen Gabe zu nahen.

Und doch, wie arm wird jeder von uns, der aufgehört hat, aus dem unendlichen Born der Menschheit zu schöpfen, wie dürr der Boden, der durch den Tau fremder Eigenart nicht befruchtet wird.

Am häufigsten kam ich in das Haus eines Kollegen, Robert Treschow, der, etwas älter als ich, eine sehr lukrative Praxis hatte, eine vergnügte und genußfähige Frau, ein paar Kinder, kurz der alles besaß, was das Leben angenehm macht.

Mit ihm pflegte ich meine wissenschaftlichen Herzensangelegenheiten zu besprechen und öfters heftige Kontroversen auszufechten. Er war Chirurg, eine positive, nüchterne Natur und übte seine ärztliche Kunst mit Geschick und Geschäftskenntnis aus.

Meine komplizierten Feldzüge gegen phantastische Leiden, meine noch viel verwickelteren Schlußfolgerungen, die ich ihm manchmal darlegte, um darüber selbst ins reine zu kommen, erregten seine spöttischen Zweifel, seine halb mitleidigen, halb bewundernden Fragen, ob denn die angewandte Arbeit zu dem erreichten Erfolg in einem vernünftigen Verhältnisse stünde.

„Mir wären deine Sachen zu subtil," pflegte er mich zu necken; „gib mir eine vernünftige Krankheit, einen Beinbruch, einen regelrechten Tumor, ich werde sehen, beurteilen, operieren können. Daneben kann der Patient sein, wer er will, seine Lebenslage, seine Familienverhältnisse, seine Tugenden, seine Laster gehen mich nichts an, — ich will auch gar nichts von ihnen wissen. Du aber meinst, du seist imstande, den ganzen Menschen zu ergründen und nach deinem Gutdünken das verloren gegangene Gleichgewicht wiederherzustellen. Glaub mir, du kämpfst mit unfaßbaren Gegnern und wirst dir bei dem Versuch noch gründlich die Finger verbrennen."

Ich war gewohnt solche Ausfälle ruhig hinzunehmen, sprach doch der Erfolg eine zu beredte Sprache, und was an Roberts Kritik vielleicht berechtigt war, das wollte ich in jugendlichem Optimismus nicht hören.

Gewöhnlich pflegten wir nach einem gewählten Souper unsere Diskussionen bei der Cigarre fortzusetzen, während die Hausfrau, gelangweilt durch ein mit Kunstausdrücken gewürztes Gespräch, meistens einen Roman zur Hand nahm und sich damit in den Schaukelstuhl ans Feuer setzte. Hin und wieder warf sie wohl ein Wort in unser Geplauder, aber nur, um ihren Mann zu einer persönlichen Abschweifung oder mich zu einer höflichen Redensart zu nötigen. Sie konnte es nicht gut in einer ernsthaften Umgebung aushalten und wehrte sich dagegen mit allen kleinen Künsten ihres fröhlichen Naturells.

Seit ein paar Wochen war der Familienkreis vergrößert worden. Eine entfernte Cousine der Frau Malwine hatte ihre Mutter verloren und stand allein und mittellos in der Welt. Es blieb nichts übrig, man mußte sich des Mädchens annehmen, und so verband man Verwandtschaftsrücksichten mit eigenem Vorteil und bot ihr an, als Kindergärtnerin ins Haus zu kommen. Toni, so hieß sie, sollte die Danaidenarbeit verrichten, an der so viele weibliche Existenzen gescheitert sind, die Pflichten einer untergeordneten Dienerin mit den Rechten einer Gleichgestellten vereinigen. Heute die Unarten in der Kinderstube ruhig ertragen, morgen beim Thee gesprächig und zuvorkommend an der Seite der mütterlichen Freundin die Gäste empfangen — kurz die alte, ewig neue Misère einer Stellung ohne feste Grenzen, ohne bestimmten Wirkungskreis.

Das Mädchen schien vortrefflich erzogen; herb und kühl nach außen, verhielt sie sich in der fast fremden Familie sehr still; ich

Digitized by Google

bemerkte nur an dem veränderten Benehmen der drei Rangen, denen meine Freunde bisher auch nicht die kleinste Unart abgewöhnen konnten, daß Fräulein Toni anfing, ihren Einfluß geltend zu machen. Beim Thee erschien sie regelmäßig, blaß und schmal in ihren sehr bescheidenen Trauerkleidern. Die zarte, ebenmäßige Gestalt war unter Mittelgröße, der Kopf mit dem kurzgeschnittenen, schwarzen Haar saß auf einem überaus zierlichen Halse. Die Züge waren nicht schön zu nennen, doch lag ein gewisser Reiz in den fein gezeichneten Brauen und den dunklen Augen unter breiten Lidern, die sich nur selten ganz emporhoben. In hellem Kontrast dazu stand der energische, kleine Mund mit schmalen, schön geschwungenen Lippen und tadellosen Zähnen. Alles in allem ein Gesicht, bei dem sich etwas denken ließ, hinter dem man ein eigenartiges Leben vermuten durfte.

Stumm hörte sie die Kindergeschichten an, die Frau Malwine häufig zum besten gab, und wenn man sie direkt anredete, fuhr sie manchmal wie aus dem Traume auf und schien sich erst besinnen zu müssen, daß sie mit dazu berufen sei, die geistreichen Bemerkungen ihrer Pflegebefohlenen zu registrieren. War die Mahlzeit vorüber und das Gespräch noch immer an den vielen Kleinigkeiten haften geblieben, die Glücklichen so wichtig erscheinen, dann senkten sich die Augenlider noch tiefer hernieder, so daß die langen Wimpern einen leichten Schatten auf die matt gefärbte Haut warfen, und öfters bat sie ihre Cousine mit leisen Worten, sich zurückziehen zu dürfen.

Mich dauerte das junge Ding, an dem alles so wund und wehe schien, daß es die Berührung der Außenwelt nur schwer ertragen konnte.

Eines Abends hatte Frau Malwine lebhafter denn je von einem bevorstehenden Ballfest gesprochen, das sie im Kostüm zu besuchen wünschte; sie bat ihren Mann, ihr doch einmal die Freude zu machen, an etwas derartigem teilzunehmen. Sie wollte mit Freunden zusammen ein Zelt ausschmücken, in welchem die Damen in orientalischer Tracht mit Begleitern und Dienerinnen thronen würden, und verteilte dazu die Rollen.

„Du könntest auch mitkommen, Toni," sagte sie in gedankenloser Freundlichkeit, „du paßtest ganz gut in ein Fellachengewand mit deinen glänzenden Augen unter dem dunklen Schleier."

Toni antwortete nicht, sondern stand auf, um die Cigarren zu holen, nach denen der Hausherr gerade Umschau gehalten hatte. Sie brachte den Kasten, und es gelang ihr, vorsichtig hin und her lavierend, die Thüre zu erreichen. Ich hatte sie die ganze Zeit genau beobachtet und war sicher, daß sie an dem Abend nicht mehr zum Vorschein kommen würde.

Nach einer Weile fiel ihre Abwesenheit meinem Freunde auf, und er richtete eine Frage darüber an seine Frau.

Malwine schien nur auf einen Anstoß gewartet zu haben, um ihrem Unmut Luft zu machen.

„Toni ist von einer krankhaften Empfindlichkeit," sagte sie; „hast du nicht gesehen, wie meine, doch gewiß nur gut gemeinte, Aufforderung, an dem Fest teilzunehmen, auf sie gewirkt hat? Thränen, immer Thränen! Nun ist die Mutter schon seit sieben Monaten tot, hier weiß niemand etwas davon, ob sie noch Trauer tragen muß oder nicht, ich fände es viel vernünftiger, wenn sie sich etwas zerstreuen wollte, kurz, mir geht manchmal die Geduld aus bei dieser Rührseligkeit."

„Rührseligkeit ist wohl nicht das richtige Wort, Malwine," antwortete ihr Gatte; „Toni hat sich sehr in der Gewalt, sie ist mit den Kindern stets heiter und gut; daß sie die Heimat nicht vergessen hat, nun, das finde ich natürlich."

„Sie hat's bei uns doch wahrlich sehr gut," gab Frau Malwine zurück, „und sie könnte es viel besser haben, wenn sie anschmiegender wäre und nicht so falsche Begriffe von Stolz und Unabhängigkeit hätte. Jeder strecke sich nach seiner Decke! Sie ist unbequem, um es mit einem Wort zu sagen."

Die hübsche Frau hatte sich ganz warm gesprochen; mein Freund suchte zu beschwichtigen.

„Laß sie mehr in der Kinderstube, nimm es mit deinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr nicht so genau," meinte er, „das ist für beide Teile leichter; mit den Kindern geht es ja vortrefflich, soviel ich sehe."

Digitized by Google

„Das ist richtig," gestand Malwine zu, „sie unterhält die Buben und wird mit ihnen fertig; du wirst schon recht haben, Robert, wir beide passen eben nicht zu einander."

Ich mischte mich ins Gespräch mit einer verbindlichen Wendung, die der Hausfrau die Laune wiedergeben sollte und es auch that.

Also auch hier der Kampf verschieden gearteter Naturen, kleine Gereiztheiten, deren Ursache wohl tiefer lag als der unbedeutende Vorfall, der nur den Anstoß gab, sie zum Ausdruck zu bringen.

Ich habe mir den Abend so genau gemerkt, weil er eine neue Phase in meinen Beziehungen zu Frau Malwine und ihrer Cousine einleitete. Der alte Spürgeist, der sich komischerweise fast ganz auf meinen Verkehr mit den Patienten geworfen hatte, ward plötzlich angeregt, und ich ertappte mich auf förmlichen Schachzügen, die mir die Charaktere und Beziehungen der beiden Frauen zu einander klar legen sollten. Mit Frau Malwine war ich bald im reinen; sie gab ihr ziemlich schablonenhaftes Räderwerk unbefangen preis, und was ich da erfuhr, unterschied sich kaum von den Schlüssen, die ich nach meinen oberflächlichen Plaudereien am Theetisch schon gezogen hatte.

Anders verhielt es sich mit Toni; sie war so scheu und dabei so schroff, daß es fast unmöglich schien, ihr näher zu kommen, und ich hätte an dieser herben Mädchenseele noch lange herumraten können, wenn nicht der Zufall, wie fast immer im Leben, mir zu Hilfe gekommen wäre.

Aus dem geplanten Kostümball wurde nichts, auch nicht für Frau Malwine. Die drei Kinder erkrankten fast gleichzeitig an einem schweren Scharlach, und das Haus verfiel der Isolierung, welche jede Ansteckungsgefahr mit sich bringt. Mein Freund behandelte nicht in seiner Familie, es war ein altes Übereinkommen, daß ich in Krankheitsfällen zu Rate gezogen wurde, und so kam es, daß ich nun täglich ein- bis zweimal Gelegenheit fand, Fräulein Toni in ihrem Wirkungskreis zu beobachten.

Als es für mich feststand, daß die Kinder einen keineswegs gefahrlosen Ausschlag durchzumachen hatten, fragte ich, ob sie den Mut habe, die Pflege weiterzuführen, zugleich betonend, daß ich eine Uebertragung auf sie selbst keineswegs für ausgeschlossen halte.

Da lächelte sie mir zum erstenmale freundlich zu, und ich erkannte das strenge Gesicht kaum wieder, so verändert war der Ausdruck geworden.

„Ich fürchte mich nicht," sagte sie bestimmt, „und Sie können überzeugt sein, daß ich eine gehorsame Pflegerin bin. Es ist nicht das erste Mal — — auch müßte ich mich vor mir selbst schämen, wenn ich Tante Malwine da, wo sie mich wirklich brauchen kann, im Stiche ließe."

„Gut, Fräulein, dann aber haben auch Sie sich meinen Anordnungen zu fügen," entschied ich, „ich will keinen vierten Kranken in diesem Hause haben."

Im stillen freute ich mich der mutigen Anschauung; die Antwort paßte zu dem willensstarken Ausdruck um die Mundwinkel.

So gab ich ihr denn einige Verhaltungsmaßregeln, und die Dinge gingen ihren Lauf. Frau Malwine war eine gute Durchschnittsmutter, ihre Angst und Sorge war aber nicht von der Art, sich in thatkräftige Hilfe umzusetzen; die eigentliche Pflege, die schweren Nächte, die mühsamen Stunden der kleinen, ewig anspannenden Dienstleistungen, die lagen auf Tonis Schultern.

Eines Morgens, als ich ins Krankenzimmer kam, fand ich Toni allein; die Mutter hatte sich nach einer besonders unruhigen Nacht noch ein Morgenschläfchen gegönnt.

Mir fiel auf, wie blaß und angegriffen das Mädchen aussah und wie mühsam sie sich von einem Bettchen zum anderen schleppte. Als ich meine kleinen Kranken untersucht hatte, nahm ich Toni bei der Hand und zog sie ans Fenster.

„Was ist mit Ihnen, Fräulein?" fragte ich. „Beichten Sie, Sie sind nicht wohl heute."

„Ich bin müde und zerschlagen, weiter nichts," sagte sie abwehrend, und fuhr mit der Hand über die Augen, „es wird vorübergehen. Bitte sprechen wir nicht davon." Sie richtete sich auf, und es schien, als ob sie jede Einmischung meinerseits als gänzlich unerbeten von sich weisen wollte. Das ärgerte mich, und ich war nahe daran, nicht weiter in sie zu dringen, als ich

bemerkte, wie sie plötzlich die Farbe wechselte und in einem Schwindelanfall mit der Hand nach einer Stütze suchte. Ich schob ihr einen Sessel hin und ließ sie niedersetzen, dann befühlte ich ihre Schläfen, ihren Puls. Kein Zweifel, da war die Infektion, die ich befürchtet hatte.

Mein momentaner Verdruß war verschwunden, der kleine Trotzkopf mußte zu seinem Besten nachgiebig und zugänglich gemacht werden.

„Fräulein," sagte ich, „das hilft nun nichts; Sie sind krank und müssen für sich sorgen lassen. Denken Sie an Ihre Mutter, ob die es wohl zugegeben hätte, daß Sie in dem Zustand weiterpflegen."

Sie zuckte zusammen bei dem Appell an die Verlorene, und ich sah, wie sie mühsam mit den Thränen kämpfte. Die konnte ich ihr nicht ersparen, ich mußte klar sehen, wenn ich helfen sollte.

„Ich weiß recht gut," fuhr ich unerbittlich fort, „warum Sie nicht still halten wollen, Sie fürchten die Gedanken, die bei der Unthätigkeit über Sie kommen; aber mit dem Eigensinn ist auch nichts gethan, Sie können sich ernstlich schaden. Sagen Sie einmal, was thut Ihnen weh?"

„Alles, ich kann mich kaum aufrecht erhalten," gestand sie verzagt; dann, in plötzliche Heftigkeit ausbrechend, fügte sie hinzu: „Doktor, ich will nicht krank werden, ich kann in dem fremden Hause nicht hilflos daliegen. O wäre ich tot und bei Mama," schluchzte sie, wie ein übermüdetes Kind, das am Ende seiner Fassung steht.

Ich ließ sie eine Weile ruhig fortweinen, dann begann ich ihr zuzureden, mein Beruhigungsamt zu üben wie schon so oft. Ich sagte ihr, wie sehr ich ihren Wunsch begreife, nicht zusammenzubrechen, wie ich aber als Arzt die Pflicht hätte, für ihre Gesundheit zu sorgen, sie möge es mir erleichtern und meine Fragen beantworten, wie man das einem guten Freund gegenüber thun könne. Vielleicht würde die Sache nicht so schlimm werden. Sie setzte mir keinen Widerstand mehr entgegen, trocknete die Augen und war so fügsam, wie ich es einen Augenblick vorher noch kaum für möglich gehalten hätte. Ich schob die Chaiselongue herbei, ließ sie sich niederlegen und wartete eine kleine Weile.

„Was machen wir nun mit Ihnen?" fragte ich endlich. „Am liebsten schickte ich sie sogleich zu Bett."

„Davon kann keine Rede sein," sagte Toni, „ich will ja alles andere thun, was Sie von mir verlangen, aber bitte, sagen Sie meinen Verwandten nichts von diesem Unwohlsein. Ich meine immer, es wird vorübergehen; ich will nicht krank sein."

„Lassen Sie sich nicht auslachen," fuhr es mir heraus, „wer fragt nach Ihrem Willen, wenn es sich um eine ernstliche Krankheit handelt? Ihren Eigensinn stellen Sie vorläufig beiseite und lassen mich entscheiden."

Es kam mir so unerwartet, daß jemand in einer Krankenstube mir gegenüber seinem eignen Willensimpulse eine solche Kraftprobe zutraute, daß es mich ganz ungeduldig machte, Toni so reden zu hören. Sie aber schien der kleine Ausfall nicht zu verletzen, im Gegenteil, sie sah mich so vertrauensvoll an, daß es mich rührte und ich sogleich ein paar begütigende Worte hinzufügte.

„Nicht wahr," sagte sie nach einer kleinen Pause, „Sie versprechen mir zu schweigen Tante Malwine gegenüber, und ich will auch ganz gehorsam sein. Mir ist schon wieder viel besser, sehen Sie, ich kann aufsitzen, ohne schwindelig zu werden. Versprechen Sie!"

Sie sah mich mit bittendem Lächeln an; ich gab nach gegen meine bessere Überzeugung, aber die Wandlung, die mit dem Mädchen vorgegangen war, hatte mir's angethan; es war eine stille Dankbarkeit in ihr Wesen gekommen, und alles Fremde zwischen uns wie weggeblasen.

Die Möglichkeit, daß die Sache leicht verlief, war glücklicherweise nicht ausgeschlossen, ich kannte seltene Abortivformen bei Erwachsenen, an welchen der Scharlach zwar Infektionserscheinungen aufweist, aber zu keiner Eruption führt. Man konnte also immer noch hoffen.

Und so ging ich endlich, nachdem ich meine Weisungen für die Kinder und sie selbst erteilt hatte.

Als ich mittags wiederkam, fand ich Frau Malwine in der Krankenstube, ich konnte ihr Gutes über die Kleinen sagen. Ein fragender Blick auf Toni zeigte mir, daß sie mit dem Aufgebot aller Energie

imstande war, ihre Rolle als Pflegerin weiterzuführen, und so schwieg ich denn meinerseits, mit aus Neugierde, was denn diese kleine starrköpfige Person fertig kriegen würde.

Hatte ich in den vergangenen Tagen die Konsequenz und Güte schätzen gelernt, mit der sie ihre Aufgabe an den Kindern vollführte, so imponierte mir in dem neuen Stadium die moralische Kraft des jungen Mädchens. Ich wußte als Arzt nur zu gut, wie elend sie sich fühlen mußte, und sah sie doch bei jedem meiner Besuche stets auf ihrem Platze. Niemals ungeduldig, niemals ängstlich, ruhig und liebevoll erschien sie mir als das Ideal einer Krankenpflegerin, die in der Sorge um ihre Schützlinge sich selbst und die eigne Ermüdung vollständig vergißt.

Ich hatte mir vorgenommen, unser kleines Geheimnis zu wahren, solange ihr Zustand keine Verschlechterung erleiden würde, und so begnügte ich mich damit, sie genau zu beobachten.

Nie fragte ich nach ihrem Befinden, außer wenn wir allein waren, und schon nach zwei oder drei Tagen hatte ich die Freude zu sehen, daß die Gefahr eines Ausbruches vorübergegangen war und bei etwas Sorgfalt kein Schaden aus ihrem tapferen Aushalten erwachsen würde.

Da es auch mit den Kindern langsam besser wurde, konnte ich ohne Aufsehen zu erregen, ihr manche kleine Erleichterung verschaffen, und stets traf mich ihr dankbares Lächeln mit warmem, unwiderstehlichem Liebreiz.

Eine behagliche Rekonvaleszentenstimmung machte sich nach und nach fühlbar; meine Besuche galten nicht mehr ausschließlich den Kindern, sie verlängerten sich, und wir plauderten harmlos, bald mit Frau Malwine, bald allein, wenn letztere ihren Platz in der Kinderstube wieder öfter dem jungen Mädchen überließ.

Toni machte keinen Versuch, mir gegenüber die Schranken wieder aufzurichten, die in den sorgenvollen Tagen gefallen waren, und ich war nur zu froh, sie täglich wärmer und zutraulicher werden zu sehen. Für den geistigen Feinschmecker, zu dem mich mein Beruf gemacht hatte, war der Einblick in diese Mädchenseele von unsagbarem Reiz, und mit vollem Bewußtsein arbeitete ich darauf hin, sie mir immer mehr und mehr zu erschließen.

Meine Kranken erzählten mir gewöhnlich ihr Schicksal möglichst ausführlich; von Tonis früherem Leben erfuhr ich nur ganz unabsichtlich. Naiv und unberührt in ihrem verschlossenen Gemüt, beantwortete sie meine Fragen mit vollster Aufrichtigkeit. Das äußere Leben schien sie kaum zu interessieren; ihre Bücher, ihre Bestrebungen, sich unabhängig zu machen, der Kultus, den sie mit dem Andenken der Eltern trieb, das füllte sie aus.

Ich glaube, ich hätte lange mit ihr verkehren können, ohne ihr Vertrauen zu gewinnen, wenn ich die eine Saite ihres Wesens nicht angeschlagen, indem ich als einziger in der Fremde, mit ihr von dem großen Schmerz ihres Lebens gesprochen hatte.

Diese Eltern mußten eigentümliche Naturen gewesen sein, um das Mädchen so frei von aller Empfindsamkeit und Kleinlichkeit zu erziehen. Nach und nach gewann ich auch dafür das Verständnis, als mir Toni mit strahlenden Augen von den Verlorenen erzählte; wie der stille, gelehrte Vater allein seiner Frau gegenüber allen Reichtum seines Herzens und Geistes in leidenschaftlicher Hingabe offenbarte; wie diese nach seinem Tode nur in der Erinnerung an ihn weiterlebte, seine Bücher las, seine Briefe als heiliges Vermächtnis bewahrte und der heranwachsenden Tochter sein Wort, seine Meinung in tausend Fällen als Richtschnur vorhielt. Es war ein reiches Leben gewesen, trotz aller äußeren Beschränkung, und der Nachglanz flimmerte noch vor Tonis Augen und ließ ihr das alltägliche Mittelgut grau und reizlos erscheinen. Die Mutter hatte sie zum Teil selbst unterrichtet und einen heißen Drang nach positivem gründlichem Wissen in ihr großgezogen, und so ergab es sich bei unserem täglichen Zusammensein von selbst, daß ich ihr von allerhand Dingen erzählte, die ihr fremd waren; ja, als endlich jede Gefahr einer Recidive für sie ausgeschlossen, auch die Kinder ihrer Pflege nicht fortwährend bedurften, da bestand ich auf meinem Recht als Arzt und verordnete eine tägliche, ausgiebige Ruhepause für sie selbst, während welcher Toni mit Heißhunger die Schriften verschlang, die ich ihr brachte.

Damals bewegten Darwins Entdeckungen die Welt; die Naturwissenschaften waren in den Vordergrund des Interesses getreten, und soviel ich aus meinen Gesprächen mit Toni entnehmen konnte, auch ihr in den Hauptfragen nicht ganz unbekannt geblieben. Mir widerstrebte es, das junge Mädchen mit verwässerten, populären Schriften zu füttern, deshalb brachte ich ihr nach und nach einiges von der einschlägigen Originallitteratur und freute mich an dem Eifer, mit dem sie sich in das anscheinend so trockene Studium vertiefte.

Sie besaß das bei Frauen seltene Talent des Anpassens, des Verarbeitens fremder Anschauungen, und es dauerte nicht lange, so konnte ich aus ihrem Wesen so manchen Nachklang meiner eignen Richtung heraushören. Der lehrhafte Zug, der in so vielen von uns Männern steckt, ward dadurch auf das angenehmste angeregt, und, ganz objektiv betrachtet, mußte mir die Beschäftigung mit positiven Thatsachen und großen Naturgesetzen für ein Gemüt als das Ersprießlichste erscheinen, welches nach einem schweren Verlust offenbar in eine neue Entwickelungsphase getreten war.

Vor Frau Malwinens Romanen hatte sie eine ängstliche Scheu, alles Persönliche vermied sie sorgfältig; mir kam es manchmal vor, als ob sie durch die Darstellung eines fremden Schicksals schmerzlich an das eigne erinnert würde.

Diese unbewußte psychische Hygiene gefiel mir außerordentlich, das Mädchen besaß einen unverbrauchten Schatz an geistiger Gesundheit, an unberührtem Empfindungsleben. Was für ein Unterschied zwischen ihr und meinen übrigen Kranken! mußte ich oft denken.

Da auch Frau Malwine mild und gütig gegen Toni gestimmt war, Freund Robert seine gute Laune wiedergefunden, so erklang die Kinderstube oft von fröhlichem Lachen. Wir Großen schienen uns darin heimischer zu fühlen als in dem lange verwaisten Salon, und fast allabendlich verbrachte ich ein Stündchen mit den Freunden, das mir wertvoller geworden war, als ich mir's selbst einzugestehen erlaubte.

Manchmal meinte ich, nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um das liebliche Wesen ganz für mich zu gewinnen, dessen langsam wachsendes Zutrauen an hundert kleinen Zeichen zu erkennen war; ein Wort von mir und sie schließt sich mit all der verhaltenen Innigkeit ihres Wesens an mich, dann fällt der letzte Schleier, und aus den dunklen Augen lese ich das Geheimnis auch dieser Seele. Aber würde mich das befriedigen, noch weiter reizen können?

Viel besser die Dinge gehen zu lassen, nichts überstürzen, sich selbst prüfen und abwarten, was der morgige Tag bringen werde. Ich war so sicher, daß ich beschloß, diesen mir überaus angenehmen Zustand durch nichts abzukürzen. Ich ließ mich vom Strome treiben, fest überzeugt, daß ich an einer seligen Insel landen würde. —

* * *

Wir hatten damals einen ungewöhnlichen Frühling; tagtäglich schien die Sonne mit strahlender Heiterkeit, und früher als sonst weckte sie die Natur aus ihrem Winterschlummer. Alle Tücken und Launen des Märzmonates schienen vergessen, eine gleichmäßige, milde Temperatur, wie sie in unserem Klima so selten vorkommt, täuschte über die wirkliche Jahreszeit und machte die Menschen unruhig und sehnsüchtig.

Ich konnte mich des Wunsches nicht erwehren, wieder einmal in vollen Zügen Luft und Licht zu genießen; nur war es mir diesmal nicht bloß um ein einsames Umherstreifen zu thun, ich wollte sympathische Menschen um mich haben.

Glücklicherweise teilte Frau Malwine wenn nicht meinen Lufthunger, so doch meinen Wunsch nach einem Ferientag, und so verabredeten wir denn einen Ausflug nach dem in einem stillen Waldthal gelegenen Gasthaus, das im Sommer das Ziel vieler Sonntagsausflügler bildete, in dem man aber auch in dieser frühen Jahreszeit auf ein anständiges Mittagsessen und gut gelüftete Stuben rechnen konnte. Natürlich sollten die Kinder und Toni mitgenommen werden; wir beschlossen in zwei Wagen zu fahren und ein paar Stunden lang den Sonnenschein zu genießen.

Im letzten Augenblick aber wurde ich zurückgehalten und mußte die Freunde bitten, sich allein auf den Weg zu machen und mich draußen zu erwarten. Ärgerlich und ungeduldig erledigte ich einen Krankenbesuch und kam endlich zu meinem verkürzten Vergnügen. Ich hieß den Kutscher die

Digitized by Google

Pferde tüchtig laufen zu lassen, und während wir durch die Straßen rollten, die Vorstädte kreuzten und endlich auf der offenen Landstraße anlangten, verlor sich meine üble Laune nach und nach.

Nach einer Stunde bogen wir in ein ziemlich enges Thal, zu beiden Seiten von unbewohnten Villen eingesäumt.

Die Gartenanlagen gingen allmählich in den Wald über, der die mäßig hohen Abhänge bekränzte.

Noch ein Viertelstündchen und auch diese Vorposten der Stadt lagen hinter uns, vor mir aber erblickte ich Roberts Wagen, der in behäbigem Tempo, wie es einer Familienkutsche ziemt, den leise ansteigenden Weg verfolgte.

Der Ehrgeiz meines Kutschers machte das Drängen meinerseits überflüssig, bald war das Gefährt erreicht, zum Stehen gebracht, ich selbst ausgestiegen und an den Wagenschlag getreten. Die Kinder schienen sehr aufgeräumt und lebhaft, zu unruhig für den engen Raum, und ich bat, mir einen der Buben und Fräulein Toni anzuvertrauen, das würde Platz schaffen und mich für die einsame Fahrt bis hierher entschädigen. Mein Vorschlag wurde angenommen, Toni sprang heraus, ehe ich ihr helfen konnte, und hob dann den Kleinsten herunter; der rief den Älteren ein lustiges Adieu, Adieu zu, der Kutscher schwang die Peitsche, ein Anziehen der Pferde, und der Vortrab setzte sich wieder in Bewegung.

Ich stand mit Toni und dem Kind allein auf der schimmernden Landstraße. „Was meinen Sie," fragte ich, „lassen wir das Wagendach zurückschlagen? Ich habe Plaids für uns alle, und es ist wirklich zu schön, um sich in diesen Kasten hineinzusetzen."

„Prächtig," meinte Toni, „das ist gerade das, was ich mir seit einer halben Stunde im stillen wünsche."

„Also lassen Sie mich machen," sagte ich und half ihr einsteigen.

Der Kleine erhielt seinen Platz auf dem Kutscherbock, ein Endchen der Zügel machte ihn sehr glücklich, und eine dicke Wagendecke, in die ich ihn wickelte, beruhigte Tonis Gewissen; ich aber setzte mich neben sie, und so fuhren wir seelenvergnügt in die Welt hinein.

Die Luft war von entzückender Klarheit, der Wald noch graubraun, hin und wieder in violetten Duft getaucht; an manchen Stellen gab das dürre Laub der Eichen, welches die Winterstürme überdauert hatte, einen intensiveren Farbenton. Die Wiesen schimmerten in einem einförmigen hellen Braun, und an den Böschungen der Straße lagen kleine schmutzige Schneeflecken, die sich der Macht der Sonne noch zu entziehen gewußt hatten.

Aber an den windgeschützten Stellen, zwischen den abgefallenen Blättern des Waldes, kamen Primeln und blaue Anemonen zum Vorschein, die Haselstaude war mit gelben Kätzchen behängt, die Weiden zeigten ihre silbergrauen Blüten, und rötlich standen die Erlen an den schmalen Wasserrinnen, die jetzt mit ihren lustig plätschernden Wellchen wie kleine Bäche erschienen, während sie im Sommer fast ganz ausgetrocknet als Gräben die Wiesen durchschnitten.

Toni saß mit glänzenden Augen neben mir. „Wie schön! Wie schön!" sagte sie immer wieder. An einer sonnigen Waldecke angelangt, wo die Vegetation etwas weiter entwickelt war, litt es sie nicht mehr im Wagen. „Bitte, lassen Sie mich aussteigen," rief sie, „ich muß wieder einmal Blumen pflücken, wie lang ist es her, daß ich nicht im Walde war!"

Wir stiegen aus; sie kniete am Boden und grub die blühenden Pflanzen aus dem weichen Grund, sie brach ein paar Zweige von dem Staudenwerk, sie war wie ein Kind, dem unbefangen wohl zu Mute ist. Wir ließen den Wagen langsam vorausfahren und schlenderten auf Seitenwegen nach; der Kleine haschte nach den ersten Citronenfaltern, und Toni blieb öfter stehen, um aus tiefer Brust Atem zu schöpfen, dann wieder lief sie übermütig einen kleinen Hügel hinunter und sang dazwischen halblaut ein paar Takte. Ich hatte sie nie so frei, so glücklich gesehen.

Schwer entschloß ich mich, meine Schutzbefohlenen endlich wieder in den Wagen zu nötigen, sonst kamen wir zu spät zum Mittagessen. Der schöne, fröhliche Tag, den wir da draußen verlebten, er ist mir unvergeßlich geblieben!

Nach Tisch machten wir einen langen Spaziergang, und da die Kinder müde geworden waren, ging ich noch mit Toni

Digitized by Google

allein zu einem Aussichtsturm, der von seiner ein paar Stock hohen Warte einen schönen Blick auf die umgebenden Thäler und die im Hintergrund weißlich schimmernde hohe Bergkette der Alpen gewährte.

Wir kletterten die schmale Holzstiege hinauf, ich voran, Toni tapfer hinterdrein; bald waren wir auf der kleinen Platte angelangt und standen, vom scharfen Wind umstrichen, da oben. Toni lehnte sich an die Brüstung und schaute in die blauende Ferne. Nach einer Weile sah ich, wie sie leise schauerte.

„Ist Ihnen kalt?"

„Ein wenig, aber was schadet's? Mir ist sehr wohl hier oben!"

Ich aber zog meinen Mantel aus und legte ihn um ihre Schultern, und während ein feines Rot in ihrem Gesicht aufstieg, knöpfte ich ihn über der Brust zusammen und band den Schleier fest, der an ihrem Hut flatterte. Sie ließ es geschehen.

Da klang der schrille Ruf des Bussards. Hoch über dem feinen Nebel, der anfing aus dem Thale aufzusteigen, schwebten drei der schönen Vögel, ihre majestätischen Bogen ziehend. Mit mächtigen Flügelschlägen erhoben sie sich, um dann, mit weit gespannten Schwingen regungslos von ihrer Höhe herab sinkend, dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Es lag ein eigentümlicher Zauber in dem Blick in das schrankenlose Luftmeer, auf dies scheinbar ohne jeden Kraftaufwand geübte Durchmessen des Raumes, die weithin sichtbare Wirkung jedes Willensimpulses.

Toni verfolgte die Vögel mit den Blicken. — „Wer fliegen könnte wie sie, ins Unbegrenzte, ins Unbekannte" sagte sie endlich mit einem kleinen Seufzer.

„Ich glaube, Sie flögen übers Meer, und wir hätten das Nachsehen; wie gut ist's, daß Ihnen keine Flügel gewachsen sind," meinte ich neckend.

„Wer weiß?" gab sie zurück. „Wenn ich die Sehnsucht gestillt hätte, käme ich wohl wieder und wäre mit dem Stillsitzen für eine Weile zufrieden, bis mich der Wind und die Wolken wieder unruhig machen. Doch seien wir vernünftig und gehen wir zurück, es muß spät sein."

So kletterten wir denn die Stiege hinunter, aus unserer noch hellen Höhe in den schon dämmernden Wald. Einzelne Vogelstimmen waren noch hörbar, eine Schar lauter Krähen flog über unsere Köpfe ihrem Schlafplatze zu, aber es ward stiller von Minute zu Minute.

„Nehmen Sie meinen Arm, Fräulein Toni," sagte ich endlich, „den Mantel aber dürfen Sie erst ausziehen, wenn Sie sich warm gegangen haben" — da sie Miene machte, sich ihrer doppelten Hülle zu entledigen.

„Wenn Sie aber frieren? Ein Doktor kann auch krank werden," meinte sie etwas unschlüssig.

„Mir ist ganz warm, da fühlen Sie," erwiderte ich und nahm ihre Hand in meine beiden; und plötzlich, als sie so neben mir stand, in der noch herben Frühlingslandschaft, die auch nur ein paar Sonnenstrahlen brauchte, um aufzublühen, da überkam mich der brennende Wunsch, das Lächeln, das heute auf ihrem Antlitz lag, für immer festzuhalten, die Knospe zum Entfalten zu bringen. Ich beugte mich nieder und küßte ihre Hand — zum ersten- und zum letztenmale.

Dann gingen wir durch den stillen Wald, stumm geworden, das Geheimnis unserer Herzen zwischen uns, im seligen Schweigen einer unausgesprochenen, klar empfundenen Liebe.

Vor dem Hause schälte ich sie aus ihrer Vermummung und segnete die Unruhe des Aufbruches in der Wirtsstube, die uns beide der Verpflichtung überhob, über unseren Spaziergang zu berichten.

Frau Malwine stieg mit Toni und den Kindern in die Familienarche, Robert und ich zündeten unsere Cigarren an, wickelten uns in die Decken und fuhren im offenen Wagen hinter den Damen, in jener echt männlichen Stimmung des Behagens, die sich aus Rauch, Bequemlichkeit und kaum unterbrochenem Schweigen zusammensetzt.

* * *

Ich hatte vor ein paar Monaten eine längere Abhandlung publiziert, von der ich mir einiges Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt versprach. Als ich etwa eine Woche nach unserer Fahrt nach Hause kam, lag das neueste Heft einer Zeitschrift auf meinem Tische, dessen Inhaltsverzeichnis ich mit einem raschen Blicke überflog. Es enthielt die Besprechung meiner Arbeit von der berufensten Feder. Natürlich vertiefte

Digitized by Google

ich mich sofort in die Lektüre dieses Aufsatzes.

Mein früherer Chef hatte gegen seine Gewohnheit, publizistisch nicht thätig zu sein, zur Feder gegriffen und mit warmen Worten und ehrender Anerkennung die Leistungen seines Schülers besprochen. Eine größere Freude hätte man mir nicht leicht machen können; ich ging den Tag über herum wie in den goldenen Zeiten meiner Lehrjahre, da ich keinen höheren Ehrgeiz kannte, als einen zustimmenden Blick Professor Sollners zu erringen.

Abends kam ich später als gewöhnlich zu den Freunden, da ich durch allerlei Zwischenfälle in der Praxis aufgehalten worden war. Die Kinder schliefen schon, und ich wurde ins Theezimmer geführt, wo mich Robert lebhaft und ungeduldig begrüßte.

„Ich gratuliere," rief er mir entgegen; „da du uns heute so lange warten läßt, habe ich unterdessen Zeit gehabt, das Referat von Professor Sollner zu lesen. Nun werde ich mich bald als geschlagen betrachten müssen."

Die Damen mischten sich ins Gespräch, Frau Malwine war genugsam orientiert, um den Wert dieser Kritik für mich zu beurteilen; Toni stellte eine Frage, deren Beantwortung ich Robert überließ, der sogleich in seiner lebhaften Weise anfing, meine Arbeit einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Er war ein scharfer, polemischer Kopf, ohne Autoritätsglauben; im Gegenteil, das rückhaltslose Lob, das mir gezollt worden war, reizte ihn zum Widerspruch, und ehe ich mich's versah, waren wir tief in ein medizinisches Gespräch verwickelt und erörterten an den publizierten Krankengeschichten meine Theorien, meine Methoden. Den halb ernsthaft, halb humoristischen Angriffen Roberts gegenüber erhitzte ich mich mehr und mehr, und die Gegenwart der Damen völlig vergessend, sprach ich rückhaltlos von dem großen persönlichen Einfluß, der dem Arzt zugestanden werden müsse, wenn darüber auch manche sonst berechtigte Schranke zum Fall gebracht würde.

„Du forderst ungefähr dasselbe, was fromme Katholiken ihrem Beichtvater einzuräumen geneigt sind," antwortete Robert; „nur daß die kluge Kirche Gitter und Gelübde zwischen die beiden gestellt hat; heute, wo der positive Glaube so sehr verschwunden ist, die Menschheit aber täglich mehr einsieht, daß sie ohne einen solchen sich nur schwer behelfen kann, macht sie den Vertreter der positivsten Wissenschaft zu ihrem Seelenarzt und sucht Trost bei ihm, wie früher in der Religion."

„Und ist das etwa zu tadeln," fragte ich, „wenn man da, wo die Medikamente nicht ausreichen, mit feineren, raffinierteren Mitteln zu Felde zieht, mit seinem Wort, seinem Wesen zu heilen versucht? Unserer Zeit gebührt das Verdienst, diesen Bestrebungen eine wissenschaftliche Grundlage gegeben zu haben, und keinem ruhigen Beobachter kann es entgehen, daß die Schule Erfolge erringt."

Dagegen brachte Robert sein Lieblingsargument ins Treffen, die Gefahr, welche für Arzt und Patient in dem sympathischen Rapport liege, der nicht durch Wahlverwandtschaft, sondern durch die Wechselfälle einer Krankheit hervorgerufen, auf falschen Prämissen aufgebaut, unwiderruflich zu seelischen Katastrophen führen müsse.

Das bestritt ich nun auf das heftigste; es sei die Pflicht des Arztes, sich frei zu halten von jeder Gefühlsgemeinschaft, sich klar zu sein über die Tragweite seines Einflusses, den er selbst nicht anders ansehen dürfe, als ein durch die Notwendigkeit gebieterisch gefordertes Medikament — ein Gift — gut, aber ein wohlthätiges wie das Morphium, das zum Tröster der leidenden Menschheit wird, wenn es vorsichtige, leidenschaftslose Hände verwenden.

„Mag sein," antwortete Robert, „daß ihr euch der Situation immer bewußt bleibt, jedes teilnehmende Wort, jeden Händedruck mit voller Absichtlichkeit austeilt. Es ist selbstverständlich das angestrebte Ideal. Aber ist es erreichbar? Kann man als schwacher, eindrucksfähiger Mensch Freundschaft und Teilnahme gerade nur in dem Ausmaße geben, welches für das Wohl des Kranken unerläßlich ist? Vergiß nicht, daß der Kranke selbst professionelle Schulung für persönliches Interesse nehmen wird, je vortrefflicher der Arzt seinen Beruf versieht; daß er mit dem Besten in seiner Seele nicht zurückhalten wird, ja daß, wie du selbst sagst, dein Wirken nutzlos bleibt, wenn es dir nicht gelingt, deiner Persön-

Digitized by Google

lichkeit das Übergewicht zu verschaffen. Frage dich selbst, was das in den meisten Fällen bedeutet. Ich bleibe dabei, die Methode birgt eine stete Gefahr für den Arzt und für den Kranken, eine Gefahr, die um so größer wird, je höher die beiden in der unendlichen Stufenleiter der moralischen und intellektuellen Eigenschaften stehen, denn der Einsatz wächst mit der geistigen Potenz."

Ich hatte Robert selten so warm gesehen und war betroffen von der unumwundenen Darlegung; er zündete die Cigarre wieder an, die während des Sprechens ausgegangen war, und ging im Zimmer ein paarmal auf und ab.

„Die Möglichkeit solcher Konflikte zugegeben," sagte ich endlich nach einer kleinen Pause, „meine ich immer noch, daß wir ein Recht haben, von einer haltlosen Seele Besitz zu ergreifen, zu ihrem eignen Vorteil. Unsereiner wird nach und nach immun, das kann ich dich versichern, und der Kranke, mein Gott, vielleicht geht es nicht ohne eine kleine Kränkung ab, die aber der Genesene rasch verschmerzen wird. Man behilft sich leicht und gern ohne die Stütze, wenn sie überflüssig geworden ist, auch dann, wenn sie einem in den Zeiten der Not schier unentbehrlich geschienen. Vielleicht vergißt man sie sogar schneller, als uns manchmal lieb sein kann. Jedenfalls ist das auch eine Seite der Frage, die für dich freilich nicht zu existieren scheint."

„Ich übersehe sie keineswegs," gab Robert zurück, „aber bedenke: für dich ist der Kranke einer unter vielen, für ihn bist du der einzige; damit ist der Wert des Umgangs für euch beide, scheint mir, genügend gekennzeichnet. Es ist ein Ehrenzeugnis der menschlichen Natur, daß sie freundschaftliches Eingehen, Anregung, Teilnahme, auch wenn sie zum Rüstzeug des ärztlichen Könnens gehören, durch Aequivalentes wett machen will. Dieses Moment spielt in der ganzen ärztlichen Praxis seine Rolle und wird immer größer, je undefinierbarer die Thätigkeit des Arztes ist. Dein Fall ist der extremste, du arbeitest nur noch mit dem kostbarsten Seelenmaterial; ich fürchte, du verschwendest manchmal selbst und verleitest deine Kranken noch öfter, ein Gleiches zu thun.

„Ich muß immer an die unschätzbare Perle denken, die Kleopatra dem Antonius in einem Glase Wein vorsetzte. Ich fürchte, du hast schon einige solcher Perlen ziemlich gleichgültig und gedankenlos verschluckt. Ich bin weit entfernt, dir daraus einen Vorwurf zu machen, aber ich halte das Getränk nicht für zuträglich."

„Mir hat es noch nichts geschadet," gab ich etwas gereizt zurück, „freilich braucht man etwas mehr Selbstkritik und Disziplin als in anderen Berufsarten, aber mit einem kühlen, klaren Kopf bleibt man oben. Kaltes Wasser zugießen, wenn die Temperatur unserer Beziehungen unnatürlich werden sollte, steht uns jederzeit frei. Ich habe von mir stets die größte Vorsicht im Verkehr verlangt und damit allen Gefahren die Spitze abgebrochen. Fremde Einflüsse berühren mich nicht, und du mußt mir das Zeugnis ausstellen, daß ich nie und nimmer die Herrschaft über mich verloren habe." Das Klirren eines herabfallenden Theelöffels unterbrach die momentane Stille. Toni beugte sich tief herab, um ihn aufzuheben.

Hatte ich zu viel gesagt?

Ich war ärgerlich über mich selbst, denn in meiner Erinnerung tauchten allerhand Momente auf, die mir nachträglich nicht so harmlos erschienen, als ich es gewünscht hätte. Es war manchmal doch fast unmöglich, zwischen dem Arzt und dem Menschen eine scharfe Grenze zu ziehen.

Robert wollte meine Empfindlichkeit schonen und lenkte ein.

„Lassen wir's gut sein," sagte er, „nur eines noch; du verlangst viel vom Arzt, mehr, als ein Mensch bieten kann. Er allein soll Gedanken und Gefühle mit mathematischer Genauigkeit abzuwägen imstande sein; mögest du nie erfahren, daß auch er unter dem Bann des Augenblicks, der Macht des Zufalls steht."

Eine abscheuliche Empfindung, die ich mir nicht sogleich erklären konnte, stieg plötzlich in mir auf. Ich sah Tonis dunkle Augen fragend auf mich geheftet und ihren Mund fest geschlossen; was war es doch, was das Mädchen an unserem Gespräch so peinlich berührte?

Und als hätte Frau Malwine in meiner Seele gelesen, klang plötzlich ihr leises spöttisches Lachen durch das Zimmer, und halb gutmütig, halb boshaft fragte sie:

Digitized by Google

Aus unſerer Studienmappe:

Schwarzwälderin. Nach einer Photographie von A. Dilger & Sohn in Freiburg i. B.

„Glauben Sie wirklich, Doktor, daß Ihnen ſo viele Kuren gelungen wären, wenn Sie bloß Männer oder ſteinalte, verkrüppelte Weiblein zu Patienten gehabt hätten? Sie haben mehr Idealismus als Menſchenkenntnis! Schenk' die Gläſer voll, Toni, und laſſen Sie uns von etwas anderem reden."

Ich verſuchte ein gleichgültiges Thema anzuſchlagen, heiter und unbefangen wie an früheren Abenden zu plaudern, es ging nicht mehr; wir waren alle ſtill geworden, auch Frau Malwine, die unter dem Eindruck ſtand, ich hätte die Oppoſition ihres Mannes perſönlich genommen, und mir beim Abſchied liebenswürdig das Verſprechen abforderte, mich ja morgen wieder einzufinden. „Zu einer friedlichen Theeſtunde!" ſagte ſie lachend.

Ich hielt Toni die Hand hin, ſie legte die ihrige hinein, die Finger waren kalt und erwiderten meinen herzlichen Druck auch nicht durch die kleinſte Regung.

Tief verſtimmt ging ich nach Hauſe, mir war die Laune gründlich verdorben. In meinem Zimmer angelangt, las ich Profeſſor Sollners Referat nochmals durch und begann an ihn zu ſchreiben. Mein Dank ſollte keine Verzögerung erfahren; aber ſo oft ich die Feder auch anſetzte, ich brachte den Brief nicht zuſtande. Immer wieder ſah ich Tonis Augen mit dem ernſten, faſt verſtörten Blick, immer wieder fühlte ich die kleine ſtarre Hand in der meinen.

Digitized by Google

Der Brief blieb ungeschrieben, auch am nächsten Morgen fand ich den richtigen Ton nicht, um dem verehrten Manne zu danken; Monate später habe ich auf dem Deck eines Schiffes, fern von der Heimat, an ihn das Wort gerichtet, als die Ereignisse meines eignen Lebens mir den Abstand zwischen meinem Thun und seiner stillen, abgeklärten Größe so recht vor die Augen gebracht hatten. Die schönsten und bittersten Stunden meines Lebens, sie sind mit der Erinnerung an ihn unauflöslich verknüpft.

* * *

Wochen vergingen, ich sah meine Freunde nur noch in großen Abständen; unsere Theeabende schrumpften zusammen, denn der Frühling lockte die Menschen aus ihren Winterverstecken, und wenn die Frauen den Nachmittag mit den Kindern im Freien zugebracht hatten, dann waren nicht nur diese, sondern auch die Erwachsenen müde und schläfrig und zogen sich bald zurück. Toni besonders schien von der Krankenpflege doch einen Rest von Erschöpfung behalten zu haben, sie kam mir blaß vor, und je mehr alles ins alte Geleise kam, desto stiller wurde sie wieder — desto fremder mir gegenüber.

Ich mochte es mir selbst nicht eingestehen, aber seit jenem Abend, an dem ich mein Programm so ausführlich entwickelt hatte, war's aus mit ihrem harmlosen Zutrauen.

Das verdroß mich täglich mehr; von anderer Seite wurde ich durch Anlehnungsversuche fast erdrückt; für wie viele war ich damals Berater, Freund und Orakel! Das kleine Mädchen allein wollte nichts von mir wissen, sie, an der mir mehr lag, als an allen übrigen zusammen. Dieser Erkenntnis konnte ich mich nicht mehr verschließen. Meine Unabhängigkeit hatte ihr Ende erreicht.

Hätte ich bloß ihrer kühlen Zurückhaltung gegenübergestanden, längst würde ich diese mit einem energischen Schritt zu durchbrechen versucht haben; in meinem Geschäftsverkehr aber wurde ich täglich aufs neue durch die Hingebung meiner Kranken belohnt. Der Kontrast war zu groß. Tonis schroffes Wesen reizte und verstimmte mich; ein knabenhafter Trotz kam über mein Empfinden, und ich vermied es sorgfältig, ihr etwas von meinen wirklichen Gefühlen zu zeigen. Die Verstellung gelang mir nur zu gut.

An einem regnerischen Morgen hatte ich mir ein halbes Stündchen zwischen zwei Besuchen erübrigt und war zu Frau Malwine gekommen; eigentlich mit der Absicht, ein paar Bücher abzuholen, die ich Toni geliehen und von denen ich vermuten mußte, daß sie dieselben schon ausgelesen habe.

Auf meine Bitte stand sie sogleich auf und brachte ein sauber eingewickeltes Päckchen in den Salon. „Da sind die zwei Bände Buckle," sagte sie, „ich habe mir allerhand herausgeschrieben und danke Ihnen auch sehr dafür."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen die Bücher abfordere, ich habe sie jemandem versprochen, den ich nicht gerne unbeschäftigt sehe. Darf ich Ihnen etwas anderes aus meiner Bibliothek heraussuchen?" fragte ich und wartete mit Spannung auf das Leuchten ihrer Augen, mit denen sie in früheren Tagen manchmal zu antworten pflegte. Sie aber blieb kühl und förmlich und meinte, gerade jetzt habe sie allerhand zu thun und wenig Zeit zum Lesen übrig.

Frau Malwine unterbrach das Mädchen mit einer raschen Frage.

„Sagen Sie mir, warum ist die Verlobung von Fräulein Hettner auseinander gegangen? Ich hörte gestern davon erzählen, und niemand wußte sich die Sache zu erklären."

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, gnädige Frau," war meine Antwort.

„Sie besser als irgend jemand anders. Sie kommen ja seit vielen Monaten ins Haus und haben, höre ich, das Mädchen behandelt, da müssen Sie sie ja genau kennen."

„Gewiß, aber ich habe trotzdem keine Ahnung davon, warum sie dem eleganten Offizier den Abschied gegeben hat."

„Wirklich nicht?" sagte Malwine mit dem unbequemen Eifer einer neugierigen Frau. „Nun ich sehe schon, jetzt wollen Sie die junge Dame mit Weisheit überschütten, um sie die kleine Episode vergessen zu machen. Nicht wahr, diese ganze Gelehrsamkeit wandert zu ihr? Gestehen Sie's nur, lieber Doktor; ich finde, Sie verderben

Digitized by Google

den Geschmack unserer weiblichen Jugend in unverantwortlicher Weise."

„Im Gegenteil, ich bin stolz darauf, ihn zu verbessern, und freue mich jedesmal, wenn ich statt der Goldschnittlitteratur irgend ein ernsthaftes Buch auf dem Tisch meiner Kranken finde," verteidigte ich mich ausweichend.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst es gewöhnlich hinlegen, wie gerade jetzt," parierte Frau Malwine, „wer weiß, ob es immer gelesen wird."

„Dafür lassen Sie mich sorgen," gab ich zur Antwort, im nächsten Augenblick das ganze Gespräch verwünschend. In dem Bewußtsein, eine Kette von heiklen Fragen in Toni, die stumm zugehört hatte, hervorgerufen zu haben, kam ein solcher Ärger gegen die im Grunde harmlose Anstifterin dieser kleinen Scene über mich, daß ich mich zu dem Ausrufe hinreißen ließ: „Wenn doch die Frauen aufhören könnten, sich um Verlobungs- und Heiratsgeschichten zu kümmern!"

Damit nahm ich meinen Hut und die Unglücksbücher und ging nach kurzem Gruß.

Seitdem mir Toni im Kopfe lag, stiegen allerhand Schwierigkeiten auf, die mich früher nie gequält hatten. War ich sensitiver geworden oder unsicher durch den Widerstand, den sie meiner Annäherung entgegensetzte?

Eines Abends kam ich müde und abgespannt vom harten Tagewerk nach Hause, da meldete mein Diener, eine Dame sei hier und warte schon seit einer Weile auf meine Rückkehr. Ich schalt den Burschen, daß er mir zu so ungewöhnlicher Zeit noch Kranke vorließe, doch fügte ich mich in das Unvermeidliche und ging in mein Arbeitszimmer. Bei meinem Eintritt erhob sich eine Gestalt aus einem der Fauteuils und trat auf mich zu.

Es war eine meiner früheren Patientinnen, laß sie mich Frau Therese nennen.

„Was führt Sie so spät noch zu mir, gnädige Frau?" fragte ich, sie zum Sitzen einladend, ziemlich erstaunt.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich mir nicht mehr zu helfen weiß," war die leise Antwort; „Sie sind der einzige —"

Ich schaute sie forschend an.

„Was ist geschehen, erzählen Sie ohne Umschweife," sagte ich endlich in dem kurzen, befehlenden Ton, den ich mir in den langen Wochen einer akuten Psychose ihr gegenüber angewöhnt hatte.

Ich kann Dir die Vorgeschichte dieses Falls kurz andeuten: Eine junge, reiche, anscheinend glückliche Ehe, ein Kind, noch im Wochenbett Störungen im Gemütsleben, wie das nicht selten vorkommt, accentuiert durch einen bestimmten Anlaß, der das Verhältnis der Gatten ernstlich zu gefährden drohte. In dem Zeitpunkt war ich gerufen worden. Mit dem Aufgebot meiner ganzen Überredungskunst hatte ich ihr Schweigen durchbrochen und die leidenschaftlichen Klagen der schwer Gekränkten als einen ersten Erfolg betrachtet, ein Auflehnen gegen ihr Schicksal, das die Frau am Rande der Verzweiflung wenigstens zu einer gewissen Energie anstachelte. Als sie anfing, ruhiger zu werden, appellierte ich an ihr Muttergefühl und verlangte, sie solle trotz allem auf ihrem Platz ausharren, um des kaum Geborenen willen. Der Mann war nicht schlecht, aber schwach und leichtsinnig, sie hatte vor der Geburt ihres Kindes schwere Monate durchzumachen gehabt, kurz, es gab auch für ihn Entschuldigungen.

Ich bemühte mich, ihr begreiflich zu machen, daß das Leben aus Kompromissen besteht, eine Wahrheit, für niemanden bitterer und schwieriger zu erfassen, als für eine unerfahrene Frauenseele.

Mein Einfluß schien ein günstiger, die Wogen glätteten sich anscheinend. Du kannst Dir daher leicht vorstellen, wie sehr mich ihr Besuch und ihr verstörtes Wesen in Aufregung versetzten.

Auf meine Frage zögerte sie einen Augenblick, dann aber mit einem raschen Entschluß zog sie einen Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und sagte: „Da, lesen Sie, ich brauche dem wohl nichts hinzuzufügen."

Ich nahm das Blatt und las die offenbar mit verstellter Hand geschriebenen Zeilen. Es war ein anonymer Brief, in welchem ein Freund Frau Therese von häufigen Besuchen ihres Mannes bei einer stadtbekannten Person Mitteilung machte, ja sogar Tag und Stunde angab, zu welcher sie sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen könnte.

„Erlauben Sie, gnädige Frau," sagte

ich so kühl als möglich, „dergleichen schafft man am besten sofort aus der Welt.“

Ich entzündete ein Streichholz, steckte den Brief in Flammen und warf ihn in den Ofen.

„Sie sind zu gut, um derlei in den Händen zu halten, anonyme Briefe ignoriert man, und vor allem man glaubt ihnen nicht.“

„Wenn man nicht müßte,“ sagte sie leidenschaftlich; „was nützt alles Beschönigen? Ich weiß nur zu gut, was sich im vorigen Jahr abgespielt hat, durch meine Krankheit kaum unterbrochen wurde, sich aber nun um desto fester wieder knüpft. Wenn ich bis heute geschwiegen habe, so war's nur, um Ihnen, Doktor, zu beweisen, daß Sie es mit keinem Schwächling zu thun haben, der beim ersten Anprall unterliegt. Nun aber bin ich fertig, ich will nicht länger die Betrogene sein. Ich habe niemanden in der Stadt als Sie, raten Sie, helfen Sie mir.“

„Das ist eine Angelegenheit, die Sie in Ihrer gegenwärtigen Aufregung nicht entscheiden können; bedenken Sie, was ein unüberlegtes Wort aus Ihrem Munde für Folgen haben kann. Am besten ist es, ich bringe Sie jetzt nach Hause, und Sie versprechen mir, vorläufig gar nichts zu thun. Morgen will ich Ihrem Mann klar machen, daß Sie einen Landaufenthalt bei Ihren Eltern dringend nötig haben. Kommen Sie, es ist spät, und Sie brauchen vor allem Ruhe; gehen wir!“

Ich trat auf sie zu, um dem Gespräch ein Ende zu machen, aber ehe ich es hindern konnte, lag ihr Kopf auf meiner Schulter, und sie schluchzte gänzlich fassungslos.

Was ich da in abgebrochenen Worten zu hören bekam, zerriß das Gewebe meiner Illusionen; wo ich zu heilen geglaubt, hatte ich neue Wunden geschlagen; meine Versuche, sie mit dem Gatten zu versöhnen, hatten nur dazu gedient, sie noch mehr zu entfremden. Sie hatte sich meinen Anordnungen gefügt, das Schwerste auf sich genommen, um meine Achtung, meine Freundschaft zu erringen, mit mir in stetem Kontakt zu bleiben. Dies alles nnd noch viel mehr, was ich Dir nicht zu wiederholen brauche, kam unter stürmischen Thränen zum Ausdruck.

Es war schwer an jenem Abend, die äußere Ruhe zu bewahren. Ich löste ihre Hände von meinem Hals und führte sie zum Sofa zurück. Ohne mit einer Silbe auf das schmerzliche Bekenntnis zu antworten, das sich auf uns beide bezog, fing ich an, ihr die Konsequenzen einer Scheidung auseinander zu setzen, die Verpflichtungen, welche ihr das Kind auferlegte, das bei solchen Zerwürfnissen stets am meisten verliert. Ich sah wohl, wie sie unter meinen kühlen Worten litt, wie schwer das Zartgefühl der armen Frau, deren monatelang geübte Selbstbeherrschung endlich zusammengebrochen war, durch meine nur zu deutliche Zurückweisnng verletzt wurde. Aber was sollte ich thun? Über meine Gesinnung durfte auch nicht der kleinste Zweifel walten, für sie gab es meines Erachtens nur eines — vergeben und vergessen dem Kinde zuliebe.

Ich hoffte von Minute zu Minute auf eine gefaßtere Antwort, aber Frau Therese blieb in ihr trauriges Brüten versunken; nur als ich sie endlich bat, mit mir nach Hause zu fahren, nickte sie wie geistesabwesend und ließ sich die Treppe hinabführen. Auch in ihrem Wagen wechselten wir weiter kein Wort mehr miteinander; ich half ihr aussteigen und versprach meinen Besuch für morgen, dann trat sie mit stummem Gruß in das erleuchtete Stiegenhaus.

Ich lief mit meinen schweren Gedanken noch lange in der Stadt herum. Was sollte ich thun, was Thereſens Gatten sagen? Unmöglich konnte ich des anonymen Briefes Erwähnung thun und dadurch die Frau kompromittieren, die ihn mir gezeigt hatte. Wie aber ihn auf die Gefahr aufmerksam machen, in die er seine Ehe gestürzt, wie mich selbst aus dem Konflikt ausschalten, nachdem ich doch genugsam erkannt hatte, daß ich ein mächtiger Faktor in diesem Drama war? Das Haus gänzlich meiden schien unmöglich, man löst nicht freundschaftliche Beziehungen ohne triftigen Grund auch für die Welt; reden, schweigen, es war alles gleich schwierig — kurz, ich erkannte zum erstenmal die Gefahr in ihrer ganzen Ausdehnung, vor der mich mein Freund so oft gewarnt hatte, und nur eines gab mir ein seltsames Gefühl der Befriedigung, die Überzeugung nämlich, die ich aus dem Gespräch mit der verstörten Frau gewonnen hatte, daß meine Gefühle für sie nicht um eines Haares Breite die nor-

male Höhe überschritten. Diese Erkenntnis brachte mich Toni wieder um einen Schritt näher, und das war das Endergebnis dieses bewegten Abends.

Am nächsten Morgen wurde ich früh aus dem Schlafe geweckt. Eine Karte ward mir übergeben, ich las den Namen von Theresens Gatten. Nach ein paar Minuten trat ich dem ungeduldig Wartenden entgegen.

Therese hatte gestern Abend noch mit ihrem Kind sein Haus verlassen, und als er spät, nach Mitternacht erst, heimkam, fand er auf seinem Nachttisch ein paar Zeilen der gekränkten Frau, die ihm mitteilte, daß sie zu ihren Eltern gefahren sei und die Scheidung ihrer Ehe verlangen werde. Er hatte eine schlaflose Nacht zugebracht und am Morgen die Dienstleute um die Details der Abreise befragt, welche Frau Therese durch eine plötzlich erhaltene Trauerbotschaft zu erklären gesucht hatte. Dabei erfuhr er von ihrem Besuch bei mir, von welchem zurückgekehrt, sie sogleich den Auftrag gegeben, für sie und das Kind das Notwendigste zusammenzupacken. Nun war er da und verlangte Aufklärung, eigentlich Rechenschaft.

Durch die heftige Erschütterung, die ihm die Flucht seiner Frau verursacht hatte, war etwas von seiner alten Liebe zu ihr wiederaufgewacht, er brauchte eine Entschuldigung für sein Vorgehen, auch er sollte ihr etwas zu verzeihen haben. Aus den Fragen wurden Anklagen, und mit der ganzen Heftigkeit eines innerlich haltlosen Menschen beschuldigte er mich, meine Stellung als Arzt mißbraucht, ihm seine Frau entfremdet, seine Ehe zerstört zu haben. Niemals noch hatte es jemand gewagt, an der Lauterkeit meiner Gesinnung zu zweifeln, vor dem Vorwurfe der Gemeinheit glaubte ich mich sicher, aber das Wort, das ihn zum Schweigen gebracht hätte, durfte nicht über meine Lippen. Den anonymen Brief erwähnen, das hieß Frau Therese für immer von ihm losreißen. Ich hatte wenigstens die Empfindung, er würde es seiner Frau niemals vergessen können, daß sie mich zum Vertrauten dieser Anklage gemacht habe. Der unedlen Natur durfte man eine solche Waffe nicht in die Hand geben.

Innerlich bäumte sich alles in mir auf vor Empörung; der Schein war gegen mich, und die Ereignisse, ins Rollen gekommen, eilten unaufhaltsam dem Abgrund zu.

Ich versuchte es, jede persönliche Empfindlichkeit zu überwinden, kühl, objektiv zu bleiben. Ich erzählte dem Aufgeregten den Verlauf von Theresens Krankheit, ich deutete an, was ich durch die stets geschäftige Fama über sein Verhalten erfahren hatte und was wohl auch seiner Frau zu Ohren gekommen sein, den Grund für ihr Leiden abgegeben haben mochte.

Es war umsonst; er wollte den Weg aus dem Labyrinth nicht sehen, den ich ihm zeigte, und blieb bei seiner rücksichtslos ausgesprochenen Meinung, daß nur mein Dazwischentreten die Sache so zugespitzt habe. Kleine Zwischenfälle, wie die erwähnten, kämen in allen Ehen vor und würden verschmerzt, wenn die Frau keinen gefälligen Tröster zur Seite hätte. Kurz, das Gespräch nahm eine Wendung, die unabweislich in einem Ehrenhandel ihren Austrag gefunden haben würde, wenn ich nicht schroff abgebrochen hätte. Ich konnte mein Selbstgefühl nicht mehr zum Schweigen bringen. Wir schieden in offener Feindschaft.

Ich will Dir gleich hier das Ende dieses Konfliktes mitteilen, wie ich es viel später erst erfahren habe; es hätte sich nicht trauriger gestalten können.

Frau Therese verfiel in einen schweren Rückfall ihrer früheren Krankheit, der jahrelang dauerte und in welchem ihre Jugend, ihre Schönheit dahinschwanden. Während dieser Zeit machte ihr Gatte mehrere Versöhnungsversuche, welche die Familie wenigstens zu dem Zugeständnis brachten, von einer offiziellen Scheidung abzusehen. Als Therese endlich wieder anfing, am Leben teilzunehmen, starb ihr kleines Mädchen, und damit zerriß das letzte, lockere Band, das sie noch an den Mann gefesselt hatte.

Sie blieb bei den Eltern, eine arme gebrochene Frau; daß ich mit ein Steinchen auf die Wagschale gelegt und dieses Schicksal zum Sinken gebracht, ist ein Gedanke, der mich bis zum heutigen Tage verfolgt hat. Hätte ich sie allein ihren Weg gehen lassen, wer weiß, vielleicht wäre sie in nachtwandlerischer Sicherheit an dem Abgrund halb ahnungslos vorübergeschritten.

* * *

Digitized by Google

Als Thereſens Abreiſe, ihr Konflikt mit dem Gatten zum Stadtgeſpräch geworden war, ſteigerten ſich meine Selbſtvorwürfe. Die Verleumdung, die ſich an die Ferſen der Frau heftete, mit halben Worten, höflichem Lächeln ihr wehrloſes Opfer beleidigte, ſie legte ſich wie ein Netz faſt unſichtbar und doch undurchdringlich um die bis dahin Unantaſtbare. Ihr Geſtändnis machte mich zum heimlichen Mitſchuldigen, und ich durfte mir nicht einmal die ſchmerzliche Befriedigung gewähren, energiſch für ſie einzutreten. Das Leben erzieht uns zum Schweigen, denn zweiſchneidig iſt jedes Wort, auch das am beſten gemeinte, und ſo ſchwieg ich denn mit ſchwerem Herzen.

Mein Selbſtvertrauen war tief erſchüttert; es iſt eine alte Erfahrung, daß, wenn unſere Aufmerkſamkeit einmal wachgerufen iſt, ſich die Dinge zu multiplizieren ſcheinen, mit denen ſie ſich gerade beſchäftigt. Wohin ich mich wendete, überall traten mir die Spuren meines Wirkens entgegen, und ich fing an ſie zu fürchten: Die ich rief die Geiſter, werd' ich nun nicht los!

Ich ſah plötzlich alle die Hände nach mir ausgeſtreckt, alle die Augen fragend auf mich gerichtet; ich verſtand wohl, was ſie von mir verlangten, und wußte, daß ich es nicht mehr zu geben imſtande ſei. Jetzt, wo trotz allem Toni immer mehr in den Vordergrund meines Denkens trat, that ſich eine tiefe Kluft zwiſchen meinen Kranken und mir ſelbſt auf.

Mit ihrem Bild vor der Seele erſchienen mir andere Züge ausdruckslos und gleichgültig; die täglichen kleinen Erlebniſſe im Verkehr entbehrten des verklärenden Schimmers und ſchrumpften zu mühſeligen Pflichten zuſammen. Und das Schlimmſte war, daß meine Patienten einen feinen Gradmeſſer für meinen Gemütszuſtand zu beſitzen ſchienen; täglich ward unſer Verhältnis froſtiger, das mir entgegengebrachte Vertrauen verwandelte ſich in empfindliche Zurückhaltung; die Klagen über die alten Symptome, die, kaum verſchwunden, wieder neu auftauchten, mehrten ſich. Es war keine vereinzelte Erfahrung, die ich da machte, es war ein einfaches, ſchlagendes Rechenexempel, an zahlreichen Proben erhärtet.

Mit dem Zurückziehen meines Einſatzes ſchwand auch der Gewinn; mir aber war es unmöglich geworden, mit der alten Sicherheit und Unbefangenheit vorzugehen. Die Methode, der ich mich mit dem Feuer einer jungen Seele hingegeben hatte, ſie verlangte den ganzen Menſchen, ſie duldete keine Götter neben ſich. Ich aber war durſtig nach perſönlichem Glück, nach individuellſter Hingabe, alle die halben Gefühle und ſchillernden Beziehungen konnten mich nicht ſchadlos halten für das volle Erfaſſen einer einzigen Menſchenſeele.

Nimm dem Menſchen das ſtille Bewußtſein ſeines redlichen Strebens, die Überzeugung, daß reines Wollen, wenn auch nicht ſtets glückliches Gelingen, doch nimmermehr Unheil im Gefolge haben könne, und Du haſt die Tiefen ſeines Weſens erſchüttert, ihn aus dem Gleichgewicht mit der Welt gebracht. Mit dem Zweifel an mir ſelbſt war auch meine Macht über meine Kranken, meine Zuverſicht, ihnen helfen zu können, dahin. Wer nicht an ſich glaubt, dem glaubt niemand.

Wochen der freudloſen Arbeit brachten mich auch nicht um einen Schritt vorwärts, ich hatte das Gefühl, mit gefeſſelten Armen eine ungeheure Laſt heben zu müſſen. Kleine Mißerfolge, wie ſie jeder erfährt, wuchſen in dieſer Stimmung zu rieſenhafter Bedeutung, ich empfand eine krankhafte Sehnſucht, an etwas Greifbarem meine Fähigkeiten prüfen zu können, und beneidete Robert, der ruhig und ſicher ſeinen Weg ging. Und dabei wuchs mein Wirkungskreis von Tag zu Tag, und ich mußte die Komödie des ſtarken Geiſtes weiterſpielen, mein Programm aufrecht erhalten, die Situation beherrſchen, mit dem nagenden Gefühl meiner Unfähigkeit in der Bruſt.

Ich vermied jeden intimeren Gedankenaustauſch, und ſo kam es auch, daß ich Robert und die Frauen wochenlang nicht ſah, trotzdem ich mich nach ihnen, eigentlich nach Toni, ſehnte. In dem ſeltſamen Konflikt meines Inneren gewann meine Liebe täglich mehr die Oberhand. Ich wollte nicht an die von ihr erfahrene Zurückweiſung glauben, ſie mußte endlich einſehen, daß ich ihr ein ganzes Herz entgegenbrachte, es ſollte klar werden zwiſchen uns beiden.

Mit einer Entſchuldigung, welche große

Überbürdung zum Vorwand meines Nichtkommens gebrauchte, trat ich endlich wieder bei Frau Malwinen ein. Sie empfing mich freundlich, bedauerte mein übermüdetes Aussehen, bespötelte die Sucht, berühmt zu werden, wie sie lachend sagte, und plauderte eine Weile in ihrer sprunghaften Weise. Nachdem sie mir von allen ihren kleinen Freuden und Sorgen erzählt hatte, berichtete sie auch von Tonis Entschluß, ihr Haus zu verlassen, um eine Stellung in England anzunehmen. All ihr Zureden habe nichts gefruchtet, das Mädchen behaupte, sie könne nur im Lande die fremde Sprache vollkommen erlernen, welche sie für ihr weiteres Fortkommen als unerläßlich betrachte. So habe sie Robert dazu gebracht, an Freunde in London zu schreiben, die wirklich einen Posten ausfindig gemacht hätten. In vier Wochen müsse Toni abreisen.

„Nun kann ich mich wieder allein mit den Buben plagen oder mich an ein neues Gesicht gewöhnen," schloß Malwine ärgerlich ihre Erzählung. Die Nachricht traf mich ganz unvorbereitet; aber ich steckte so tief in meiner Verstimmung, daß sie mir als das natürlichste erschien, wartete ich doch förmlich auf neue Enttäuschungen. Im selben Augenblick aber stand auch schon mein Entschluß fest, den entscheidenden Schritt zu versuchen, das Wort zu sprechen, das mir auf den Lippen schwebte, Toni zu fragen, ob sie mein sein wolle.

Die Stunde war zu ernst, um kleinliche Rücksichten walten zu lassen. Nach kurzem Stillschweigen bat ich Frau Malwine um die Erlaubnis, das Mädchen in ihrem Zimmer aufsuchen zu dürfen.

Sie sah mich erstaunt und fragend an, dann hielt sie in einem herzlichen Impuls mir die Hand hin, während ein verständnisvolles Lächeln über ihre Züge huschte, und sagte: „Bleiben Sie, ich will Ihnen Toni schicken, Sie sind hier ungestörter." Ich habe Malwinen diesen kleinen Zug echt frauenhafter Teilnahme nie vergessen, es war das Gütigste, was sie mir in dem Augenblick hätte erweisen können.

Nach ein paar Minuten ging die Thüre auf, und Toni trat herein. Als mir das geliebte Wesen endlich wieder gegenüberstand, löste sich die schmerzliche Spannung, in der ich seit Wochen lebte, und ich hätte viel darum gegeben, sie ohne weitere Worte in die Arme schließen zu dürfen. Aber ein Blick auf ihr ernstes Gesicht, in dem die Augen wieder den alten, traurigen Ausdruck angenommen hatten, hemmte meinen Impuls. Ohne Umschweife bat ich sie, ihren Plan aufzugeben und meine Frau zu werden, ich warb um sie in ruhigen, abgemessenen Worten.

Sie hörte mich ungeduldig bis zu Ende an, dann erklärte sie mir ohne mädchenhafte Ziererei, abweisend, als ob meine Bitte ihren ganzen Stolz wachgerufen hätte, sie habe sich nie mit Heiratsgedanken herumgeschlagen, aber sie meine, man könne einem Manne nur dann folgen, wenn das Leben ohne ihn unmöglich erscheine; heute aber sei sie nicht imstande, ihr ganzes Ich von irgend jemand abhängig zu machen.

Die Kälte ihres Wesens verletzte mich tief. „Toni," sagte ich, „haben Sie kein Wort der Freundschaft, keine warme Regung für mich, dem Sie so viel, dem Sie alles sind?"

Sie sah mich erstaunt an.

„Wie soll ich das verstehen? Haben Sie nicht selbst gesagt, daß Ihnen der Einzelne nichts ist, nichts sein darf, daß Ihre Güte und Teilnahme für alle gleich sein muß? Ich bin ein verwöhnter Mensch. Für Mama war ich etwas Einziges, mit dem, was Ihre Kranken für mich übriglassen, wäre ich nie zufrieden."

„Sie sind ein Kind, Toni! Glauben Sie, man verlangt ein Mädchen zur Frau mit kühlem, gleichgültigem Herzen? Braucht es wirklich vieler Worte zwischen uns? Sie haben vor kurzem noch anders über mich gedacht."

Sie ward glühend rot.

„Das ist wahr," sagte sie leise, „ich meinte einmal, es sei ein großes Glück, in der Fürsorge eines anderen geborgen zu sein. Sie aber, der Sie so genau in der Seele des Menschen zu lesen verstehen, Sie mußten wissen, daß ich Ihre heutige Frage nicht anders als ablehnend beantworten kann. Und auch warum. Es ist zu spät. Ich gehe nach England, und Sie werden bald einsehen, wie überflüssig eine Frau gerade für Sie ist."

„Was habe ich Ihnen gethan, Toni? Ist's wirklich nicht mehr gut zu machen?"

„Sie können noch fragen?" sagte sie

immer leidenschaftlicher werdend. „Ich habe an Sie geglaubt — wie fest, können Sie gar nicht ermessen. Damals habe ich jedes Ihrer Worte wie ein Geschenk aufgenommen. Wie stolz war ich, wenn Sie mich belehrten, wie ruhig, wenn Sie für mich sorgten, wie glücklich in dem Vertrauen, daß mein Schicksal Ihnen Herzenssache geworden sei — dann aber war alles Berechnung, Vernunft, ärztliche Kunst gewesen. Wie weh das that — genug davon — heute verlangen Sie von mir den Beweis des höchsten Vertrauens; ich hab's verloren, und Sie selbst haben alles gethan, damit ich's verliere."

„Und meine heutige Bitte? Beweist sie Ihnen nicht, wie wenig Befriedigung mein Herz in dem Berufsverkehr findet? Haben Sie nicht deutlich empfunden, wie Sie mir täglich mehr geworden sind?"

„Ich hab's einmal geglaubt, und es hat mich glücklich gemacht; als mir aber nach und nach klar wurde, wie Sie Ihr Leben eingerichtet haben, da fing ich an zu frieren und zu schaudern. Ich mußte immer an das selige Lächeln denken, mit dem meine Mutter noch in ihrer letzten Krankheit flüsterte: Für ihn habe ich keine Schwächen gehabt! Sie würden niemals in Ihrer Empfindung die kühle Kritik verlieren, niemals mir gegenüber auch nur einen Augenblick blind sein."

Ich war stumm diesen Anklagen gegenüber. Sie hatte tausendmal recht in ihrem heißen, scheuen Herzen. Alles oder nichts. Und vor kurzem noch hätte sie mir alles gegeben. Nun verstand ich auch, was das Mädchen gelitten, mit welcher Energie sie daran gearbeitet haben mußte, ihrer Neigung Herr zu werden. Ihre unberührte Seele, der Mangel an Welt- und Menschenkenntnis trugen nur dazu bei, den Schlag, den sie erfahren hatte, zu verschärfen, und mit der Vehemenz der Jugend brach sie den Stab über denjenigen, der sie aus ihren Mädchenträumen aufgeschreckt hatte.

„Toni," sagte ich endlich, „Sie müssen mich hören, Sie müssen mir glauben." Mit kaum verhaltener Leidenschaft fing ich an, ihr mein ganzes Leben darzulegen. Rückhaltlos wie einem Freund schilderte ich ihr die Beziehungen zu meinen Kranken, die Erschütterung, welche mein Selbstvertrauen durch das Erlebnis mit Frau Therese erlitten hatte, meine Sehnsucht nach einem Geben und Nehmen ohne Rest.

Nach und nach sah ich die Linien ihres Mundes weicher werden, ihre Augen hingen an mir und wurden feucht; wäre ich damals noch der Alte gewesen, es wäre mir gelungen, sie umzustimmen, ihr Herz wiederzuerobern. Ich aber hatte eine innere Scheu, den Vorteil zu benutzen, den mir die größere Lebenserfahrung gegeben; ich wußte auch, daß der Zweifel in ihrer Seele niemals hätte entstehen dürfen, wenn sie glücklich werden sollte, daß nur ein aus ihrem Innersten kommender Entschluß sie dauernd zu befriedigen vermöge.

So überließ ich sie denn eine Weile ihren Gedanken und trat ans Fenster, um ihr Zeit zum Überlegen zu lassen.

„Ich kann nicht, Doktor," klang es endlich hinter mir, „haben Sie Dank für alles, was Sie mir gesagt haben, ich mag nun wieder gern an Sie denken — aber Ihre Frau könnte ich nicht sein."

Als ich mich umwendete, stand sie blaß und scheu wie ein Kind, das sich einer Aufgabe nicht gewachsen fühlt, und doch auch mit der mimosenhaften Abwehr einer tief verletzten Jungfrauenseele vor mir.

Da war's vorbei. Wozu sie länger quälen? Einmal noch hielt ich die kleinen, festverschlungenen Hände in den meinen; „Leben Sie wohl, Toni, und denken Sie nicht schlecht von mir!" Das waren meine letzten Worte, und der stumme Protest ihrer ausdrucksvollen Augen war mein einziger Trost in dem schmerzlichen Scheiden.

* * *

Ich stürzte mich in meine Arbeit, es half alles nichts. Mein Leben schien mir wie die nutzlose Kraftverschwendung des Sisyphus. Tagsüber rollte ich den schweren Stein meiner trüben Gedanken den Berg hinauf, des Nachts wachte ich plötzlich aus unruhigem Schlummer, mit der lebendigen Vorstellung alles dessen, was mich gedrückt; und wenn ich dann zwischen Wachen und Träumen liegend, die Sorgen ins Riesenhafte vergrößert hatte, fand mich der Morgen unfähiger denn je, durch die Tretmühle meiner Tagesarbeit hindurchzukommen. Die Selbstvorwürfe nahmen eine krankhafte Intensität an, ich war mehr Patient als Arzt in jenen Tagen. So verging der Sommer, der schwerste meines Lebens.

Digitized by Google

Die Rose. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

(Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

Digitized by Google

Als ich eines Abends müde und zerschlagen in meinem Zimmer lag, ohne jede Energie, unfähig, mich aufzuraffen, kam Robert plötzlich zur Thüre herein.

„Hör' mal," sagte er nach kurzer Begrüßung, es beliebt dir zwar nicht, mir Rede und Antwort zu stehen, wenn wir uns in der Praxis begegnen, aber dein Gesicht sagt mir genug. Scheinst allerhand Verdruß gehabt zu haben, das passiert jedem von uns, aber im Augenblick brauchst du andere Luft. Laß deinen Koffer packen und fahr' in die Welt hinaus. Wohin, ist gleichgültig. Wenn du nach ein, zwei Monaten heimkommst, kannst du von neuem stramm arbeiten. — Toni hat zufrieden aus England geschrieben, Malwine erwartet dich zu einem Abschiedsthee, mein Wagen ist vor der Thür, ich entführe dich."

Der Anstoß von außen brachte das heimliche Sehnen zum Durchbruch. Das war's, was ich wünschte. Neue Menschen, neue Bilder, nichts, was mit meiner aufreibenden Thätigkeit im Zusammenhang stand. Nach wenig Tagen schiffte ich mich in einer südlichen Hafenstadt für eine weite Seereise ein.

Unter fremden Menschen, im goldigen Licht der Herbstsonne, prüfte ich während langer Wanderungen auf dem Deck des Schiffes mein Inneres, und langsam kam die Ruhe zurück, die Selbstachtung gewann die Oberhand über die Vorwürfe, mit denen ich mich gepeinigt hatte: ich genas.

Zugleich aber erfaßte mich ein förmliches Grauen vor den komptizierten Verhältnissen der Großstadt, die den Einzelnen nach einer bestimmten Richtung hin so sehr entwickeln, daß notgedrungen sein seelisches Gleichgewicht darunter leiden muß. Der moderne Kampf ums Dasein, der scheinbar durch unsere Kultur gemildert, in Wahrheit mit tausendfach verschärften Waffen geführt werden muß, nützt unsere Kräfte allzu rasch ab. Immer weiter entfernen wir uns von den einfachen Freuden, den einzig dauernden, weil sie mit den Grundbedingungen unseres Organismus im Einklang stehen. Wir Kulturmenschen leben in einer künstlich geschaffenen Welt und erzeugen mit ungesunden Reizmitteln jene Abwechselung, die unser heißhungriges Nervensystem stündlich fordert. Täglich beschäftigen wir uns vom Morgen bis zum Abend mit den höchsten Problemen, versenken uns in Gedanken und Empfindungen derer, die Jahrtausende vor uns gelebt haben — ja unser Geist ist ein fein geschmiedetes Werkzeug geworden — aber all das bringt uns arme Durchschnittsmenschen um das bißchen Erdenglück, das die grausame Mutter Natur für jeden noch übriggelassen hat.

Du lächelst, mein lieber Heinz, du meinst, das seien die Grillen des alten Mannes, ich versichere dich, es waren die Gedanken, mit denen ich mich damals herumschlug, und die allen späteren Erfahrungen meines Lebens standgehalten haben.

Ja, ich sehnte mich nach primitiven Verhältnissen, in denen nicht jede Faser meines Wesens nach einer anderen Richtung verwoben war, und ich wollte mir das in reichem Maße gönnen, was ich meinen Kranken so oft verschafft hatte, die möglichste Vereinfachung der Existenzbedingungen.

So beschloß ich denn, meine für Wochen berechnete Reise auszudehnen, meiner Wanderlust die Zügel schießen zu lassen. Ich war gänzlich unabhängig, und einen Vorteil mußte man doch haben, wenn man so einsam wie ich im Leben stand.

Nach mancherlei Irrfahrten landete ich in Bombay und ließ mich dort nieder. In den letzten Jahren hatte ich genug erspart, um nicht bloß an den Erwerb denken zu müssen; so nahm ich die Praxis nur da, wo sie sich bot, behandelte hauptsächlich unter den armen Eingeborenen und trat dabei aus meinem engen Specialistentum heraus. Daheim hätte ich es kaum gewagt, in schweren chirurgischen Fällen einzugreifen, hier aber, wo Not an Mann war, half ich ohne schwächliches Zaudern. Zu Pferd, mit der Büchse auf der Schulter durchstreifte ich meilenweit die Umgebung der Stadt, ich botanisierte im Urwald, ich fischte in den palmenüberschatteten Flüssen; die wilde Poesie der Einsamkeit in einer großen Natur hielt mich in ihrem Bann.

Aber die Natur, an die ich mich gewendet, war eine strenge, unerbittliche Herrin. Nach zehn Jahren fing ich an das Klima nicht mehr zu vertragen. Da fügte ich mich, wenn auch mit schwerem Herzen, und kehrte zurück in meine Heimat. Das Korn lag in der Scheune, nun hieß es sich so einrichten, daß es reichte bis an mein Lebensende.

Bei meiner Rückkehr war ich fest entschlossen, mich nicht mehr in der Stadt anzusiedeln, wußte aber nicht recht, wohin mich wenden. Da las ich zufällig von dem ausgeschriebenen Posten eines Arztes hier in dem Ort und beschloß, mir die Sache anzusehen. Das alte Haus, in dem wir heute noch wohnen, gefiel mir, die Gegend war anspruchslos und doch voll Reiz, ich kaufte das Besitztum und setzte mich hier fest als bescheidener Landarzt.

Zu den von mir übernommenen Verpflichtungen gehörte auch der Dienst in einer großen Fabrik, die etwa eine Stunde weit von meinem Wohnort entfernt war. Die Stelle des technischen Direktors wurde bald nach meiner Ankunft neu besetzt, und als ich einmal hinüberkam, fand ich einen prächtigen, langgliedrigen Engländer als neuen Ankömmling. Wir gefielen uns gegenseitig und schüttelten uns nach halbstündigem Geplauder herzlich die Hand. Da kam er plötzlich mit der Frage, ob ich mich an Fräulein Toni Merfelt erinnere. Mein Gesicht mag gut ausgesehen haben. „Sie ist meine Frau seit fünf Jahren," fügte er hinzu, „und wird sich sehr freuen, einen alten Freund begrüßen zu können. Sie hatte Heimweh in England, und ihr Wunsch gab für mich den Ausschlag, die hiesige Stelle anzunehmen. Wir erfuhren gleich nach unserer Ankunft von Ihrem Aufenthalt in der Gegend, und ich hoffe, wir werden gute Freundschaft halten."

Das waren ehrliche, offene Worte; der Mann verdiente das Mädchen; das Glück schaute ihm aus den Augen heraus, ich gönnte es ihm.

Als mir bei einem späteren Besuche Toni mit einem zweijährigen Bübchen an der Hand entgegenkam, blühend und schön, wie ich sie nie gesehen hatte, auf der sonnigen Höhe ihres Frauenlebens, da krampfte sich wohl mein Herz zusammen. Aber ich überwand die Mahnung böser Tage und ließ mir an dem genügen, was mir das Schicksal gönnte: eine täglich wachsende Freundschaft mit dem ganzen Hause, vom Kleinen angefangen bis zu seinem stattlichen, blauäugigen Vater.

Drei Jahre vergingen in stillem Behagen. Da brach im Spätherbst eine Epidemie aus, die mit Vehemenz um sich griff. Tonis Mann erkrankte, und sie saß an seinem Lager, bis auch sie von der Seuche ergriffen war. So bettete ich sie nebeneinander und schlug mein Quartier in dem traurigen Hause auf. All mein Bemühen war umsonst; Harry erlag, und Toni hat ihn nur um einen Tag überlebt; wir haben sie in einem Grabe beerdigt.

Ihr Vermächtnis, du weißt es, warst du, mein teurer Heinz; ich ließ mich zu deinem Vormund ernennen, dann reiste ich nach England, um mit der Familie deines Vaters alle Abmachungen zu vereinbaren. Es ward mir möglich, dich zu adoptieren und unserem Verhältnis eine gesetzliche, sichere Grundlage zu geben.

Dann kamen fleißige Jahre für dich und mich; nach und nach fand ich das Interesse für meinen Beruf wieder, ich nutzte meine schwachen Kräfte, immer im Kampf gegen die eigene Skepsis. Aber den vollen Einsatz meiner Persönlichkeit habe ich nie mehr versucht, mein ganzes Herz nie mehr meinem ärztlichen Wirken zuwenden können. Nach dem vergeblichen Ringen um zwei teure Leben konnte ich für keinen Kranken mehr als das bloße Mitleid aufbringen. Ich that, was ich konnte, um diesen Mangel durch gewissenhafte Pflichterfüllung wett zu machen. Doch du kennst das Wort des Apostels: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle!

Ich war und blieb ein einsamer Mensch unter all den vielen, mit denen mich nach und nach das Leben äußerlich verband. Und doch habe ich nie aufgehört, den Tag zu segnen, an welchem ich mich hier angesiedelt habe, war es doch der erste Schritt zu deinen Eltern, zu dir. Du aber hast mit deiner aufblühenden Jugend den alten Einsiedler mit der Welt in Verbindung erhalten, mit dem reichen Erbteil deines gesunden Wesens mich täglich von neuem beglückt. Du dankst es den beiden, die du kaum gekannt, deren Gräber du ohne Thränen geschmückt, denn du wußtest nicht, was du an ihnen verloren hast.

Alles Glück der Erde trägt man in der eigenen Brust, und nur dem Starken, Gesunden, Harmonischen wird es zuteil; er allein hat die Kraft, das Leben würdig zu tragen, es zu genießen. Was immer

das Schicksal dir noch vorbehält, es kann dir den Segen nicht rauben, einer wahrhaft guten Ehe entsprossen zu sein. An dir ist es, deinen Kindern ein gleiches Geschenk fürs Leben mitzugeben.

Geheimnisvoll wirken die Traditionen unserer Eltern in uns nach. Ererbtes, nicht erworbenes Gold macht unseren geistigen Reichtum aus; keine Thräne hat es blank gewaschen, kein Staub hat seinen Glanz getrübt; tief unten liegt es im Schacht des Herzens, wo es zwei Seelen, in treuester Liebe verbunden, einst hinterlegt haben. Du hast den beiden viel zu danken.

Und nun, lieber Heinz, bin ich am Ende; es waren schöne Herbsttage, die ich verlebte. Du aber wirst nach meinem Hingang hier schalten und walten als Herr, und was du auch thust, es wird in meinem Sinne gethan sein, denn die Liebe, die uns umschlossen hat, Toni, deinen Vater, dich und mich, die ist ein starkes Band und fesselt die Menschen aneinander auch über den Tod hinaus. Ich meine, wir haben es beide erfahren, und darum nehme ich auch keinen Abschied von dir, denn was auch geschehen möge, es ist nur eine neue Phase in dem ewig alten Wechsel des Vergehens und Entstehens!

* * *

Heinz legte das letzte Blatt auf den Tisch, dann strich er zärtlich über die Schriftzüge, als ob es die welke Hand des Greises selbst wäre, die er da berührte. Er stand auf und trat zum Fenster. Zwischen den hohen Weißpappeln des Gartens war der Mond aufgegangen, und die schmalen Kieswege schimmerten in seinem Licht; vom nahen Kirchturm schlug es in langsamen Schlägen Mitternacht. Heinz öffnete das Fenster; die kalte Herbstluft strich um seine heißen Schläfen und machte die Lampe aufflackern. Er achtete nicht darauf. Die Vergangenheit stieg vor ihm empor und forderte ihr Recht. Langsam fielen ein paar Thränen aus seinen Augen.

Endlich schloß er die Flügel, zog die Vorhänge zu und schrieb unter das Manuskript des alten Herrn die schönen Worte Fechners, mit denen er sein Büchlein vom Leben nach dem Tode abschließt: „Hier steht der Baum, manch einzeln Blatt davon mag fallen, doch sein Grund und sein Zusammenhang ist fest und gut. Er wird immer neue Zweige treiben und immer neue Blätter werden fallen; er selbst wird nicht mehr fallen, wird Blüten der Schönheit treiben, und statt im Glauben zu wurzeln, Früchte des Glaubens tragen!“

Er zögerte noch einen Augenblick, dann nahm er die Lampe vom Tisch und ging leise über die Treppe nach dem Hausflur. Vorsichtig, um niemanden zu wecken, sperrte er auf und trat in den mondhellen Hof. Der große Vorstehhund schmiegte sich schweifwedelnd an ihn, und er fühlte die warme, feuchte Zunge an seinen Fingern. Langsam öffnete er das knarrende Thor und wehrte dem treuen Tier, das mit ihm hinaus wollte. Dann durchschritt er das schlafende Dorf und stand nach kurzer Wanderung auf dem Friedhof vor der sorgfältig gepflegten Ruhestätte seiner Eltern.

Ein dichter grüner Teppich bedeckte das Grab; einzelne Epheuranken hatten den Granitsockel umsponnen, waren an dem schmiedeeisernen Kreuz emporgeklettert und wiegten sich leise im Nachtwind.

Sinnend blickte er nach einem frisch aufgeworfenen Hügel, der fahl im unsicheren Mondlicht herüberschimmerte.

Das Rathaus zu Hamburg.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit sechs Skizzen von Prof. **Anton Lewy** und zehn Illustrationen nach dem Lichtdruckwerk „Das neue Rathaus in Hamburg“ von Strumper & Co.

(Abdruck verboten.)

Herold bei den Einweihungsfestlichkeiten.

Das Rathaus zu Hamburg, unter den neuen großen deutschen Monumentalbauten das jüngste, hat doch bereits seine großen Tage gehabt: den schönsten und bedeutsamsten, als Senat und Bürgerschaft 1895 gelegentlich der Eröffnung des Nordostseekanals in dem provisorisch geschmückten großen Festsaal den Deutschen Kaiser, die deutschen Fürsten und zahlreiche Ehrengäste aus allen Landen bewirteten; ein anderer Ehrentag war es, als am 9. Dezember vorigen Jahres die Senate der zwei anderen deutschen Hansestädte, die Vertreter von Bremen und Lübeck, die herrlichen Räume zu besichtigen kamen; ein dritter wiederum, als kurz darauf Kaiser Wilhelm, auf der Fahrt nach Kiel, wo er dem nach China bestimmten Geschwader und dem dies führenden Bruder seinen Abschiedsgruß bringen wollte, im schönen Rosenkranz des Rathauskellers sein Glas dem Wohl der guten alten freien Stadt Hamburg weihte.

Das Rathaus ist der jüngste, es ist ohne Zweifel auch einer der schönsten unter den neuen deutschen Monumentalbauten. Der mit einem Aufwand von zehn Millionen Mark hergerichtete, würdige und prächtige Sitz eines großen, mit Recht auf seine Vergangenheit und seine heutigen Leistungen stolzen Gemeinwesens, einer Stadt, die ein Staat ist. Anders, wie in anderen Städten, ist das Hamburger Rathaus erst in zweiter Linie ein Nützlichkeitsbau; noch zur rechten Stunde konnte der Mehrzahl all der verschiedenartigen Verwaltungsbehörden, die auf das neue Rathaus angewiesen schienen, ein anderes Unterkommen bereitet werden. Das Rathaus aber wurde zu dem großen Repräsentationsgebäude, dem Sitz der Regierung des Gemeinwesens, in dessen Räumen fleißig gearbeitet werden kann und wird, die aber ihrer Anlage und künstlerischen Ausschmückung nach auch zu festlichen Akten wohlgeeignet sind.

Der großen Hansestadt fehlte bisher jeder derartige Bau. Ja, nachdem bei dem fürchterlichen Brande des Jahres 1842 auch das zwar nicht schöne, aber ehrwürdige alte Rathaus ein Raub der Flammen geworden war, hatten die Behörden eine Unterkunft im ehemaligen Waisenhause suchen müssen, dessen Kirche als Sitzungssaal für die Bürgerschaft ausgebaut und an das später, Ende der vierziger Jahre, für den Senat eine Ratsstube angebaut wurde. In der Not der Zeit behalf man sich. Aber schon 1854 wurde zum erstenmale eine Konkurrenz für einen neuen Rathausbau ausgeschrieben, für welchen inzwischen die heutige Baustelle erkoren worden war; aus der Konkurrenz gingen die Architekten Scott in London, der Erbauer der Nikolaikirche, der in Hamburg eingewanderte Neuchateler Meuron und Bohnstedt, der spätere Sieger in der ersten Reichstagsbaukonkurrenz, mit ersten Preisen gekrönt hervor. Die schwere Handelskrise der nächsten Jahre ließ aber den Eifer schnell erkalten, keines der Projekte kam zur Ausführung, und die Frage ruhte bis 1872, wo — unter dem Eindruck des siegreichen Feldzugs, in dem die Hanseaten so wacker mitgestritten, und des neuen Deutschen Reiches — der Wunsch nach einem würdigen Rathaus zu einer zweiten Konkurrenz führte. Über dem Bau schien jedoch ein eigener Unglücksstern zu schweben. Auch diesmal errang sich der preisgekrönte Entwurf der Frankfurter Architekten Mylius und Buntschli nicht so allgemeiner Anerkennung, daß er als zur Ausführung geeignet erkannt wurde.

Das ganze Projekt schien in Gefahr, von neuem zu versumpfen.

Digitized by Google

Und nun kam die merkwürdigste und zugleich die entscheidende Episode der langwierigen Baugeschichte — eine Episode, die wohl endlich einmal das Wort des alten Ben Akiba, daß alles schon dagewesen, zu schanden macht.

An einem Novemberabend des Jahres 1879 wanderten zwei Hamburger Architekten, die Herren Haller und Hauers, von einer Vereinssitzung nach Hause und plauderten dabei über den allmählich dem Spott anheimgefallenen Rathausbau und ihre eigenen, nicht prämiierten Entwürfe. Dabei tauchte der Gedanke auf, daß am Ende das, was einem einzelnen anscheinend nie gelingen wollte, durch gemeinsame Arbeit mehrerer gleichgesinnter Kollegen zu erreichen sei. Ganz im geheimen — so etwa schildert Herr Haller selbst den Vorgang — wurde unter den Kampfgenossen an der letzten Konkurrenz eine behutsame Auswahl getroffen. Es waren ihrer neun, die sich zunächst zu privaten Beratungen zusammenfanden: die Herren Grotjan, Haller, Hanßen, Heuers, Lamprecht (†), Meerwein, Robertson (†), Hammann und Zinnow. Ganz im stillen einigte man sich über den Bauplatz und die großen Züge des Programms und ging dann ans eigentliche Projektieren: „Jeder von uns bearbeitete das Ganze, gab rückhaltlos sein Bestes und legte seine Arbeit in unseren wöchentlichen geheimen Zusammenkünften vor. Wir waren auf diese Art zwar Konkurrenten, aber zugleich auch Preisrichter, und zwar milde und ausgesucht höfliche Preisrichter, die sich mehr bemühten, die Vorzüge einer Arbeit zu loben, als ihre Mängel zu tadeln, die sich redlich anstrengten, durch stets erneuerten Meinungsaustausch zu einem von jedem als richtig erkannten Ergebnis zu gelangen.... Wollte sich einmal eine Einigung nicht erzielen lassen, so rollten wir unsere Skizzen zusammen, vertagten die Debatten auf einige Wochen und waren bei unserer nächsten Begegnung von den friedfertigsten Gefühlen beseelt und fest entschlossen, daß das schöne Werk an einer geringfügigen Meinungsverschiedenheit nicht scheitern dürfe." Um Weihnachten 1880 wurden die 27 so entstandenen, großen, zum Teil künstlerisch ausgeführten Blätter dem Senat als Geschenk überreicht — sie bilden die Grundlage des heutigen Baues, von dem man wohl sagen darf, daß er auch noch ein anderes Schlagwort, als das des Ben Akiba, Lügen strafte, das Wort von den vielen Köchen, die den Brei verderben. Denn

Gesamtansicht des neuen Rathauses in Hamburg.

thatsächlich ist das Ganze wie aus einem Guß, wie das Werk eines schöpferischen Geistes.

Noch immer gab es einige Irrungen und Wirrungen; noch manche Veränderung erfuhr der ursprüngliche Plan. Im Juni 1885 aber beschlossen Senat und Bürgerschaft endgültig die Ausführung; am 6. Mai 1886 wurde der Grundstein gelegt — am 26. Oktober 1897 wurde das Rathaus festlich eingeweiht.

„Mit Gottes Gunst durch Menschenhände
Kommt auch manch schwierig Werk zu Ende"

sprach der um Hamburg so hochverdiente Bürgermeister Petersen, als er die ersten drei Hammerschläge that. Dieselben Worte zieren heute als schöner Weihespruch den umgitterten Kopf des Grundsteins im mächtigen tiefsten Raume des Rathauskellers. —

Karl der Große.
Hauptfassade.

In der Mitte der Stadt, unfern des Alsterbassins, erhebt sich das langgestreckte Rathaus, gekrönt über dem Mittelbau von dem 112 Meter hohen Hauptturm. Die kupferne Helmspitze des mächtigen Sinnbildes städtischer Macht schmückt der vergoldete Reichsadler; an seinen vier Stirngiebeln dräuen wehrhafte Ritter; die Vorderseite zeigt am Balkon des ersten Geschosses einen sich aus der Flamme erhebenden Phönix als Erinnerung an den großen Brand von 1842.

Die Fassade trägt, gleich der Hoffront, den Charakter der deutschen Renaissance; manche Anklänge an das herrliche Heidelberger Schloß scheinen mir in sie verwoben. Ein überaus reicher — fast möchte man sagen, überreicher — plastischer Schmuck unterbricht die Monotonie der Fensterreihen und erstreckt sich bis auf die hohen kupfernen Dachflächen und die kräftig hervorgehobenen Giebel. Von stolzer Höhe herab schauen da auf das Häusermeer der Stadt die Schutzheiligen der sieben früheren Kirchspiele und der einstigen zwei Klöster. Über der Turmloggia oberhalb des Mitteleinganges, die im Hintergrund das Bild der Stadtgöttin, nach einem Entwurf von A. Fitger in wetterbeständiger Mosaik ausgeführt, trägt, ragen die mächtigen Standbilder Karls des Großen als des Begründers der Stadt, und Friedrich Barbarossas, als des Kaisers, der ihr den Freibrief verlieh, empor, schöne Werke von v. Kramer-München und Vogel Berlin. Darüber prangt das große Hamburger Wappen auf der Fläche des Turmes mit dem alten Wahrspruch: „Libertatem quam pepere majores digne studeat servare posteritas", und zu den Seiten dieser Inschrift halten vier Bronzestatuen Wacht, die vier Bürgertugenden, deren der Hamburger von gutem altem Schrot und

Rathausdiele. Aufgang zur Bürgerschaftssaale.

Korn ſich rühmen darf: Eintracht, Klugheit, Tapferkeit, Frömmigkeit.

In langer Reihe ziehen ſich dann in den Niſchen zwiſchen den Fenſtern des erſten Stockwerkes die Denkmäler der Kaiſer hin von Ludwig dem Frommen bis auf Franz II., der überwiegenden Mehrzahl nach treffliche Werke unſerer jüngeren deutſchen Bildhauer; die Seitenfenſter ſchmücken nach dem Altenwall zu die Juſtitia, nach der Johannisſtraße allegoriſche Geſtalten des Fortſchritts und der Beharrlichkeit, ſehr hübſch und ſinnig (von Offermann-Dresden) in zwei Rednern zur Darſtellung gebracht. —

Das Rathaus läuft parallel mit dem ſtattlichen Börſenbau, dieſem gewiſſermaßen vorgelagert, und mit ihm jetzt durch zwei halbhohe Flügel in unmittelbare Verbindung gebracht. So entſtand ein recht geräumiger Innenhof, deſſen Ausgeſtaltung von den Architekten ſichtlich mit beſonderer Liebe behandelt wurde. Ich werde darauf ſpäter noch zurückkommen.

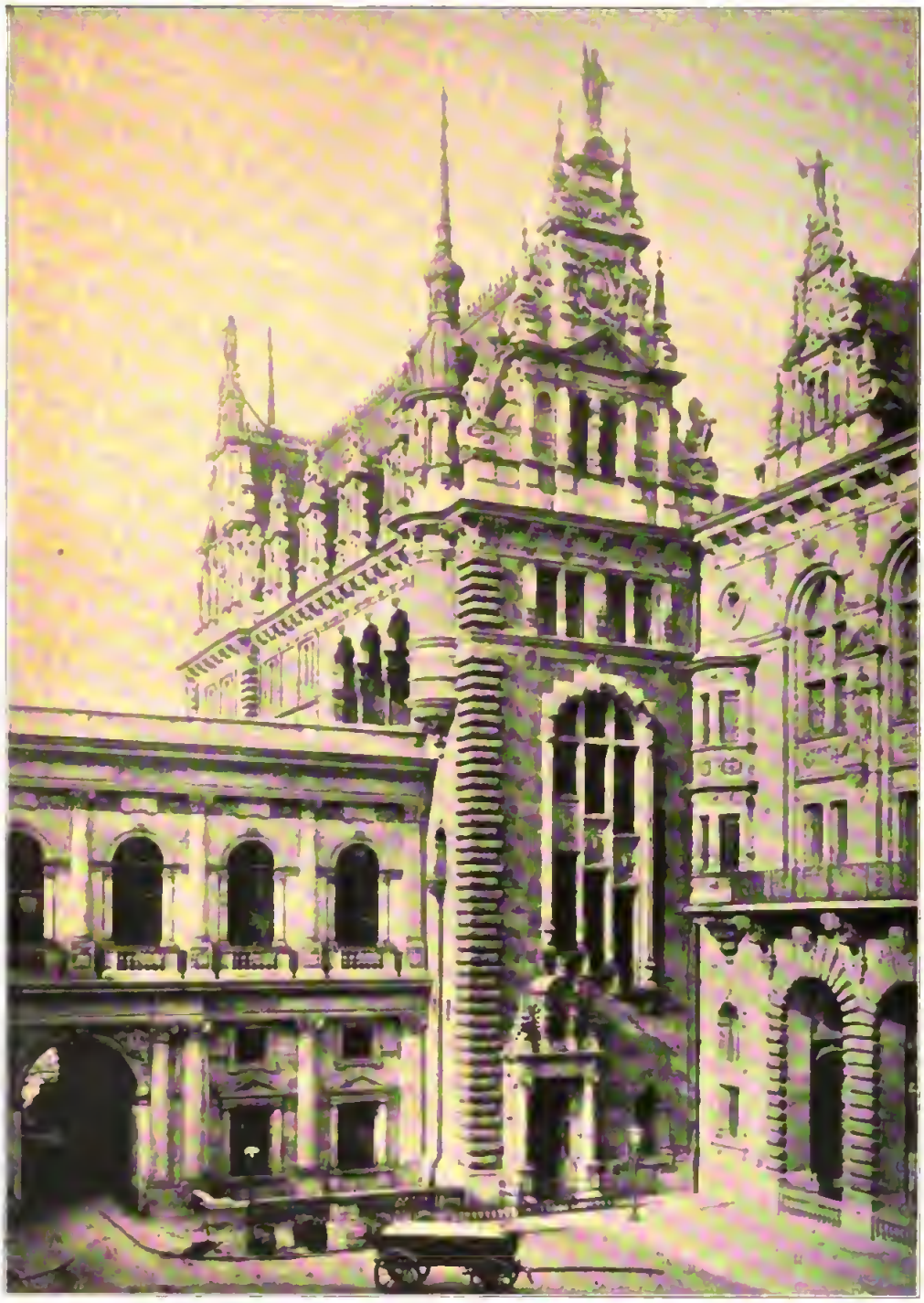
Man betritt den gewaltigen Bau unterhalb des Turms durch ein prächtiges ſchmiedeeiſernes Gitterthor, durchſchreitet die Turmhalle und befindet ſich dann in dem mächtigen, von 16 Sandſteinſäulen unterſtützten Gewölbe der Rathausdiele, welche die ganze Mitte des Erdgeſchoſſes einnimmt und um die herum ſich Dienſträume verſchiedenſter Art gruppieren. Von hier aus erfolgt aber auch der Aufſtieg zu den oberen Stockwerken — und für jeden, der der Luſt an einem guten Trunk nicht zu widerſtehen vermag — der Abſtieg zum Rathauskeller, der ſelbſtverſtändlich nach altem deutſchen Städtebrauch nicht fehlen durfte.

So iſt die Diele zum Mittel- und Ausgangspunkt des ganzen Treibens und Schaffens im Rathauſe geworden. An der einen Längsſeite, unter dem Turm, iſt ſie nach dem Rathausplatz geöffnet, in der anderen ſteht ſie, bis an den Hof reichend, durch dieſen mit der gewaltigen Pulsader alles kaufmänniſchen Verkehrs, der Börſe, in unmittelbarer Verbindung; an der linken Querſeite aber befindet ſich der Treppenaufgang zu den Räumen der „Bürgerſchaft", auf der rechten zu denen des hohen

Mittelbau der Vorderfront.

„Senats“. Es spiegelt sich gleich hier gewissermaßen die Zweiteilung der Hamburger Verfassung wieder, und sie tritt uns in ihrer ausgesprochenen Eigenart auch in der baulichen weiteren Ausgestaltung in sinniger Weise entgegen. Einheitlich, breit und groß ist der Aufgang, den der Senator emporschreitet, wenn er zur Ratsstube geht. Auf den Treppenpfosten ragen mächtige Wappenlöwen dräuend empor, wundervoll von Armbruster in Frankfurt a. M. in Eisen geschmiedet; reichverziert ist das Portal des Senats, das im schmiedeeisernen Thor zwei prächtige Bronzemedaillons trägt, welche Weisheit und Stärke an dem Urteil Salomonis und der Rache des Simson symbolisieren. Zweiteilig, aber weit schlichter und einfacher, ist der Aufgang der Bürgerschaft gestattet. Drüben führt die Prunktreppe die „regierenden“ Herren zunächst in einen prächtig ausgestatteten Vorraum, das „Gehege des Senats“ — hüben der Aufstieg die Vertreter der Bürgerschaft, das Parlament des Stadtstaates, in das „Foyer“; an jenes schließt sich dann die „Ratsstube des hohen Senats“, an dieses der „Sitzungssaal der Bürgerschaft“ an. Während diese beiden die Mitte der Flügel des ganzen Gebäudes beanspruchen, liegt — durch Foyer und Gehege von ihnen getrennt — zwischen beiden der gewaltige imposante Hauptsaal: 41 Meter lang, 18 Meter breit, 15 Meter hoch, in seiner centralen Lage etwa der Diele des Erdgeschosses entsprechend. Seine Fensterreihe öffnet sich nach dem Hofe hinaus; vor ihm aber, mit der Fensterseite nach dem Rathausmarkt, liegen, die ganze Vorderfront des Hauptgeschosses einnehmend, große Prunksäle und vornehme Arbeitsgemächer, die in ihrer Gesamtheit eine wirklich unvergleichlich schöne Flucht von Repräsentationsräumen bilden. Ich wüßte kaum ein zweites Rathaus in Europa, das eine ähnliche Reihe gleich prächtiger Säle besäße. In keinem aber gewiß haben Kunst und Kunstgewerbe Gelegenheit gefunden, sich in gleich reichem Maße zu bethätigen. Der Reichtum der Bauherren, die Opferfreudigkeit zahlreicher Donatoren, der seine Schönheitssinn der Architekten und das kräftige Können unserer jungen deutschen Kunst wetteiferten hier fröhlich mit einander zum schönen Gelingen. Nirgendwo macht sich überladener Pomp breit, aber allenthalben zeigt sich — auch in der Verwendung des Materials — eine ruhige vornehme Gediegenheit und auch ein gewisser Sinn für den Komfort, die mich an die Ausstattung der alten Patrizierhäuser der Stadt erinnerten. Nicht zuletzt trifft das auf manche kleineren Nebenräume zu, auf die ich bei dem knappen Raum hier nicht näher eingehen kann, z. B. auf die Fraktionszimmer der Bürgerschaft und auf die entzückende Ratstaube am Sitzungssaal

Rathausdiele. Schmiedeeiserne Thür der Senatsseite.

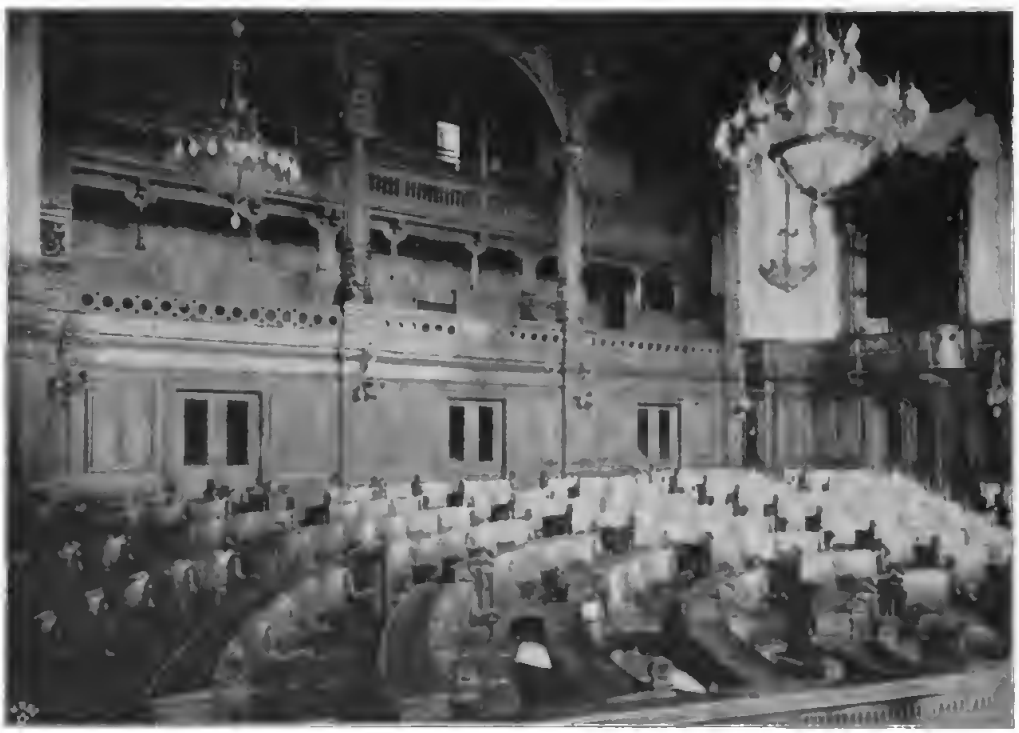


Hof des neuen Rathauſes zu Hamburg mit der Brautpforte.

des Senats; es spricht aus ihnen ein Gefühl für Behaglichkeit, das keineswegs die Würde der Stätte beeinträchtigt.

Wir steigen zunächst die Treppe zum Foyer der Bürgerschaft hinauf, das mit zwei Gemälden von Rodeck geschmückt ist: der Hamburger Hafen mit den beiden größten Schiffen Hamburgs und der Welt: „Potosi“ und „Pennsylvania“, und das „Patriotische Gebäude“, der bisherige Sitz der Bürgerschaft. Der hohe Sitzungssaal öffnet sich. Prachtvoll strömt das Licht durch die drei mächtigen farbigen Glasstattung des Saales ist verhältnismäßig einfach gehalten; nur der Platz des Präsidiums ist mit reichgeschnitzter Rückwand versehen, an der eine, von Frauen und Jungfrauen Hamburgs gestiftete prachtvolle Stickerei prunkt.

Der nächstgelegene Saal der Vorderfront ist der sogenannte Bürgersaal, der Empfangsraum des Präsidiums. In ihm fallen besonders, neben einem großen schönen Kamin mit einer Darstellung des Binnenhafens, die einfachen, aber vornehmen Holztäfelungen aus Nußbaumholz



Sitzungssaal der Bürgerschaft.

fenster, welche die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe dem Rathaus zum Geschenk darbrachte. Der Düsseldorfer Meister Karl Gehrts, ein Sohn der Alsterstadt, hat sie entworfen: im Mittelfenster thront Hammonia unter dem Schutz des Reichsadlers, das linksseitige Fenster zeigt Friedrich Barbarossa, wie er den Abgeordneten der Stadt den Freibrief überreicht, das rechtsseitige das Zeitalter der Reformation, um die Gestalt Bugenhagens krystallisiert, der das Abendmahl in beiderlei Gestalt austeilt. Die übrige Aus- mit Intarsiaarbeit auf. In der pietätvollen Art, die auch im Neuen überall die Vergangenheit ehren wollte, haben hier die Medaillonporträts der bisherigen neun Präsidenten der Bürgerschaft ihren Platz gefunden.

An den ruhig gehaltenen Bürgersaal schließt sich unmittelbar der Kaisersaal der zweitgrößte des ganzen Baues, an. Der künstlerische Schmuck dieses in seinen Abmessungen ungemein harmonisch wirkenden großen Raumes mahnt an jene Festlichkeit bei der Eröffnung des Nord-Ostsee-

Digitized by Google

kanals, bei der der Kaiser und die deutschen Fürsten als Gäste Hamburgs hier weilten. Die gewölbte reiche Renaissancedecke trägt in der Mitte das von uns als Einschaltbild wiedergegebene große ideenreiche Gemälde von Arthur Fitger: Der Triumph der deutschen Flagge. Die Glücksgöttin thront in einem phantastischen Muschelwagen, das schwarz-weiß-rote Banner in der Rechten; zu ihren Füßen liegen Warenballen, bewacht und behütet von drei Putten mit den Zeichen des Handels, der Landwirtschaft, des Städtebaues. Allerlei Meervolk, Nereiden und Tritonen, ziehen jubelnd und musizierend dem Fahrzeug voraus und eilen ihm nach. — Rechts und links von dem Hauptbilde symbolisieren zwei Frauengestalten die beiden Wissenschaften, auf denen alle Seefahrt ruht, die Geographie und die Astronomie. In den Lünetten der Längswände sind die Schutzgöttinnen von acht deutschen Seestädten dargestellt, mit Emden beginnend, mit Königsberg schließend; zwischen ihnen stehen auf Goldgrund Stuckreliefs, welche die Länder charakterisieren, nach denen Hamburgs Überseehandel gravitiert. Die Stirnmauern der Querwände endlich zieren große Reliefdarstellungen der Amphitrite — als Ostsee aufgefaßt — und des gewaltigen Poseidon als des Vertreters des stürmischen Oceans: Werke der Bildhauer Börner, Cauer und Bledorf. Dem sinnvollen, farbenprächtigen Deckenschmuck paßt sich die Bekleidung des unteren Teils der Wände in rotem, leuchtendem Marmor, des oberen mit einer wundervollen Ledertapete vortrefflich an. Im Saale haben die Marmorbüsten Kaiser Wilhelms I., Bismarcks, Moltkes, des Senators Jenisch und des Herrn Averkoff Aufstellung gefunden; für den Wandschmuck sind die Bildnisse deutscher Kaiser und Fürsten in Aussicht genommen.

Der nächste Saal der Vorderfront, unter dem Turm, also in der Mitte des Gebäudes gelegen, ist der Saal der Republiken. Der runde, nicht sehr große Raum ist in seiner Ausstattung noch nicht vollendet. Aber schon erkennbar ist der feine Farbenton, in dem er gehalten sein wird: von dem weißen Marmor der Wand heben sich die acht mächtigen kostbaren Rundsäulen aus poliertem gelbem marokkanischem Onyx prachtvoll ab. Zwischen ihnen sollen Bronzegruppen Athen,

Der Kaisersaal.

Digitized by Google

Der Phönixsaal.

Rom, Venedig und Amsterdam personifizieren, während in der Mitte des Saales eine Statue der Hamburger Stadtgöttin in edlem Metall Aufstellung finden wird. Für die Kuppel ist als Deckengemälde eine Allegorie des Bürgerfleißes vorgesehen.

Wie sich an den Saal der Republiken nach rechts der Kaisersaal, so schließt sich an jenen nach links der große Bürgermeistersaal, von ernsterem Charakter, zugleich als kleinerer Sitzungssaal gedacht.

Dem Bürgermeistersaal folgt ein kleines, schmales Zimmer, das so recht deutlich und überzeugend davon erzählt, wie eng und warmherzig in der alten Hansestadt die Beziehungen von Obrigkeit und Bürgertum, von reich und arm, groß und klein, sich knüpfen. Der schönste Schmuck des Zimmers ist nämlich — von Hamburgs Waisen hergestellt. Es sind reizende Kerbschnitzarbeiten für Wände und Thüren, in mustergültigem Stil, sich anlehnend in den Mustern an die Vorbilder jener alten Technik, die einst an der Ostseeküste weitverbreitet war und in hervorragender Weise gepflegt wurde. Das Zimmer hat etwas merkwürdig anheimelndes, fast Rührendes; für den Architekten aber bot es ohne Zweifel eine willkommene Gelegenheit, zu der stolzen Vornehmheit des Bürgermeistersaals einerseits gegensätzlich zu wirken und andererseits zu der breiteren Pracht des sich anschließenden Phönixsaales.

Dieser Saal ist der Erinnerung an den Brand von 1842 und der auf das große Unglück folgenden mächtigen Entwickelung des Gemeinwesens gewidmet. Auch hier war Fitgers Meisterhand thätig. Oberhalb des mächtigen Kamins, der von einem aus der Glut emporsteigenden Phönix bekrönt ist, lenkt sein großes Gemälde: Hammonia, sich über der Brandstätte zu neuem Schaffen aufrichtend — sofort die Augen auf sich. Die gegenüberliegende Wand schmückt ein Kolossalgemälde von Chr. Magnussen „Die Hamburger Ratsstube von 1860", unter dem in reicher holzgeschnitzter Umrahmung ein Plan die Ausdehnung des großen Brandes veranschaulicht, dessen Gedächtnis wohl nie in den Seelen der Hamburger Bürger erlöschen dürfte. Höchst eigenartig, und wie so vieles

in und an dem ganzen Bau dem pietätvollen Sinn der Bürger entsprechend, ist der Schmuck der Thüren; sie tragen nämlich, in Holzbrandtechnik ausgeführt, zwölf Bilder solcher Hamburger Bauten, die im letzten halben Jahrhundert verschwunden sind.

Es folgen einige kleinere Arbeits- und Sitzungsräume, es folgt das würdevolle Amtszimmer des regierenden Bürgermeisters mit einer schönen Bronzebüste des verstorbenen Bürgermeisters Petersen, einem Geschenk der Ratsbaumeister, und prächtigen Fenstermalereien, welche die Hamburger Staatsbeamten stifteten; ein jeder wollte eben ein Scherflein zum Schmuck des Ganzen beisteuern. Durch einen Vorsaal treten wir dann in den Sitzungssaal des Senats, die ernste, durch Oberlicht erhellte Ratsstube. Schwere Ledertapeten, meisterlich von der weltberühmten Hulbeschen Werkstätte ausgeführt, und eine reichgeschnitzte Täfelung zeichnen den Raum aus.

Kamin im Phönixsaal.

Von ihm aus schreiten wir zum großen Hauptsaal hinüber. Der mächtige Saal selbst ist in seiner Ausgestaltung noch weit zurück. Aber jetzt bereits lassen die teils vollendeten, teils in der Ausführung begriffenen Einzelheiten — die köstliche Bekleidung der unteren Wände mit wertvollem verschiedenfarbigem Marmor, die prächtige Kassettendecke, die Anfänge des Hauptportals in der Längswand — darauf schließen, daß der Raum einer der prächtigsten Säle ganz Deutschlands werden wird. Geplant sind u. a. oberhalb der Marmorbekleidung Kolossalgemälde aus der Hamburger Geschichte, in den Nischen zwischen den Fenstern lebensgroße, in verschiedenen Holzarten geschnitzte Statuen berühmter deutscher Männer, für die Fenster selbst Glasgemälde der Wappen aller deutscher Staaten. Das ist mir überhaupt immer wieder überaus sympathisch aufgefallen, wie eng überall in dem künstlerischen Schmuck des Rathauses der Zusammenhang zwischen Stadt und Reich, die Beziehungen zu Alldeutschland betont sind. Treffend sagt der Spruch über dem Eingang zum großen Saal: „Hand in Hand Vaterstadt Vaterland". Der großdeutsche Sinn der Bürger der Elbstadt, der sich erst kürzlich in der imposanten Kundgebung für die Flotte kund that, tritt auch hier wieder und immer wieder kraftvoll hervor. Es ist nichts von kleinlicher Fraktionspolitik, vom do ut des in diesen Männern, die die weite Welt kennen lernten, um den Wert des einigen und mächtigen Vaterlandes recht zu verstehen. —

Wir wenden uns zurück und durchschreiten noch einmal das stattliche Senatsgehege. Plötzlich stehen wir vor einem Stücklein lustigen Architektenübermutes — in der nach dem monumentalen Hofe zu geöffneten Brautpforte, mit der es seine ganz eigene Bewandtnis hat, wie es Herr Architekt Martin Heller einmal heiter ausplauderte.

Der Hof bildet ein durchaus harmonisches Ganzes; besser als man glauben sollte, gliedern sich an die deutsche Renaissance des Rathauses die Zwischenbauten zur

Börse und diese selbst mit ihren ttalienischen Renaissancelinien an. Prächtig paßt der große figurenreiche Brunnen, den v. Kramer-München schuf, in des Hofes Mitte hinein. Aber ein kleiner Schmerz blieb den Baumeistern doch nicht erspart. Sie mußten nämlich aus praktischen Rücksichten auf der einen Seite ein besonders großes Fenster anbringen — die wenig ästhetische, aber unumgängliche Rücksicht auf den Herrn Küchenchef des Ratskellers erforderte das, der da an seinem Riesenherd doch auch bei natürlichem Tageslicht schauen wollte, was er kochte und briet. Nun mußte aber zu dem großen Fenster auf der einen etwas Symmetrisches auf der anderen Seite geschaffen werden. Die Herren Architekten grübelten und grübelten, bis endlich einer — wer's von den sieben war, verrät keiner — ausrief: „Heureka — ich hab's!" Und er wies darauf hin, daß alle französischen neuen Rathäuser ihre salle de mariages besäßen und das alte Münchener Rathaus einen gar niedlichen Aufgang zum Standesamt — das müsse man nachmachen, und der Eingang hier solle jenes Gegenstück zum Küchenfenster sein. Ob dabei auch die alte Thatsache in Betracht gezogen wurde, daß die Kochfertigkeit der jungen Frau eine sehr wichtige Sache sein soll, weiß ich nicht, jedenfalls entstand so die „Brautpforte" — um schließlich, mindestens vorläufig, etwas wie eine Atrappe zu werden. Es war alles so schön ausgeklügelt: im Rathaus sollte ein Standesamt sein, das gegen eine Extragebühr von 100 Mark seines Amtes walte, die diversen Hunderte sollten den Stadtarmen zu gute

Brautpforte im Rathaushof.

Ratsstube. (Sitzungssaal des Senats.)

Brunnenfigur im Rathaushofe.

kommen, und die holden Brautpaare durch die mit den Bronzestatuen des Hymen, des Adam und der Eva geschmückte Pforte eintreten. „Wir machten," erzählt Herr Haller weiter, „unsern Bauherrn, nicht ohne Vorsicht, mit unseren Beschlüssen bekannt. Er schüttelte zwar das Haupt und gab sofort zu verstehen, daß die von uns verfügte Einführung des neuen Brauchs aus konstitutionellen und anderen Gründen ganz unmöglich sei, doch war er liebenswürdig genug, die der Pforte gegebene Bezeichnung still zu dulden. Diese Nachsicht ermutigte uns zu neuer folgenschwerer Unthat. — Als wir nämlich im Begriff standen, im Gesimse oberhalb der Thür die Inschrift: ‚Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet', und, als Illustration dazu, rechts und links die Köpfe des Ritters Blaubart mit gezücktem Messer und der Frau Xantippe mit gehobenem Pantoffel anzubringen — da riß unserem sonst so sanftmütigen Bauherrn plötzlich die Geduld. — Die Vollendung der vom Steinhauer bereits begonnenen Arbeit wurde uns strengstens untersagt und dies Verbot damit begründet, daß die Darstellung solcher Schreckniſse auf junge Brautleute eine schädliche Wirkung ausüben, sie vielleicht sogar ihrem Vorhaben abwendig machen könnte. — So ist es uns mit der Brautpforte ergangen; wenn sie auch im Äußeren auf hohen Befehl ein Torso geblieben ist, so hat sie doch wenigstens den Namen gerettet, und haben wir nachher noch den „Brautgang", d. i. die Verbindung der Pforte mit der Haupttreppe, mit allerlei auf den Zweck bezüglichem Zierat schmücken dürfen. Doch haben wir uns hierbei alles schreckhaften weislich enthalten und nur liebliche und sanfte Motive, wie Engel, Tauben, Rosen und Myrten verwendet."

Übrigens kann ich aus eigner Anschauung hinzufügen, daß die böse Xantippe und der Ritter Blaubart trotzalledem für das Portal „gerettet" worden sind. Sie prangen, in Sandstein ausgehauen, daran — nur Pantoffel und Messer sind ihnen entwunden, und so schauen sie allerdings höchst unschuldig aus. Unsere Zeit hat für derartige Architektenscherze wohl nicht mehr das Verständnis, wie die teuren Vorfahren.

Dagegen ist deren Liebe zu einem tiefen Trunk im tiefen Ratskeller uns ohne Zweifel ohne jede Verkürzung überliefert worden. Aber es ist auch gut sein in den gewölbten Räumen, beim guten Tropfen!

Von der Querseite des Rathauses an der Großen Johannisstraße treten wir ein, vorüber an dem in weinseliger Majestät

Brunnenfigur im Rathaushofe.

Digitized by Google

prangenden Bacchus, der einſt ſchon im „Einbeckſchen Hauſe“, vor dem alten Hamburger Ratskeller, Wacht hielt — in die Halle zuerſt, deren Glasfenſter Fr. Allers mit Bildern geſchmückt hat. Rechts und links von der Schenke liegen, etwas erhöht, zwei entzückende Räume: der Remter und der Roſenkranz, jener von Arthur Fitger, dieſer von Düyffke ausgemalt. Im Remter, der, ich weiß nicht, ob mit Recht, als das Kneipzimmer der Bürgerſchaft bezeichnet wird, fällt vor allem der große „Trinkerparnaß“ ins Auge, ein Bild voll übermüttger Laune: Herr Falſtaff und Hieronymus Jobs, der Seeräuber Störtebecker, Ritter Fugger mit der Flaſche Monte Fiascone, Zwerg Perkeo und Noah bilden hier die luſtige Brüderſchaft. Im Roſenkranz, in dem der hohe Senat bei feierlichen Gelegenheiten ſeine feinen Zungen beweiſen ſoll, tanzen anmutige Mädchengeſtalten auf der mit Frühlingsblumen überſäten Aue:

„Seht der Mädchen Ringelreihe mit den Roſenkränzen
Seht der Jugend Wiederſchein im Pokale glänzen,
Seht, wie Bacchus fröhlich lacht, denkend alter Tage,
Denn von ſeiner Zaubermacht kündet uns die Sage:
Wenn die Maid den Bacchus küßt, heimlich und verſchwiegen,
Wird beglückt in Jahresfriſt ſie ein Herz beſiegen.“

Aus dem Ratskeller

Eine zierliche Bacchusſtatuette, an welche dieſe Verslegende anknüpft, ſcheint die Beſucherinnen einzuladen, die Probe aufs Exempel zu machen. —

Endlich ſtehen wir wieder in der mächtigen Rathausdiele, aus den feuchtfröhlichen Kellerräumen unmittelbar in das geſchäftige Leben des Tages tretend. Noch einmal ſchweift der Blick über die kraftvoll emporſtrebenden Säulen, deren Schäfte Medaillonporträts verdienter Hamburger Bürger

Der Rosenkranz im Ratskeller.

zieren, hinauf zu den reichen Sterngewölben, hinüber zu dem Aufstieg des Senats mit den Wappenlöwen und zu den schönen Glasgemälden in den Fenstern, welche die Werktage personifizieren. Die herrliche Uhr über dem Haupteingang holt zum Schlagen aus: der Tod auf der einen, auf der anderen Seite aber das auf der Mutter Schoß sitzende Kind rühren den Klöpfel. Von der Börse drüben, die soeben geschlossen, strömt die Schar der Kaufherren über den Hof — — Söhne vielleicht und Enkel jener Männer, die von den wie für die Ewigkeit gefugten Riesensäulen auf uns herabschauen, und auch sie, gleich jenen, allezeit eingedenk des schönen Spruchs: „Hand in Hand — Vaterstadt Vaterland."

Wappen im Senatsgehege.

Deckenbild von A. Hirger im Kaisersaal des neuen Rathauses zu Hamburg.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Karl von Holtei.

In Erinnerungen und Briefen von

Max Kalbeck.

(Abdruck verboten.)

Wo die schönen, auf den ehemaligen Festungswällen der Stadt Breslau angepflanzten Promenaden den Oderstrom erreichen, steigt ein mäßiger, mit Bäumen besetzter Hügel sanft empor. Niemand sieht es der gefälligen, an die künstlichen Berge englischer Parks erinnernden Gartenanlage heute an, daß auch ihr Fundament einst kriegerischen Zwecken dienen mußte. Der freie Hügel war einmal ein mit scharfen Zacken in das Wasser hineinspringendes, festgemauertes Bollwerk, welches die Aufgabe hatte, das schwächere der beiden nach Osten geöffneten Stadtthore zu schützen. Bis zum Jahre 1882 lebte noch die einstige Bedeutung des Werkes in dessen Namen fort. Da wurde am 24. Januar, am Geburtstage des 1880 in seiner Vaterstadt verstorbenen Dichters Karl von Holtei, dessen Denkmal auf dem Plateau des Hügels errichtet, und die alte „Ziegelbastian" hieß fortan „Holteihöhe." So wie der greise Sänger dort oben von marmornem Sockel aufgerichteten Hauptes nach dem jenseitigen Ufer des mehrarmigen Flusses hinüberschaut, so stand er bei Lebzeiten oft an derselben Stelle und erfreute sein Auge an der weit über Strom und Stadt ausgedehnten Fernsicht. Vergangene Jahrhunderte grüßen von den durch Brücken mit der Stadt verbundenen Inseln herüber. Drei gewaltige gotische Gotteshäuser beherrschen mit ihren schlanken Türmen und hochgegiebelten Dächern den Horizont: in der Mitte die alles überragende Kreuzkirche, der phantastische, vielwinkelige Doppelbau des Minnesängers Herzog Heinrichs „von Pressela," zur Linken das breit hingelagerte Stift der Augustiner-Chorherren „auf dem Sande," zur Rechten der zweitürmige, kapellenreiche Dom. Davor liegen die bis zum Flusse herabgezogenen Gärten der geistlichen Herren und spiegeln sich mit ihren Residenzen, Konvikt- und Alumnatgebäuden in der gelblichgrünen Flut. Mit der weltfernen, dem Wechsel der Zeiten gleichsam entrückten Ruhe jenes beschaulichen Bezirkes, die sich auf tiefen Glockentönen träumerisch wiegt, kontrastiert gar wirkungsvoll das fröhlich bewegte, wache Leben auf dem Flusse. Mit Dampfrad und Schiffsschraube braust die vergnügungslustige Gegenwart dahin, und ihre Schnellfahrer machen den ungefügen, schwerfälligen Lastkähnen, den aus Bahlen und Planken gezimmerten Holzflößen der oberschlesischen Matätschbauern den Raum streitig. Das gibt ein Bild, an dem man sich nicht satt sieht!

Fast täglich beendete Holtei seinen Mittagsspaziergang, der ihn vor Tisch aus seiner stillen Wohnung gegen zwölf Uhr über die Promenaden um die innere Stadt herumführte, mit einer kürzeren oder längeren Rast auf diesem seinem Lieblingsplatze. Dort habe ich denn auch seltsamerweise mein erstes Rencontre mit ihm gehabt, und zwar im Frühjahr oder Sommer 1860 oder 1861, als er auf seiner letzten Rhapsodenfahrt durch Schlesien in Breslau verweilte, wohin er einige Jahre später von Graz übersiedelte. Wer mir damals gesagt hätte, daß diese Bekanntschaft, in ganz anderer Art erneuert, die wichtigsten Folgen für mich haben würde! Mit elf Jahren hat man noch nicht einmal sein erstes Geburtstagskarmen geschmiedet, geschweige denn, daß man etwas von litterarischen Ambitionen besäße. Just um dieselbe Zeit, als Holtei von Stadt zu Stadt durch die geliebte Heimat zog, hatten meine Eltern in der Nähe der Ziegelbastion ihre Wohnung genommen. Meinem damals erwachenden Thatendrange wollte ein hinter dem Hause befindlicher, von drei alten Jungfern gepflegter und bewachter Gemüsegarten bald nicht mehr genügen; ich erkor die Straße und die öffentliche Promenade zum Schauplatze meiner Unternehmungen, umgab mich mit einer Bande von gleichgesinnten Altersgenossen und lebte mit sämtlichen Nachbarn des Viertels in beständiger Fehde. Unser Hauptvergnügen bildete das rauflustige Wanderer- und Räuberspiel, für welches besonders die Ziegelbastion ein geeignetes Terrain bot. Der Berg war damals nicht so kultiviert wie heute, und sein nach dem wüsten Ziegelplatze, der Auf- und Abladungsstätte der Oderkähne, steil abstürzender Teil war mit üppig wuchernder spanischer Weide bedeckt. Das dichte Gestrüpp wurde von uns in ein ganzes Labyrinth von „unterirdischen" Gängen verwandelt, und ein schwer zugängliches, ausgerundetes größeres Loch stellte die Räuberhöhle vor, wohin die Gefangenen geschleppt wurden. Wir hatten gerade wieder einen Wanderer gepackt, der sich mit Händen und Füßen wehrte und entsetzlich dazu schrie, und wollten ihn unter geziemenden Püffen in das Verließ schleifen, als uns eine fürchterliche Stimme anbannerte: „Werdet ihr ihn wohl loslassen, ihr verdammten Lümmel!" Erschrocken drehte ich mich um. Vor mir stand mit zorngerötetem Gesicht ein vornehm aussehender, älterer Herr, der einen dunkeln Schlapphut auf dem langhaarigen grauen Kopfe und ein dickes spanisches Rohr in der behandschuhten Rechten trug. Seine Mienen weissagten nichts Gutes, und er hätte wohl mit dem Stocke zugeschlagen, wäre der Gefangene nicht, die günstige Gelegenheit benutzend, entwischt. Da wir uns keiner Sünde bewußt waren, hatten wir nicht übel Lust, dem unbequemen Spielverderber den Standpunkt klar zu machen, und der befreite Wanderer war der erste, der ihm von weitem eine lange Nase zog. Einer der Räuber aber, der den Herren im Bilde gesehen haben mußte, bedeutete uns: „Das ist ja der Holtei!"

Digitized by Google

und wir schlichen lautlos davon, während Holtei, etwas von Rangen und Gossenjungen hinter uns her schimpfend, ebenfalls seiner Wege ging.

Meiner Unwissenheit mich schämend, fragte ich nicht weiter nach dem geheimnisvollen Fremden; es genügte mir fürs erste, in ihm eine Art von Autorität zu wittern. Von der Großmutter daheim, die den ganzen Tag pfiff und sang, wenn sie nicht mit dem Vater zankte, erfuhr ich, daß Holtei der Dichter des mir wohlbekannten „Mantelliedes" und vieler anderer oft gehörter Lieder sei, und zur Bekräftigung ihrer Aussage träflerte sie gleich dazu:

„In Berlin — sagt er — mußt du sein —
sagt er . . ."

„Ja, hätte ich nur noch meine Guitarre," fuhr sie fort, „dann wollte ich dir hübsch ordentlich mit Begleitung singen: „Wann einst, o du" oder „Denkst du daran" oder „Sitzen wir im heitern Bunde" oder „Nacht, Sturm und Schnee." Ich weiß noch jetzt, daß es mir höchst merkwürdig und nicht ganz geheuer vorkam, einen Dichter lebendig mit einem Rohrstock in der Hand auf der Promenade umherlaufen gesehen zu haben. Denn die Dichter, von denen ich sonst etwas wußte, waren längst gestorben, wie Homer, Paul Gerhard, Schiller und Goethe, und es bedurfte tieferen Nachdenkens, ehe ich mir sagte, daß ein toter Dichter zuvor unbedingt ein lebender gewesen sein müsse. Wenn ich es doch auch einmal so weit brächte, daß irgend ein Junge, den ich nicht kenne, auf mich zeigte und mit wichtiger Miene flüsterte: das ist der und der! — Später zog ich immer respektsvoll die Mütze, sobald ich des einsamen Spaziergängers ansichtig wurde, und er dankte mir ein paarmal freundlich und fremd, ohne mich weiter zu beachten. Von einer neuen Seite lernte ich den Dichter kennen, als ein Freund meiner Mutter, der zuweilen unser schmales Abendessen mit uns teilte, einmal nach dem ersten Glase Doppeldier ein kleines dickes Buch aus der Rocktasche herauslangte und auf sehr komische Weise daraus vorzulesen begann, in einer Sprache, die ähnlich klang, wie die auf der Gasse von gemeinen Leuten geredete, und doch auch wieder ganz anders: Holteis „Schlesische Gedichte." Thränen haben wir gelacht über die „Verzählsel" und „Schnoken," auch Thränen der Rührung dazu geweint, wenn dem Vorleser bei einer besonders ergreifenden Stelle die Brille feucht anlief und das Wort in der Kehle stecken blieb. Selbst mein Vater, der als gebürtiger, erst kurze Zeit vor seiner Verheiratung nach Schlesien eingewanderter Magdeburger keinen rechten Sinn hatte für das „tälsche Zeug," sondern das schlesische Volks- und Dialektwesen sehr von oben herab begönnerte — er hörte lieber die Monologe Hamlets, Egmonts und Fausts, die er gerne recitierte — selbst mein Vater wurde aufgeräumt, wenn „Gräupnersch Julchen" zu ihrer Mutter sagt:

„Mutterle, worum han denn-d-de Juden,
Wie se noch derheeme seyn gewäsen,
Eh-d-se seyn bis nach der Schläsing kummen,
Ihre Farr'n gemußt zum Opfer schlachten?";

wenn der Bäckerjunge Fritze seinem einfältigen Nebenbuhler, dem „Schöpsekristel" „an'n Klumpen Teeg ins Gesichte 'neinklascht, su gruß wie a Beemm-Brut"; wenn der Härr Oberpräsidente, der getreue Merkel, der russischen Kaiserschfrau, der ehemaligen jungen „Scharlottel vun Preußen" über Stock und Stein nachfährt, um ihr ein gern gegessenes, duftiges, süßes Gebäck der Heimat an die Grenze zu bringen — „was warsch fur Kuche?" — „Du mein! Was a rechter Schläsinger ihs, där wird nich irschte drum fragen. 's warn halbich Streuselkuchen;" wenn der alte Gerichtsschreiber im „Hyppuchunder" von seiner verunglückten Badereise ins Gebirge erzählt oder „Leinwondreisserisch Juliussel" seine „irschten Versuche" im Rauchen und Rasieren macht, um der Ulrikel zu beweisen, daß er schon ein Mann sei. Den tiefsten Eindruck aber ließ in mir die prächtige Geschichte zurück vom Friedel, dem armen Bauernjungen, der das Glück hat, einem gleichalterigen Prinzen das Leben zu retten, der dafür von den Eltern des Geretteten aufs Schloß genommen wird und mit dem Prinzen fürstlich erzogen werden soll, und der alle Aufmerksamkeiten, mit denen er von den Herrschaften überhäuft wird, gleichgültig und stumpf über sich ergehen läßt, bis ihn die Frau Fürstin in ihrem Stübel fragt, was er sich denn wünsche?

„Und wie s' i'n gor su streechelt,
Und wie a Zähren sit in ihren braunen
Großmächt'gen Guckelichterlen vun Oogen,
Do wern i'm seine vull, a rafft sich uff,
Umärmelt se mit seinen beeden Armen:
Seyn Se nur schund nich beese, Frau Durchlaufsten,
Heem möcht' ihch; suste weiter nischt; ack heem!"

Der aus gepreßtem Herzen kommende Stoßseufzer des treuen Hirtenbuben, der sich von der Prunktafel der Vornehmen wegsehnt an den rohen Holztisch des Elternhauses: „Suste nischt, ack heem!" steht nun als bezeichnende Inschrift auf dem Sockel des Holteimonumentes. —

Etwa sieben Jahre mochten seit jenem feindlichen Rencontre mit Holtei verflossen sein. Der wilde Knabe von damals war zum schmächtigen Primaner aufgeschossen und begleitete den verehrten Dichter hin und wieder auf seinen Spaziergängen. An Ort und Stelle durfte er ihm die erste unvermutete Begegnung ins Gedächtnis zurückrufen. Wir hielten zusammen still auf der Ziegelbastion: der Junge sah neugierig in die Vergangenheit des Alten hinein, die dieser vor ihm aufschlug wie ein von ihm selber geschriebenes, interessantes Buch; der Greis blickte ahnungsvoll in die Zukunft des schwärmenden Jünglings und predigte ihm Besonnenheit und Vernunft, während er ihn doch zugleich in seinen Liebhabereien und Thorheiten nachdrücklich unterstützte und seinen kindischen Ehrgeiz mächtig schürte. Inzwischen ist viel Wasser die Oder hinuntergeflossen, und unsere Geschicke haben sich anders erfüllt, als wir hofften und fürchteten. Aber gesegnet sei das Andenken des warmherzigen, aufopfernden, treuen Freundes, gesegnet auch um der Fehler willen, die er in der Güte und Nachgiebigkeit seines großen, nur von den reinsten Empfindungen neid- und selbstloser Liebe erfüllten

Herzens bei meiner Erziehung beging! Wenn ich mich heute in jene Tage der trüben Gärung zurückversetzte und den Weg überschaue, den ich seither zurücklegte, so komme ich immer mehr zu der beschämenden Erkenntnis, daß ich alles, was ich etwa errang, direkt oder indirekt dem Manne schuldig bin, der nicht zu stolz war, in dem letzten Dezennium seines bedeutenden Lebens mit einem um zweiundfünfzig Jahre jüngeren Menschen wie mit seinesgleichen zu verkehren, und der die unbegreifliche Großmut hatte, für nichts und wider nichts den schwererworbenen Schatz seiner Erfahrungen mit ihm zu teilen. Einfältig und eitel genug, die zahllosen Beweise seiner Gunst wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen, stellte ich seine Nachsicht und Geduld auf die stärksten Proben, war mißtrauisch und launisch über die Maßen, bemerkte den Ernst nicht, den er in liebenswürdige Scherze einkleidete, und konnte ihm höchstens Freude bereiten durch die ungeheuchelte Verehrung, die ich für ihn hegte.

Im Magdalenengymnasium galt ich bei meinen Mitschülern für einen Dichter, weil ich außer gelegentlichen Spottversen und Liebesliedern den Horaz in den strengen Metren des Orginals und in freien gereimten deutschen Strophen übersetzte und überdies die schwierigsten Ghaselen nach Platenschen und Daumer-Hafisischen Mustern fabrizierte. Da mir die Anerkennung meiner jüngeren Zeitgenossen nicht mehr genügte, ging ich eines Tages ohne weitere Umstände und Ceremonien zu Holtei, wurde freundlich empfangen und zum Wiederkommen ermuntert. Er schenkte mir seine hochdeutschen Gedichte mit einer Widmung: „Die Lieder, die uns einst im Jugendtraum grün und frisch dünkten, erschreckten uns, da wir sie später zum Kranze binden wollten, als ein Wust von welken Blättern.“ Ich bezog die welken Blätter auf meine wirklich sehr grünen Jugendgedichte, fühlte mich obendrein durch einen glänzenden Witz, den er über eine meiner dummen Ghaselen machte, verletzt und kam nicht wieder. Wie von ungefähr spazierte er, da ich mich nicht bei ihm sehen ließ, nach Klassenschluß einigemal am Gymnasium vorüber, bis er mich aufgegobelt und eingeladen hatte, ihm wieder etwas Poetisches zu bringen. Über einige Liebesgedichte geriet er vor Freude ganz aus dem Häuschen, und proklamierte mich mit einer gewissen Feierlichkeit zum Dichter, indem er mir meine Verse vorlas. Sie erhielten dadurch für mich eine höhere Weihe, und wenn man sie von ihm mit allem leidenschaftlichen Ausdruck seiner hinreißenden Kunst vorgetragen hörte, konnte man in der That meinen, es wäre etwas dahinter. Das Bild des Vorlesers, der mir manches nützliche Privatissimum in seinem Zimmer gewährte, steht so klar vor meinen Augen, daß ich es zeichnen könnte. Er trug einen langschößigen, dicken, grauen Rock, der vom Staatsgewande zum Hauskleide degradiert war, und saß halb abgewendet von seinem umfangreichen, gelben Schreibtische aus Birnbaumholz auf einem schweren glatten Holzstuhl. Mit der Linken ergriff er das Blatt oder Buch, in welches er von Zeit zu Zeit duech eine stählerne Vergrößerungsbrille einen schnellen, mehrere Sätze zusammenfassenden Blick warf. Während er sprach, sah er mit seinen treuherzigen blauen Augen über die Brille weg den Zuhörer an und begleitete die Rede mit der rechten, maßvoll gestikulierenden Hand. Meist ging er ohne Unterbrechung vom Gespräch zur Vorlesung über, so daß man glaubte, er konversiere noch, während er schon las. Von dem Schauspieler, der er früher war, hatte er so viel übrig behalten, um seinem Vortrage volles dramatisches Leben zu geben; sein Nachahmungstalent im Verein mit der Lebendigkeit und eindringlichen Kraft seiner nüancenreichen, sinnvoll gegliederten und dynamisch gesteigerten Rede vergegenwärtigte die äußeren und inneren Situationen des Gelesenen so deutlich, daß keine besonders rege Phantasie dazu gehörte, um noch mehr in ihnen zu suchen, als dahintersteckte. Es gab bei Holtei keine gewöhnliche Unterhaltung; denn die alltäglichsten und gleichgültigsten Dinge gewannen bei ihm ein interessantes Ansehen, sobald er ihnen ins Gesicht leuchtete. So wurde jeder meiner Besuche, die sich, besonders an Nachmittagen, manchmal bis zu drei Stunden ausdehnten, zum bleibenden Gewinn für mich, und ich nahm mehr Belehrung von ihnen nach Hause mit als aus der Schule, wo uns speciell der Geschmack an der deutschen Poesie von einem langweiligen Pedanten verleidet wurde. Holtei war ein lebendiges Kompendium der Litteraturgeschichte; er kannte deren Inhalt nicht aus mühselig zusammengetragenen, systematisierten und paragraphierten Werken, sondeen aus eigner Erfohrung und teilte mir bald dieses, bald jenes neuerschienene Buch mit, um mein Urteil an ihm zu erproben. Daß er mein Lehrer war, und der beste, neben dem genialen Direktor des Magdalenäums, Carl Schönborn, den ich mir wünschen konnte, kam ihm gewiß so wenig in den Sinn wie mir. Wenn wir über seine großen blauen Mappen gerieten, welche die deutsche Litteratur von Martin Opitz bis auf die Gegenwart in den Handschriften ihrer Dichter einschlossen, schickte es sich von selbst, daß der glückliche Eigentümer dieser Schätze den kundigen Cicerone, der nicht minder beglückte Besichtiger den wißbegierigen Neophyten abgab. Welche Seligkeit, als mir Holtei eines Tages „aus freier Hand“ eine stattliche Kollektion von Autographen zum Geschenk machte, die er aus Dubletten seiner Sammlung für mich zusammengestellt hotte! Aber das war nur der bescheidene Anfang zu einer langen Reihe von Wohlthaten, die er mir erwies, ohne mich empfinden zu lassen, daß es welche waren. Ich mußte ihm aus der Verlegenheit helfen und den Gefallen thun, irgend einen ehrenvollen Auftrag zu übernehmen, den er erhalten halte. Also geschah es, daß ich noch als Gymnasiast mit einem Prologe zum Geburtstage des Königs im Breslauer Stadttheater auftrat, in welchem ich, ein Jahr vor dem deutsch-französischen Kriege, das nahe Kommen von Kaiser und Reich prophezeite. Auch an einem Festspiele, welches das Jubiläum eines angesehenen Arztes und Irrenhausdirektors in der Provinz verherrlichen sollte, durfte ich mich versuchen. Um meinen jungen Dichterruhm in weiteren Kreisen zu verbreiten, sandte Holtei —

hinter meinem Rücken — meine Gedichte an auswärtige Journale, deklamierte sie in den Gesellschaften, die er besuchte, und verschaffte ihnen sogar einen Verleger. Mit dem Manuskripte wanderte er von Pontius zu Pilatus, und da sein eigner Verleger ein zu vorsichtiger und weiser Mann war, um den dringenden Empfehlungen seines alten Autors und Freundes zu folgen, so ruhte er nicht eher, als bis nach drei oder vier abschlägigen Antworten Herr Stadtrat Heinrich Korn, der kunst- und menschenfreundliche Herausgeber der „Schlesischen Zeitung," sich bereit erklärte, die Druckkosten zu tragen, worauf dann die Gosohorskysche Buchhandlung das Buch kommissionsweise übernahm. Wie viele verdrießliche und saure Geschäftsgänge hat der Alte zurückgelegt, nur um mir einen heißen Wunsch zu erfüllen! Seiner Meinung nach hatte die verfrühte Herausgabe dieser Gymnasiastenlyrik keinen Zweck, und er hat im ganzen Recht behalten mit der Besorgnis, sie werde mir kaum zum Heil ausschlagen. Und nicht genug daran, daß er mein erstes Buch mit Not und Mühe an den Mann gebracht hatte, er war auch sein erster Käufer! Er belud sich persönlich mit zwölf Exemplaren, verschickte sie persönlich an einflußreiche Gönner und zeigte die Gedichte dann mit seiner Chiffre in einer warmen Zeitungsbesprechung an. Wenn ich also kein berühmter Dichter geworden bin — Holtei kann nichts dafür. Eine gute Folge aber hat das Büchlein doch gehabt: es hat mir — wiederum durch Holteis hilfreiche Vermittelung — die freundschaftliche Zuneigung von Emanuel Geibel und Paul Heyse verschafft und mir den Weg nach München angebahnt, wo ich für meine künstlerischen Neigungen ganz andere Nahrung finden sollte, als in der Vaterstadt.

Die folgenden Briefe Holteis, die ich als charakteristisch für ihren Schreiber und mein Verhältnis zu ihm aus unserer Korrespondenz herausgesucht habe, sind alle nach München gerichtet:

Breslau, 2. Mai 1872.

Sie haben Unrecht, lieber Freund, an meiner Anhänglichkeit zu zweifeln, weil Sie kein schriftliches Zeichen derselben empfingen. In Ihrem ersten Briefe aus München sagten Sie ausdrücklich: Sie würden bald etwas Näheres berichten, wie sich Ihre Verhältnisse dort gestalteten, und ich glaubte, solchen Bericht abwarten zu sollen, eh' ich Sie meinen „Krohhaken" belästigte. Gedacht hab' ich und herzlich an Sie, das mögen Sie schon glauben. Überrascht hat mich die Kunde von Ihrem Entschlusse, Hauslehrer zu werden! In mir lebt eine dunkle Furcht vor der Hofmeisterei. Vielleicht hängt selbige mit dem Bewußtsein zusammen, wie schwer *ich* dereinst den Kandidaten, die mich erziehen sollten, ihren ohnehin schwierigen Beruf gemacht? Und ich war nur einer! Ihnen stehen ihrer *drei* bevor! Hoffentlich wird Ihre Geige zur Zauberflöte werden, welche zwischen Ihnen, den drei Söhnen und der Mutter harmonisch vermittelt; denn im allgemeinen sind Mütter die geborenen Gegnerinnen derer, welche ihren Söhnen zu Zeiten mit Ernst und Strenge entgegentreten müssen.

Bei der klavierspielenden Gräfin fällt mir ein, daß ich jetzt den dritten meiner Enkel hier habe, welcher auf der Fahrt gen Berlin, vielleicht auch gen London, wo er medizinisch-chirurgische Kliniken besuchen will, einige Tage verweilt, um bei F.s und St.s zu musizieren. Schade, daß Sie nicht in Breslau sind! Sie würden sich gut mit ihm vertragen; er ist ein recht lieber, junger Mann geworden.

Von mir, der durch diesen Besuch ein wenig aus seiner pedantischen Ruhe gerissen und in verschiedene Gesellschaftswirbel gezwungen wird, weiß ich nichts zu erzählen, außer daß ich, täglich schwächer, müder, dümmer, mich nach dem Ende sehne. Sie dürfen mit Ihrer Hierherkunft nicht lange zögern, wollen Sie mich noch einigermaßen auf den Beinen finden. Anfang Juli steht mir gar der Einzug in die neue Wohnung bevor, die mich keineswegs anlacht. Und damit ich den Umzug desto mehr bereuen möge, nimmt die Wirtschaft in den „Drei Bergen"*) einen unerwartet günstigen Aufschwung, so daß ich mich niemals besser darin befunden habe, als nun ich sie verlassen soll. Das ist mein altes Pech.

Grüßen Sie Heyse aufs herzlichste von mir und behalten Sie lieb Ihren aufrichtigen Freund Holtei.

Breslau, 12. September 1872.

Sie verlangen *mein Urteil*!?

Lieber Freund, wissen Sie nicht längst, daß ich keines habe? Daß ich weder Beruf noch Recht in mir fühle, zu kritisieren? Mich leitet immer nur *das* Gefühl, welches der Augenblick in mir hervorruft, und das ist, wie mich Erfahrung reichlich belehrt hat, höchst trügerisch, weil es von Stimmungen abhängt. Die „Bekenntnisse eines Irrenden"**) erscheinen mir im einzelnen vortrefflich: sie sind der Form nach tadellos, und aus jeglichem spricht warme, tiefe Empfindung, wenn man jedes für sich allein betrachtet. Als *ein Ganzes* fehlt ihnen, wie mich bedünken will, die innere Wahrheit, der eigentliche Zusammenhang. Der Dichter gibt sie für das Vermächtnis eines *anderen* aus, und dennoch ist *Er es Selbst*, der aus vielen so erkennbar spricht, daß auch ein Fremder es durchschauen muß. Daraus entsteht (für mich) ein Dualismus, den ich nicht recht fassen kann und der mich bei wiederholtem Durchlesen erkältete. Ich möchte immer ausrufen: Das ist meisterhaft *gemacht* — aber eben auch nur „gemacht;" während, was ich früher von Ihnen las, immer Ihr eigen war und aus dem Leben erwachsen.

Ich drücke mich, fürcht' ich, unlogisch aus, aber Sie verstehen wohl, was ich meine. Zürnen Sie meiner Aufrichtigkeit nicht und schelten Sie mich nicht undankbar für die herzliche, mich wahrhaft ehrende Zueignung.

*) Das Hotel in der Büttnerstraße, in welchem Holtei vom Jahre 1862 mit einer kurzen Unterbrechung bis zu seiner Übersiedelung in das Kloster der „Barmherzigen Brüder" (1876) wohnte.

**) Ein Cyklus von Gedichten; zuerst veröffentlicht in „Neue Dichtungen" Breslau 1872.

Und wenn der Junge zum Alten kommt,
Vermeint Ihr, daß es dem Jungen frommt?
Der Alte möcht' weise Lehren geben,
Durch Lehren aber lernt keiner leben.
Jedweder selbst soll sich Weisheit kaufen,
Soll rechts und links mitunter anlaufen;
Erfahrung hat theuer bezahlt erst Gewicht.
Was einem geschenkt wird achtet Er nicht.

Breslau Febr. 1870. C. v. Holtei

Karl von Holtei. Nach einer Photographie nach dem Leben.

Digitized by Google

Daß Sie ein geborener Dichter sind, wird Ihnen, denk' ich, trotzdem niemand streitig machen wollen.

G., der mich gestern besuchte, sendet Ihnen Grüße. Es ist ein recht lieber, treuherziger Mensch, dem ich bessere Aussichten in die Zukunft wünsche. Er scheint recht leidend zu seyn. Auf den „Gabeljürge“*) rechnet er längst nicht mehr. Mit Herrn Laßwitz**) steht's in Beziehung auf das Unternehmen nicht anders; es wird nicht lange mehr vegetieren.

Wie lange ich noch vegetieren soll, steht bei Gott. Mein Dasein wird täglich farbloser und öder.

Empfehlen Sie mich dem verehrten Heyse und behalten Sie lieb den alten, müden

Holtei.

Breslau, 2. November 1872.

Lieber Freund! Nur das Pflichtgefühl: auf Ihre herzliche Mitteilung vom 29. vor. Mon. nicht undonkbar schweigen zu dürfen, treibt mich zu dieser Kritzelei, die an und für sich gar keine Berechtigung hätte, weil ich (weder von mir noch von hier) nicht das Geringste zu berichten weiß, was Ihnen wichtig oder meldenswert erscheinen könnte. Geben mag es dergleichen mancherlei ... nur daß ich in meiner Zurückgezogenheit nichts davon erfahre. Ich wüßte sogar nicht, daß „Gabeljürge“ noch vegetiert, käme nicht der gute G. bisweilen zu mir, mit welchem sich's ganz behöbig plaudert. Von Ihrem Freunde Kurd Laßwitz höre ich durch jenen, daß er sich in seine Studien verpuppt, um später als Doctor philos. auszukriechen.

Meine Existenz ist die alte, Ihnen bekannte; seit Schließung des Stolbergschen Hauses***) noch vereinsamter und stiller als vorher; wobei ich mich jedenfalls am leidlichsten befinde.

Desto lebendiger trat mir die Ihrige vor Augen in Ihrer anschaulichen Schilderung. Um die „Hofmeisterei“ beneide ich Sie so wenig, als den armen Max, dem die Latinität nicht zu Sinne will. Ich geb' es zu: lehren ist kein Rosenbrechen; aber lernen hat auch den Schelm im Nacken; d. h. lernen sollen und müssen. Soweit ich mich jetzt, noch längst odgelaufenen sechzig Jahren, daran erinnere, war's eine bitterböse Anstalt, und ich gehe selten bei dem Magdalenengymnasium vorüber, ohne gruselige Reminiscenzen. Dagegen beneid' ich Ihnen Ihr „anheimelndes“ Zimmer auf den „stillen, sauberen Hof und den prächtigen Garten“, wo Sie doch nur Musik hören, wenn Sie desgleichen machen helfen, während ich armer, alter Kerl unter mir fortwährend auf das Hackebrett wüten und manchmal dabei singen höre, daß es Ohren und Herzen zerreißt. Dabei soll man noch Gott danken, daß man überhaupt eine Wohnung gefunden hat; denn die Not um Unterkunft wird immer größer.

In den jüngst vergangenen Nächten bin ich viel in München gewesen. Ich las die Biographie König Ludwigs von Heigel. Das Buch hat mich sehr gefesselt. Es sagte mir viel Neues über den eigentümlichen Herrn, dessen hohe Bedeutung doch weit emporragt über seinen seltsamen Stil und seine holperigen Verse. Ich habe, Dank sei's dem wahrheitsgetreuen, gerechten Verfasser, den Verstorbenen wahrhaft lieb gewonnen; nur störte mich oftmals die Frage: „Wie würde Er, der eifrige Katholik, wenn er noch lebte, sich zwischen Rom und seinem treugeliebten Deutschland zurechtfinden?“

Mit meinem alten Gönner und Freunde auf dem Dom*) bin ich nun völlig auseinander. Natürlich! Dennoch ist mir's nicht leicht geworden. „Kurz war der Abschied für die lange Freundschaft!“ Sie treiben's zu toll!

Leben Sie wohl, guter Kolbeck, und (das ist wörtlich einer Hochzeitsrede vor dem Altare entlehnt:) „leben Sie so tugendhaft, als es die Umstände gestatten!“ —

Mit unveränderlicher Gesinnung Ihr Holtei.

Empfehlen Sie mich dem Andenken unseres Meisters Paul. Seinen Roman**) lese ich erst, wenn ich denselben als selbständiges Buch in Händen habe; Ich achte den Mann zu aufrichtig, um mir einen Total-Eindruck durch Zeitungszerstückelung stören zu lassen.

Breslau, 18. Januar 1873.

Lieber Kalbeck!

Aus dem hohen Stoße von zu beantwortenden und immer noch nachdrängenden Geburtstagsgrüßen, Sendungen aller Art, zieh' ich Ihr Brieflein hervor, um wenigstens nicht teilnahmlos zu erscheinen. Erschöpfend beantworten, was auf acht kleinen Seiten darin steht, kann ich nicht. Erstens weil ich körperlich ganz herunter, namentlich von unaufhörlichen Schwindelanfällen wie verdreht um den Kopf bin. Zweitens weil mir die Angst: wie ich mich durch all' die Briefschulden arbeiten soll, die wenigen Gedanken, deren ich noch mächtig wäre, vollends raubt. Drittens endlich weil ich, von dem Sie guten Rat verlangen, mein langes verpfuschtes Leben hindurch desselben sehr bedürftig gewesen wäre und leider noch bin.

Überrascht hat mich nicht, was Sie mir erzählen. Es konnte nicht anders kommen. Ohne mich zum Propheten aufwerfen zu wollen, darf ich doch versichern, daß ich näheren Freunden, die sich für Sie interessieren, solchen Ausgang vorhergesagt habe. Ich berufe mich auf die mehrfach wiederholte Äußerung: „Sein Unglück ist, daß er zwei Talente hat und pflegt, die ihn zersplittern,

*) Ein humoristisches Breslauer Lokolblatt, benannt nach der vom Volksmund „Gabeljürge“ getauften Neptunstatue des auf dem Neumarkte befindlichen Brunnens.

**) Kurd Laßwitz, der bekannte, in Gotha lebende Philosoph, Mathematiker und Dichter wissenschaftlicher Märchen.

***) Der mit Holtei befreundet gewesene Oberpräsident von Schlesien, Graf Stolberg, war unlängst gestorben.

*) Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster, der sich der Infallibilitätserklärung angeschlossen hatte. (Vgl. Holtei: „Fürstbischof und Vagabund.“ Breslau 1882.)

**) Paul Heyses „Kinder der Welt“.

indem sie sich gegenseitig stören. Er wird nicht die Kraft haben, eines davon fallen zu lassen, um sich energisch auf die Förderung des anderen zu werfen." Nun schwanken Sie selbst, ob Sie sich „mit der Violine den Lebensunterhalt verdienen? ob Sie sich ausschließlich der Litteraturgeschichte und Poesie widmen sollen?"

Und wenn Sie das letztere thäten; wenn die Hoffnungen, die Sie auf ihr anerkanntes, unbezweifeltes Dichtertolent setzen, noch so reichlich in Erfüllung gingen . . . was hätten Sie dann erreicht??? Bei Gott, nicht so viel, um sich satt zu essen!

„Eine schlesische Litteraturgeschichte!!" Ich möchte lachen, wäre mir das Weinen nicht näher! Fragen Sie doch nach, wer in Deutschland, ja nur in Schlesien etwas weiß von Kahlas' pflichtgetreuem, aus fleißigem Quellenstudium hervorgegangenen Werke: „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie?" Außer Herrn Gervinus, der manches daraus entlehnt, ohne besondere Anerkennung des Autors, hat niemand Notiz davon genommen. Ich glaube nicht, daß sich hier, in des Verstorbenen Vaterstadt, mehr als drei Besitzer des höchst schätzbaren und lehrreichen Büchleins vorfinden lassen! Und auf eine solche Arbeit hin, die Sie obenein wandernd, vielmehr lustwandelnd im Sommer vornehmen möchten, rechnen Sie auf Unterstützung durch ein Stipendium? Freund, was sind das für ideale Schwärmereien!

Ja, wenn unser Stolberg noch unter, vielmehr über uns lebte und wirkte! Den edlen Mann würden wir, mit Beihilfe der Gräfin, zu etwas bringen! Wenigstens fänden sich Anknüpfungspunkte. Aber wie es jetzt steht . . .

Was ich nicht begreife, ist der Übergang, den Sie von dem durch besagte Litteraturgschichte zu erringenden Doktordiplom (doch nicht von der *hiesigen* Fakultät!?) zum Münchener Konservatorium und zum Musikdirektor im Sinne haben.

Das ist ja doch wiederum jener von mir gefürchtete Dualismus in vollster Blüte! Weshalb denn nicht *gleich* mit letzterem *anfangen*? Rechnen Sie darauf, das erstere solle Ihnen die pekuniären Mittel eintragen? Kalbeck, das kann Ihr Ernst nicht sein. Sie wissen doch auch schon, wie es mit Poeten in diesem Fache steht, und mit Litteratoren, wenn sie nicht zugleich den Pfiff und Kniff haben, Bankiers ihrer Talente zu seyn. Diese Kniffe werden wir zwei nie erlernen!

Und *ich* soll Ihnen Rat erteilen, ich, dessen ganzes Dasein aus unpraktischen dummen Streichen besteht; der jetzt noch, mit einem Fuße in der Grube, den dümmsten begangen hat, seine mühsam ersparten Groschen für eine eigne Einrichtung zu verschwenden, welche er wieder wegwerfen und sich zurück in die „Drei Berge" flüchten muß, weil das Haus, worin er zu sterben hoffte, an irgend eine Gründungsschwindelei verkauft und er auf die Straße gesetzt ist!

Weiß Gott, einen schlechteren Ratgeber konnten Sie nicht ausfindig machen, als den alten müden Holtei.

Ich bitte Sie, gelegentlich dem Baron Prokesch und dessen Gemahlin meinen Dank auszusprechen, für ihre mir gegönnte telegraphische Erinnerung an den 29. Januar.

Breslau, 3. Juli 1873.

Auf Ihre Anfrage, lieber Kalbeck, erteilt mir Professor Heinrich Rückert folgende, soeben empfangene Antwort:

„Das dezeichnete Gedicht*) ist meines Wissens niemals gedruckt, soviel ich in dem mir zugänglichen Material, worunter namentlich Beyers weitschichtige Sammlungen, finde. Aber in einer eigenhändigen Abschrift — undatiert, von mir, wie ich sehe, richtig in's Jahr 65 gesetzt, ist es im handschriftlichen Nachlasse, in den Zettelkästen, wie er sie nannte, vorhanden."

Diese authentische Nachricht durfte ich Ihnen nicht vorenthalten, weil Sie derselben wahrscheinlich zur Anordnung Ihres Manuskripts bedürftig sind. Sonst hätte ich die Erwiderung auf Ihres Schreibens übrigen Inhalt wohl verschoben; denn mir ist gerade in diesen Tagen recht erbärmlich zu Mute, so daß ich ein volltönendes Echo Ihrer Klagen anstimmen könnte.

Wozu aber? Sie können mir ebensowenig helfen, als ich Ihnen. Nur mit dem allerdings wichtigen Unterschiede, daß Sie das Leben *vor* sich, daß ich's *hinter* mir habe. Beides kann für Gut und Übel ausgelegt werden; denn ein Gut ist die Jugend, und ein schweres Übel ist das Alter mit seinen Gebrechen, seinen körperlichen Schmerzen, seiner freudlosen Abgestorbenheit.

Ich befinde mich jetzt im Zustande völligen Alleinseyns: die wenigen Familien, mit denen ich etwa noch verkehrte, haben Breslau nun auch verlassen; die ganze Welt reifet.

Um den Aufenthalt im hiesigen Sumpfloche recht angenehm zu machen, hat nun auch die alte treue Freundin Cholera ihre Visitenkarten abgegeben, die diesmal besonders scharf ausgeprägt zu sein scheinen und raschen Fortgang versprechen.

Wie das die heitere Stimmung ringsumher belebt und erhöht, mögen Sie sich leicht vorstellen.

Ich harre still ergeben der Dinge, die da kommen werden. Lange kann's naturgemäß nicht mehr dauern und dann . . . der Rest ist Schweigen.

Ihr Holtei.

Danach hat es ziemlich lange gedauert, ehe der lebensfatte Alte von seinen mannigfaltigen Leiden und Gebrechen erlöst wurde. Von den sieben Jahren, die er noch zu leben hatte, verbrachte er die letzten vier im Kloster der „Barmherzigen Brüder." Als sein Zustand, der besonders durch die immer häufiger wiederkehrenden Schwindelanfälle die ernstesten Besorgnisse erregte, nach sorgfältig überwachter Pflege und ständiger Wartung verlangte, welche im Gasthof nicht zu erhalten war, ließ sich der Kranke von seinen Freunden überreden, ins Kloster zu ziehen. Der Schritt wurde damals viel in der Öffentlichkeit besprochen und gab die Veranlassung zu den abenteuerlichsten Gerüchten und Vermutungen. Auch in Österreich verbreitete sich die tendenziös ausgebeutete Nachricht, Holtei sei ins Kloster gegangen, als ob er zum Katholicismus über- und

*) „Abendglockenläuten" von Friedrich Rückert.

in einen Mönchsorden eingetreten wäre. Vor mir liegt ein intereſſantes, von Wien am Chriſttage 1876 datiertes Schreiben Bauernfelds — der letzte Beitrag Holteis zu meiner Autographenſammlung! — und darin heißt es: „Wenn Du Dich auch, gleich Karl V., in ein Kloſter zurückgezogen haſt, ſo ſoll Dich das Weltliche doch auch in Deine heiligen Hallen verfolgen, und zwar in Geſtalt von drei unheiligen Komödien, welche ich beilege, damit Du nach dem Brevierbeten einen Blick in die loſen Blätter werfen mögeſt. Eigentlich will ich aber erfahren, wie es Dir geht, und was Dich zu dieſem Einſiedlerſchritte bewogen hat. Vermutlich der Ekel vor der Welt, der uns mehr oder minder alle ergreift. — Eben erhalte ich einen Brief von Schober aus Dresden. Er iſt älter als Du, beinahe ſtocktaub und auch ſonſt völlig gebrechlich. Ich hoffe, Du verteidigſt Dich beſſer gegen das Alter als er. — Inzwiſchen hab' ich wieder zwei alte Freunde verloren, Deſſauer und Anton Auersperg, mit denen ich, nach Moriz Schwind, am meiſten zuſammen gelebt. Von Dir bin ich leider ſeit lange getrennt, benütze aber Deinen Abſchied von der Welt, um Dir hiermit ein kleines Lebenszeichen zu geben, das Du, wie ich hoffe, mir gelegentlich erwidern wirſt. — Den Dramen iſt auch eine politiſche Schimpferei in Verſen beigefügt. Bei dem dermalen herrſchenden europäiſchen Groß- und Raudſtaatenſyſtem biſt Du nun vielleicht mehr mit meinen Anſichten einverſtanden als anno 48 in Graz.

Ich würde Dir, in Übereinſtimmung mit Deinem jetzigen Aufenthalt zum Abſchiedsgruß: Kyrie eleison ſagen — da ich aber der Meinung bin, Du werdeſt Deinen Proteſtantismus auch unter den Kapuzinern aufrecht erhalten haben, ſo drücke ich Dir ſymboliſch die ehrliche Hand und bin und bleibe Dein alter, nun bald 75jähriger Bauernfeld."

Mehr als er ahnen mochte, hatte der öſterreichiſche Luſtſpieldichter mit ſeiner Schlußmeinung das Richtige getroffen. Hoch oben in ſeiner einfenſtrigen, ſauber gehaltenen Zelle habe ich manches denkwürdige Geſpräch mit Holtei gehabt, das ſich um die letzten Dinge bewegte. Die Bekenntniſſe des dem Tode ruhig entgegenſehenden Dichters waren um ſo erſchütternder, als ihre grellen Gedankenblitze oft plötzlich von der Dunkelheit des dämmernden Bewußtſeins abgelöſt wurden. „Ich fühle es," ſagte er mit eindringlicher Überzeugung, „daß das, was wir Geiſt und Seele nennen, nichts anderes iſt wie eine körperliche Kraft, die mit dem Körper abnimmt und ſchwindet. Wenn der Docht verbrannt iſt, erliſcht die Flamme . . . Meiner armen Seele iſt gar nicht ſehr unſterblich zu Mute. Sie kratzt ſchon immer ab, wenn" — hier begann er zu phantaſieren und raunte mir leiſe und geheimnißvoll zu — „wenn die beiden Kerle kommen . . . der dritte wird nichts mehr mit ihr zu thun haben." Aus den beiden geräuſchlos bei ihm aus- und eingehenden dienenden Brüdern, die ihn pflegten, und zwei Chloralhydratpulvern, welche er, um Schlaf zu finden, in der letzten Zeit an jedem Abend einnahm, waren in ſeiner Einbildung zwei übermächtige Weſen zuſammengewachſen, und er nannte ſie „die beiden Kerle" oder auch „die Schwarzen." Mit dem zögernden Dritten meinte er den Tod. Endlich, am 12. Februar 1880, erſchien der Dritte und ſchloß ihm ſanft die treuen müden Augen zum ewigen Schlummer.

Ein eigenſinniges Geſchick hat es gefügt, daß in der Frühe des Wintertages, an welchem der Freund und Führer meiner Jugend unter der ſchmerzlichen Teilnahme von Stadt und Provinz vor das Thor auf den Friedhof hinausgetragen wurde, ich die alte Heimat, vorausſichtlich für immer, verlaſſen mußte. Hinter dem leiſe herabrieſelnden Schneegeſtöber verſchwanden die trüben Lichter der Vaterſtadt, aus den weißen Flocken nickte ein ehrwürdiges Haupt mir die letzten Scheidegrüße zu — die neue Sonne aber beglänzte den ehernen Schienenweg, auf dem ich nach Wien rollte.

Beim Kugelſpiel.

Von

Georg Buſſe-Palma.

(Abdruck verboten.)

Auf glatter Bahn warf ich den Ball,
Die kleine Kugel zu verführen,
Um in den Kreis der andern all
Auch mich als Meiſter einzuführen.

Doch kam er auch dem Ziele nah
Und iſt erzitternd ſtehn geblieben,
Stets war ein beſſrer Werfer da
Und hat ihn raſch hinfortgetrieben.

So ſpielt' ich Tag um Tage wohl,
Doch immer war mein Mühn vergebens —
Da ward das Spiel mir zum Symbol
Des eigenen, verfehlten Lebens.

Die kleine Kugel war das Glück,
Die Spieler all die Lebensſtreiter —
Stets trieb man meinen Ball zurück . . .
Nun bin ich müd und ſpiel' nicht weiter . . .

Die Schuldnerin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Charlotte war sehr erstaunt. Vor drei Tagen hatte sie doch noch in der Stadt Besorgungen gemacht, und seitdem war kein Mensch von der Familie oder den Bekannten hier gewesen. Wer also könne erzählt haben, daß sie krank sei?

„Aber elend siehst du doch aus," meinte Tante Wische, aus ihrer Kaffeetasse die Rahmhaut mit dem Löffelchen heraussuchend. Charlotte schwieg. Sie wollte nicht sagen, daß sie heute morgen einen grausamen Schmerz erlitten.

„Verzeih — es scheint, Kehr hat einen falschen Rahmguß hereingebracht. — Willst du nicht noch ein Stückchen Plumcake?"

Sie schob Tante Wische den silbernen Teller hinüber.

„Danke, er ist mir zu schwer," sagte Tante Wische, sah lange nachdenklich in ihren Kaffee, auf dem nicht mehr das kleinste Spürchen Haut zu entdecken war, und sprach langsam:

„Was die Leute jetzt alles reden! Seit dem Konkurs von Fielding Brothers und Raßmus & Comp. haben sie eine förmliche Phantasie für so was."

„Ja?" sagte Charlotte.

„Kein Name ist ihnen mehr heilig. Denk dir, von Pemöller & tor Straten sagen sie es. Und dann noch . . . nein . . . es ist ja Unsinn."

Ihre Blicke gingen hin und her und hafteten am Fenster.

„Es schüttet doch mit Molsen," sagte sie, „ich hätte man lieber Galoschen anziehen sollen."

Charlotte saß bleich und stumm da. Ihr war es, als irre Tante Wisches unsicherer Blick über sie hin. Sie richtete sich stolz und gerade auf, unnahbare Hoheit im ganzen Wesen.

„Manchmal kannst du gerade so'n Gesicht machen, wie Baumeister selbst," sagte Tante Wische bewundernd.

Ihr Blick wurde wieder stetig. Und der Name, der eine, den die Leute noch nannten, der ging ihr doch nicht von den Lippen, obschon sie hergekommen war, die arme Charlotte zu warnen.

Erleichtert atmete Charlotte auf, als sie ging.

Es duldete sie nicht im Haus. Sie zog ihren Regenmantel über, nahm einen Schirm und ging hinaus, durch den Park, hinab zum Elbufer.

Trostlos rann der Regen herab auf die rauschenden Wellen. Das Wasser des Stromes wälzte sich schmutzig, graubraun dahin. Der ganze Hintergrund, auf dem der Regen Land und Wasser linienlos zusammenfließen ließ, war grau wie Zinn. Und vor diesem öden, zinnernen Grund standen schwarz und grob die Konturen der Schiffe. Die wolkigen Rauchfahnen, die aus den Schornsteinen der Dampfer aufflockten, wurden gleich niedergeschlagen und wehten nun wie finstere Trauerschleier über das Hinterdeck der Schiffe hinab, auf dem Wasser zerfasernd. Man spürte vom Sehen förmlich den Schmutz und den Kohlendunst auf der Zunge.

Charlotte fand auch im Freien keine Ruhe. Wohl zwei Stunden ging sie am Ufer hin und her.

Eine Angst erwuchs in ihrem Herzen,

die sie quälte, daß es ihr heiß in der Brust ward.

Die regennasse, dunkle Welt hier draußen konnte ihre Sinne nur noch bedrückender beschweren.

Sie ging zurück, wieder die Pforte an der dem Strom zugewandten Gartengrenze benutzend.

Die Büsche, gegen welche die sich öffnende Pforte schlug, schütteten ihr einen förmlichen Tropfenfall entgegen. Vor einer großen Baumgruppe, zwischen deren Stämmen ihr Weg hindurchführte, sprühte es naß. Die sich senkenden Gartenpfade entlang rann es in lauter kleinen Fadenbächen vom Regenwasser Charlotte entgegen.

Als sie die Treppe zur Terrasse emporgestiegen war, von welchem Punkt aus man schon den ganzen Obergarten übersah, schien es ihr, als stehe Kehr in der Veranda.

Er stand da wie jemand, der wartend nach einem Menschen Umschau hält.

Dieser Mensch mußte Charlotte gewesen sein.

Kehr kam ihr, des Regens nicht achtend, entgegen gelaufen. Sie trafen sich schon vor der Trauerweide, die ihre nassen Zweige kläglich über das schirmartige Gestell senkte.

„Ach, gnädige Frau!“ sagte Kehr.

Sein glattrasiertes Dienergesicht mit den klugen und lebhaften Augen sah erregt aus.

Charlotte blieb nicht stehen, neben Kehr hastete sie dem Hause zu — beide unwillkürlich, die Herrin wie der Diener.

„Was ist?“ fragte sie.

„Der Herr ist nach Hause gekommen. Schon vor anderthalb Stunden. Kaum waren die gnädige Frau fort.“

„Und ...?“ fragte Charlotte sehr scharf.

„Ich meine nur — das thut der Herr doch sonst nie außer der Zeit ...“ stotterte Kehr. Er bekam bei Charlottens Ton plötzlich das Gefühl, sehr unbescheiden zu sein.

„Fragte der Herr nach mir?“

„Ja. Und da sagte ich: ‚Die gnädige Frau ist gerade spazieren gegangen.‘ Und da sagte der Herr: ‚Gut.‘ Und da fragte ich, ob der Herr nichts befehle, denn der Herr sah sehr elend aus. Aber der Herr sagte: ‚Nein Kehr, nichts,‘“ berichtete der Diener.

Sie waren in der Veranda. Kehr nahm seiner Herrin den nassen Schirm und Mantel ab.

„Wo ist mein Mann?“ fragte sie und betrat schon das Speisezimmer.

„Der Herr ist oben. Einmal meinte ich, der Herr habe gerufen. Uns war, als hätten wir etwas gehört — es schütterte so, wie wenn jemand fällt. Im Salon zitterte der Glasbehang an der Krone, ich war gerade drin. Ich lief hinauf. Aber die Thür war zugeschlossen, und der Herr antwortete nichts,“ sagte Kehr mit fast heiserer Stimme.

Sie ging vorwärts. Ihre Kniee bebten nicht. Sie ging wie mechanisch. Nur vorwärts, vorwärts, um zu wissen ...

Im Flur draußen stand Philipp, vor ihm Minna und die Köchin, als hätten sie was geklagt oder gefragt. Er wollte auf Charlotte zueilen.

Sie winkte abwehrend.

Sie merkte auch nicht, daß alle ihr folgten, nicht daß droben aus einer Thürspalte Salvatrix blaß und ängstlich nach ihr sah. Mit harter Hand, mit herrischer Gebärde klopfte sie an die Schlafzimmerthür.

Vollkommenes Schweigen trat ein; die auf dem Korridor Versammelten wagten nicht zu atmen.

Zum zweitenmal klopfte Charlotte.

Und wieder nur Schweigen, unterbrochen von einem zitternden Seufzer, den einer der Wartenden ausgestoßen.

„Öffne!“ rief Charlotte laut.

Nichts antwortete ihr.

Ein klagender Heulton ging durch die Luft — irgend ein vorbei passierender Dampfer hatte ihn ausgestoßen. Der markerschütternde Laut drang durch, bis hierher.

„Holen Sie Werkzeug,“ befahl Charlotte. Kehr stürzte davon.

Niemand regte sich. Die beiden Dienstmädchen standen Hand in Hand. Philipp war in Charlottens Nähe und bewachte angstvoll ihre Mienen.

Sie aber stand hochaufgerichtet, ehernen Ernst auf dem bleichen Gesicht, die Finger um den Thürdrücker und schien mit allen Sinnen zu horchen.

Von drinnen aber kam kein Laut, nicht der Hauch eines Seufzers — nichts.

Kehr kam zurück, einen Kasten mit allerlei Eisengerät unter dem Arm. Vor-

sichtig setzte er den Kasten nieder, bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden. Er suchte einen gebogenen Eisendraht heraus und begann am Schlüsselloch herumzubohren.

Vergebens. Er schüttelte den Kopf.

„Das Stemmeisen!“ befahl Charlotte. Kehr trieb es in die Thürritze. Gleich darauf gab es einen harten Krach — das Schloß war aus dem Thürrahmen getrieben.

„Lassen Sie mich hineingehen,“ rief Philipp und fiel Charlotten in den Arm.

Sie stieß ihn hart zurück.

Und ohne ein Wort, stumm und aufrecht schritt sie über die Schwelle.

Alle übersahen das Zimmer. Es schien leer. Durch die beiden Fenster gegenüber schien der graue Tag. Die beiden Betten standen nebeneinander, mit ihren Fußenden in den Weg von der Thür zu den Fenstern hineinreichend. Die rote Seidendecke des zweiten Bettes schien ein wenig herabgezerrt.

Charlotte ging weiter und stand dann wie angewurzelt.

Da — an der anderen Seite der Betten lag er auf dem Boden.

Marmorbleich, mit starr geöffneten Augen und herabgefallenem Unterkiefer. Sein rechter Arm mit geballter Faust lag ausgestreckt, die Finger der Linken hielten mit krallendem Griff den Rand der herabgezerrten roten Bettdecke.

Konrad Peter Baumeister war tot.

Und wie Charlotte so stand und ihn anstarrte, erhob sich ein Sausen und Tönen, ein Schwellen und Wogen in ihrem Kopf. Von tausend Geräuschen schien die Luft um sie erfüllt. Vor ihren Augen wurde es rot. Und dann drang durch den tosenden Lärm ein feiner, klingender Ton, hoch, scharf, andauernd. Sie horchte darauf und horchte — — und fiel bewußtlos vornüber.

— — — — — — — — — — —

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in Salvatrix' Zimmer. Vor ihr stand Philipp und bemühte sich, ihr starken Wein einzuflößen. An der anderen Seite kniete Salvatrix, selbst einer Ohnmacht nahe, und bezwang sich und ihre Schwäche, um der teuren Frau beizustehen.

Charlotte versuchte sich aufzurichten. Mit hastigen Schlucken trank sie den Wein. Das gab ihr Kraft.

Sie stand auf.

„Lassen Sie — ich bitte!“ flehte Philipp.

Aber Charlottens Schwäche war vorbei. Sie wehrte alle Bitten ab mit stummer Gebärde. Ihre Lippen waren zusammengepreßt.

Mit festen Schritten ging sie hinaus.

Kehr und Minna drückten sich scheu an ihr vorbei. Sie hatten den Herrn auf sein Bett gelegt und ihm Augen und Mund geschlossen. Sachte zogen sie die Thür hinter sich zu. Charlotte war mit dem Toten allein. Sie ging auf das Bett zu, setzte sich auf den Rand, wie man sonst auf ein Krankenbett sich hinkauert, beugte sich herab und sah nahe mit forschenden, thränenlosen Augen dem Toten in das Angesicht.

Der düstere Tag draußen neigte sich dem Abend zu. Der Tag, der ihr alles geraubt.

Alles war farblos und verdämmerte in unsicheren Linien. Hinter dem Fenster stand ein Stück zinnernen Himmels, überschnitten von dem gebadeten Wipfel einer Lärchentanne. Im Zimmer Schatten, grau und einförmig.

Und nur ein leuchtender weißer Punkt: das Marmorangesicht des Toten.

Charlotte sah hinein. Ihre brennenden Blicke wollten Leben und Sprache aus der leichenstarren Ruhe heraussaugen.

Ihre ganze Seele war zusammengefaßt in dem einen, verzehrenden Wunsch, die letzten Gedanken zu kennen, die hinter dieser kalten Stirn gelebt.

So war er denn von ihr gegangen in Schweigen, wie er in Schweigen neben ihr gelebt.

Und sie wußte, daß dieser Tod gleichbedeutend sei mit dem Fall ihres Hauses.

Sie wußte auch, er war freiwillig gegangen.

Aber es fiel ihr nicht ein, im Zimmer nach Spuren irgendwelcher Mixturen oder Pulver zu suchen. Sie wußte, daß sie keine Spuren finden würde.

O, sie hatte den schweigenden Mann genau gekannt! Sie wußte, daß Konrad Peter Baumeister selbst dem Arzt mit seinem Tod ein Rätsel aufgeben würde.

Und wenn alle Welt den Tod erklären würde durch Herzschlag aus Erregung oder mit was sonst für Gründen — sie wußte, sie allein, auch ohne Beweis und Spur, daß Konrad Peter Baumeister nicht zufällig gestorben war.

Den zähen Mann warf nur sein eigner Wille jetzt schon nieder.

Und immer noch starrte Charlotte mit ihren brennenden Augen den Toten an.

Fast achtzehn Jahre hatte er ihr die Bürde auferlegt, ohne Liebe und ohne Glück neben ihm herzuleben. Und nie hatte er mit einem Wort verraten, daß er ihre standhafte Wanderkraft, die aufrecht unter dieser Bürde blieb, anerkenne. Er hatte ruhig und ohne Schuldbewußtsein ihren Blick ertragen.

Kein Zwiespalt war in seine Seele gekommen, weil er das Weib an seiner Seite in Einsamkeit verdorren ließ.

Aber das ertrug sein Hochmut nicht, sie neben sich leben zu sehen ohne Reichtum. Lieber schlich er sich stumm aus der Welt! Langsam hob Charlotte das Haupt. Ein unbändiger Stolz leuchtete von ihrer Stirn. Um ihre Lippen zuckte es, wie von Schmerz und Verachtung.

Nicht persönlich für den da, der da lag, ein Opfer seines kleinen Wahns.

Sondern für den Wahn selbst. —

Sie stand auf.

Sie sah sich um. Ihr war, als müßte sie irgendetwas thun, den Toten doch zu ehren, doch zu schonen. Die bleierne Dämmerung that ihr weh. Auf ihrem Toilettentisch stand ein dreiarmiger Leuchter, mit unbenutzten Kerzen.

Charlotte zündete sie an und trug den Leuchter auf das Nachttischchen neben dem Bett des Toten.

Der flackernde Schein des stark rauchenden Lichtes fiel auf das bleiche, ruhevolle Gesicht.

Es hatte seine unnahbare Vornehmheit wieder und den Ausdruck der Schweigsamkeit, der ihm immer eigen gewesen. Jetzt konnte er schweigen — ewig schweigen.

Charlotte kniete neben dem Bett nieder und faltete die Hände, tief die Stirn geneigt. Sie betete für den jungen Mann, den sie einst geliebt hatte, für den Vater ihrer heimgegangenen Kinder.

Sie hatte ihn schon lange begraben. Aber sie begrub ihn noch einmal in dieser schweren Stunde und legte ihr ganzes stolzes, freies bisheriges Leben mit hinein in dieses Totenbett. —

Angstvoll saßen Philipp und Salvatrix zusammen unten im großen Speisezimmer, am Zeitungstisch in der Ecke. Alle Läden waren schon geschlossen, und im ganzen Hause hatte Kehr die Lichter angezündet wie bei einem Fest.

Philipp hielt die Hand des jungen Mädchens. Er sprach manchmal zu ihr, sanfte, tröstende Worte. Und sie hielt ihn immer neben sich, als gäbe er ihr Halt und Ruhe. Die Nähe des Todes, den sie schon zweimal gesehen, erschütterte sie tief und riß alle ihre Wunden wieder auf.

Sie sprachen davon, daß man Onkel Peter nie für einen Mann gehalten habe, der einmal so plötzlich davongehen könne.

Und Salvatrix erzählte Philipp den Tod ihrer Eltern.

Philipp hatte bisher nur die Peinlichkeiten des Lebens gespürt und getragen, aber noch nicht die großen Schrecken, die mit eherner Gewalt die Vergänglichkeit allen Glückes verkünden.

Eng schlossen sich in dieser traurigen, vertrauten Stunde ihre jungen Seelen aneinander an.

Plötzlich schraken beide zusammen. Die Thür that sich auf. Charlotte kam herein. Sie war blaß, selbst wie eine Tote, aber ihr Gesichtsausdruck war der einer Gefaßten.

Salvatrix lief ihr entgegen und umklammerte sie weinend.

„Weine nicht so sehr, mein Kind," sagte Charlotte sanft und führte sie auf ihren Platz zurück. „Wir haben noch viele, viele Kräfte nötig." Und zu dem vor ihr stehenden Philipp sagte sie:

„Wollen Sie Kehr rufen. Es muß an den Arzt und an das Comptoir telephoniert werden."

„Ich habe schon an Doktor Friedbert telephoniert. Er ist unterwegs. Auch ans Comptoir. Schmalfeld kann in einer Stunde hier sein."

„Danke sehr," sagte sie.

Sie setzte sich. Man schwieg. Die Minuten rannen. Charlotte zählte sie.

Wenn Schmalfeld kam — kam auch die Gewißheit. Er war der erste Disponent des Hauses Konrad Peter Baumeister.

Oh, auf ihren Knieen wollte Charlotte dem Toten abbitten, wenn der Mann, der alles wußte, wissen mußte, ihr sagte: Unser Haus steht fest.

Denn stand es fest — hatte doch der Herr über Leben und Tod ihren Gatten abberufen, hatte nicht er selbst . . . . .

Mit einemmal fuhr sie aus ihrem Sinnen auf.

„Der Gärtner sollte Blumen bringen — es ist wohl noch nicht ganz dunkel draußen — —“

„Ich habe dem Gärtner schon gesagt . .“ antwortete Philipp.

„Danke,“ sagte sie wieder. Und dann brach durch ihre eiserne Fassung so etwas wie Rührung.

„Gut, daß wir Sie haben, lieber Philipp. Verlassen Sie uns nicht in diesen Tagen,“ sprach sie.

Philipp küßte ihre Hand. Er schämte sich nicht, daß seine Thränen darauf fielen. Sagen konnte er nichts.

Er hätte sein Leben anbieten mögen.

Und endlich kamen die Gerufenen. Zuerst der Hausarzt der Familie. Er war natürlich, wenn auch nur sehr entfernt mit Baumeisters verwandt und hatte zusammen mit Baumeister auf der Schulbank gesessen. So fühlte er nicht nur als Arzt, sondern auch als Leidtragender.

Philipp geleitete ihn zu dem Toten. Zum Erstaunen aller hatte Charlotte gesagt: „Ich sehe ihn nicht mehr wieder. Wir haben schon Abschied voneinander genommen — Baumeister und ich.“

Ihre Stimme schien zu wanken, ihre Blässe noch erschreckender zu werden bei diesen Worten.

Doktor Friedbert verbarg seine Augen immer hinter seinen seltsam blinkenden, sehr scharfen Brillengläsern, und da sein ganzes Untergesicht in einem blonden Bart versteckt war, so konnte man ihm nie ansehen, was er dachte oder fühlte.

Er ging mit Philipp treppan. Daß dieser junge Mann seit Wochen hier im Hause war und als Guy Fabarius' Schwager gleichsam für einen Verwandten galt, wußte Doktor Friedbert. Er glaubte daher offen sein zu dürfen.

„Gebe Gott,“ sagte er, „daß dieser Tod nicht der Anfang einer Tragödie ist, die über dieses Haus hereinbricht.“

„Wie meinen Sie das? Glauben Sie, daß Frau Charlotte ihren Gatten so leidenschaftlich geliebt hat? Er war so gemessen, sie stets so formvoll — ich konnte mir keinen Einblick in die Ehe schaffen und hab's auch gar nicht versucht,“ sprach Philipp.

„Ach — so nicht. Haben Sie denn keine Ahnung von den Gerüchten . . . an der Börse hieß es heute mittag, Konrad Peter Baumeisters Wechsel würden nicht mehr diskontiert.“

Philipp erschrak tötlich.

„Wie wäre — das möglich!“ stammelte er, doch Friedbert antwortete nicht.

Sie waren bei dem Toten angekommen, und der Arzt führte seine Untersuchungen aus. Dann mußte Kehr kommen, der als letzter mit Baumeister gesprochen und auch nur aussagen konnte, der Herr habe sehr krank ausgesehen.

Friedbert schickte ihn wieder weg.

„Herzschlag,“ sagte er zu Philipp. „Das ist, wenn man so will, jeder Tod.“ —

Er besann sich noch, dann fragte er hastig, ja angstvoll: „War Baumeisters Leben versichert? Das werden Sie natürlich nicht wissen.“

„Doch,“ sagte Philipp, „ganz zufälligerweise. Es wurde vor einigen Tagen bei Tisch von Lebensversicherungen gesprochen. Der alte Pehrbrand war hier, und er und Baumeister sprachen von einem Freund, der sein Leben hoch versichert hatte. Da sagte Baumeister, es sei für einen Großkaufmann ein Unsinn, er für seine Person habe nie daran gedacht.“

„Na,“ sprach Friedbert mit dem Ton hörbarer Erleichterung, „dann geht es ja auch keine Seele was an, infolge welcher Umstände Baumeister einen Herzschlag bekam, und Charlotten bleibt viel erspart.“

Philipp verstand — wenigstens blitzte ein Verständnis mit jähem Schreck auf — — seine Beine zitterten.

Er folgte Friedbert treppab. Unten fanden sie Salvatrix allein.

„Herr Schmalfeld ist eben angekommen, sie sind nebenan,“ flüsterte sie.

„Schmalfeld — so? Na wissen Sie, meine jungen Herrschaften — das kann eine lange Konferenz werden. Ich gehe. Sagen Sie, bitte, Frau Baumeister, daß ich morgen früh um acht Uhr wieder hier bin und daß ich jetzt sofort zu Pehrbrand fahre. Pehr-

brand oder ich werden schon alles besorgen. Der Tod bringt viele Geschäfte mit sich. Charlotte soll sich um nichts bekümmern."

Damit verabschiedete Friedbert sich. Philipp blieb in tausend qualvollen Zweifeln neben Salvatrix. Sollte er ihr von dem Börsengerücht sprechen? Sollte er schweigen?

Was würden die nächsten Stunden bringen?

Wieder schlich eine endlose Viertelstunde nach der anderen hin.

Dann öffnete sich die Thür, und Herr Schmalfeld, im weitgeöffneten Kragenmantel, den Hut in der Hand, schritt mit blassem Gesicht und einer respektvollen Verbeugung durch das Zimmer.

Einige Minuten später kam auch Charlotte. Ihr Ausdruck hatte sich kaum verändert. Mit langsamen Schritten ging sie auf Salvatrix zu. „Mein Kind," sagte sie, „mein armes liebes Kind! Wirst du vergeben können, was man dir gethan hat?!"

„Wie bist du sonderbar . . . was bedeutet das?" stotterte Salvatrix geängstigt.

Sie saß in einem Lehnstuhl, mit den Händen die Seitenlehnen umklammernd, und war vor Angst und Erregung außer sich.

„Es bedeutet, mein Kind, daß wir alles verloren haben — du und ich! Daß wir arme, ruinierte Frauen sind," sprach Charlotte mit leiser Stimme.

Salvatrix stieß einen Schrei aus. Vor Angst und Mitleid außer sich kniete Philipp vor ihr nieder und versuchte ihre Hände zu lösen, um sie zu halten, zu streicheln.

Doch seiner nicht achtend, mit großen Augen über ihn hinwegsehend, mit Blicken verzehrender Angst an Charlotte hängend, rief sie:

„Arm — arm!"

Was Charlotte auch gelitten, seit dieser Tag sich aus dem Morgen geboren — dies schien ihr doch das Unerträglichste.

Und ihre stolze Seele bebte vor Scham. Dieses Mädchens Geld und Gut war dem Verstorbenen anvertraut gewesen . . . . . .

Tief neigte sie ihr Haupt.

„Verzeihe ihm, wenn du kannst," flüsterte sie, „sieh — ich bitte für ihn. Sein Dasein muß brennende Qual gewesen sein."

Und da Salvatrix in gelähmtem Entsetzen verharrte, kam es noch einmal von ihren Lippen, leise, wie ein schmerzlicher Hauch:

„Ich bitte für ihn."

Salvatrix wollte aufstehen, schien zu schwach und richtete sich endlich mit Philipps Hilfe auf. Weinend fiel sie in die Arme, die sich ihr entgegenöffneten.

Lange standen die Frauen so, sich aneinander klammernd. Philipp hatte seine Hand vor die Augen gelegt, er weinte.

Dann, als das heftige Schluchzen sich ebnete und in stilles Weinen überging, löste Salvatrix sich wieder aus Charlottens Armen.

Sie trocknete ihre Thränen. Gedanken, die stärker waren als Schreck und Kummer, bestürmten ihr junges, unerfahrenes Herz. Sie wußte nichts von Geschäften, Geld, Arbeit, Sorgen.

Irgendetwas Ungeheures, Unbekanntes stand plötzlich an ihrem Horizont.

Und in die Furcht vor diesem Unbekannten mischte sich der Wunsch, tapfer zu sein, der armen geliebten Frau ihre Leiden zu erleichtern.

Und daneben auch eine romantische Vorstellung von der Armut, die keine Schrecken haben konnte, wenn man sie unschuldig trug.

„Mein Kind," sagte Charlotte mit bebender Stimme, „solange diese meine Hände noch arbeiten können, werden sie es für dich thun, um die Schuld abzutragen — die er . ."

Ihre Stimme brach.

„Du!" rief Salvatrix mit flammendem Gesicht und leuchtenden Augen, „du für mich! Nein, ich für dich! Oh, du wirst sehen — ich bin doch ein starker Mensch. Wir wollen keine Furcht haben!"

Und wieder fiel sie Charlotten um den Hals.

Da brach die eherne Fassung der starken Frau.

Sie weinte.

Dem Manne aber, der dies hörte und sah, zersprang fast das Herz.

Wie klein war er gewesen, wie bang um sein bißchen Wohlleben, wenn er daran gedacht, sein Berufsleben zu ändern. Er, der aus so bescheidenem Nest geflogen war. Und diese Frauen, verwöhnt vom ersten Tag ihres Lebens an durch den Glanz reicher Daseinsgewohnheiten, diese Frauen hielten dem Wechsel mit dem freudigen Stolz von Heldinnen stand.

Wohl wußte er, daß nicht das Pathos einer Stunde, daß erst die Geduld, die lange Zeitspannen hindurch Prüfungen erträgt, die wahren Helden zeigt. Aber sein Herz sagte ihm mit prophetischer Gewißheit, daß diese beiden Frauen immer auf der Höhe ihres Schicksals sein würden.

Und in diesem Augenblick erschienen sie ihm erhaben!

Er verdankte ihnen das Höchste, was es gibt: die innere Freiheit.

Er beschloß, ein ganzer Mann zu werden und, sollte er auch durch mühsame Jahre harter Entbehrungen gehen, eines Tages, würdig dieser Stunde, vor Salvatrix hinzutreten, um ihr zu sagen:

„Ich liebe dich und ich kann dir ein lichtes Los bescheren."

IX.

Zu guter Stunde schon saß Guy in seinem Bureau am Zeichentisch. Vor ihm lagen die Pläne zu dem Bau, welchen er für Mr. Notter ausführen sollte; er übersann die Veränderungen, die notwendig wurden, und kam immer wieder zu dem Schluß, daß alle Arbeit unnütz sei, solange Mr. Notter nicht einen entsprechenden Bauplatz gefunden. Einen monumentalen Prachtbau, wie den beabsichtigten, kann man nicht wahllos in jede beliebige Umgebnng hineinstellen.

Durch die oben geöffneten Fenster kam die feuchte Morgenkühle der Straße mit frischem Hauch. Der Sprengwagen hatte seinen Regen über den Fahrdamm ergossen.

Die untere Hälfte der Bureaufenster waren von Milchglas und verwehrten den Vorbeigehenden den Blick hinein. So sah man auch drinnen nichts von dem störenden Treiben der Straße. Aber ihr bescheidener Lärm, der besonders in dieser neunten Stunde des Morgens nur in vereinzelten Lauten aufzuckte, drang doch herein.

Ab und an klingelte eine Pferdebahn und rollte mit dumpfen Schüttern vorbei. Oder der langgezogene Ruf eines Händlers scholl wie ein Klagelaut zwischen den Häusermauern empor. „Schöne swatte Kassbeeren," rief jemand aus, schnell und monoton die beiden ersten Worte herausstoßend, um dann mit einer langen Fermate auf dem hoch und hell genommenen „Kass — —" zu ruhen. „Niege Kantüffeln," sang ein anderer. Guy war an diese Ausrufe gewöhnt, sie störten ihn nicht.

Sein erster Zeichner kam, ein junger, sehr begabter Mensch, mit dem Guy mehr als Freund wie als Chef verkehrte. Während der seinen Hut an den Garderobenständer im kleinen Nebenraum anhing und sein Straßenjackett mit einem grauen Leinenrock vertauschte, sagte er durch die Thür:

„Herr Fabarius — Sie wissen doch schon?"

„Was?"

„Haben Sie denn die Zeitungen nicht gelesen?" „Nein." Guy griff danach. Die großen Blätter der Hamburger Nachrichten lagen noch unentfaltet, nach Druckerschwärze und Papier riechend, auf einer Ecke des Tisches. Guy war ärgerlich. Diese Frage, auf welche dann, da Guy nichts wußte, nicht sofort eine Auskunft erfolgte, sondern verlegenes Schweigen, machte ihn nervös. Angenehme Neuigkeiten werden so nicht vorbereitet.

Er blätterte hin und her.

„Unter Lokales!" sagte sein Zeichner.

Guy las ....

„Konrad Peter Baumeister. In später Nachtstunde erfahren wir soeben, daß der Chef der Firma Baumeister, Herr Konrad Peter Baumeister, auf seiner Villa am Herzschlag verstorben ist. Gerade heute beschäftigt man sich an der Börse lebhaft mit den Angelegenheiten des Hauses, über das ernste Gerüchte im Umlauf waren. Indem wir die herzliche Hoffnung aussprechen, daß es sich hierbei nur um Krisen handelte, die bald glücklich gelöst und vom Gerücht übertrieben worden sein mögen, beklagen wir den Tod unseres hochangesehenen Mitbürgers auf das tiefste. Herr Baumeister soll, wie wir vernehmen, schon seit Jahren herzleidend gewesen sein. Möglich, daß die heftigen Erregungen, die der Fall des Hauses Filding Brothers auch für ihn mit sich brachte, schädlich und beschleunigend auf den Verlauf des chronischen Leidens eingewirkt haben. Herr Konrad Peter Baumeister hat keine Kinder; an seinem Sarge trauert seine Witwe, Charlotte geb. Vollradt, eine Tochter des in den sechziger Jahren verstorbenen Senators Dr. Heinrich Vollradt."

Fahl, mit farblosen Lippen und zitternden Händen legte Guy das Blatt nieder.

Er ſtand auf und ging auf die Thür zu. „Ihr Hut . . .“ mahnte der Zeichner, dem ſelbſt der Herzſchlag ſtockte über das Ausſehen ſeines Chefs. Guy nahm den Hut.

Er ging hinaus, auf die Straße, irgendwohin — wohin ihn ſeine Füße trugen. Er kam ins Freie, durch die Anlagen bei der Kunſthalle ging er weiter. Zu ſeiner Linken blieb das blaue, flimmernde, feinbewegliche Waſſer des Alſterbeckens, das bald im blendenden Sonnenlicht ſchmerzhaften Glanz wiederſpiegelte, bald überdüſtert von ziehendem Gewölk dunkel und unruhig zwiſchen ſeinen Ufern gähnte. Fern grollte ein leiſer Donner, wie ſanfte Mahnung. Die Luft war ſchwül und von ſchwerer Feuchtigkeit durchtränkt.

Guy wanderte und dachte — dachte, daß ſein Atem haſtig ging und ſeine Stirn ihm feucht ward.

Endlich ſetzte er ſich auf eine Bank. Er fiel förmlich nieder auf den grüngeſtrichenen Bretterſitz. Hier trennte ein kleiner Gebüſchſtrich die Bank von dem Leben der baumbepflanzten Uferſtraße. Vor ihm breitete ſich das Waſſer im Wechſelſpiel der Beleuchtung des gewitterſchwülen Junimorgens aus.

Guy dachte.

Was ſollte nun werden? Was *konnte* nun werden?

Die ganze Kraßheit der Thatſache ſtand vor ihm, daß er, *er* Baumeiſters Tod aus der Zeitung erfahren hatte! Er, der vor einem Jahr, vor einem halben Jahr noch, als der erſte berufen worden wäre, dem Sterbenden Beiſtand, Charlotten Troſt zu gewähren . . .

Guy dachte an geſtern. Als er heimgekommen war, noch in einem Fieber der widerſtreitendſten Empfindungen, war er bei Nini eingetreten mit der ſchroffen Frage:

„Wo iſt deine Mutter?“

„Sie iſt abgereiſt, nach Cuxhaven, um von da ebenfalls nach Helgoland zu gehen“, ſagte Martina. „Nach dem, was du ihr an Grobheiten geſagt, konnte ſie nicht dein Gaſt bleiben.“

Guy empfand eine ſtarke Erleichterung. Aber doch ſagte er rauh:

„Es iſt gut. Ihr habt es erreicht: ich habe ganz mit Baumeiſters gebrochen.“

Da ſprang Martina ihm mit einem Jubelſchrei um den Hals. Sie bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen, ob er wollte oder nicht. Er verſuchte ſich jetzt jedes Wort ins Gedächtnis zurückzurufen, was Martina dann geſagt; mit einer leidenſchaftlichen Beredſamkeit hatte ſie geſprochen, die ihn beſtrickt und fortgeriſſen hatte — wie es immer die Leidenſchaft that.

„Ich liebe dich! Du biſt mein und gehörſt mir ganz allein! Ich gebe zu, daß meine Liebe von raſender Eiferſucht iſt. Schilt mich deshalb, ſchlage mich deshalb. Ich will ſtillhalten und dann deine Hände küſſen, aber ſei nur mein, ganz allein. Siehſt du, ich fühle es wohl, ich bin ſo anders als dieſe Frauen. Und früher waren ſie doch dein Ideal, wenigſtens Charlotte und Frauen von ihrer Art. Der Gedanke macht mich raſend. Daß du vergleichen könnteſt, daß du irgend etwas an ihnen liebenswerter finden könnteſt, — keine kleinſte Kleinigkeit ſollſt du an ihnen netter finden, als an deiner kleinen Nini! Das ertrüge ich nicht. Es würde mich unglücklich machen. Und du haſt doch *mich* zu deinem Weib erwählt, *mir* geſchworen, mich glücklich zu machen. Ich habe deinen Namen, ich trage alles mit dir, was dir das Schickſal noch bringt. Ich bin es, die dir eines Tags dein Kind ſchenken wird, vielleicht in einem halben Jahr! Ich bin ein Teil von dir, ich bin deine Gegenwart und deine Zukunft. Dies alles ſind ſie dir nicht. Sie waren deine Vergangenheit. Mit der müſſen die meiſten Männer brechen, wenn ſie heiraten.“

Sie hatte recht, mit jedem Wort, *ihr* Recht, aber es gab noch mehr Rechte. *Seine* Rechte zum Beiſpiel. Und vor allen Dingen die Charlottens an ihn.

Man empfängt nicht Güte über Güte von einem Menſchen, um ihm dann eines Tages ſo einfach davonzulaufen, mit der Begründung: meine neuen Pflichten vertragen ſich nicht mit meinen alten.

Vielleicht beſtand die rechte Lebenskunſt darin, alle Rechte und Pflichten klug zu vereinen. Charlotte hatte auch geſagt, darin zeige ſich der Ernſt und die Ehrenhaftigkeit eines Charakters. Ja, ſo etwas hatte ſie geſagt.

Guy verſuchte Nini das klar zu machen — noch einmal, zum letztenmal. Aber ſie hörte nicht, ſie debattierte nicht. Sie dachte nicht an Guy, nicht an ſeine Ehre,

Der Große St. Bernhard. Nach

em Gemälde von Oswald Achenbach.

Digitized by Google

nicht an die Vergangenheit und nicht daran, was für eine Verantwortung vor ihrem Gatten sie auf sich nahm. Sie dachte nur an sich.

Ganz blind und ganz naiv in der Freude des elementarsten Egoismus, jubelte sie fort, darüber, daß sie ihn nun allein habe.

„Ich habe dir mein ganzes Leben hingegeben. Nun will ich auch, daß alle Menschen sehen, ich fülle dich ganz aus, du hast für ein anderes Weib weder Freundschaft, noch Liebe, noch Interesse, noch Höflichkeit. Ich stürbe vor Wut, wenn jemand denken könnte, ich genüge dir nicht. Und ich kann es nicht ertragen, wenn bloß einer *denkt*, diese Holländerin mit den Schmachtaugen wäre eine Frau für dich gewesen. Oder wenn man flüstert, diese Baumeister hätte für dich eine bessere Partie gewünscht, als ich in den Augen dieser Kaffeesäcke bin. Nein, das will ich nicht. Ich weiß doch, daß ich dir mehr Glück gebe mit meiner Liebe, als eine von all den zahmen, steifleinenen, stippküstrigen Hanseatinnen gekonnt hätte. — Na ja — ich weiß wohl, du hast was von Baumeisters gehalten, besonders von der Frau. Es thut dir auch am Ende ein bißchen weh. Aber ich will dich für alles entschädigen, dir alles ersetzen. Ich will dich allein haben — ich liebe dich rasend, rasend . . ."

Noch in diesem Augenblick wieder fühlte Guy, mit welchen Schauern der Leidenschaft er sein Weib in seine Arme gerissen.

Ja, sie war ein *ganzer* Mensch. Anders geartet, als er sich einst sein Weib gedacht. Nicht so mit feinsten Organen der Seele, nicht so mit zartesten Empfindungen des Herzens. Aber in ihrer temperamentvollen, selbstischen Art doch eine kraftvolle Erscheinung, ans dem Vollen und Ganzen.

Und nach *solchen* Stunden, *solchen* Reden und solchen Gelöbnissen, nachdem er gestern förmlich und feierlich einen neuen Lebensabschnitt begonnen, sollte er heute, nachdem er Baumeisters Tod erfahren, wieder von vorn anfangen? Zu Martina gehen und sagen:

„Mein Herz und meine Ehre rufen mich an Charlottens Seite!"

Nein, das war beinahe unmöglich. Das war, — so ernst die Veranlassung war — beinahe lächerlich.

Leise wollte sich ein Reuegedanke in sein Herz schleichen, darüber daß er so eilfertig damals bei der Hand gewesen, Martina von seiner Unterredung mit Charlotte Baumeister zu erzählen.

Und schließlich — — wer wußte denn, ob Charlotte ihn annähme? Ob er nicht eine Abweisung erfuhr? Dann hatte er unnütz einen neuen Konflikt mit Martina heraufbeschworen. Und sie ermüdeten ihn schon so, diese immer gleichgefärbten Konflikte.

Dann fielen ihm wieder die Gerüchte über die Firma Baumeister ein, deren die Zeitung erwähnt hatte. Ihm wurde ganz beklemmt. Sollten sie wahr sein? Sprach nicht der plötzliche Tod eine unheimlich beredte Sprache? Ein Herzleiden sollte Baumeister gehabt haben? Guy wußte genau, daß das eine Erfindung entweder der Zeitung oder eines Baumeisterschen Freundes sein mußte, der die Notiz in die Öffentlichkeit geleitet hatte; Baumeister war immer gesund gewesen. Und Charlottens düstere Sorgengedanken fielen ihm ein und ihre merkwürdige Anspruchslosigkeit, die sich nie große Ausgaben gestattete und auch die einmal hergebrachte, großartige Form des Baumeisterschen Lebens nur wie einem Zwang gehorchend aufrecht hielt.

Charlotte mußte schon irgendwelchen Anhalt gehabt haben, zu so viel Sorgen . . .

Aber, wenn es denn wahr würde: so große Häuser, wie das Baumeistersche eines gewesen, verdarben nie ganz; es würde für Charlotte schon genug übrigbleiben. Und wenn es dennoch wahr sein oder werden sollte, so war *dann* immer noch für ihn der rechte Augenblick, zu zeigen, daß er kein Undankbarer sei.

Hatte Martina nicht recht? Sein Leben, seine Gedanken, seine Kräfte gehörten in erster Linie ihr.

„Die Ehe ist eine große Aufgabe, deren Erfüllung der Staatsbürger nicht ernst genug nehmen kann. Auf ihr beruht das ganze moderne Leben. Hat man sie einmal geschlossen, muß man mit eiserner Festigkeit ihre Rechte anerkennen und aufrecht halten und mit rücksichtsloser Faust alles aus dem Wege schieben, was ihrer heilsamen Entwickelung hemmend in den Weg treten kann", sagte er sich.

„Der Ausgleich zweier verschiedener Charaktere, die noch dazu in ganz verschieden

geartetem Milieu sich gesetzt haben, ist überall eine schwere und langsame Arbeit. Alles ist anders gekommen und geworden, wie ich mir gedacht habe: Nini ist nicht beeinflußbar. Aber ihre Eigenart muß mir doch durch ihre Ganzheit imponieren. Ich muß nun und werde mit dieser Nini glücklich sein. Und sie liebt mich mit einer so rasenden Gewalt, daß ich nicht dankbar genug für diese starke Empfindung sein kann. Die vornehmste Aufgabe eines Menschen ist heute: seine Persönlichkeit auszubilden. Mit sentimentalen und weichlichen Rücksichten, mit falscher Pietät wird man keine Persönlichkeit."

So versuchte Guy seine Lage mit allgemeinen Wahrheiten zu deuten und zu heben. Er versuchte sich einzureden, daß Kraft sei, was Schwäche war!

Als er so seinen Entschluß gefaßt hatte, dachte er wieder freier, gleichsam mit einer objektiven Teilnahme an das Ereignis.

Er versuchte sich Charlotten vorzustellen und ob sie wohl sehr weinen würde.

Jetzt vielleicht, in diesen Tagen, hätte er und er allein die Geschichte ihres Herzens aus ihrem Wesen erraten können — —

Plötzlich sah er mit qualvoller Deutlichkeit beide Frauen vor sich.

Wie in einem Bilde standen sie vor seinem geistigen Auge.

Mit großen, traurigen Blicken sah Salvatrix ihn an . . .

O, welch einen unheimlich feinen Spürsinn hatte Martinas Eifersucht! Er gestand es sich, mit fernen scheuen Gedanken. Ihre rasende Leidenschaft, die ihn wie mit eisernen Krallen umschlossen hielt — hatte sie den Instinkt dafür, daß er diese großen, klagenden Augen hätte lieben können . . .? Und diese ganze sanfte, weibliche Erscheinung?

Und er sah Charlotte.

Sie hielt Salvatrix wie mit schützendem Arme umfangen, und ihr ernstes kluges Gesicht sah ihn an . . .

Nicht streng. Aber erstaunt — mit der Frage: Wie konntest du, dem ich mein Bestes gab, so handeln?

Und es schien, als zuckte eine leise, schmerzliche Verachtung um ihren Mund.

Da schlug die helle Flammenröte der Scham in Guys Gesicht.

Unwillig über sich selbst sprang er auf.

„Ich bin schon ganz nervös," dachte er. „Ich handle, wie ich muß! Nini ist in meinem bisherigen Kreise nicht glücklich; ich habe keine Sympathien für ihre angestammte Welt. Wir bilden zusammen eine neue eigne Welt und müssen in ihr unser Glück finden."

Hastig ging er in die Stadt zurück.

Als er bei Martina eintrat, sah er ihren gespannten Mienen an, daß sie schon wußte . . .

„Was wirst du thun?" fragte sie mit heimlichem Zittern.

„An Charlotte eine von uns beiden unterzeichnete Depesche senden. Dann werden wir den kostbarsten Kranz schicken, der sich ausdenken läßt. Außerdem werde ich folgen. Und damit gut."

„Sehr taktvoll. Ganz vorzüglich ausgedacht," lobte Martina erfreut. „Ich werde sogleich wegen des Kranzes ausgehen. Auch ist es wohl richtiger, wenn ich mich in diesen Tagen schwarz kleide. Die Welt braucht ja nicht gleich zu wissen . . ."

Das fand nun wieder Guy sehr taktvoll. Aber Martina lehnte jedes Lob ab.

„Als Dame weiß ich, was sich gehört."

Nun konnte Guy wieder an seine Arbeit gehen. Er war auch ganz ruhig. Aber es war eine seltsame, kalte, traurige Ruhe in ihm.

Am Nachmittag schon kam Mr. Notter mit seinem Freund, dem alten Teuscher. Beide waren freudig erregt. Mr. Notter hatte alle eingeleiteten Verhandlungen wegen Ankaufs einer Baustelle rückgängig gemacht und hoffte fest, daß er das Baumeistersche Grundstück nunmehr erwerben könne. Das mußte sich schon in ein paar Tagen herausstellen.

Und es stellte sich heraus. Bald las Guy in der Zeitung, daß für die Firma Baumeister ein Moratorium bewilligt sei. Das bedeutete einen Aufschub des Ruins oder vielleicht gar eine gänzliche Abwendung desselben.

Natürlich würden viele Monate hingehen, ehe die Lage definitiv geklärt war. Aber daß die Kuratoren und die Witwe in erster Linie zugreifen würden, wenn der so wertvolle Besitz an der Elbe sich rasch realisieren ließ, war sicher.

Mr. Notter ließ dem alten Pehrbrand fast das Haus ein, und schon vierzehn Tage nach Baumeisters Tod wurde die Villa

nebst Park und Gärtnerei an Mr. Notter für zweimalhundertfünfzigtausend Mark verkauft.

Als Guy das hörte, ward ihm schlecht zu Mut. Ihn ergriff beinahe eine physische Uebelkeit. Die ganze Freude an dem Bau war ihm verdorben.

Es schien überhaupt, als geschähe nur noch Unerquickliches.

Bei dem Begräbnis Baumeisters, das von der Kirchhofskapelle des Ohlsdorfer Kirchhofs aus erfolgte, hatte Guy sich gefühlt, als gehöre er nicht dahin. Ihm kam vor, als sähe ihn alle Welt scheel an. Dies war Einbildung, denn niemand außer Philipp wußte bis jetzt etwas von dem zwischen ihm und Charlotte erfolgten Bruch. Und nur Philipp war ihm ausgewichen.

Zu Hause, als er Martina davon erzählte, meinte diese sorgenvoll: wenn nur Philipp sich nicht mit der Holländerin, solange er sie Millionärin glaubte, zu weit eingelassen habe und nun am Ende mit einer armen anspruchsvollen Braut dasäße. Philipp müsse schon sehr intim mit den Damen sein, daß er noch dabliebe bei den Verhältnissen.

Wenige Tage nachher berichtete sie ihrem Mann, daß Philipp dagewesen sei, um Abschied zu nehmen. Ihre Entrüstung kannte keine Grenzen; daß Philipp sie mit herben Vorwürfen überschüttet und daß sie ihm heftig und höhnisch geantwortet, verschwieg sie. Aber das erfuhr Guy, daß Philipp die wahnsinnige Thorheit begehen und seine Malerei an den Nagel hängen wolle. Er habe es satt, daß man ihm mit Mitleidsankäufen seiner Bilder seine gesellschaftlichen Talente bezahle. Er wolle nicht mehr ein „netter Mensch", er wolle ein ganzer Mann sein und als solcher handeln. Er wolle versuchen, sich zunächst als Kunstberichterstatter durchzuschlagen, und dabei bemüht bleiben, eine Stellung als Assistent an einem Museum zu bekommen. Da bekäme man vielleicht zweitausend Mark Gehalt und müsse noch studieren, daß es nur so eine Art habe! Als ob Philipp nicht schon gescheit genug sei. Und was er schließlich dabei werden könne? habe sie ihn gefragt. Oh, vielerlei habe er gemeint. Galeriedirektor, Herausgeber einer Kunstzeitschrift, Leiter eines permanenten Ausstellungssalons, Konservator eines Museums ... es käme nur darauf an, sich erst einen Namen zu machen, sich als Kenner Autorität zu erwerben.

Als Guy das hörte, wallte sein herzliches Gefühl für Philipp lebhaft auf.

„Er ist ein tapferer Junge," sagte er, „schade, daß ich fort war. Ich hätte ihm sonst sogleich meine Hilfe angeboten."

„Unsinn," rief Martina, „wir können unser Geld selbst notwendig brauchen. Du verdienst es sauer genug."

Und wieder nach einigen Tagen klagte Martina, daß Anne-Marie auf der Straße ihren Gruß kaum erwidert habe. Auf Guys Stirn schwoll der Zorn. Jetzt reizte ihn alles, er war unglaublich empfindlich geworden. Er ließ sich die Begegnung genau beschreiben. Anne-Marie war mit einem förmlichen Troß dahergezogen gekommen, „An der Alster" entlang. Den hochrädrigen englischen Kinderwagen schob die Amme, von deren Mütze die langen schottischen Bänder den Passanten beinahe ins Gesicht wehten. Daneben ging rechts eine junge Dame, die Martina nicht gekannt hatte, links Anne-Marie selbst. Und sowohl die Dame, als Anne-Marie beugten sich im Gehen scherzend zu dem kleinen Bob herab.

„Nun," meinte Guy etwas beruhigt, „das konnte Zufall sein."

Martina blieb dabei: es war Absicht im Spiele. Guy sollte und müßte Robert darüber zur Rede stellen. Der Ergebenheit Roberts glaubte sie sicher zu sein. Er kam alle paar Tage vor und scherzte ein Viertelstündchen mit ihr.

Und er würde seiner hochnäsigen Frau schon die Leviten lesen. Als Robert dann am anderen Tag kam, brachte Martina ihre Klagen vor.

Robert ward ein wenig befangen, meinte, es müsse ein Zufall gewesen sein, und sagte, Anne-Marie werde höchlichst bedauern. Im stillen dachte er: „Anne-Mie ist eifersüchtig. Das ist nun einfach Unsinn. Warum soll ich nicht mit Guys Frau bon camarade sein. Und 'ne patente kleine Hexe ist sie nun mal doch."

Aber er kam den folgenden Tag schon wieder. Er kam nachmittags um fünf Uhr, wo er auch Guy zu treffen sicher war, und er hatte seinen Cylinder in der Hand und einen schwarzen Gehrock an, was an dem

gerade sehr heißen Tag besonders feierlich wirkte.

Er verbeugte sich vor Martina, als sei sie ihm eben erst vorgestellt, nahm auf einem Stuhl Platz, blickte in seinen Cylinder und war so verlegen, daß Guy lachend sagte:

„Das ist ja was Neues: du und schüchtern wie ein Backfisch, der zum erstenmal ohne Mama eine Visite schneidet."

„Ich bin nicht schüchtern," sagte Robert, „sondern verlegen — ja einfach verlegen, wie ich das, was ich sagen will, in Frau Ninis Gegenwart 'rausbringen soll."

„Also Nini: da ist die Thür!" rief Guy.

„O nein. Ich bin mit Herrn Robert gut Freund. Er kann schon was riskieren in meiner Gegewart. Oder sind's Geschäfte? Dann will ich lieber 'rausgehen. Davon hab' ich keinen Dunst. Die sind mir zu langweilig," sprach Martina.

Robert drehte seinen Cylinder hin und her und besah ihn, als wollte er ihn gerade erst kaufen.

„Es ist wegen Charlotte Baumeister," begann er, „ich habe Anne-Mie gefragt — ihr wißt — wegen des Grußes — wirklich, Anne-Mie hat 'ne kleine Pike auf Sie, Nini. Anne-Mie meint, dahin hätte es nie kommen dürfen, daß Guy mit Baumeisters auseinander käme. Und dann meinte Anne-Mie, das sei Ihre Schuld, und ich solle Ihnen mal ins Gewissen reden."

„So? Meinte Anne-Mie?" wiederholte Martina heftig. „Sie sind ein schöner Mann — lassen sich von Ihrer Frau schicken . . ."

Sie lachte spöttisch.

Robert ärgerte sich, und der Ärger gab ihm seine Sicherheit zurück.

„Ich hätte das schon längst von selbst gesagt. Aber ich hab's nicht gewußt. Kein Mensch hat mir das gesagt. Charlotte nicht. Und Anne-Mie nicht. Nein, die sind zu delikat. Aber auch Sie nicht. — Sie natürlich nicht, weil sie sich schuldig fühlten. Guy, wie konntest du das erlauben?" rief er. „Das ist ja rabenschwarzer Undank. Mensch — was hat sie alles an dir gethan! Ihr allereigenstes Geld hat sie für dich hingegeben . . . Als du Scharlach hattest, hat sie an deinem Bett gesessen . . ."

Bleich bis in die Lippen hinein stand Guy auf.

„Du mißbrauchst das Recht der Freundschaft. Das sind meine Angelegenheiten. Du selber hast dich mal vor mir angeklagt, daß du deine Frau nicht immer kräftig genug vor den Tyranneien deiner Mutter schützen konntest."

„Das ist ja ganz was anderes!" rief Robert entrüstet.

„Warum was anderes? In unserem Fall hab' ich von Anfang an hören müssen, daß meine Wahl Charlotten nicht recht war. Da ist es eben besser, man bleibt voneinander, und daß ich meine Frau nicht über die Achsel ansehen lassen werde, dafür bürgt ja wohl mein Charakter."

„Ach Unsinn — kein Mensch hat deiner Frau was gethan. So 'ne Empfindlichkeiten kommen immer bloß aus dem Bewußtsein heraus, daß man sich selber nicht auf der Höhe fühlt . . . das heißt . . . ich wollte sagen . . . das sind Erziehungs- und Gewohnheitssachen . . . zum Donnerwetter, nein . . . ich will ja nicht kränken, ich will ja bloß einfach sagen: es ist ja nicht Schuld deiner Frau, wenn sie nicht gewohnt ist, mit Damen von Erziehung zu verkehren."

Indem er seine erste übereilte Grobheit zurücknehmen und verbessern wollte, verstrickte er sich immer heilloser. Sein Gesicht war schon ganz rot.

Guy aber kam in rasende Wut. Ihm fehlte fast die Sprache. Martina rief:

„Auf der Höhe, auf welcher Ihre Frau steht, fühle ich mich noch zehnmal. Ich verbitte es mir, an einem so unbedeutenden Geschöpf, wie Ihre Anne-Marie ist, gemessen zu werden."

Da ward Robert grob. Nicht mehr aus Versehen und Hilflosigkeit. Sondern grob in heiliger Entrüstung, daß jemand, und noch dazu eine Nini, die ihm bloß zum Spaßen gut genug gewesen war, an seiner einzigen, herrlichen Anne-Marie was auszusetzen hatte.

Die beiden Männer stritten sich, wie sie es oft als Knaben gethan. Und es war auch eine knabenhafte Scene.

Und doch war ihr Untergrund und waren ihre Folgen bitter ernst.

Schließlich warf Martina sich auf ein Sofa und bekam Weinkrämpfe.

Aus unſerer Bildermappe:

Muſikaliſche Unterhaltung. Gemälde von Gérard Terburch im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

In Angſt und Schrecken verſetzt, wies Guy ſeinem Freunde die Thür.

Robert ging. Und der Zurückbleibende wußte, daß er nie, nie wiederkehren würde. Robert hatte den zähen Eigenſinn der Phlegmatiker. Es dauerte lange, bis er böſe ward. Aber dann ward er gleich oder nie wieder gut.

So hatte Guy auch ſeinen beſten Kameraden verloren.

Tante Wiſche blieb von ſelbſt weg, und wenn Guy etwas über die Baumeiſterſche Angelegenheit wiſſen wollte, ſo mußte er es durch Bekannte erfahren.

Die kräftige Geſinnung, wie ſie Robert bewieſen, war natürlich vereinzelt. Hinter Guys und Martinas Rücken ſkandalierte alle Welt, denn es ſprach ſich bald herum, daß ſie mit Baumeiſters und Pehrbrands auseinander waren. Man erinnerte ſich, Charlotte oft genug gewarnt zu haben, dem fremden Eindringling nicht zu viel Güte nachzuwerfen, eines Tages werde ſeine Herkunft und Abſtammung ſich doch noch verraten. Man war darin einig, daß gefährliche Anlagen ſeines Charakters durch die Heirat mit einer herzensrohen Frau aus geſellſchaftlich tief ſtehenden Kreiſen neu erwacht waren und Nahrung bekommen hatten.

Aber wenn die Gelegenheit es mit ſich brachte, wechſelte man freundlich Wort und Gruß mit dem Paar. Er war doch ein

Mann, der große Karriere machte — wozu so jemand ohne Not brüskieren?

Guy kannte die Welt und hatte oft in ähnlichen Fällen ihre Haltung verspottet. Aber da es sein eigner Fall war, wollte er blind bleiben und zählte fast ängstlich jede banale Freundlichkeit, die sie empfingen, als wertvolles Merkmal guter Gesinnung nach. Am besten zeigte sich Teuscher immer unterrichtet, der als Agent hie und da mit dem Hause Pehrbrand Geschäfte machte und Robert täglich an der Börse sprach.

Charlotte war im Begriff, vorerst wieder in das Stadthaus, das alte ihr gehörige Patrizierheim der Vollradts, zu ziehen.

Sie sowohl wie ihre Nichte benahmen sich unvergleichlich. Robert habe immer nasse Augen, wenn er davon spräche.

Alle Dienstboten waren entlassen, bis auf ein Mädchen, das schon jahrelang bei Baumeisters in Dienst stand. „Wahrscheinlich Minna," dachte Guy.

Die Damen wollten nur vier Zimmer im Vollradtschen Hause bewohnen. Charlotte hatte abgelehnt, aus dem Geschäft auch nur einen Pfennig zu beziehen. Die Damen lebten einstweilen von den Zinsen des kleinen Vermögens, welches für die noch unmündige Salvatrix te Gempt in Holland verwaltet wurde. Es war immerhin keine Armut, aber wenn Frauen, die bisher ein Jahreseinkommen von fünfzig- und hunderttausend Mark zur Verfügung gehabt, plötzlich zusammen von sechstausend leben sollten, so war das gewiß ein harter Wandel.

Teuscher meinte auch, daß es recht eigensinnig von Frau Baumeister sei, aus dem Geschäft keine Verpflegungsgelder anzunehmen. Denn wer wüßte, ob nicht gar noch ein Plus herauskäme? Aber sie sollte gesagt haben, in dem Fall sei ja immer noch Zeit, sich wieder des sorgloseren Lebens zu freuen.

Nach solchen Berichten vermied Guy es, sein Weib zu sehen. Er machte sich viel mehr jetzt fern von seiner Wohnung zu schaffen, als wirklich nötig war.

Einmal sagte er:

„Wenn es sich wirklich herausstellt, daß das Haus Baumeister bankerott ist, muß ich so schleunig als möglich daran denken, Charlotte alles Geld zurückzuerstatten, das sie für mich verausgabte. Wir werden dann in jeder Weise sparen."

„Gewiß," versprach Martina, „das versteht sich — wenigstens was das Kapital anbelangt, das sie dir zur Etablierung gab — obschon es ja wohl eigentlich ein Geschenk war? Schließlich wird sich ja die Baumeister aber noch freuen, daß sie ihr bißchen Privatvermögen an dich gewandt hat. So ist es doch einem Menschen zu gut gekommen. Sonst wär' ja nun alles in der Pleite doch mit verloren. Deshalb ist es auch wohl richtiger, du wartest, mit der Rückgabe, bis alles zu Ende ist. Geht's zum Bankerott — weißt du — dann wär's ja einfach Unsinn — dann käm' es ja doch noch mit in die Masse. Also warten wir's ab — das ist immer das Beste."

Er sah sie lange an. Wie klug . . .

Sie bemerkte, daß er plötzlich zusammenfuhr, wie jemand, dem eine Kälte durch die Adern läuft.

„Was hast du?"

„Du sollst nicht immer die Baumeister sagen," sprach er, um nur etwas zu antworten.

„Herrjes! Also — ihre Hochwohlgeboren und so weiter."

Der Tag kam, wo Guy hinaus mußte, um den Abbruch der Villa beginnen zu lassen. Er hatte eine Todesangst davor gehabt.

Er nahm sich einen Wagen; er wollte allein sein, nicht auf Bekannte treffen in der Bahn.

Bei seiner Ankunft fand er schon vorn, gleich hinter dem Gitter, das das Grundstück von der Chaussee schied, einen schrecklichen Anblick. Die hohen Taxusbäume waren herausgerissen. Ein Haufen von Stangen und Brettern zum Gerüstbau lag quer vor dem Haus.

Aus schwarzen leeren Fensterhöhlen sah es auf ihn herab, wie ein blinder Mensch, der sich die Augen ausgeweint.

Kaum erwiderte Guy den Gruß der Leute, die vor dem Hause hantierten.

Er ging hinein.

Sein Tritt hallte von den Fliesen des Flures zurück. Ehedem schritt man hier lautlos auf Matten.

Alle Thüren fehlten, durch die offenen Löcher sah man in die kahlen Stuben.

Das Speisezimmer kam ihm vor wie ein ungeheurer Saal. In seiner Erinne-

rung hatten alle Räume so klein, so traulich gestanden.

Mit klopfendem Herzen ging er in das Zimmer, wo Charlottens Schreibtisch gestanden.

Hell, erbarmungslos hell fiel das Tageslicht herein. Auch an der Rückseite des Hauses hatte man schon alle Fenster herausgehoben.

Aber unbeschädigt klebte die Tapete an der Wand. Was für eine altmodische, häßliche Tapete das gewesen war! Man sah es nun erst. Auf ihrem von der Zeit nachgedunkelten Gelbbraun zeichneten sich scharf die Stellen ab, wo Bilder gehangen hatten.

Guy rechnete sie alle nach. Da, das hohe Viereck — das war das Porträt der Urgroßmutter; jenes lange schmale, ein altes Pastell, das den Jungfernstieg vor dem Brande darstellte; das große Viereck über dem Schreibtisch war von Konrad Peter Baumeisters Bild eingenommen gewesen.

Und da — jenes kleine darunter — von seinem eignen!

Es that ihm weh, dahin zu sehen — sehr weh.

Er ging hinaus, durch den Garten bis zum Terrassengitter. Dort stand er und schaute.

Ein vollkommen windstiller Tag, mit grauem, lichtem Himmel, gab der Gegend eine sanfte Trauer.

Das weite Bild des Flußbettes und der verdämmernden Ferne drüben schien die grandiose Kraft seiner Linien verloren zu haben. Ganz sachte floß der Strom, ganz still waren die Farben. Alle Größe schien in wehmütige Erinnerung abgeschwächt.

Lautlos kroch ein Schleppdampfer stromauf und zog wie einen Drachenschweif eine Reihe aneinander durch Taue verbundener Frachtkähne hinter sich her. Kein Segel belebte die Wasserfläche.

So friedlich hatte Guy diese Landschaft selten gesehen.

Diese stille Wehmut war ihm unerträglich.

Er wandte sich und sah zu dem Hause empor. Welch ein bescheidener Bau war es doch eigentlich gewesen! In seiner heiteren Altmodigkeit lachte er da zwischen den grünen Büschen heraus — ein Bild der sicheren Vornehmheit, die nicht zu prahlen braucht.

Und an seiner Statt sollte sich hier bald der Prunkbau eines Emporkömmlings erheben!

Plötzlich kam es Guy vor, als sei dies alles symbolisch.

Ihn fröstelte. Überreizt wie er war, sah er sich von tausend geheimnisvollen, unerbittlich waltenden Kräften umgeben. Das brutale Zufallspiel, das den einen emporhebt und den anderen niederwirft, wandelte sich für ihn in eine absichtsvolle Fügung. Aber er sah in dem neuen Glanz der einen, in dem Unglück der anderen kein Strafgericht, sondern umgekehrt, ein phantastisches Ereignis, etwa wie den Siegestanz roher Eroberer, die sich heut in Purpursammet auf goldenen Stühlen wälzen, von denen sie morgen wieder herabgestoßen werden, um tiefer zu fallen, als sie vordem gestanden. —

Gewaltsam zwang er sich, an die Vorteile zu denken, die der Bau ihm brachte. Dieser Palast würde den Namen seines Erbauers berühmt machen. Kein Schiff kam vom Ausland herein, keines trug Passagiere hinaus in die Ferne, ohne daß alle Welt an Bord sagte: Wem gehört das herrliche Schloß? Wer baute es? In allen Reisehandbüchern würde es stehen, mit seinem Namen, jeder Reisende wurde aufgefordert, den schönen Blick nicht zu versäumen.

Guy konnte stolz sein auf diese That. Er war es auch — er wußte, ihm neideten alle seine Berufsgenossen diese Aufgabe.

Und doch . . . daß er sie gerade hier an dieser Stelle erfüllen sollte . . .

Wie hatte Charlotte diesen Garten geliebt! Er war ihr Steckenpferd gewesen. Er trug überall die Spuren ihrer schaffenden Hand.

Guy versuchte sich vorzustellen, wie sie gelitten hatte beim Abschied.

Ob sie wohl wußte, daß er, gerade er es war, der ihre geliebte Heimat demolierte?

Ob die beiden Frauen, die so stolz zu dulden verstanden, ihn deswegen wohl verachteten?

Aber er hatte doch den Auftrag nicht zurückweisen können . . . das wäre ja Wahnsinn gewesen.

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Julius Jürß
zu einem Freskogemälde in Doberan i. M.
„Gründung der Kirche zu Doberan."

Er mußte für die Zukunft, für die Seinen sorgen.

Er bemühte sich vorwärts zu denken! Ja, wenn Martina erst Mutter sein würde, milderte sich ohne Zweifel ihr Wesen. Die Natur lehrte sie dann mit der eindringlichsten Lehre, die ihr zu Gebot steht, nicht mehr an sich und nur an sich zu denken.

Eine heilige Hoffnung schwellte sein Herz ... da fuhr er zusammen.

Ein harter, krachender Ton schütterte durch die Luft. Der erste Hammerschlag der Zerstörung.

Guy erschrak so, daß er mit tastender Hand nach dem Gitter hinter sich griff. Und er schloß die Augen ...

— — — — — — — —

In seinem Heim ward es um diese Zeit sehr munter. Seine Schwiegermutter kam aus Helgoland zurück. Guy hatte damals, im ersten Zorn gesagt, daß er sich ihre Besuche in seinem Hause verbitte.

Aber davon war nun nicht mehr die Rede, und wenn Guy sich manchmal vor sich selbst schämen wollte, sagte er sich entschuldigend: Nini liebt ihre Mama über alles, es wäre unrecht, sie trennen zu wollen.

Frau Kalkowski hatte Zeit, ein paar Wochen dazubleiben. Sie trat in ein neues Engagement in ein neugegründetes Theater in Berlin und war bis zum 1. September frei. Ihre Anwesenheit bekam noch dadurch eine festliche Wichtigkeit, daß Gräfenhagen, Guys Schulgefährte und Berufskollege, sich mit Mizzi Hahn verlobte. Mizzi Hahn war Soubrette am Carl Schulz-Theater; ihre Mutter hatte jahrelang mit Kalkowskis zusammen gewirkt, so war es denn natürlich, daß Frau Asminda das Töchterchen ihrer Kollegin und Freundin aufsuchte und bei Martina einführte. Hier verliebte Gräfenhagen sich sofort in das chike Persönchen mit der reichlockigen Modefrisur, den großen himmelblauen Unschuldsaugen und dem naiven Lachen, bei dem alle Zähne zu zeigen ihr nie versagender Trik war. Mizzi Hahn galt als ein anständiges Mädchen und war auch am Ende noch zu jung, um schon viel erlebt zu haben.

Martina, für diese Verlobung begeistert, veranstaltete lauter kleine, lustige Vergnügungen. Auch Mr. Notter schloß sich an, ebenso Vater und Sohn Teuscher.

Zum Sparen kam man nicht recht. Martina stellte Guy vor, daß er ein Coupee mit einem Pferd viel billiger habe, als die vielen Mietwagen und Eisenbahnfahrten. Die Gründe waren plausibel. Das Coupee und das Pferd wurden angeschafft. Unversehens kamen noch ein kleiner offener Wagen und ein zweites Pferd dazu, und das Ehepaar sah sich im Besitz von Equipage.

Warum sollten sie auch nicht? Guy hatte ein fabelhaftes Glück. Die Spekulationsvilla fand im September, als sie eben im Rohbau fertig stand, schon einen Käufer, der ihre Vollendung beeilt wünschte. Den ganzen Winter sollte gearbeitet werden, beim Glühfeuer von eisernen Kohlenkörben.

Guy hatte so viel zu thun, daß er sich immer weniger um das Leben in seinem Heim kümmerte.

Und eines Tages bemerkte Martina, daß er verändert sei, selten von seiner

heftigen Leidenschaft mehr für sie erfaßt ward und bei der Geselligkeit eine gar zu laute Lustigkeit zeigte.

Sie besprach alle Freuden und Leiden ihres Ehestandes in der intimsten Weise mit Mizzi Hahn, ihrer neuen Freundin. Seelenkeuschheit war etwas, was für Martina nicht bestand, weil sie es nicht kannte. So erfuhr Mizzi denn auch, daß Guy offenbar kühler gegen seine Frau werde.

Die Freundin schob es auf die vielen Geschäfte. Aber Martina meinte, man müsse in solchem Fall die Männer eifersüchtig machen. Sie fing an mit Teuscher zu kokettieren, weit über das Maß der Koketterie hinaus, die Guy an ihr kannte. Und sie hatte auch Erfolg — einen doppelten sogar. Denn Teuscher ging freudig auf das Spiel ein, das er gar nicht für Spiel, sondern für einen Triumph seiner eleganten Persönlichkeit hielt. Und Guy wurde wirklich eifersüchtig.

Er war einer von den hunderttausend Männern, denen eine Frau sofort wertvoller erscheint, wenn er andere Männer von ihr entzückt sieht und sie im Verdacht hat, nach ihrem Besitz zu trachten.

Für einige Wochen wallte die Liebesglut in neuer Sturmflut auf. In dieser Zeit sah Guy wieder all die kleinen erfrischenden und anmutigen Züge in Martinas Wesen, womit sie es verstand, sorglose Heiterkeit um sich zu verbreiten. Da sie nun in allem ihren Willen hatte, war sie immer lustig, immer zärtlich, immer voll Bewunderung für ihren Mann.

Der Herbst zog ein, ein so recht abscheulicher, nasser Herbst der Küste, der sich vom Winter kaum unterscheidet. Und der Winter fing schon in den ersten Novembertagen an, mit Regenstürmen, Schneetreiben und endlos vielem Nebel und Schmutz. Man sehnte sich förmlich einmal nach ein paar hellen Frosttagen und nach einer Schneedecke, die nicht gleich im Sumpf der Straßen braun zerging.

Für Guys Bauten war es ein gutes Wetter, er konnte fast ununterbrochen arbeiten lassen.

Im November gab Martina ein großes Diner. Teils zu Ehren der bevorstehenden Vermählung Gräfenhagens, teils zur Bewillkommnung von Mr. Notters Frau und beiden Töchtern.

Es waren zwei Lohndiener dazu angenommen worden; Martina hatte Pemöller, der schon öfters bei ihr ausgeholfen, angewiesen, einen zweiten mitzubringen. Galt es doch immerhin sechsundzwanzig Personen zu bedienen.

Guy kümmerte sich, wenn sie Gesellschaft gaben, vorher um nichts. Fast wie ein Gast setzte er sich an den eignen Tisch, unbekannt mit den Dingen, die da kommen sollten.

Am Tage des Diners trat er, selbst schon angezogen, in den Salon, wo gerade ein Lohndiener alle Lampen anzündete. Er prallte fast zurück, als der Mann ihm das Gesicht zuwandte.

„Kehr!“

„Ja, Herr Fabarius. Ich bin jetzt Lohndiener und habe Lena geheiratet. Wir haben einen Grünwarenkeller. Sie wissen doch, die Köchin . . .“ sagte Kehr.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte Guy mit heftiger Stimme.

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Julius Jürß
zu einem Freskogemälde in Doberan i. M.
„Gründung der Kirche zu Doberan.“

„Mein Kollege Pemöller hat mich mit gebracht," sprach Kehr leise. „Ich wußte nicht, daß es Herrn Fabarius unangenehm ..."

Guy faßte sich. Mit erzwungener Jovialität klopfte er Kehr auf die Schulter.

„I — wie sollte es mir unangenehm sein? Im Gegenteil, mein guter Kehr, ich freue mich, daß Sie mir mal wieder die Suppe servieren."

Und er dachte gequält:

„Dieser Diener, den ich mit zehn Mark für seine Arbeit bezahle, kritisiert mich und meine Handlungsweise abfällig in seinem Innern."

Er zog an seiner Weste, als säße sie ihm nicht recht, steckte das seidene Taschentuch anders hinein und fragte endlich stockend:

„Sehen Sie manchmal ... ich wollte sagen ... ja, was wollt' ich noch fragen ... besuchen Sie manchmal die gnädige Frau?"

Kehrs bartloses Gesicht verklärte sich. „Natürlich," erzählte er eifrig, während er eine Lampe anzündete, die auf hoher Säule neben dem Kamin stand, „Lena geht alle Wochen mal vor. Ich nicht so oft. Wissen Sie, Herr Fabarius, so'n Haus, wie das Baumeisterſche. Und nu so! Das hat unsre Madam nicht verdient. Es hat sie auch mitgenommen! Man sieht es wohl, obschon sie nichts davon wahr haben will. Grau ist sie geworden — sehr grau. Aber sie sagen ja alle, sie sei noch stolzer geworden, als vordem. Unsereiner hört so viel, wenn er bei Tisch aufwartet. Es heißt ja, sie nimmt nichts — nicht mal was ihr zukommt. Aber von meiner Lena nimmt sie! Darauf bilden wir uns auch was ein. Lena bringt ihr allemal 'n paar Äpfel mit, oder 'n bißchen frisches Gemüse. Und sie bedankt sich bei Lena, daß es Lena allemal zum Weinen ist. Unsre Minna ist ja bei der gnädigen Frau geblieben. Es ist ja nicht mehr viel Arbeit bei den zwei Damen. Fräulein Salvatrix sowohl wie die gnädige Frau machen ja vieles selbst."

Dienertreue! Gute feste Dienertreue! Es schnitt Guy ins Herz. Von ihr mußte er sich beschämen lassen.

Dieser Kehr war ihm plötzlich nicht mehr der Dienstbote, den er bezahlte — er war ein Mensch, der ihm sehr nahe stand, mit dem er sich durch viele Erinnerungen verbunden fühlte.

„Kehr," sagte er mit heiserer Stimme, „Sie wissen wohl, — ich bin auseinander mit der gnädigen Frau — aber ich hoffe — eine Gelegenheit — ich warte bloß ..."

Er verstummte. Martina trat ein.

„Na, was siehst du mich denn so feindselig an? Gefällt dir mein grünes Kleid nicht?" fragte sie. „Sag' mir geschwind, daß ich gut aussehe. Ich lebe so wie so jetzt in einer ewigen Angst, daß ich täglich häßlicher werde."

Er sagte ihr eine Schmeichelei. Aber das ganze Fest war ihm eine Qual.

Der Mann, der da um seinen Tisch ging und Schüsseln anbot, war ihm wie ein Gespenst der Vergangenheit.

Er ordnete sich ihm und seinem Urteil gleichsam dadurch unter, daß er sich innerlich fortwährend sagte:

„Was denkt Kehr von dieser Gesellschaft — ntemand von all diesen war je bei Baumeisters eingeladen? Wie findet Kehr den überlauten Ton? Wird Kehr davon erzählen, wie wir leben? Diener haben oft eine scharfe gesellschaftliche Taxe; findet Kehr meinen Kreis nicht zweiter oder gar dritter Garnitur?" —

Bald nach diesem qualvollen Diner war Gräfenhagens Hochzeit. Sie wurde sehr elegant im „Hamburger Hof" gegeben. Martina hatte sich in eine prachtvolle Toilette so eng als möglich eingeschnürt und tanzte flott. Alle Bitten Guys, sich zu schonen, beantwortete sie mit einem Lachen und der Behauptung, sie fühle sich riesig wohl dabei. —

Die Wochen reihten sich an Wochen. Guy litt unter dem Mangel jeder Nachricht über Charlottens Lage. Aber am Ende war es ja sehr natürlich, daß die Abwickelung so großer, wettverzweigter Geschäfte sehr langsam ging.

Am Tage vor Weihnacht ging er heimlich in einen Blumenladen und bestellte einen großen Korb voll eingepflanzter Maiglöckchen, einen zweiten mit bunten Frühlingsblumen. Er bestimmte, daß der eine an Charlotte, der andere an Salvatrix, aber anonym gesandt werden sollten.

Die Blumenhändlerin lächelte wichtig und meinte, alle Bekannten der armen beiden Damen hätten sich wohl verabredet,

sie heute und morgen mit Blumen zu überschütten, es lägen schon fünf andere Bestellungen vor.

Also nicht einmal diese Blumen würden und konnten ihr auffallen und sie auf den Gedanken bringen, daß er sie zagend und bescheiden geschickt! Viele ihrer treuen Freunde hatten den gleichen Einfall gehabt.

Die ganze stille Freude an dem Gedanken war ihm verdorben. —

Zu Weihnacht schrieb Philipp den Geschwistern zum erstenmal. Er berichtete nur Gutes.

Es war ihm dank seiner ausgedehnten Bekanntschaft in der Berliner Gesellschaft, sofort gelungen, sich in der Presse Eingang zu verschaffen. Einer der größten Verleger hatte ihm gönnerhaft erlaubt, einen Kunstbericht zu schreiben über eine Ausstellung, die eben bei Gurlitt eröffnet worden war und viel Gezänk hervorrief. Die gönnerhafte Miene hatte sich in eine freudige verwandelt, die gewährte gnädige Gefälligkeit in eine Bitte, weiterzuschaffen, sobald der Verleger den Erfolg dieses ersten Artikels bemerkte. Philipp wurde als Kunstberichterstatter bei einem der ersten Blätter angestellt.

Davon konnte man nicht glänzend leben, denn drei bis vier Artikel allerhöchstens im Monat, das machte hundertzwanzig Mark. Aber einstweilen hatte Philipp noch sein Metier als Lehrer Porzellan bemalender Backfische beibehalten.

Und die Hauptsache war: seine Artikel, die seit Anfang September ziemlich regelmäßig erschienen und die Ausstellungen der Kunsthandlungen oder Besuche in Malerateliers besprachen, hatten einen derartigen Erfolg, daß Philipp selbst nicht begriff, weshalb er früher nie seine Feder versucht. Er war zu feig gewesen, zu zeigen, daß er bislang irre ging. Zwei edle Frauen hatten ihn gelehrt, was moralischer Mut sei.

Schon hatte eine namhafte Wiener Kunstzeitschrift ihm angetragen, eine Artikelserie über die Spanier des XVII. Jahrhunderts zu schreiben, mit besonderem Hinblick auf die Schule von Valencia und Francisco Ribalta.

Ein hervorragender Bilderſammler begehrte seine Kennerschaft und seinen Rat und wollte ihn mit nach Spanien nehmen zu Einkäufen. So unterstützte der zweite Antrag glücklich die Ausführung des ersten. Das alles brachte nicht sehr viel Geld ein, aber es öffnete den Weg zu einer Stellung.

Philipp hatte einige Abdrücke seiner bisher erschienenen Artikel mitgeschickt.

Und mit freudigem Erstaunen sah Guy, daß der junge Mann, der im Leben durchaus den Eindruck eines „moderierten Menschen“ machte, wie Guy oft bei sich ihn genannt, einen kräftigen Stil, mit starker persönlicher Note schrieb und dabei ohne jede Koketterie, durch zahllose natürliche Ideenverbindungen, wie sie dem Wissenden ungesucht kommen, eine enorme Kenntnis der Geschichte italienischer und spanischer Materei verriet.

„Wirklich,“ sagte Guy, „er hatte recht, mehr sein zu wollen als ein netter Mensch. Philipp ist ein ganzer Mann.“

„Was hat er davon!“ meinte Martina. „Früher machte er doch jährlich seine sechstausend Mark und war alle Abend in den nobelsten Kreisen. Jetzt verdient er höchstens drei und muß ewig zu Haus hocken und studieren. Mama ist sehr unglücklich, kann ich dir nur sagen.“

Der Januar ging zu Ende. Und dann, an einem Tag Mitte Februar geschah etwas, das man erst ein paar Wochen später erwartet hatte: Martina und Guy bekamen eine kleine Tochter.

Von Freude konnte keine Rede sein. Zwar befand Martina sich ausgezeichnet, aber das kleine Kind war erschreckend mißgestaltet und noch nicht ganz entwickelt.

Alles, was von zarten, heiligen Hoffnungen in Guys Herzen gelebt, verdorrte mit einem Schlag: das kleine Mädchen starb nach zehn bangen Tagen.

Martina weinte heftige Thränen und war außer sich vor Gram.

Guy hörte den Trost des Arztes an: solche kleinen Wesen blieben, auch wenn es einmal gelänge, sie durchzupäppeln, immer in der Entwickelung zurück, geistig wie körperlich, und die Spuren der ersten Mißgestaltung verwüchsen sich selten ganz. Dem Kinde wäre auch wohler, es entginge einem kümmerlichen Leben. Den Eltern wäre auch wohler, denn sie entgingen einer steten peinlichen Sorge und einer steten peinlichen Demütigung ihrer Elternetitkeit.

Guy hörte alles an, ſtumm und ſtill. Und ſo ſtill blieb es auch in ihm.

Ihm war, als ſeien große, leidenſchaftlich bewegte Ereigniſſe nun zu Ende.

Faſt war ihm, wie einem Künſtler, der ein Werk mit heißen Mühen beendet hat und dem in ſolchem Augenblick das Leben und alles Schaffen für immer abgeſchloſſen ſcheint. Er verſtummte gleichſam, wie jemand, der ſich lange und heiß mit großen Worten herumgeſtritten und der nun nichts, garnichts mehr zu ſagen hat.

Alle Senſation hatte aufgehört!

Und dieſe war ſein Element geweſen, ſeit er denken konnte. Das Bedürfnis nach ihr hatte ſich immer in ihm geäußert: in ſeinem Knabentrotz, in ſeinem Berufsleben, wenn er fieberheiß arbeitete, um einem Mitſtrebenden zuvorzukommen, in all ſeinen kleinen Liebesgeſchichten, endlich in dem Streit um ſeine Wahl, in den Qualen ſeines Bräutigamſtandes, in den Kämpfen ſeiner Ehe.

Und nun war alles aus. Nun war eine große, ſtumpfhinbrütende Lebensſtille da.

Nur eines war in ſeinem Leben nicht verknüpft geweſen mit der Fieberhitze einer Senſation: das war ſein Verhältnis zu Charlotte.

Sie war ihm alles geweſen, was ein Menſch dem anderen ſein kann. Erſt eine Mutter! Noch hörte er ſich ſie im Scherz „Muti!“ nennen. Dann hatte er eine Zeitlang das Weib in ihr geſehen, um deſſentwillen ſeine Pulſe ſchneller klopften. Dann war ſie ſein Freund geweſen — ſo ein Freund, wie ein Mann ſonſt nur dem anderen Manne iſt: ehrlich bis zur Härte, treu bis zur Aufopferung, verſtändnisvoll bis zur Gleichgeſtimmtheit der Seelen.

Jetzt begriff er es: es war ein vollkommenes Gefühl geweſen, das er ihr geweiht und mit dem ſie ihn beglückt.

Aber vor lauter Grübeln und Kämpfen hatte er die Unmittelbarkeit der Entſchlüſſe verloren.

Er verzehrte ſich vor Verlangen, ſein Leben wieder verknüpfen zu dürfen mit all dem, was ihm in der Vergangenheit Halt und Inhalt gegeben. Er erinnerte ſich genau, daß früher, wenn irgend eine Senſation in ſeinem Leben verpufft war, ſein Weg immer geweſen: zu Charlotten! Und da fand er friſche Anregung und ein beſſeres Perſönlichkeitsgefühl und ſchämte ſich dann manchmal ſehr geſund über all das verflackerte Strohfeuer.

Er wagte nicht, einfach zu Charlotten zu gehen. Daß er liebevoll und verzeihend wieder aufgenommen werden würde, bezweifelte er nicht. Er glaubte Charlottens Milde und ihre Nachſicht für ihn zu kennen.

Aber er ſah neben Charlottens Bild noch immer etwas anderes: zwei große, ſeelenvolle Augen, vor denen er ſich nicht zeigen konnte, ohne dennoch zu erröten.

So gingen ihm die Tage in Unentſchloſſenheit hin. —

Martina, deren Gram ſich legte, ſobald

Aus unſerer Bildermappe:

Im Obſtgarten.
Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)
(Copyright, 1897, by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

sie wieder gesund war und ausgehen konnte, so daß es beinahe schien, als sei er bloß eine würdige Beschäftigung gewesen, sah mit Schreck, daß Guy neben ihr herging, als sei sie nicht da.

Sie versuchte es abermals mit der Eifersucht. Guy bemerkte diesmal gar nicht, daß sie mit Teuscher kokettierte.

Mit rasendem Trotz erwachte ihre Eigenliebe. Sie wollte sich ihren Gatten zurückerobern, um jeden Preis.

In dem Maß, als er sich von ihr entfernte, erwachte ihre Verliebtheit stärker.

Es gab Scenen und Thränen jeden Tag. Nun geschah es aber oft, daß Guy sich innerlichst verletzt fühlte von ihrer anstürmenden Zärtlichkeit.

Dann wehrte er sie ab — sanft und traurig. Er wurde nicht einmal mehr heftig. —

Es war an einem der letzten Tage im März. Guy kam in seinem Coupee von dem Notterschen Bau zurück. Da war ihm, als sei er an Teuscher vorbeigefahren. Er riß am Zugriemen. Das Fenster rasselte nur so hernieder. Den Kopf hinausstreckend, sah er dann, daß es richtig Teuscher war. Der ging an einem Gartengitter entlang, auf dem Bürgersteige der Chaussee. Der Wind zerrte seinen Mantel um seine Kniee und ließ den Stoff nach links flattern. Mit beiden Händen hielt er seinen Regenschirmstab fast wagerecht vor sich hin und drückte seinene rechte Schulter in das Hohl des aufgespannten Schirmes, deckte auch den Kopf, damit dieser Schutz erhielt gegen den auf starkem Wind von rechts anpeitschenden Regen.

Guy schrie seinem Kutscher zu, er solle halten. „Willst du mitfahren?“ fragte er dann den Nachkommenden.

„Gern.“

Teuscher stieg ein. Sie wechselten ein paar Reden darüber, was Teuscher hier draußen zu thun gehabt. Dann verstummten beide.

Die Fenster des Coupees beschlugen, das Glas schien wie mit einem grauen Nebelschleier bespannt. Gleich dunklen Silhouetten zogen zuweilen Fuhrwerke vorbei, nach und nach wurde der Verkehr lebhafter und lauter. Sacht und flink rollte der engabgeschlossene Wagen dahin.

„Und wie steht es mit der Affaire Baumeister?“ fragte Guy plötzlich.

„Sie ist soweit beendet,“ sagte Teuscher. „Gestern erzählte es mir Robert.“

Guy erbebte davor zu fragen: wie?!

„Höre mal,“ sprach Teuscher weiter, indem er sein Cigarettenetui aus der inneren Brusttasche nahm und es besichtigend öffnete, „ich hab' durchaus das Gefühl, daß Robert mir alles so haarklein erzählt hat, damit ich es dir wieder sagen soll. Warum vertragt ihr euch nicht wieder?“

„Das ist unmöglich, du kennst Robert nicht,“ sagte Guy mit unklarer Stimme. „Ich bin heftig — das liegt mal so in meinem Naturell. Wenn ich zornig bin, so sag' ich manchmal allerlei unbedachte Sachen, die ich gar nicht so meine. Nachher thut's mir leid, und weil ich es zurücknehmen kann, kann man's mir auch verzeihen. Vielleicht sind solche Menschen wie ich auch beeinflußbar — ich hab' es in der letzten Zeit manchmal gedacht.“

Er seufzte schwer und fuhr fort:

„Robert ist aber ganz anders. Den beeinflußt nichts. Der wird selten heftig. Er ist so ein phlegmatischer, in sich selbst beruhender, sicherer Mensch, ohne viel Temperament. Und dabei hat er so eine sonderbare Kraft in sich. Weißt du wohl noch auf der Schule die Geschichte mit dem kleinen Paolo Soreña? Erst war er förmlich in ihn verliebt und verzog ihn auf alle Weise. Nachher sah man, daß es ein Junge mit hundert schlimmen Eigenschaften war. Robert schien nichts zu merken und tadelte nichts. Bis auf einmal um irgend eines Vorfalls willen ein furchtbarer Zorn in ihm aufstieg. Er schlug den Paolo braun und blau, und alle seine Liebe war auf einmal aus. Paolo besserte sich, warb förmlich um Robert. Es war ganz umsonst. Robert sah ihn nie wieder an. — Und vorgestern ging Robert an mir vorbei — ohne Gruß ....“

„Hör mal, das ist kindisch. Ich will doch mal mit ihm reden,“ sagte Teuscher.

„Nein, thu's nicht. Es geht auch nicht wieder. Ich sagte dir schon: meine heftigen Worte sind vielleicht zu vergessen. Seine nicht! Denn die kommen aus tiefen Überzeugungen, gründlichen Beobachtungen herauf, wie Wahrheiten, die er sich lange

nicht gestehen wollte . . . Sie sind nicht verwischbar. Nie!"

„Schade!"

„Und die Firma Baumeister?" fragte Guy.

„Ja so. Alles ist so weit abgewickelt, daß sich übersehen läßt, daß niemand um einen Pfennig geschädigt wird. Aber freilich, es bleibt auch nichts nach, gar nichts. Lebte Baumeister, so müßte er von vorn anfangen, als kleiner Agent oder als Buchhalter. Gottlob, daß er dem entging."

Teuscher hielt Guy eine Cigarette hin, mit einer Gebärde, die um Erlaubnis zum Rauchen bitten sollte. Guy nickte zerstreut.

„Gar nichts bleibt nach?" fragte er. „Gar nichts? Und das Haus? Und die Frau?"

„Das Haus ist verkauft worden. Der junge Bruder von Mangels, weißt du, der Bahia-Mangels, kommt zurück. Für den ist es gekauft. Die Damen verlassen es in diesen Tagen."

Guy hatte keinen Ton von Farbe mehr im Gesicht.

„In diesen Tagen? Und wohin gehen sie? Charlotte ist mittellos?"

„Vollkommen," bestätigte Teuscher. „Sie gehen nach Tirol und werden das Baumeistersche Schlößchen bewohnen."

„Aber das ist ja Unsinn — wenn ihr das Schlößchen blieb, ist sie doch nicht mittellos."

„Das ist nun eine sonderbare Geschichte, mein Junge. Wenn du einen goldenen Pokal hast, den du nie verkaufen kannst, und keinen Groschen Geld, Wein hineinzuthun, bleibst du doch durstig und hast noch obendrein die Sorgen, wie du den Pokal hütest. Der alte Baumeister, der Vater des letzten, hatte es ja für seine kränkliche Frau bauen lassen und hing sehr daran. Er schenkte es seiner Schwiegertochter mit samt der Einrichtung zur Hochzeit. Es war aber eine Testamentsbestimmung: wenn sie es je verkaufen sollte oder wollte, fiel das Kaufgeld an eine Stiftung. Er ahnte ja nicht, daß sein Sohn sterben würde, kinderlos und ruiniert. Er wollte auf diese Weise bloß erzwingen, daß die Seinen das Schlößchen bewohnen, pflegen und lieben sollten. Nun hat Frau Baumeister ein kostbares Dach und darunter nichts zu beißen und noch die Not, wie sie das Dach heil hält. Mir ist auch, als sagte Robert, sie wollten irgend was anfangen da unten. Aber mich interessiert die Geschichte wirklich nicht so. Ich hab's vergessen."

Guy blieb stumm.

Er hörte auf das Rollen der Räder, den klappernden Hufschlag des trabenden Pferdes.

Am Fenster löste sich der Nebelbeschlag in perlende Rinnsale auf.

Mühsam wand sich das Coupee durch den rauschenden Verkehr.

Teuscher sah hinaus und wischte am Fenster herum, er wollte am Gänsemarkt aussteigen. Gerade fuhren sie über den Platz.

„Na adieu, mein Junge. Auf Wiedersehen spätestens morgen bei Gräfenhagens. Ich glaube, da ist ein großer Klimbim, fünfzig Personen . . . na, sie müssen's ja wissen, ob sie's können. Also adieu. Und meine Grüße zu Füßen unserer reizenden Frau Nini."

Im Aussteigen spannte er schon seinen Schirm vor sich hin aus. Dann flog krachend der Schlag zu.

Guy fuhr weiter, er saß regungslos. Er dachte eigentlich gar nichts. Er hatte das Gefühl, daß er hingehen müsse und werde. Sogleich! Und kein Widerstand sollte ihn abhalten, keiner.

Der Wagen hielt.

Guy sah, daß er in der Ferdinandstraße vor seiner Wohnung war. Er blieb auf dem vom Regen überströmten Trottoir stehen.

Der Kutscher fragte, ob er nachmittags kommen solle, ob die gnädige Frau ins Theater fahre. „Es wird telephoniert," sagte Guy.

Er konnte sprechen. Ganz laut und klar. Er sann seinen drei banalen Worten nach, wie einem erstaunlichen Ausruf.

Er ging nicht ins Haus. Wohl ein oder zwei Minuten stand er da, wie jemand, der den Weg verloren hat. Dann fühlte er, wie nasse Tropfen gegen sein Gesicht schlugen. Er spannte den Schirm auf. Dann schritt er vorwärts. Sein schreitender Fuß hob immer Wasserfähne mit auf — wie in einem flachen Bach ging er dahin.

In den Anlagen standen die braunschwarzen Ruten der Büsche traurig da;

wohl waren sie von kleinen grünen Pünktchen überstreut, aber die knospenden Blattkeime sahen aus, als gehörten sie noch nicht in diese Welt. Der Regen wusch an den Baumstämmen hinunter.

Auf der Lombardsbrücke schritt Guy wie verloren, klein und winzig, ein armes Menschlein im großen Bilde der Zeit. Rechts und links auf dem trostlos grauen Plan der Wasser leuchten grüne und rote Dampfer unter rußigen Rauchwolken dahin. Die Eisenbahn rüttelte dröhnend und erschütternd über die Brücken; ein hoher Omnibus wankte vorbei; Menschen lavierten mit Regenschirmen. Und weit und groß, rings im gewaltigen Kreis die Häuser und Kirchen der Stadt, vom Regen verschleiert, wie ein fernes geheimnisvolles Bild. Und darüber der Himmel mit seinem zinnernen, gleichmäßigen Grau.

Er war auf der Esplanade. Dort, drüben, dort war das Haus, das er suchte.

Er erschrak tödlich. Es schien nicht mehr bewohnt. Hinter den sechs Fenstern neben der Hausthür und hinter den sieben des ersten wie des zweiten Stockes, lauter weiße Läden. Verrammelt und verschlossen wie ein Sarg.

Wenn er zu spät kam?

Er stürzte über die Straße. Hoffnungslos und doch hoffend riß er an der Glocke. Es war noch eine altmodische Einrichtung, ein blanker Messingknopf, an dem man zog. Lang hallte drinnen das Geläute.

Bald war es Guy, als höre er Schritte. Seine Kniee bebten vor Aufregung.

Die Thür ward geöffnet.

Mit feindselig erstauntem Gesicht sah Minna ihn an.

„Was wollen denn Sie hier, Herr Fabarius?"

Der Anblick Minnas gab ihm Fassung. Und zwar durch einen lächerlich kleinen Umstand: Minna trug ganz genau ebensolches rosa Kattunkleid, wie sie es getragen, seit er sie kannte, und ebensolches schneeweißes Mützchen mit einer dichtgefalteten Tüllrüsche. Das war immer ihre Uniform gewesen.

Plötzlich verschwanden alle Schreckbilder von Armut und Not. Merkwürdigerweise war ihm zu Mut, als sei alles beim alten — —

„Ich will zur gnädigen Frau, Minna," sagte er, beinahe unbefangen.

„Ich will Sie melden."

„Nein, melden Sie mich nicht. Lassen Sie mich so hinaufgehen. Sagen Sie mir nur, in welchem Zimmer," bat er hastig. Er drückte Minnas Hand.

Das Mädchen hatte seit vorigem Sommer viel mit ihrer Herrschaft durchgemacht. Sie wußte ja auch, daß Guy nie mehr gekommen war — — vielleicht kam er nun reuig mit Gold . . . .

„Na — ich weiß zwar wirklich nicht — aber ich hoffe, daß die gnädige Frau mir nicht bös wird . . . . oben, in der ersten, in der grünen Hinterstube," sagte sie.

Guy fühlte sein Herzklopfen zurückkehren. Er ging langsam. Nun das Wiedersehen in einer Minute bevorstand, wollte er es hinausschieben, wenn auch nur um Sekunden. Alle Sicherheit, die er gehabt, schwand. Plötzlich und zum erstenmale überkam ihn die Furcht, zurückgewiesen zu werden.

Im Flur standen große Kisten zum Absenden fertig, man sah es.

Auf den breiten Treppen, die sich mit großer Raumverschwendung mitten im Hause, mit bequemster Steigung hinanwanden, lagen keine Teppiche mehr. Die bronzenen Figuren, die als Lampenträger auf der Balustrade des ersten Treppenabsatzes gestanden, waren nicht mehr da. Das Fenster im Dach sandte von oben ein trübes Licht auf all' die Kahlheit. Es war so still im im Hause, daß man das einförmige Niedertippen des Regens auf das Oberlichtfenster hörte.

Und da war die Thür . . . .

Guy klopfte an. Sein Herzschlag setzte aus, seine Lippen zitterten.

„Herein!" rief eine Stimme. Es brauste so in seinen Ohren, daß er nicht einmal erkannte, wessen Stimme das war.

Er öffnete die Thür. Er stand vor Charlotte. Sie wich zurück und wurde sehr bleich.

„Du?" sagte sie. „Du?"

„Ja, ich," stammelte er und wagte nicht, nach ihrer Hand zu fassen.

Sie stand so still, so unnahbar. Sie wartete. Er sah, wie man nur in Sekunden sieht, wo eine unsinnige Spannung alle Sinne ins überfeine verschärft.

Und er sah, daß sie grau geworden war und älter, viel älter. Aber doch — in ihrem Gesicht hatte sich nichts verändert. Er sah auch, daß ihre Züge nicht im Zorn verschärft waren — nur erstaunt schien sie, sehr erstaunt, und wie jemand, der still einen Schreck zu überwinden sucht.

„Was willst du hier?" fragte sie nach einer Weile, die ihm unerträglich schien. „Was hast du noch in meinem Leben zu suchen!"

„Deine Verzeihung!" rief er und faßte nun wirklich nach ihrer Hand. Sie ließ sie ihm.

„Ich habe dir verziehen. Du handeltest in dem Wahn, auf dem Weg zu deinem Glück alles niedertreten zu müssen, das anderen Menschen wertvoll ist, das sie sorgsamster Pflege und Schonung würdig halten. Du bildetest dir ein, es sei kraftvoll so. Ich wußte von jeher, daß es Schwäche war, und daß die Stunde käme, wo du es begreifen würdest. So habe ich dir gerne vergeben, denn auch wer in einem Wahn handelt, handelt ehrlich."

Er faßte ihre Hand. Es wollte noch kein Wort von seinen Lippen.

Nach und nach ergriff ihn ein Gefühl sinnlosen Glücks, daß er wieder da war. Dies letzte Jahr mit all' seinen Sensationen war ja zu Ende, ein neues, friedvolles, glückliches Leben fing an.

Tausend neue Glücksgefühle warteten auf ihn. Es war, als genösse er Freuden, die nur jemand genießen kann, der lange gefangen war und dem die einfachste Naturerscheinung nun ein überwältigender Genuß wird.

Er würde fortan für Charlotte arbeiten dürfen und ihr alle Güte, die er von ihr empfangen, tausendfach zurückzahlen. Welche befriedigende Kraft hatte der bloße Gedanke daran!

Und jene schönen grauen Augen würden ihn wohlwollend ansehen — und ein Tag kam vielleicht, wo dies Wohlwollen sich in Liebe wandelte, wo er sich ein neues Dasein erobern konnte, an der Seite des sanften wunderschönen Mädchens.

Er vergaß ganz und gar, daß zu Hause ein leidenschaftliches Weib saß und seiner harrte, und daß ihre rasende Ichsucht ihn zum Sklaven erkoren.

Niemals war der Gedanke in ihm aufgestiegen, sich von Martina zu trennen.

Aber in diesem Augenblick ging er einfach über sie hin, als sei sie garnicht da, als könne er ein neues Glück sich gestalten — als stehe es nur in seinem freien ungebändigten Willen, der sich noch alles errungen, worauf er sich gerichtet hatte. —

Er sah sich um. Das Zimmer war kahl, nur noch mit dem Notdürftigsten ausgestattet, wie bei Leuten, die ihr Zelt abbrechen wollen. Aber doch, in seiner Kahlheit selbst .... es war das alte trauliche Hinterzimmer, das auf die Verbindungsbahn den Blick gewährte. Wie oft hatte er an jenem Fenster gesessen und gearbeitet!

„O Charlotte!" rief er aus und drückte abermals ihre Hand.

Nun entzog sie sie ihm.

„Was willst du noch?" fragte sie leise.

„Für dich arbeiten will ich und dein Leben so sorgenlos und sonnig machen, wie es noch nie gewesen ist," rief er und breitete die Arme aus.

Ihm war, als müsse Charlotte sich hineinflüchten, als müsse sie nun mit nassen Augen ihn ansehend, flüstern „mein teurer Gun, mein alter, guter ...."

Aber sie trat zurück; heftig und schroff war ihre Bewegung.

„Ich danke dir," sagte sie mit harter Stimme, „ich brauche nichts."

„O mein Gott, Charlotte! Du wirst doch deinen Hochmut nicht mir gegenüber herauskehren wollen! Es ist ja kein Almosen! Ich gebe damit nur zurück, was ich empfing. Ich thue ja nur meine Pflicht," sprach er flehend.

Er hatte ihrer Ablehnung ganz falsche Gründe untergeschoben.

„Deine Pflicht mir gegenüber?" fragte sie. „Die ist zu Ende. Die gabst du auf, als du an jenem Morgen von mir gingst."

Da fing er an zu begreifen.

„Mache mich nicht elend vor Scham. Gib mir meine Rechte wieder. Laß mich für dich sorgen."

„Nein!" sagte sie laut.

Er trat näher. Er wollte sie beschwören, mit Blick, Ton, Gebärde.

„Du bist arm. Du brauchst Hilfe. Ich bin der nächste dazu. Du kannst doch nicht verhungern wollen in deinem Hause in den Bergen."

Heimkehr. Nach der Gruppe von Fritz Heinemann.

„Ich brauche nichts," sprach sie fest und sah ihn mit großen klaren Blicken an. „Ich will auch nicht verhungern in meinem Hause, sondern ich will dort arbeiten."

„Du — Charlotte Baumeister . . . ."

Da lächelte sie leise. Und es war gar kein Schmerz in diesem Lächeln.

Mit der Feinheit, die nur königlicher Stolz finden kann, sagte sie:

„Ich habe immer einige Hausfrauentalente gehabt. Ich werde sie verwerten und eine Pension gründen. Es wird mir nicht an Gästen fehlen."

Er fühlte es bitter in sich aufsteigen. Diese Frau, geboren und erzogen im Wohlleben patrizischer Verhältnisse — diese Frau sollte für fremde Leute arbeiten! Und so schwer, so demütigend arbeiten. Das konnte, das sollte, das durfte nicht sein.

Die rasende Heftigkeit, der Fluch seines Temperaments, wallte in ihm auf.

Ihm war, als müsse er toben: gegen sich, daß er es dahin hatte kommen lassen; gegen Charlotte, weil sie zu stolz war, zu nehmen; gegen sein Weib, ohne welches alles anders, ganz anders gewesen wäre ...

Aber er fühlte dumpf, daß er sich bezwingen müsse.

Er rannte im Zimmer auf und ab. Unterdes setzte Charlotte sich still in ihren Stuhl am Fenster.

Es war so etwas Ruhevolles in ihrem Wesen, das früher nicht darüber gelegen.

Sie erschien gleichsam verklärt, wie ein Mensch, der mutig durch große Leiden gegangen ist.

Plötzlich war Guy neben ihr. Er kniete neben ihr und nahm ihre beiden Hände, so wie er früher manchmal gethan, wenn er mit eindringlichen Bitten etwas von ihr erschmeicheln wollte.

„Besinne dich," flehte er, „du sagtest, du habest mir vergeben. Ist das Vergebung, wenn du dich auflehnst gegen meine Hilfe? Glaubst du wirklich, ich werde diese Hände, diese lieben Hände kochen und schaffen lassen für fremde Leute .... Und wenn du nicht an dich denkst, denke an mich. Ich bin nicht glücklich in meiner Ehe. Noch steht alles dunkel und verwirrt vor mir ... Aber mir ist, als könnte Einsicht mir helfen, mein Leben aufzubauen. Und als winke mir fern, fern ein echtes Glück ... ehe du mich verstößt, frage auch Salvatrix ...."

Seine Stimme versagte, sein Gesicht war leichenblaß. Mit großen, beredten Blicken hing er an Charlottens Blick, der sich tief in den seinen versenkte.

Sie hielt sein Haupt zwischen ihren Händen und sah ihn an — ihm war, als schaue sie in seine Seele.

Alles, was ihr dieser Mann gewesen, stand vor ihr. Sie dachte an den Knaben, der sie durch seine Intelligenz und Anmut entzückt, durch seine ungebärdigen Temperamenteigenschaften empfindlich geärgert; an den Jüngling, dessen sonnige Schönheit ihrem Frauenherzen nicht ungefährlich gewesen; an den jungen Mann, mit dem sie wie ein tapferer Freund allerlei Lebenskämpfe Schulter an Schulter bestanden. Niemals mehr als in diesem Augenblicke hatte sie begriffen, daß ihr Gefühl für ihn ein vollkommenes gewesen: es hatte die Liebe einer Mutter, eines Weibes und eines Freundes umschlossen. Und sie erinnerte sich schwerer Stunden voll heimlicher Kämpfe, die keusch und tief in ihrem Herzen verborgen geblieben waren, Stunden, in denen sie mit dem Schicksal gehadert, daß es diesen Mann für sie zu spät geboren werden ließ: er wäre der gewesen, mit dem sie freudig ein neues, ein wahres Leben anzufangen sich getraut. Jedes Gefühl hatte sie ihm geschenkt, auf das ihr Gatte keinen, ach gar keinen Anspruch erhoben.

Es war zu Ende .... nicht in ihrem Herzen, aber in der That.

Und während er nach seiner bangen, stockenden Rede mit Blicken wetterzusprechen schien, neigte sie ihr Angesicht, küßte ihn auf sein Haar und sagte einfach:

„Ich habe dich sehr lieb gehabt."

Er hörte das Beben ihrer Stimme, er fühlte, wie ihre Hände sich von seinen Schläfen lösten ... Taumelnd stand er auf.

Auch Charlotte erhob sich.

Sie ging langsam zur Thür nach dem Nebenzimmer und öffnete.

Sie wollte die eine rufen, von der Guy gesprochen ... neue Hoffnung wallte in ihm auf.

Und Salvatrix kam. Aber sie kam nicht allein. Sie stand neben Philipp auf der Schwelle, und er hatte den Arm um ihre Taille gelegt.

Salvatrix errötete. Aber mit großen, ruhigen Augen sah sie Guy an. Keine fiebrische Angst vor seinem lodernden Blick ließ sie erzittern.

„Philipp!“ rief Guy.

„Ja, heute gekommen, um meiner Braut und Frau Baumeister in der Stunde der Abreise nahe zu sein,“ sagte Philipp.

„Deine . . . Braut . . .“ stammelte der andere. „Die Kinder haben sich brieflich verständigt,“ sprach Charlotte, indem ihr Blick voll inniger Zufriedenheit auf dem Paar ruhte. „Es ist eine Liebe, die auf dem Fundament der Achtung erwuchs. Die ist auf Tod und Leben gefestigt.“

In ihren Augen standen Thränen.

„Niemals werde ich Philipp vergelten können,“ sagte jetzt Salvatrix, „was er uns in jener traurigen Zeit gewesen ist. Und niemals genug kann ich seinen Fleiß und seinen Mut bewundern, mit dem er von vorn angefangen hat, um voll innerer Befriedigung für sich und für mich eines Tages ein Haus gründen zu können. Wir müssen noch ein oder zwei Jahr warten,“ schloß sie mit dem Ausdruck naiver zuversichtlicher Freude, „aber dann können wir gewiß heiraten. Philipp ist so eigensinnig, er will erst so viel Einkommen haben, als meine bißchen Zinsen betragen.“

„Ja, und inzwischen geht sie als erster Pensionär, als Lehrling, als Stütze mit Charlotte,“ ergänzte Philipp strahlend.

Dem, der das hörte und sah, schwindelte. Es war ihm, als brannten Charlottens Blicke auf seinem Gesicht, voll Triumph, als wollte sie sagen: das echte Glück, das du fern, fern verheißend, als neues Lebensziel vor dir schweben sahst, das ist dir ewig unerreichbar.

Es war ihm, als hätte des Mädchens Stimme vor überschwenglicher Begeisterung gebebt.

Und ihm ins Angesicht priesen sie diesen Mann, den er wegen seiner stillen, seinen Art immer ein wenig als Persönlichkeit zweiten Ranges angesehen; den er zu loben geglaubt, wenn er ihm zuerkannte, daß er ein netter Mensch sei.

Und dieser, gerade dieser hatte ohne Lärm, in stiller, stetiger Sicherheit das errungen, was Guy jetzt von allen Gütern der Erde das einzig besitzenswerte erschien: die Liebe der einen, die Achtung der anderen Frau.

Wie stille Sicherheit lag es auch über den beiden, die sich fürs Leben gefunden hatten.

Nicht die wilde Poesie einer sinnlosen Leidenschaft umwitterte sie. Aber aus ihren Augen strahlte ein tiefes, freudiges Licht.

Sie hatten sich verbunden nicht im Glanz, sondern in der Not des Lebens. Herzen, die so zusammengekommen, verlieren einander niemals wieder.

„Ausgestoßen bin ich,“ dachte Guy. Und mit verzweifeltem Trotz flammte der Wunsch in ihm auf, dennoch wieder einen Platz in ihrer Mitte zu erobern.

Er hatte geglaubt, gebeugte, leidende, darbende, unglückliche Frauen zu finden, denen er als eine Art von Erretter kam. Und er fand mutige, zufriedene Menschen, die voll Glauben an ihre eigne Kraft einen neuen, arbeitsharten Lebensweg betreten wollten.

Er begriff plötzlich: Naturen wie diese konnten leiden, aber niemals unglücklich sein.

Ein rasender Neid ergriff ihn. Er neidete ihnen die Klarheit der Seele, den Stolz der Einfachheit. Ihm war, als habe er das alles auch einmal besessen, als gewinne er es wieder, wenn er bei ihnen, mit ihnen leben dürfe.

Philipp sprach allerlei; wie er heute abend noch zu Schwester und Schwager gekommen wäre, um ihnen sein Verlöbnis mitzuteilen, sobald die Damen abgereist wären.

Guy hörte gar nichts, weder Schall noch Worte. Er stand da, wie ein Fassungsloser.

„Und so wollen wir denn scheiden, Guy,“ sprach da Charlotte.

Dieser milde, klare Ton schreckte ihn auf.

„Nein,“ sagte Guy mit gefalteten Händen zu ihr sprechend, „wir können und wir werden nicht scheiden. Sage: auf Wiedersehen!“

Da hob Charlotte das Haupt. Ihr Blick ging an ihm vorbei. Es schien, als sähe sie in ungewisse Fernen.

Sie sprach. Ihre Stimme war leise und fest.

„Du selbst hast dich aus meinem Leben geschieden. Du siehst es und du fühlst es wohl: jetzt ist kein Platz mehr in mei-

nem Leben für dich. Gehe heim zu deinem Weibe."

Und langsam verließ sie das Zimmer. Philipp und Salvatrix wollten zu ihm reden, von der Zukunft, die alles ausgleicht .... Er wehrte ab.

Er stürzte hinaus, er lief zu der Schwelle zurück, von welcher er gekommen — heim zu seinem Weib, wie Charlotte ihm geheißen. —

Martina saß übellaunig am Fenster und sah auf die verregnete Alster hinaus. Die kahlen Wipfel der Lindenbäume am Ufer waren alle nach rechts gestrichen, und wenn sie sich eben wieder aufgerichtet hatten, peitschte ein neuer Windstoß sie wieder nach der anderen Seite hin.

Martina hatte allein gegessen. Es schien, als gewöhne Guy sich alle Pünktlichkeit ab. Und überhaupt, seine Launen, seine Kälte waren unerträglich. Sie grübelte nach Gründen, denn begreifen konnte sie das gar nicht. Hatte er nicht ein fabelhaftes Glück in seinem Beruf? Hatte er nicht eine Frau, um die ihn Teuscher und Notter und gewiß noch viele, viele Männer beneideten?

Da Martina sich seelische Vorgänge als Grund einer Veränderung gar nicht denken konnte und als ihr völlig unbekannte Faktoren auch gar nicht in Berechnung zu ziehen vermochte, sann sie auf etwas Thatsächliches als Grund seiner andauernden Kälte. Sollte man ihm was Schlechtes von ihr oder von ihren Eltern gesagt haben? Hatte die Mama Schulden und hatte sie ihn heimlich angepumpt? Oder war noch eine nachträgliche Klatscherei über sie selbst entstanden?

Es schien doch am geratensten, einmal eine ordentliche Explosion herbeizuführen, das reinigte dann die Luft.

Sie gähnte und nahm das Buch, in dem sie las, wieder auf.

Da trat Guy herein, blaß, mit Augen, vor denen man erschrecken konnte, und mit allen Spuren der Straße an Stiefeln und Beinkleidern.

„Um Gotteswillen, wie siehst du aus! Du ruinierst ja den Teppich mit deinen Stiefeln," rief Martina. „Und ich hab' wieder mal allein essen müssen. Hab' doch wenigstens die Rücksicht, zu telephonieren. Dann kann ich ja ausgehen — an Gesellschaft wird's mir nicht fehlen."

„Geh du zu deinem Weibe, hat sie zu mir gesagt — und hier bin ich," sagte er heiser.

„Wer hat das gesagt ..."

„Charlotte!"

„Ah so. Du bist bei der Baumeister gewesen und hast adieu gesagt. Nun, das hättest du nicht heimlich brauchen, das hätt' ich dir nicht verboten," sprach Martina mit einem Lächeln fast mitleidiger Art. „Gottlob, daß die beiden aus Hamburg fortgehen."

Er trat an sie heran und fragte:

„Das wußtest du?"

„Jawohl, von Teuscher."

„Unerhört!" rief er.

„Wieso denn? Warum soll ich mir das nicht von Teuscher erzählen lassen? Deine Eifersucht auf Teuscher ist unberechtigt, das kann ich bei meiner Ehre schwören," sagte sie.

„Ach, Unsinn. Von Teuscher ist hier gar keine Rede."

„Und wovon denn sonst, wenn ich bitten darf?" fragte sie scharf, sich für den Streit, den sie gewünscht hatte und der nun anzufangen schien, wappnend.

„Davon ist die Rede," sagte er heiser, „davon, daß ich mich durch dich habe verleiten lassen, meine Ehre zu beflecken und das Schandmal der Undankbarkeit auf mich zu nehmen, weil ich mir einbildete, das sei ich dem Gedeihen meiner Ehe schuldig."

Martina sprang auf. Sie wollte etwas sagen, ihn anschreien, streiten. Er aber faßte sie mit eisernem Handgriff an beiden Schultern und sprach:

„Ist sie gediehen? Nein! Das Opfer war ganz vergebens. Und weißt du, was sie mir gesagt haben? Daß in ihrem Leben kein Platz mehr für mich sei.

„Du bist es, die mir alles geraubt hat. Du bist mir meine Ehre schuldig und alles bist du mir schuldig, was vordem meinem Leben Wert und Würde gab. Du hast mir diese teueren Menschen genommen, du hast sie mir genommen ..."

Er schüttelte sie, und wilder Zorn funkelte in seinen Augen.

Sie sah ihn gerade an, fest und keck. Der Streit schreckte sie nicht. Hundertmal hatte sie solchen mit ihm ausgefochten.

Da fielen immer böse Worte. Kein warnendes Gefühl sagte ihr, daß dies ein anderer Streit sei und daß in diesem Streit die Worte schwer flogen und trafen wie Axthiebe.

„Herrjes," sprach sie oberflächlich hin, „wenn dir so viel an ihnen lag, hättst's du dir sie ja nicht zu nehmen lassen brauchen."

Der Mann ließ sie los und taumelte zurück!

Er starrte sie entsetzt an.

Dieser selbe Mund sagte ihm das, so ganz nebenbei, so ganz kaltblütig — der ihn mit heißen Flüsterworten bethört, zu handeln, wie er gehandelt?!

Wie Peitschenschlag traf ihn das.

Und ihm schien, als sei der ganze Raum um ihn angefüllt von einem furchtbaren Hohngelächter.

Die Thatsachen schlossen sich um ihn wie ein Ring, und er war darin eingeschlossen.

Alles, was geschieht, trägt sein Gericht mit sich, früher oder später erfüllt es seinen Spruch.

Martina ahnte gar nicht, daß sie etwas Besonderes, etwas Gewaltiges gesagt hatte, daß sie mit leicht gesprochenen Worten sich und ihn gerichtet und — vernichtet hatte.

Sie sah nur, daß er da stand, seiner Sinne nicht mächtig, und sie anstarrte, als wolle er sie erschlagen.

Sie fing an zu reden. Vorwürfe, Klagen, Bitten, Zärtlichkeiten ergingen an sein Ohr.

Und endlich zuletzt eine Drohung. Und diese hörte er.

Sie sagte, daß sie noch heute und sofort nach Berlin zur Mama fahren werde und da bleiben, bis er vor Sehnsucht und Reue mürbe sei ....

„Ja," rief er, „reise. Ich kann dich nicht sehen, nicht ertragen ... reise ... sofort. Da ist Geld — viel Geld ...."

Er fing an seine Taschen durchzusuchen und legte, was er fand, auf den Tisch. Gold und Scheine eine ganze Menge.

„Du bist verrückt," sagte Martina. „Aber denke nicht, daß ich spaße."

„Nein — reise. Ich fleh' dich an. Gleich. Du könntest noch um sechs Uhr fort. Ich schreibe dir ... nur jetzt laß mich allein."

Er taumelte hinaus, immer abwehrend die Hand gegen sie schüttelnd, wie gegen ein Gespenst.

Nun war Martina doch betroffen. Sie sah lange auf die Thür, durch welche er verschwunden.

Einige Minuten stand sie so. Dann warf sie plötzlich den Kopf zurück, und aus ihren braunen Augen funkelte Trotz und Siegessicherheit.

Ja, sie wollte den Jähzornigen nun einmal beim Wort nehmen und sofort nach Berlin abreisen, ohne auch nur zum Abschied bei seiner Thür anzuklopfen.

In Berlin wollte sie sich einige Tage oder Wochen famos amüsieren und sich dann nach flehentlichen Bitten erweichen lassen, zu Guy zurückzukehren. Das war dann eine gründliche Lehre für ihn.

Sie trat an den Tisch und nahm sorgsam das Geld zusammen. Dann ging sie hinaus, um ihre Dienstboten zum Kofferpacken zur Hilfe zu rufen. —

Guy lag in seinem Zimmer auf der Chaiselongue.

Er hatte die Stirne gegen seine verschränkten Arme gepreßt und verbarg so sein Gesicht noch in der Einsamkeit.

Seine Ehe war zu Ende. Er fühlte es tief. Ob Martina ging oder blieb, ob sie wiederkehrte oder nicht, ob sie in eine Trennung willigte oder nicht, ob das Geschick ihn zwang, vor der Welt diese Ehe fortzusetzen: für ihn war sie zu Ende!

Seine Seele nahm den Schwur zurück, den er am Altar gesprochen.

Denn er wußte jetzt, daß nur die Begierde, nicht die Liebe seinen Bund geschlossen!

Nun Martina ihn nicht mit ihrer herausfordernden Gegenwart reizte, nun er sie nicht vor sich sah mit ihren unbescheidenen Augen und ihrem starken Persönlichkeitsgefühl, nun dachte er ganz ruhig an sie und über sie.

Er gestand sich, daß ihr gar kein Vorwurf zu machen sei. Sie hatte immer mit vollkommener Einheitlichkeit, innerhalb der Grenzen ihrer Natur gehandelt.

Wenn ein Mensch keine Stimme hat, verlangt man nicht von ihm, daß er singen soll; wenn jemand einen kurzen Fuß hat, begehrt man keinen aufrechten Gang von ihm; warum nicht ebenso gerecht und eben-

so logisch sein mit den Anforderungen an die Organe einer Seele?!

Wie konnte Martinas Seele sich denn in Zartheit, Aufopferung, Verständnis bethätigen, wenn ihr dafür die Organe fehlten?

Sie würde immer, immer seine Schuldnerin bleiben.

Aber nicht ihre moralische Zahlungsunfähigkeit war dafür anzuklagen, sondern ganz allein sein blindes Handeln.

Schon während der Verlobungszeit hatte eine warnende Stimme in seinem Inneren, hatten zahllose kleine Züge ihres Wesens ihn gewarnt und ihm bewiesen, daß sie nicht die gleichbürtige Gefährtin seines Lebens werden könne.

Aber er war zu schwach gewesen, auf ihren Besitz zu verzichten.

Das war kein würdiger Bund, und deshalb durfte er nicht weiterbestehen.

Nach der Erkenntnis im Irrtum weiterleben, wäre eine größere Sünde gewesen, als alle sinnlosen Thorheiten und Unwürdigkeiten, die er bisher begangen.

So schien es ihm in diesem Augenblick, da er das Gefühl eines ungeheuren Lebensabschnittes in sich trug. Und er vergaß, daß er garnicht mehr allein über sein Leben verfügen konnte, daß die Leidenschaften und der Wille einer anderen mitzusprechen hatten.

Ab und an horchte er. Es war laut in der Wohnung, man ging geschäftig hin und her. Einmal hörte er gerade vor seiner Thür, also wohl absichtlich, Martinas Befehl, daß nach dem Wagen telephoniert werden solle.

Also sie reiste.

Er atmete tief auf.

Still mit geschlossenen Augen lag er. Die Zeit verrann. Es wurde sehr dunkel im Zimmer. Guy bemerkte es nicht.

Dann allmählich fiel ihm auf, daß es sehr still geworden war. Er richtete sich empor. Kein Lichtstrahl schlich durch die Thürritze am Fußboden, wie sonst, wenn in Martinas Zimmer die Lampe brannte.

Sie war fort.

Er stand auf und bemerkte, daß ihm schlecht zu Mut wurde.

Da fiel ihm ein, daß er seit dem Morgen nichts genossen hatte. Er klingelte.

Das Mädchen kam mit einer Lampe. An der Milchkuppel vorbei sahen die neugierigen Augen, und das Gesicht des Mädchens war voll Spannung.

Ihr Herr sah erbärmlich aus. Aber er befahl mit ruhiger Stimme, daß sie Wein und ein wenig zu essen bringen möge.

Er stürzte ein Glas Wein hinunter, aß ein paar Bissen, ohne sich erst zu setzen, und zog schon unterdessen seinen Mantel an.

Draußen fauchte ihn ein Windstoß an, der gerade die Straße entlang den Regen vor sich hertrieb. Auch am Mantel Guys zerrte er, so daß dieser sich vorwärts geschoben fühlte und, wie von einem geblähten Segel umgeben, weiterschritt.

Denselben Weg schritt er, den er vor wenig Stunden gegangen.

Der Sturm umbrauste ihn, der Regen schlug ihm bald ins Gesicht und bald in den Nacken.

Das Leben der großen Stadt kämpfte sich unter verflackernden Lichtern, peitschendem Regen vorwärts.

Schwarz, ein Bild drohenden Schweigens, eherner Unendlichkeit sah der Himmel herab.

Schwarz wogte das Wasser in der Tiefe, wie ein offenes Grab, und mit dem Angstgeheul unablässig gellender Dampfpfeifen pflügten die Schiffe darüber hin.

Und wieder stand der einsame Mann vor dem Hause, in das er heute morgen geflüchtet.

Aber alles blieb stumm. Lang hallte der Schall der Glocke nach. Mit gierig lauschendem Ohr hörte Guy, wie er langsam erstarb.

Aus dem Glasfenster, welches sich oben in der Hausthür hinter dichtem Schmiedeeisengeflecht befand, brach kein Strahl des Lichts.

„Ich habe kein Weib mehr," wollte der Mann melden, „nehmt mich auf an eurem Herzen."

Aber keine Hand that ihm auf, und kein Echo antwortete seinem Rufe.

Über die Straße huschte das Flackern der Laternen. Durch die kahlen Wipfel der Bäume, die sich in einer Doppelreihe inmitten der Straße entlang zogen, pfiff der Wind. Manchmal ging ein Mensch kämpfend mit seinen wehenden Kleidern und dem anprallenden Sturm über den Damm.

Und wie ein Bettler, der an verbotener Schwelle um Almosen fleht, drückte sich Guy gegen die Thür.

Stumm und verschlossen blieb das Haus, wie ein Grab.

Er mußte begreifen: die, zu denen er flüchten wollte, waren fort.

Er war allein.

Er lehnte die Stirn gegen das nasse Holz der Thür. So stand er lange . . .

Und da war es, als rege sich was drinnen, ein seltsam geheimnisvolles Geisterleben. Als sprächen gute, milde Stimmen zu ihm die Sprache der Wahrheit und des Trostes.

Er sah wieder in die Stube, in der er heute morgen gestanden, und er sah die beiden Frauen und den tapferen, vornehmen Mann, den er vordem zu überragen geglaubt hatte.

Und er begriff, daß er glückliche Menschen gesehen, die Vorurteile, Eitelkeiten, Ansprüche abgestreift hatten, wie ein schadhaftes Gewand.

Menschen, die gelitten hatten, aber nur reicher geworden waren durch ihr Leid.

Und auf einmal fühlte er, daß es nicht die Leiden und nicht die Leidenschaften sind, die das Leben arm oder reich machen.

Die, welche heute in Dürftigkeit die Heimstätte früheren Glanzes verließen, waren gewiß nicht arm.

Sie besaßen eine wunderbare, klare Kraft, mit welcher sie sich selbst und all' ihre tausend Wünsche, Angewohnheiten, Hoffnungen bezwungen hatten.

Und die guten milden Stimmen, die aus dem leeren Hause geheimnisvoll zu ihm sprachen, fragten ihn liebevoll, ob er sie sich denn nicht auch erringen könne, diese klare Kraft der Selbstüberwindung.

Ihm war, als müsse er laut an den Mauern emporrufen: ja, tausendmal ja!

Er richtete sich auf, er erhob das Haupt. So nahm er von dieser stummen, lichtlosen Schwelle dennoch einen neuen Besitz mit hinweg. Die, welche hinter jener Thür gewohnt, waren fort. Aber ihren Segen hatten sie ihm gelassen, und er wirkte fort mit reiner Gewalt.

Als ein neuer Mensch schritt Guy hinweg von dem toten Hause.

Vor ihm lag die Zukunft als ein dunkles Land. Er dachte an Martina. Ein Vorgefühl sagte ihm, daß ihre verwundete Eitelkeit, ihre Sorge um Wohlleben, vielleicht auch ihre Leidenschaft für ihn, ihn umklammern und ihn vielleicht erst nach jahrelangen Kämpfen, vielleicht niemals frei geben würden. Aber wie auch immer: er wollte nicht mehr in ihr die Schuldnerin sehen, von der er Glück und Ehre und Achtung vor sich selbst wiederzufordern hatte. Er wußte, er durfte von ihrer Seele nicht mehr fordern, was sie nie hatte geben können.

Von sich selbst wollte er alles fordern!

Und wie auch die Zukunft sich gestaltete, eines würde er doch in ihr finden, das ihr Inhalt gab: die Doppelarbeit, die an sich und die in seinem Beruf. Und sich durch diese eines Tages wieder die Achtung und einen Platz im Leben derjenigen zu erobern, die ihn heute mit fester Hand von sich gewiesen hatten, dessen war er fast gewiß.

So ging er durch die Sturmnacht heim, ein mutiger Mann, und in seiner Seele regte sich, zugleich mit all' dem neuen Leben, die Hoffnung!

Nach einer Photographie von Otto Schmidt in Wien.

Frühlingsluſt.

(Im Februar.)

Frühlingsluſt ſoll ich beſingen
Auf Geheiß der Redaktion.
Alle Minen laſſ' ich ſpringen.
Genius, erwachſt du ſchon?
— Aber ach, vor meinen Fenſtern
Duckt in Schnee ſich ſtumm die Welt;
Gleich verdroſſ'nen Nachtgeſpenſtern
Schleichen Nebel übers Feld.

Aber ſieh, wie jähes Leuchten!
War es denn der Sonne Strahl?
Waren's Götter, die verſcheuchten
Qualm und Dunſt mit einemmal?
Und in tiefem Blau der Himmel,
Und in Freuden ſteht der Wald.
Lockſt du, liebliches Gebimmel?
Und es folget jung und alt.

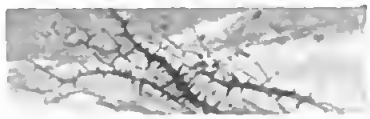
Welch ein luſtig glattes Gleiten!
Weit ſchon liegt das letzte Thor.
Wohlig weich ſich Pelze breiten,
Nacken ſchimmern draus hervor.
Aber Augen auch, die klaren,
Lachen, forſchen, ſtaunen frei:
Wunder will ſich offenbaren,
Zauber fliegt dem Blick vorbei.

Jeder Baum von Blüten ſtrahlet,
Von Geſchmeide blitzend reich,
Silberweiß die Tannen malet
Silber jeden Buchenzweig.
Diamanten Millionen!
Nimmer war die Welt ſo ſchön!
Tauſend Zauberſchmiede wohnen,
Schaffen auf den weißen Höh'n.

Nun die Einkehr. Kaum entquillt er
Scheu der Bruſt, gewährt der Wunſch!
Jedes Seelendürſten ſtillt der
Wirtin würz'ger Arracpunſch.
Klang und Spiel und Jubelreigen!
Warm in Augen glüht die Luſt.
Fromm zur Stubendecke ſteigen
Lieder aus erblühter Bruſt.

Heimwärts nun bei Sterngefunkel.
Schlitten ſauſen viel zu ſchnell!
In dem angenehmen Dunkel
Wird's in jungen Herzen hell.
— Holder Lärm nun lang' verklungen!
Schweigen von den Sternen zieht. —
— Hab' ich nicht die Luſt geſungen?
War es nicht ein Frühlingslied?

Haus Hoffmann.



Fächer.

Von

Dr. Georg Tehnert.

Mit zehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

„L'éventail d'une belle est le sceptre du monde", sagt Sylvain Maréchal, und da die Damen ihm nie widersprochen haben — sie werden sich auch sehr hüten — so müssen wir Männer ebenfalls beipflichten, selbst wenn wir, verhärtet genug, im Fächer kein Scepter, sondern nur ein Requisit der Balltoilette erblicken sollten. Allerdings ein oft ganz unentbehrliches Erfordernis, denn wo sollte eine Dame in Balltoilette wohl die Hände lassen, wenn sie nicht den Fächer hätte? Denselben Fächer, mit dem sich so allerliebst spielen läßt, hinter dem man sich lächelnd verstecken und verstohlen die süßesten Dinge sagen kann, denselben Fächer, der seine eigne Sprache hat, so geheimnisvoll und doch so allbekannt! Wahrlich, durch diese Sprache wird er doch zu einem Scepter in Damenhänden, das schon durch ein kaum wahrnehmbares Zeichen oft einem Mann das höchste Glück oder schwerstes Leid bereiten kann.

Schon einmal, vor vielen tausend Jahren, hat der Fächer eine ähnliche, Glück und Unglück bringende Rolle gespielt, aber in der Hand von Männern. Wie heute noch in heißen Ländern, so wurde im alten Ägypten und Assyrien der Fächer von jung und alt, von Weib und Mann gebraucht, und wie heute noch in afrikanischen Stämmen den Häuptling, so zeichnete damals den König ein besonders kostbarer, großer Fächer aus. Allein er trug ihn nicht selbst, sondern „der Nächste zum König", sein Premierminister oder Reichskanzler, hatte dies Amt und damit auch den königlichen Fächer als Abzeichen seiner Würde und seiner Macht. So konnte der eine Fächer in der Hand des einen Mannes Glück und Unglück breiten über ganze Völker.

Allein das ägyptische und assyrische Reich verschwanden und mit ihnen die Fächerträger. Erst im alten Rom tauchten sie wieder auf, aber sie bilden einen ekelhaften Gegensatz zu jenen würdevollen alten Herren. Denn sie sind nichts anderes als bildschöne Sklaven, welche von den genußsüchtigen, sittenlosen römischen Frauen des Kaiserreichs — — gehalten werden. —

Abb. 1. Siamesischer Fächer aus Bambus.
Original im Museum für Völkerkunde in Berlin.

Die Fächer jener Zeit waren eigentlich nur Wedel, bestehend aus ein paar Federn, einer Holz- oder Lederscheibe, welche an einem Griffe befestigt waren. Der Wedel oder Fächel ist überhaupt die ursprüngliche Gestalt des Fächers und wahrscheinlich ebenso alt wie die Menschheit selbst. Das Nächste, Beste wurde zu seiner Herstellung benutzt. Acker-

bautreibende Völker nahmen ein breites Blatt mit langem Stiel als natürlichen Stielfächer oder flochten aus feinem Stoh, Bambusstreifen oder ähnlichen Stoffen einen gestielten Wedel; Jägervölker benutzten den Fittich eines erlegten Vogels, Hirten die Schweifquaste eines Herdentieres; alle aber verlangten vom Fächer, daß er nicht nur Kühlung spende, sondern auch Schatten gebe, Fliegen fernhalte und Feuer anfache, also die Wirksamkeit von Sonnenschirm, Fliegenklappe und Blasebalg mit übernehme. Solche ursprüngliche Formen sind heute noch vielfach in Gebrauch (siehe Abb. 1). Später erst entstanden die Fächer, welche nur der Abkühlung zu dienen hatten. Ihre Erfindung haben wir wohl den Damen zu danken, vielleicht einer jugendschönen Südseeinsulanerin, oder einer wohlbeleibten Negerbeauté, oder einer gazellenäugigen Indierin, kurz einer Tropenschönen, die ein breites Blatt vom Baume brach, sich Kühlung damit zufächelte und dabei entdeckte, welcher Reiz der Körperhaltung, welche Anmut der Gestalt sich in dieser Bewegung entfalten läßt. Als Ausgangspunkt diente überall das breite Blatt einer Palme, in Südasien z. B. das der Palmyra- oder Fächelpalme (von uns fälschlich Fächerpalme genannt). Das Blatt dieser Palme bildet, im Stiel seiner wenigen Dornen, in der Spreite der gespaltenen Teile beraubt, einen natürlichen Stielfächer, und wird heute noch so verwendet. Allein für den Gebrauch erschien das Blatt oft zu groß, man entfernte daher die eine Hälfte der Spreite und flocht die andere mit den Fiederblättern an den Stengel an. Damit war der Fahnenfächer gewonnen — auch er wird heute noch in dieser ursprünglichen Gestalt benutzt (Abb. 2). Allein weder er noch der Stielfächer waren für längeren Gebrauch sehr bequem. Spaltete man aber im Stielfächer den Stiel bis zum Mittelpunkt der Blattfläche, und legte dann das Ganze um diesen Mittelpunkt als Drehpunkt zusammen, so hatte man einen Radfächer, der sich nach Belieben öffnen und schließen ließ; beraubte man nun noch den Radfächer seines Stieles und faßte ihn im Drehpunkte, so hatte man das Urbild des Faltfächers in den Händen. Jedoch das Pflanzenblatt hatte den Nachteil, durch Zusammentrocknen brüchig zu werden. Daher suchte man es sehr bald durch dauerhaftere Stoffe, wie Tierhäute, Gewebe, Geflechte, Papier zu ersetzen, mußte dann aber auch für das „Blatt" ein „Gestell" aus Holz, Metall, Knochen, Elfenbein, Horn ꝛc. schaffen. So entstanden schließlich unsere heutigen Faltfächer.

Abb. 2. Fahnenfächer aus dem Blatt der Fächelpalme. Indien. Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Zwar nehmen die Japaner den Ruhm für sich in Anspruch, den Faltfächer erfunden zu haben, allein den Beweis dafür sind sie bislang noch schuldig geblieben. Allerdings ist die Fächerfabrikation nirgends auf der ganzen Erde so groß wie in Japan und China. Man schätzt die jährlich in den beiden Ländern erzeugte Menge von Fächern auf 300 Millionen Stück. Davon kostet freilich die reichliche Hälfte nicht mehr als acht bis neun Mark das Tausend, also das Stück noch keinen Pfennig. Viele von diesen Fächern bleiben im Lande, denn in Japan und

Abb. 3. Altchristliches Flabellum. Tours.

China trägt jedermann den Fächer. Die Frau so gut wie der Mann, das Kind so gut wie der Greis, der General und der Soldat, der Mandarin und der Bettler, der Schulmeister und der Schüler. Man erzählt, daß die Schulmeister dort über ganz besonders stark gebaute Fächer verfügten, daß die Schüler aber diese Fächer gar nicht leiden könnten, auch der Meinung seien, der Fächer sei mehr zur Kühlung des Gesichtes als zur Erwärmung entgegengesetzter Körperteile bestimmt. — Die Fächer, welche nicht in Japan und China selbst Verwendung finden, werden ausgeführt, insbesondere nach Italien, Spanien, Süd- und Mittelamerika. In Europa ist Spanien so recht das Land der Fächer. Jedermann trägt ihn dort, für 5 Centesimos, d. h. etwa 3 1/2 deutsche Reichspfennige, kauft man schon einen japanischen Faltfächer. Im Senat sitzen die berühmten Granden von Spanien, den Hut auf dem Haupte, den Stock in der einen, den Fächer in der anderen Hand, und draußen auf der Straße hocken die Bettler in ihren grauenhaften Lumpen und mit noch greulicheren Körpergebrechen und fächeln sich auch Kühlung. Zum Anzuge der Spanierin, selbst der Ärmsten, gehört dreierlei: die Mantilla um die Schultern, die frische Blume im Haar und der Fächer in die Hand. Schon das vierjährige Mädchen weiß seinen Fächer zu handhaben, daß man staunt, und oft kann man an Feiertagen solch winzige Dämchen sehen, in seidenem, eigens für ihren kleinen Körper gefertigtem Schleppkleide, die Schleppe über dem Arm, den Fächer in der Hand. Kein Wunder daher auch, wenn die Grazie sprichwörtlich geworden ist, mit welcher die Spanierin ihren Fächer zu benutzen weiß, eine Anmut, die um so größer erscheint, als der Fächer nicht einen Augenblick ruhig gehalten wird. Natürlich hat er unter solcher Behandlung keine lange Lebensdauer, aber das fordert dort auch niemand; man stellt überhaupt an den Fächer keine großen Ansprüche und kauft immer wieder die billige Ware, wie sie die Japaner und Chinesen eben liefern. In dieser Hinsicht unterscheiden auch wir uns nicht wesentlich von den Spaniern, denn die japanischen und chinesischen Dekorationsfächer, mit denen wir „stilvoll, aber geschmacklos" unsere Wände vollhängen, sind wahrlich auch nur „billig und schlecht." Ein wahres Glück, daß unsere Damen nicht der chinesischen oder japanischen Sprache mächtig sind, denn die Begleitworte, welche solchen Fächern zuweilen aufgedruckt sind, enthalten oft „sehr unzweideutige Heiterkeiten."

Ehe die japanisch chinesischen Fächer in Europa eingeführt wurden, bediente man sich hauptsächlich des Radfächers. Schon die altchristliche Kirche zählte ihn als Flabellum (Abb. 3) zu ihren Geräten und benutzte ihn zum Fernhalten der Fliegen von der Hostie. Er gehört auch heute noch zu den Attributen des Papstes. Die Radfächer zu weltlichem Gebrauche wurden, obgleich sie nach unseren Begriffen recht schwer und plump waren, nur von den vornehmsten Frauen getragen — unsere

Damen würden ſich bedanken, den älteſten uns erhaltenen Radfächer, den der Königin Theodolinde († 625) zu führen, es auch kaum thun können, weil ihre Händchen dazu viel zu klein geworden ſind. Da waren die Fahnenfächer doch zierlicher, welche im XIV. und XV. Jahrhundert durch die venezianiſchen Handelsbeziehungen aus Indien und Perſien (ſ. Abb. 4) nach Italien und Spanien gelangten und hier nachgebildet wurden. Koſtbare Stoffe, Silber, Gold und Edelſteine wurden dazu verwendet; der weiße Fahnenfächer aber, aus Pergament und Seide gefertigt, blieb ausſchließlich der Braut vorbehalten (Abb. 5). In Deutſchland fand der Fahnenfächer wenig Eingang; hier, wie in den benachbarten Ländern, bediente man ſich lieber des Federwedels (Abb. 6), der ein oder mehrere Straußenfedern in einem kunſtvoll gearbeiteten, oft edelſteinbeſetzten Griffe vereinigte und an langer, goldener Kette um die Hüften getragen wurde. Dieſe „Aufhängung“ iſt alſo das Vorbild für die jetzige Tragweiſe des Lorgnons geweſen. Übrigens haben der Federwedel und das „geſtielte Augenglas“ noch das gemeinſam, daß ihre Benutzung ſehr ſparſam und mit viel Grazie erfolgen muß, wenn ſie nicht geziert und unſchön ausfallen ſoll. Da iſt der Faltfächer doch ein ganz anderes Gerät! Er gibt ſeiner Trägerin ſtets etwas Elegantes, Feines, Zierliches, ja er kann, was meine Leſerinnen nur zu gut wiſſen, bei geſchickter Benutzung die ganze Figur heben. Dafür iſt er aber auch ein Kind des Rokoko, dieſes Zeitalters der liebenswürdigen Anmut. Es hat den Faltfächer herausgebildet zu dem, was er heute iſt; es hat all ſein fröhliches Schnörkelwerk, ſeine heiteren Farben, ſeine Amoretten und Schäfer, ſeine Göttinnen und Nymphen auf den Fächer hingezaubert, ſo flott und keck, ſo zierlich und ſo fein, daß man ſagen darf, es habe ihn herausgeputzt wie eine glückliche Mutter ihr Neſthäkchen (Abb. 7). Und was das Rokoko begonnen, das hat das Zeitalter Louis XVI weitergeführt; es hat prachtvolle, künſtleriſch tadelloſe Gebilde geſchaffen, zart in den Farben, wirkungsvoll im Aufbau, und doch ſo leicht, ſo zierlich wie nie zuvor (Abb. 8). Aber dann kam das triſte Empire; in ihm ſchrumpften die Fächer auf mehr als die Hälfte ihrer früheren Größe zuſammen, wurden mit Tüll beſpannt und mit einem troſtlos nüchternen Ornament von Metallflittern beſetzt. Am beſten waren noch immer die aus dem XVIII. Jahrhundert herübergenommenen, aus Horn oder Elfenbein geſägten Stabfächer; da lag wenigſtens in der durchbrochenen Arbeit der Stäbe noch etwas Kunſtwert (Abb. 10). So ſpiegelt ſich auch im Fächer der Geiſt der Zeiten wieder: die formenfreudige Renaiſſance hat den eigenartigen, halb orientaliſchen Fahnenfächer und den üppigen, wenngleich etwas

Abb. 4. Perſiſcher Fahnenfächer.
Im Beſitz von Frau Prof. F. Bernſtein in Berlin.

Abb. 5. Tizians Tochter Lavinia. Gemälde von Tizian.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

zu kräftigen Federwedel, das lustige, heitere Rokoko den zierlichen, reizvoll bemalten Faltfächer, das ruhigere Louis XVI. den vornehmen, künstlerisch feinen, das nüchterne, kühle und kahle Empire den winzig kleinen, trostlos spärlich verzierten Fächer. Wir Deutschen natürlich hielten fremde Unnatur am zähesten fest, namentlich dann, wenn sie uns, wie das Empire durch Napoleon, mit einem recht kräftigen Fußtritte beigebracht worden war. Daher trug man in Deutschland noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Fächer jener Stilperiode (Abb. 10), während in Paris, dem Mittelpunkte der Fächerindustrie, bereits neue Bahnen sich geöffnet hatten. Die Fächermaler Derrochers und Alexandre hatten dort Fächersammlungen angelegt und die Gesetze festgestellt, nach denen die einzelnen Zeiten ihre Fächer gebaut. Vier Punkte kommen hauptsächlich in Betracht.

Zunächst der Öffnungswinkel des Fächers. Er soll nicht mehr als 150° betragen. Das Rokoko hatte den kleinsten, wir bis vor kurzem den größten; je kleiner aber der Öffnungswinkel, desto zierlicher der Fächer. Weiter ist von Wichtigkeit, in welchem Verhältnis die Stäbe zu einander im Griffe stehen. In einem Rokokofächer

Abb. 6. Dame mit Fächer. Gemälde von Anton van Dyck.

müſſen ſie ſich decken, in einem Louis XVI.-Fächer um mehr als ganze Breite voneinander abſtehen und im modernen Fächer wieder einander mehr genähert ſein, aber ohne ſich zu decken. Je weiter, bis zu einem gewiſſen Grade, die Stäbe voneinander entfernt ſind, um ſo duftiger erſcheint der Fächer, um ſo leichter iſt er zu handhaben. Das dritte Geſetz bezieht ſich auf das Verhältnis zwiſchen Griff und Blatt. Im Rokokofächer iſt das Blatt noch etwa doppelt ſo groß als der Griff, in den folgenden Zeiten aber ändert es ſich ſo ſehr, daß es im Louis XVI. nur noch $^4/_5$ der Griffbreite beſitzt. Seitdem hat ſich das Fächerblatt wieder etwas ausgedehnt, ſo daß es heute den Griff zumeiſt an Breite übertrifft. Endlich kommt der vierte und ſchwierigſte Geſichtspunkt, die Verzierung des Fächers. Sie kann radial oder horizontal verlaufen. An und für ſich ſtellt der geöffnete Fächer einen Kreisausſchnitt dar; die nächſtliegende Anordnung der Verzierung iſt alſo die radiale. Dieſe läßt ſich aber nur in den Stabfächern durchführen. Hier kann man jedem Stabe dieſelbe Zierat geben. Aber dieſe Gleichmäßigkeit ermüdet; darum unterbricht man die Fächerfläche durch Medaillons, wie man dies auch in den Spitzenfächern thut. Meiſt werden ein

größeres Mittel- und zwei kleinere Seitenfelder ausgespart und dieser — im Grunde auch radialen — Anordnung die anderen Verzierungen angepaßt. Auch im gemalten Fächer hilft man sich, um der natürlichen Neigung zu radialer Gruppierung Genüge zu leisten, mit Medaillons. Schon das Rokoko hat sich ihrer, wenn auch nur andeutungsweise, bedient, das Louis XVI. kannte eine andere Einteilung überhaupt nicht, auch das Empire hielt noch daran fest. Die neuere Zeit aber liebt im gemalten Fächer mehr die horizontale Anordnung des Stoffes. Das ist auch die

Abb. 7. Rokokofächer, auf Schwanenhaut gemalt.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

einzige, welche neben der radialen noch künstlerisch möglich ist; ihr dient die Sehne des vom Fächerrande gebildeten Bogens zur Richtschnur. Im senkrecht gehaltenen, geöffneten Fächer muß also die Horizontlinie in der Malerei des Blattes wagerecht laufen, das Blatt aber ungeteilt bemalt sein. Gemalt wird jetzt meist auf Seide, entweder auf dicht gewebte, wie Atlas und Rips, oder auf Seidengaze, sogenanntes Müllertuch; das Rokoko malte auf Papier oder Schwanenhaut, d. i. feinstes Pergament; erst im Louis XVI. überwiegt die Malerei auf Seide. Auch Metallflitter kommen erst im Louis XVI. zu sparsamer Verwendung, im Empire aber ausschließlich. Die Fächer mit Pelzwerk zu besetzen, also das Kühlende (den Fächer) mit dem Wärmenden (dem Pelz) zu vereinen, — den Ofen aufs Eis zu setzen, — diesen Unsinn hat erst unsere Zeit fertig gebracht. Sie hat auch, in der Meinung, etwas ganz Neues aufs Tapet zu bringen, die uralte chinesische Einrichtung der Autographenfächer wieder aufgewärmt. Berühmte Leute behaupten, darunter gelitten zu haben. Geglaubt aber haben es ihnen nur wenige.

Alte Fächer stehen jetzt hoch im Preise. Wenn ein neuer Fächer heute zuweilen 3000—4000 Mark kostet, so zahlen Sammler für alte Fächer noch höhere Summen, so z. B. für Fächer in Vernis Martin von der Hand der Gebrüder Martin 6000 bis 8000 Mark, für Watteaufächer von Watteaus eigner Hand 10000 Mark und mehr. Dabei liegt es nach neueren Forschungen klar zu Tage, daß niemals ein Fächer durch die Werkstatt der ob ihres Lackes so berühmten Gebrüder Martin in Paris gegangen, und ebenso niemals ein Faltfächerblatt von Watteau gemalt worden ist. Es sind eben geschickte Fälschungen.

Mannigfach sind Versuche gemacht wor-

Abb. 8. Louis XIV.-Fächer, auf Seide gemalt.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

den, die Fächerinduſtrie von Paris, wo ſie nun ſeit zweihundert Jahren zu Haus iſt, wegzuziehen. Man fertigt heute in Berlin und namentlich in Wien ganz gute Fächer, aber tonangebend iſt doch Paris geblieben, und ſeine Fächer ſind nach wie vor die meiſtgekauften. In Paris ſind eben Anlage, künſtleriſches Verſtändnis, Handgeſchicklichkeit und geſchichtliche Entwickelung zu einem geſchloſſenen Ganzen vereint, und das iſt anderwärts nicht ſo ſchnell zu gewinnen. Nicht einmal die Arbeitsteilung,

Abb. 9. Fächer des XVIII. Jahrhunderts.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

die in der Oiſe und Picardie die Geſtelle arbeiten und die „Ausfertigung“ des Fächers, den eigentlichen künſtleriſchen Teil, erſt in Paris vornehmen läßt. Gerade hierfür ſind viele und ſehr geſchickte Frauen thätig, ſo daß man mit Recht vom Fächer ſagen kann: Von zarten Händen geſchaffen und nur für ſolche beſtimmt.

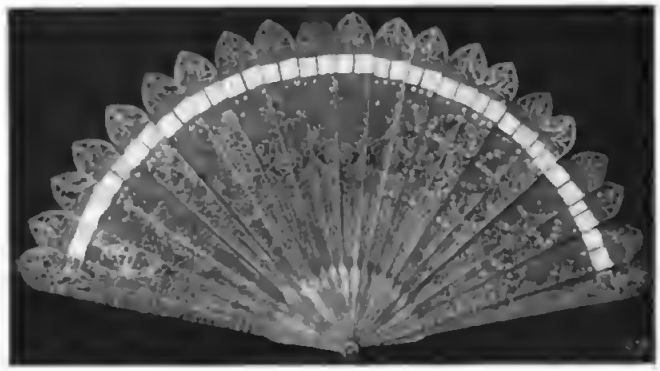


Abb. 10. Stabfächer aus Horn. XVIII. Jahrhundert
Original im Kunſtgewerbemuſeum zu Berlin.

Mädchenlied.

Von

Carl Buſſe.

Meine Mutter ſieht mich immer ſo an,
Hab' doch alltag nichts Böſes gethan,
Kann nicht wie andre ſchalten und walten,
Möcht' immer nur ſtill meine Hände falten.
Meiner Jugend Tage, die gehn und gehn,
Meine Augen ſind trübe vom vielen Spähn,
Meine Augen ſind trübe und ſuchen dich,
Prinz meiner Träume, wann holſt du mich?

Geſtern um Mitternacht, traumbethört,
Deinen Wagen hab' ich rollen gehört.
Von ſeinen Rädern klirrte die Scheibe,
Habe gezittert am ganzen Leibe,
Hörte mein Herz in die Räder gehn,
Einmal, nur einmal durchs Fenſter ſehn!
Bloß meine Füße — und doch, wie ſie ſprangen!
— Ganz langſam bin ich zurückgegangen.

Prinz meiner Träume, wo ſuch' ich dich?
Meine arme Seele, die ſehnet ſich.
Sag', wann werden die Glocken läuten,
Wann wirſt du mich holen vor allen Leuten?
Zu meiner Mutter trau' ich mich nicht,
Meine liebe Schweſter, die hab' ich nicht,
Da wein' ich doch manchmal ſo bitterlich,
O du Prinz meiner Träume, erlöſe mich!

Kämpfende Wildsauen. Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

„Rinaldo Rinaldini“ und seine Nachfolger.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans.

Von

Fedor von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Die „galanten“ Räuber, Banditen vom Schlage des Fra Diavolo und Robin Hood, haben sich immer der Volksgunst zu erfreuen gehabt — erklärlicher Weise allerdings mehr in der Lektüre als im Leben, wenn auch aus dem noch vorhandenen Aktenmaterial ersichtlich ist, daß beispielsweise Fra Diavolo bei den armen Bauern der umbrischen Mark mehr als einmal gastliche Aufnahme fand, und daß Cartouche häufig durch Tagelöhner und Arbeiter vor den ihn verfolgenden Häschern verborgen wurde. Der italienische Brigant ist noch heute klug genug, sich mit der armen Bevölkerung zu ungunsten der reicheren auf möglichst guten Fuß zu stellen. Die Liebschaften der Banditen mit Bauerndirnen erhöhten gewöhnlich das vertrauliche Verhältnis zwischen dem Räubertum und dem niederen Volk und umkleideten es mit einem Schimmer romantischer Poesie, von der freilich nicht viel übrig blieb, wenn man sich näher mit den Verhältnissen und Thatsachen befaßte. Immerhin hatte das „galante“ Banditentum dank seiner Popularität einen großen, wenn auch nicht guten Teil des Volkes auf seiner Seite, und das erklärt auch die Schwierigkeiten, mit denen die Polizei zu kämpfen hatte, ehe sie einen Fra Diavolo, einen John Falstaff (den historischen), Robin Hood, Destouches u. a. in ihre Gewalt bekam.

Zu allen Zeiten ist demzufolge auch der „galante“ Bandit eine stehende Figur in der Volkslitteratur gewesen. In den ersten Volksromanen der Deutschen, die allerdings fast nur Nachahmungen welscher Vorbilder waren, mischte sich in den Banditencharakter noch etwas vom lockeren Schelmentum hinein, wie es die Spanier Cervantes und Quevedo ihren Gestalten anzudichten liebten; Pritsche und Schellenhemd fällt aber, je mehr die Litteratur sich dem Zeitalter der Romantik nähert. Genau so ritterlich wie die Helden- und Troubadourgestalten der Novalis, Achim von Arnim und de la Motte-Fouqué wollte das Volk die Helden *seiner* Litteratur ausgestattet wissen, denn jene klassischen Romantiker fanden damals ebensowenig Boden im Volke wie heutzutage der vorgeschrittene Realismus. Gevatter Schneider und Handschuhmacher konnten nicht einmal dem poetischen Geisterrondo Fouqués Geschmack abgewinnen, obwohl die Herren Gevatter für Spuk und Gespenster sonst sehr empfänglich waren; Fouqué war ihnen zu elegant — sie zogen derbere Kost vor, gerade so wie heute, wo die Bewohner der Hinterhäuser immer noch lieber nach einem Kolportageroman greifen als nach einem Bande Fontane oder Spielhagen. Und der Gevatter Schneider und Schuster hatte schon seine Litteratur, — sie war in mächtigem Wuchern begriffen, seit Goethes „Goetz“ den ritterlichen Helden und Schillers „Räuber“ den ritterlichen Banditen auf die Bühne gebracht hatten. Graf Törring-Guttenzell mit seiner „Bernauerin“ war wohl der erste, der nach dem „Goetz“ den Ritterharnisch vor die Rampen schleppte, und Zschokkes „Abällino, der große Bandit“ wohl der erste Nachfolger der „Räuber.“

Um diese Zeit lebte zu Weimar ein fleißiger und angesehener Mann, Christian August Vulpius mit Namen, der sich bis dahin als Privatgelehrter ziemlich mühselig ernährt hatte, dann aber auf die gute Idee gekommen war, sich durch seine schöne Schwester Christiane um die Protektion des großen Goethe zu bemühen. Der große Goethe verliebte sich in die schöne Vulpius und heiratete sie, und nun war natürlich auch dem armen Privatgelehrten geholfen. Er wurde 1797 als Theatersekretär in Weimar angestellt und erhielt bald darauf die Registratur der großherzoglichen Bibliothek. Dieser Herr Vulpius überlegte sich, angeregt durch die Erfolge der „Räuber,“ eines Tages, ob es nicht ganz gewinnbringend sein würde, den „Bandito nobile“ auch einmal in der erzählenden Poesie zu verwerten. Und er setzte sich hin und schrieb einen Roman in drei Bänden und achtzehn Büchern, der 1797/98 in Leipzig unter dem Titel „Rinaldo Rinaldini, der Räuber-

hauptmann. Eine romantische Geschichte“ ohne Angabe des Verfassers erschien.

Der Roman ist heute verschollen und vergessen, einigermaßen saubere Exemplare sind auch von den späteren Auflagen und Nachdrucken kaum noch aufzutreiben, und eine vor kurzem erschienen „Neu-Bearbeitung“ von J. G. Gildemeister, „frei von allen Obscönitäten und Auswüchsen,“ gibt sich als ein so stümperhaft zusammengeschnittenes Machwerk, daß an ihm das Original kaum wieder zu erkennen ist. Mir würde also vielleicht mancher Leser dankbar sein, wenn ich den Inhalt des „Rinaldo Rinaldini“ an dieser Stelle wiedergäbe. Das ist aber leider unmöglich, denn die ganzen achtzehn Bücher des umfangreichen Werkes enthalten nichts weiter als die Aufzählung der Abenteuer, die der große Räuberhauptmann zu bestehen hat. Ein sehr lockerer Faden hält die einzelnen Aventiuren zusammen: Rinaldini lernt auf einem seiner Streifzüge durch Sizilien einen geheimnisvollen Anachoreten kennen, der ihm späterhin in verschiedenfacher Gestalt von neuem gegenübertritt, ihn als „der Alte von Fronteja“ in die Mysterien der „Krata Repoa“ einführt, ihn häufig durch magische Mittel aus Noth und Gefahr errettet und sich am Schlusse des Buches als Prinz Nikanor Gonzago und Vater Rinaldos entpuppt. Außerdem spielen in den verschiedenen Abteilungen die Liebschaften Rinaldos eine große Rolle; bald ist es eine Bauerndirne, die es ihm angethan hat und die ihn und seine Bande monatelang begleitet, bald eine Schöne aus vornehmem Geschlecht, deren Herz er in der Verkleidung eines Kavaliers gewonnen hat. Denn Rinaldo ist selbstverständlich kein gewöhnlicher Buschklepper, — er spielt sogar mit Vorliebe den Gentleman, schleicht sich unter adligem Namen in die elegante Gesellschaft ein, und wenn er Mordlust verspürt, bricht er am liebsten keusche Mädchenherzen. Er ist ein vollendeter Don Juan, aber mit einem Anfluge rührsamer Sentimentalität. Wenn die Sterne am blauen Himmelszelt aufsteigen und er einsam am Wachtfeuer seinen Träumen nachhängt, wird er jedesmal melancholisch, wünscht sich, unschuldig wie ein Lämmlein zu sein, greift dann zur Mandoline und haucht seinen Weltschmerz in zierlich gefühlvollen Liedern aus, die zahlreich in den Roman eingestreut sind und (wie z. B. „In des Waldes dunklen Gründen, in den Höhlen tief versteckt“ und „Ach, wie war ich einst so fröhlich in der Unschuld Blumenthal“) in hundert Kompositionen jahrelang auf allen Gassen gesungen wurden. In seinem Charakter ähnelt Rinaldo Karl Moor; von dem gräflichen Helden der böhmischen Wälder hat er sich manchen Zug seiner Wesenheit geborgt. Er beraubt nur die Reichen und Hartherzigen und wirft der Armut das Gold mit vollen Händen hin — kurzum, er ist durchaus ein Bandit nach dem Geschmacke der unteren Zehntausend. In der ersten Auflage des Originals wird der Held am Schlusse in den Armen seiner letzten Geliebten getötet; da das Werk indessen reißend ging, so entschloß sich Vulpius zu einer Fortsetzung und ließ bei Herstellung der zweiten Auflage seinen Rinaldo freundlichst am Leben.

Es war erstaunlich, wie der Roman verschlungen wurde! Er ist ganz gewiß nicht das schlechteste Zeug, das in der Zeit der Ritter- und Räuberromane geschrieben worden, und ist immerhin hundertmal besser als die meisten seiner zahllosen Nachfolger. Aber der Inhalt ist im Ganzen und Großen trotz der bunt bewegten Handlung ziemlich nüchtern und langweilig, und der Stil bis auf einige leidlich hübsche Naturschilderungen, die sich hie und da eingestreut finden, recht fade und trocken. Man begreift in der That nicht, was dieses Buch seinerzeit so begehrenswert gemacht und ihm einen so kolossalen Erfolg verschafft hat, daß Vulpius sich entschloß, noch einige weitere „Fortsetzungen“ hinzu zu „dichten,“ die unter den Titeln „Fernando Fernandini,“ „Linardo Montebello oder der Carbonari-Bund“ und „Orlando Orlandini“ im Buchhandel erschienen. Die unberechtigten Nachdrucke all' dieser Bücher wurden schließlich so zahlreich, daß Vulpius Gelegenheit nahm, sich auf drastische Weise zu rächen. In einer neuen Auflage des „Rinaldo“ flocht er eine Szene ein, in welcher er einen Buchhändler aus Reutlingen schilderte, der sich in die Bande Rinaldos aufnehmen lassen wollte; Rinaldo aber erklärte, jeder Reutlinger Buchhändler sei ein Nachdrucker, und ein Nachdrucker sei zu schlecht für seine Gesellschaft, — „hängt ihn an den nächsten Baum!“ —

Die Nachahmer, die Vulpius fand, be-

zifferten sich auf viele Hunderte. Wenn man ältere Leihbibliotheks-Kataloge nachschlägt, wird man erstaunt sein über die unglaubliche Fülle von Räuberromanen, die zwischen 1790 und 1850 geschrieben wurden und ihren geschmackvollen Inhalt meist schon durch ihre grotesken Titel verrieten. An Tendenz gleichen sie sich alle, und diese wunderliche Tendenz, die den Verbrecherhelden zu einem von Grund aus edlen Menschen stempelte, den Begriff der bürgerlichen Tugend dagegen von einer Reihe von Nichtswürdigkeiten abhängig machte, war nur zu sehr geeignet, das sittliche Urteil des Volkes zu verwirren, in den Köpfen der Ungebildeten die thörichtesten Anschauungen zu entwickeln. Selbst ein Mann wie Heinrich Zschokke, dessen allerdings in eine spätere Periode seines Schaffens fallende erzieherische Schriften noch heute als verdienstvoll anerkannt werden sollten, vermochte sich dieser litterarischen Moderichtung nicht zu entziehen und schrieb die tollen Romane: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichts. Eine Kunde der Väter“ (Berlin, 1799), „Coronata oder der Seeräuberkönig“ (Bayreuth, 1797), sowie vor allem „Alamontade, der edle Galeerensträfling“ (Zürich, 1802), ein Buch, in dem der Verbrecher zum frommen Dulder gemacht wird, und das schnell die enorme Höhe von acht Auflagen erreichte.

Von Geist war in allen diesen Schauerromanen natürlich wenig zu spüren, umso stärker drängte sich überall die Tendenz hervor, die sich mit großer Schärfe namentlich gegen die Geistlichkeit richtete. Das Mönchtum wurde auf das ärgste verspottet und gewöhnlich als der Träger des erotischen Elements in den Romanen verwendet. Der Pfaffe galt schließlich als ein Typus von Tücke, Hinterlist und Sinnlichkeit, nur der sogenannte Klausner, der Eremit und Waldbruder, bildete zuweilen eine Ausnahme, wenn es sich darum handeln sollte, eine gewisse hausbackene Philosophie in die Erzählung hineinzutragen. Die Figur des Eremiten, dem schon im „Rinaldo“ eine entscheidende, zum Teil didaktische Rolle zuerteilt worden war, durfte in keinem Ritter- und Räuberromane fehlen, ebensowenig die politische und soziale Geheimbündelei, die in der Unterhaltungs-Litteratur jener Tage ein ähnliches Gruselelement bildete, wie späterhin bei Eugen Sue und seinen Nachtretern der Jesuitismus. In ihren vielgelesenen „Zeitromanen“ haben neuerdings Sir John Retcliff, Gregor Samarow und A. Mels mit demselben Element kraftvoll zu wirken verstanden. Namentlich war es die Heilige Vehme, die dem Geschmacke des Lesepublikums von damals ganz besonders zusagte. Der Mummenschanz im äußeren Formalismus der Vehme und ihr mitternächtiges Walten ließen das Herz des Lesenden rascher schlagen, und der altgermanische Gerechtigkeitssinn, der die Institution der Vehme ins Leben gerufen hatte, entsprach gleichzeitig seinem eigenen Fühlen und Denken. Es kam dazu, daß der Wirbel der großen Revolution allenthalben die Freiheits- und Gleichheitsgedanken im Volke von neuem wach und empor gerüttelt hatte; um so lieber las man die phantasievollen Beschreibungen, die in den Romanen von den, die geknechtete Armuth beschützenden und die Verbrechen des Feudalismus furchtbar rächenden geheimen Verbindungen in dem ganzen schaurigen Reize ihres romantischen Zaubers gegeben wurden. Namentlich in den „Sagen der Vorzeit“ des hannoveranischen Theologen Georg Wächter, der unter dem Pseudonym Veit Weber schrieb, spielt der Apparat der Heiligen Vehme neben der übrigen Statisterie der Ritter- und Räubergeschichten eine hervorragende Rolle; die „Sagen der Vorzeit,“ die Chodowiecki anmutig illustriert hat, und die im übrigen nicht zu den schlechtesten Werken jener verschollenen Litteraturepoche gehören, fanden demzufolge reißenden Absatz.

Der Stil, in dem fast alle diese Bücher geschrieben waren, war gewöhnlich ein jammervoll schlechter. Es war auch gar nicht anders möglich, da die meisten jener Räuberroman-Fabrikanten alle Jahre ein Dutzend Bände oder darüber auf den Büchermarkt warfen. Häufig waren die ganzen Romane in Dialogform gehalten, so daß sich die Erzählung wie ein Drama in einigen hundert Verwandlungen las. Das Erotische, das niedrig Sinnliche wurde als geeignetstes Spekulationsmittel stets in den Vordergrund geschoben, doch fehlte der Erotik der Schundschreiber jede Spur von geistreicher Grazie, wie sie in der erotischen Litteratur Frankreichs vielfach zu finden ist. Einer der

frechſten Vielſchreiber auf dem Gebiete des pikanten Schauerromans war Friedrich Bartels, deſſen Romane „Concino Concini," „Lorenzo Albano, genannt der Papſt der Hölle" und zahlloſe andere in den dreißiger Jahren geradezu verſchlungen wurden.

Ein anderer, einſt vielgeleſener Autor wüſter erotiſcher Räuberromane war Ernſt Bornſchein, Anfang unſeres Säkulums Beſitzer einer Buchhandlung in Gera. Seine vierbändige Erzählung „Das Nordhäuſiſche Wundermädchen, ein weiblicher Rinaldini," deſſen Inhalt teilweiſe aus anderen Romanen zuſammengeſtohlen iſt, erlebte mehrere Auflagen, obwohl er das Menſchenmögliche an Anſtandsloſigkeit leiſtet. Auch die weiteren Romane Bornſcheins: „Der Beichtſtuhl" (fünfte Auflage, Leipzig, 1839), „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" (nach Bürgers Ballade) und vor allem der ſchauerliche „Hundsſattler" (vierte Auflage, Eiſenberg, 1830), den der Verfaſſer „einen Beitrag zur Galerie menſchlicher Teufel" nennt, wurden ſeinerzeit viel gekauft. In gleicher Reihe mit Bornſchein ſtand Joh. Fr. Stettner, der unter dem Pſeudonym Burkhard Cyrillus die Romane „Corando Coraudini," — ſchon die Titelnamen der meiſten dieſer Räubergeſchichten deuten auf ihre Anlehnung an das Rinaldo-Vorbild an, — und „Moranzo, furchtbares Oberhaupt kühner ſpaniſcher Räuber zu Lande und zur See" ſchrieb und ſich damit den Beifall der unterſten Zehntauſend erwarb. Unter den Autornamen G. Bertrand, C. E. Fröhlich und Ludwig Scoper veröffentlichte zur ſelben Zeit Karl Ludwig Schöpſer ſeine grotesken Mordgeſchichten: „Himlo Himlini mit ſeiner gefürchteten Bande," „Der mordluſtige Glacco und der edle Räuberhauptmann Rupperto," „Macellajo," „Rolando Rolandini" u. a. Es iſt kaum zu glauben, daß dieſe Bücher, in denen ſich eine wilde Phantaſie mit der lächerlichſten Sentimentalität miſchte, auch in beſſeren Kreiſen Eingang fanden; thatſächlich wurde Schöpſer aber beſonders gern in Bürgerfamilien geleſen. Einer ſeiner am meiſten begehrten Romane ſei nur ſeines kurioſen Titels wegen hier angeführt; er hieß: „Sultan Mahomet III. mit ſeinen ſieben rechtmäßigen Frauen und 1370 (sic) Kebsweibern, oder die Flucht aus dem Harem zu Konſtantinopel." Dieſer Roman erſchien in der Fürſtſchen Verlagsbuchhandlung in Nordhauſen, bei einem Manne, den man wegen der Richtung ſeines Verlags in Kollegenkreiſen „Der ‚Fürſt' der Unterwelt" zu nennen pflegte, und deſſen Gattin zuweilen ſelbſt auf dem Gebiete des Schauerromans thätig war.

Die äußere Technik, welche die Räuberroman-Fabrikanten bei Herſtellung ihrer Ware anwandten, war, wenige Ausnahmen abgerechnet, die denkbar plumpſte. Von einer gewiſſen Geſchloſſenheit in der Kompoſition, einer allmählichen Steigerung des dramatiſchen Elements, einer ausführlichen Motivierung der Handlung war ſelten die Rede. Die meiſten Romane der genannten Art bildeten lediglich eine Aneinanderreihung toller und grauſiger Abenteuer, aber auch das Grauſige konnte auf einen verſtändigen Leſer nur grotesk einwirken; die übertriebene Anhäufung ſchrecklicher Geſchehniſſe mußte notwendig die Senſitivität der Nerven abſtumpfen, und dann blieb nichts als das Lächerliche zurück. In einem anonym erſchienenen Räuberroman, der mir vorliegt, und der in Kalabrien ſpielt, nimmt der ebenſo tapfere wie fürchterliche Held desſelben mit ſeiner aus dreißig Köpfen beſtehenden Bande ein gegen ihn zu Felde geſchicktes Militärdetachement von elftauſend (!) Mann gefangen. Er befiehlt, allen Elftauſend die Köpfe abzuſchneiden und die Augen der Ermordeten, alſo 22000 Augen auf ein (!) Brett zu nageln (!), das dann als ſchauerliche Trophäe über ſeinem Bette aufgehängt wird. Je ernſter ſolch' Unſinn vorgetragen wird, um ſo jokoſer wirkt er; ich wenigſtens habe mich bei der Lektüre dieſer Schauerthat eines fröhlichen Lachens nicht erwehren können. —

Auch die Liederlichkeit, mit der dieſe Herren gearbeitet haben müſſen, ſpottet oft jeder Beſchreibung. In einem Romane von Friedrich Bartels wird die ſchöne Heldin im erſten Bande als rothaarig geſchildert. Im zweiten wird von den, „gleich ſchwarzen Rieſenſchlangen ſie umflatternden, aufgelöſten Haaren" derſelben Dame erzählt, und am Schluſſe des Romans iſt ihr „üppiges Goldhaar" infolge eines unvorhergeſehenen Ereigniſſes „über Nacht ergraut! In einem Romane von Hildebrandt heißt der ritterliche Träger der Titelrolle Pippo von Wolkenſtein. Der Verfaſſer muß dies ſpäterhin vergeſſen haben,

dem vom siebenten Kapitel ab nennt er ihn nicht mehr Pippo, sondern Eppo. In demselben Romane — im zweiten Bändchen — sind eine und eine halbe Seite ganz leer gelassen worden; inmitten dieser öden Fläche aber findet sich eine hochkomische Setzernotiz. Das Ganze nimmt sich ungefähr folgendermaßen aus:

„Isigilda schaute von den Fenstern ihrer Kemenate hinab auf die grünen Gefilde. Noch zeigte sich nichts, nur dort, wo die

(Da das Manuskript trotz der vereinigten Anstrengungen verschiedentlicher Setzer seiner Undeutlichkeit wegen nicht weiter entziffert werden kann, so muß die nachfolgende Stelle frei gelassen werden, was wir den freundlichen Leser hochgeneigtest zu entschuldigen bitten. In einer zweiten Auflage wird Remedur geschafft werden.

Anmerkung des Setzers.)

ging Eppo mit starken Schritten auf sie zu und fragte noch einmal: Wo ist Dein leiblich Kind, Unselige?“ u. s. w., u. s. w.

Das alte drastische Mittel, die einzelnen Kapitel an den interessantesten Stellen abzubrechen, um die Spannung des Lesenden zu erhöhen, wurde oft in gleichfalls höchst komischer Weise ausgenützt. So endet in dem Romane „Der Fluch des Gehenkten“ von Georg C. B. Cyrian (irre ich nicht, eines der Pseudonyme Ludwig Gleichs) ein Kapitel wie folgt: „Im selbigen Augenblicke trat des Mondes gelbes bleiches Antlitz hinter den sich jagenden Wolkenschleiern hervor, und hätte er sprechen können, o er würde von etwas Schrecklichem erzählt haben, von etwas grausenhaft Fürchterlichen, von etwas Übernatürlichen, Unerwarteten, Entsetzlichen, bei dessen Anblick Jedem das Blut stocken und das klopfende Herz in der warmen Menschenbrust stillstehen mußte. Was mochte es sein?“ — Wir erfahren es im nächsten Kapitel. Einem Gehenkten ist der Strick gerissen, und der arme Sünder fällt, noch nicht völlig tot, vom Galgen. Raben und Dohlen umschwirren ihn, eine hungrige Bestie beißt den Ohnmächtigen in die linke Backe. Er führt daher bis an das Ende seines thatenreichen Räuberdaseins den gefälligen Beinamen „Krakenbiß“. . . Andere Kapitel schließen einfach mit einem Dutzend Gedankenstrichen, bei denen sich jeder denken kann, was er will. Z. B.: „Hochauf bäumte sich das edle Roß zum jähen Sprung in die Tiefe; noch ein Augenblick und — — — — — — — —“ Das folgende Kapitel beginnt sodann einfach mit der Erzählung der Thatsache, welche die Gedankenstriche verschleiern: „Das Entsetzliche war geschehen“ u. s. w.

Interessant ist, daß auch das Haupt der „romantischen Schule,“ die in Novalis, Fouqué, Gries, Brentano ihre ersten Vertreter hatte, der ewig junge Ludwig Tieck, in seinen Anfängerarbeiten der abenteuerreichen Räuberromantik Geschmack abzugewinnen wußte. In einer Ecke meiner Bibliothek stehen zwei stattliche Oktavbände, die das selten gewordene, wahrscheinlich gemeinsam mit Hagemeister verfaßte Erstlingswerk Tiecks enthalten. Es betitelt sich: „Thaten und Feinheiten renommierter Kraft- und Kniff-Genies“ und enthält in novellistischer Form die Biographien der berüchtigten Räuber Jonathan Wild, Nickel List, Karl Price und des bayrischen Hiesel. Das Werk erschien anonym in den Jahren 1790/91 in Berlin bei Christian Friedrich Himburg, dem ersten Verleger Goethes.

Da der Verlag von pikanten Räubergeschichten seinerzeit ein recht einträgliches Geschäft war, so konnte es nicht wunder nehmen, daß es auch vereinzelte Buchhändler gab, die zur Feder griffen, um sich ihren Bedarf an dieser Litteratur selbst zu schaffen. Litterarisches Können gehörte ja kaum dazu, nur eine gute Portion Frechheit. Da war unter anderen ein Buchhändler namens Ferd. Kajetan Arnold, der eine stattliche Reihe frivoler Schauergeschichten geschrieben hat, die so stark gelesen wurden, daß leidlich gehaltene Exemplare derselben kaum noch aufzutreiben sind. Seine Romane, „Jonas, der schwarze Kapuziner, Räuber und Mordbrenner,“ „Mirakuloso oder der Schreckensbund der Illuminaten, ein fürstliches Familiengemälde aus dem Nachlaß eines Staatsverbrechers“ sind ebenso frech wie anstößig.

Weil es im Geschmacke jener Zeit, in der man sich bei allen ästhetischen Thees auch gern mit Geistercitieren beschäftigte, lag, daß das Walten übernatürlicher Mächte in die Litteratur hineinspielen mußte, so war es selbstverständlich, daß die Fabrikanten der Räuberromane stark mit dem umfangreichen Erscheinungsapparate des Spukes arbeiteten. Allerdings nicht in jener graziösen Art, wie

de la Motte-Fouqué, und nicht mit der liebenswürdigen Schalkhaftigkeit Theodor Amadeus Hoffmanns, auch nicht dem satirisch angehauchten Humor, den die Phantasiegestalten Wilhelm Hauffs, der ewige Jude, der Herr von Natas und die lustigen Helden des Bremer Ratskellers, ausströmen, — der Leserkreis der Räuberromane verlangte Derberes und Kräftigeres, wollte keine poetisch verklärten Geister, sondern rasselnden Teufelsspuk. Ein solcher Geisterbeschwörer nach dem Sinne des Publikums war Joseph Aloys Gleich (Pseudonym Ludwig Dellarosa), ein österreichischer Subalternbeamter, der von 1790 bis 1840 einige hundert Bände Schauerromane verbrochen hat, trotzdem aber in bitterster Armut starb. In älteren Leihbibliotheken mag man noch heute die Werke dieses rastlosen Vielschreibers finden, deren Aufzählung allein Seiten einnehmen würde, um so mehr, als die Titel sich stets durch höchst geschmackvolle Länge auszeichneten, wie z. B. bei „Drahomira mit dem Schlangenringe oder der nächtliche Wanderer in den furchtbaren Schreckensgefängnissen der Veste Karlsstein." Auch August Leibrock füllte die Leihbibliotheken mit Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten. Gleichfalls ein Schmierer, doch ein bei weitem talentvollerer als Leibrock, war ein ehemaliger preußischer Offizier, J. K. von Train, der in den dreißiger Jahren mit großem Erfolge das Gebiet des schlüpfrigen Schauerromans beackerte.

Die Bildungsstufe, auf der die größere Anzahl dieser Herren gestanden haben muß, möge nur durch ein kleines Beispiel illustriert werden. In dem Romane „Die Brüder von der toten Hand" von Dietrich Sieber ist der Schauplatz zum Teil Rom und die Campagna, und als Zeit wird einmal das Jahr 1352, ein anderes Mal 1370 angeführt. Bei irgend einer Gelegenheit wird in dieser Geschichte der Papst mit zwei Kardinälen von Räubern angefallen; die Päpste residierten derzeitig aber gar nicht in Rom, sondern in Avignon, — eine Thatsache, über die sich genauer zu orientieren der Herr Verfasser versäumt haben mochte. Wie viele Leser mögen den Lapsus gemerkt haben?! . .

Mehr der allgemeineren Gattung des Abenteurer-, als der spezifischen des Räuberromans widmete sich der meiningensche Forstrat Karl Gottlob Cramer († 1817), ein Mann, der an jedem Finger eine Feder zu haben schien, und dessen Romane zur beliebtesten Familienlektüre gehörten, obwohl ihre innere Unnatur nur noch durch die Frivolität ihre Schilderungen überboten wurde. Wilhelm Hauff macht sich in seinen Skizzen „Aus der Leihbibliothek" weidlich lustig über den Verfasser des „Erasmus Schleicher," des „Meppen Bocksbart" und „Paul Ysop." In Bezug auf Liederlichkeit der Schreibweise übertraf ihn Christoph Heinr. Spieß, ein ehemaliger Schauspieler, allerdings immer noch. Er starb bereits 1799, war also nicht ein Nachfolger des Vulpius, ist aber charakteristisch für die Physiognomie der Litteratur jener Tage. Unter seinen Romanen zählten „Das Petermännchen," „Die Löwenritter," die „Biographieen der Wahnsinnigen" und „Die Geheimnisse der alten Egipzier" zu den gelesensten. Was diese Leute ihrem Publikum bieten konnten, mag aus Folgendem hervorgehen. Im ersten Bande des letztgenannten Spießschen Romans wird eine Vision geschildert, die an Unsinnigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Um seine Leser über das Verrückte dieser Vision zu trösten, sagt der Autor in einer Anmerkung: „Lieber Leser, wenn Dir dies (das Geschilderte) zu hoch dünkt, oder, wie manches andere, an Unsinn zu grenzen scheint, so achte meines Rats und urteile nicht eher, bis ich Dir Urteil gönne!" Die erhoffte Aufklärung über den Unsinn bleibt aber aus. Merkwürdig in dem genannten Buche sind auch die Kapitelüberschriften. Das zweite Kapitel des dritten Bandes endet mit der Ohnmacht eines geheimnisvollen jungen Mädchens; infolgedessen betitelt der Autor das dritte Kapitel wie folgt:

Drittes Kapitel:

Frage: „Wer ist denn das ohnmächtige Mädchen?"

Antwort: „Vielleicht erfahren wirs bald."

Zu den interessanteren litterarischen Erscheinungen jener Zeit gehören innerhalb des Rahmens dieser Skizze die Schriftsteller Albrecht und Fischer-Althing. J. F. E. Albrecht (1752—1814) war anfänglich praktischer Arzt und Privatdozent in Erfurt, wurde dann Buchhändler und später Direktor des Nationaltheaters in Altona. Er schrieb

eine Anzahl Trauerspiele und einige gern gelesene Schauerromane; seine vielverschlungenen Hauptwerke waren jedoch „Lauretta Pisana, das Leben einer italienischen Buhlerin,“ eine dialogisierte, sehr schwülstige Liebes- und Räubergeschichte, die vielfache Nachahmungen hervorrief, und eine in Romanform gehaltene, in ihren letzten beiden Bänden ungemein selten gewordene Schmähschrift auf Friedrich Wilhelm II. von Preußen „Dreyerlei Wirkungen. Eine Geschichte aus der Planetenwelt.“ Ein Talent von noch größerer Eigenart war Christian August Fischer (1771 bis 1829), meiningenscher Legationsrat und Professor in Würzburg, wo er 1821 wegen Beleidigung des Ministers von Lerchenfeld zu vierjährigem Festungsarrest verurteilt wurde. Fischer, der unter verschiedenen Pseudonymen, hauptsächlich aber unter dem Namen Chr. Althing, zahlreiche Romane, Novellen und Reisebeschreibungen veröffentlicht hat, besaß ein entschiedenes Schilderungstalent, das aber mehr und mehr verflachte, je inniger er sich die schlüpfrigsten Produkte der neuromantischen Schule in Frankreich zum Vorbild nahm. Viele seiner Romane sind Räuber- und Abenteurergeschichten und gehören deshalb hierher, so „Hannchens Hin- und Herzüge“ (Dresden, 1800), „Abenteuer vor meiner Hochzeit“ (Dresden, 1802) und das Rarum „Gustchens Geschichte“ (1805, — auch unter dem Titel „Vanini, die Glücklichste und Unglücklichste ihres Geschlechts“ in Posen erschienen). Alle diese Romane sind zum Teil stark obscönen Inhalts und erinnern lebhaft an die erotische Litteratur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert, die in dem infamen Hauptwerke des Marquis de Sade ein scheußliches Non plus Ultra gefunden hat.

Eine entschiedene Anlehnung an Goethes „Wilhelm Meister,“ der bei seinem Erscheinen ungemein stark auf die Leserwelt einwirkte, zeigte sich auch bei vielen der gewerbsmäßigen Romanschmierer. Schon im „Rinaldo Rinaldini“ war der Einfluß „Wilhelm Meisters“ gar nicht zu verkennen, bei manchem seiner Nachfolger wurde er zur plattesten Nachahmung. Aus den mir vorliegenden Werken führe ich nur den (1803 in Leipzig erschienenen) Roman eines unbekannt gebliebenen Autors an: „Julie Lottwer oder der schöne Harfner in der Räuberhöhle,“ in dem sowohl die Charakteristik der handelnden Personen, wie auch die äußere Gruppierung des Fabelwerks auf das Goethesche Meisterwerk hindeutet. Ein anderer Ritter- und Räuberroman „Thomas Armenteros oder das Auto da Fé“ (Quedlinburg, 1825) zeigt auf dem Titelblatt die Worte: „Vom Verfasser von Wilhelm Meisters Meisterjahren.“ —

Es ist der Zweck dieser Skizze, dem Leser nur einen flüchtigen Überblick über die versunkene Welt der Räuberromantik in der deutschen Litteratur zu gewähren, nicht aber, jene vielleicht mehr kultur- und sittengeschichtlich als litterarhistorisch interessante Epoche erschöpfend zu behandeln. Es würde demgemäß auch zu weit führen, wollte ich auch nur einen größeren Teil jener Werke, deren Kuriositätswert in vielen Fällen unbestreitbar, und ihre Autoren hier mitteilen. L. Scävola, C. Hildebrandt, R. Mühlböck, K. Gräbner, Georg Otto, Karl Grosse, C. Albiny — das sind einige der Namen, die in allen Leihbibliotheks-Katalogen vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts ab bis 1850 mit zahllosen Werken zur Schauer- und Trauerlitteratur vertreten waren. Wer kennt sie heute noch? —

Eine besondere Stellung in der Litteratur der abenteuerlichen Räuberromane nehmen zwei Autoren ein, die einst gleichfalls viel begehrt wurden, aber heute vergessen sind, weil sie ihr zweifelloses Talent in den Dienst einer geschmacksverwilderten Masse stellten: Adolf von Schaden und Julius von Voß. Schaden (1791—1840), der bis zu den Befreiungskriegen bayrischer Offizier war und eine Unzahl von Lustspielen, historischen, komischen Ritter- und Räuberromanen verfaßt hat, ist schon deshalb eine nicht uninteressante Erscheinung, weil er zu den ersten gehörte, die den Geschmack des Publikums und damit auch sich selbst durch teilweise recht gelungene Parodieen verhöhnte. Seine Romane „Graf Wallersee, der unwissend Vermählte,“ „Don Miguel, der furchtbare Kronenräuber“ und „Der Stammbaum in der Klemme, eine Original-Ritter- und Geistergeschichte“ sind lustige Schwänke, in denen die Blut- und Mordgeschichten der Räuberromantiker mit guter Laune satirisch verspottet werden.

Auch bei Julius von Voß (1768—1832) hält ein glücklicher, wenn auch ziemlich derber Humor seiner üppig quellenden

Phantasie die Wage. Voß war, wie Schaden, mit dem er übrigens mehrfach zusammen gearbeitet hat, Offizier und zwar in preußischen Diensten. Als er 1798 den Abschied nahm, zählte er, wie er in seiner 1808 erschienenen Autobiographie selbst berichtet, an den Knöpfen seines Rockes ab, ob er Schriftsteller, Maler oder Komponist werden sollte, da er für jeden dieser Berufszweige ein gewisses Talent in sich spürte. Der letzte Knopf hieß Schriftsteller, — und nun ging es mit dem Schreiben los, so ohne Rast, freilich auch ohne Vertiefung, daß er sich schon 1826 auf die Zahl seiner Bücher nicht mehr besinnen konnte, sie aber auf mehr als hundert schätzte. Voß lebte viel auf Reisen und starb 1832 an der Cholera in Berlin — als armer Teufel. Der bekannte Humorist Adolf von Winterfeld erzählt in einem seiner Romane, daß er mit der greisen Witwe Voß's im Saaltheater des Königlichen Schauspielhauses, wo in den fünfziger Jahren französische Komödianten gastierten, öfters zusammengetroffen sei; Frau von Voß habe sich, da sie des Französischen nur unvollkommen mächtig, meist herzlich gelangweilt, aber sie hatte einen Freiplatz im Theater, und das Theater war geheizt, während ihr kleines Stübchen daheim kalt war, weil sie nicht Geld genug hatte, für eine genügende Erwärmung sorgen zu können. Das war die Witwe eines Dichters, dessen drastische Possen Tausende erheitert und an dessen Romanen sich Tausende ergötzt haben; ihr war nicht einmal genug verblieben, um sich ein warmes Kämmerchen zu schaffen! —

Von den Romanen Voßens mögen hier nur diejenigen angeführt werden, in denen der Verfasser der Vorliebe des Publikums für eine bunte Räuberromantik Konzessionen macht. Es sind dies vor allem „Theodor Quitt oder Geschichte eines durch Lord Exmouth befreiten algierischen Sklaven" (Berlin, 1817), „Der Berlinische Robinson. Eines jüdischen Bastards abenteuerliche Selbstbiographie" (Berlin, 1810) und „Der Nonnenräuber" (Berlin, 1819); auch in die „Begebenheiten einer Marketenderin" und in die meisten seiner sogenannten historischen Romane spielt eine abenteuerliche Räuberromantik hinein. Keins seiner Bücher kann Anspruch darauf erheben, als Kunstwerk beurteilt zu werden; Voß schaffte nur für den Tagesbedarf, für die Leihbibliotheken, und setzte an die Stelle psychologischer Ausgestaltung die Mache der Spannung und des Sensationellen, — aber über die meisten Arbeiten der Schauerroman-Schmierer jener Epoche ragen seine Romane doch weit hinaus. Die Maschinerie des Sensationellen handhabte er sehr geschickt. Der Zufall freilich spielte in allen seinen Romanen eine hervorragende Rolle, und oft genug kam es vor, daß er eine Person, die er im ersten Bande auf irgend eine Art hatte ihren Tod finden lassen, im zweiten Teile wieder zum Leben erweckte.

Julius von Voß ist übrigens auch der Verfasser eines neuen „Faust, Trauerspiel mit Gesang und Tanz" (Berlin, 1823), eines sehr selten gewordenen Buchs, das an Interesse und Bedeutung die Faust-Versuche Schinks, Sodens und Klingemanns entschieden überragt. Dr. Georg Ellinger hat diesen Voßschen „Faust" in die Paetelschen „Berliner Neudrucke" aufgenommen und mit einem geistvollen kritischen Essay über den Dichter eingeleitet.

Damit sei unser kleiner Ausflug in eine vergessene Litteraturperiode beendet. Die Vorliebe des Publikums für den Ritterroman, die Walter Scotts ungeheure Erfolge in allen Ländern noch mehr angefacht hatten, ging zwar noch lange nicht verloren, aber die Werke eines Ignaz Feßler, Spindler, Tromlitz, van der Velde, der Karoline Pichler u. a., ganz abgesehen von Willibald Alexis, Rehfues und Hauff, standen doch bereits turmhoch über dem alten Ritterroman. Ganz verschwand die Ritter-, Räuber- und Geisterwelt indessen erst aus der Litteratur, als die Jungdeutschen, mit Laube und Gutzkow an der Spitze, die Gemüter zu interessieren begannen. Und doch ist auch in unsern Tagen jene verschollene Welt aus Staub und Moder noch einmal lebendig geworden: der „historisch-romantische" Kolportage-Roman, der auf den Hintertreppen verkauft wird, und aus dem unsere Dienstboten ihre geistige Nahrung ziehen, steht kaum auf einem höheren Niveau als die Werke jener Vielschreiber, die wir in den vorliegenden Zeilen erwähnten.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es gibt Weſen, die man auf den erſten Blick an irgend einer Beſonderheit erkennen kann. Das Kamel am Höcker, den „modernen“ Schriftſteller an ſeiner Eitelkeit. Jedes ſeiner Werke iſt Selbſtbeſpiegelung und Selbſtapotheoſe. Allerdings gibt ſich dieſe Eitelkeit — und das iſt ihr Kennzeichen — nicht ſo ſchlicht und einfältig, wie die des ſchauſpieleriſchen Virtuoſen, der die Selbſtbewunderung wie eine Reklametafel vor der Bruſt trägt. Der wahrhaft Moderne läßt ſeinen Wert nur ahnen — durch die Verachtung, mit der er auf die anderen, die Maſſe, die Welt, herabſieht. Und gegen ſein abſolutes Ich ſind alle, auch die Vorgeſchrittenſten, nur eine einzige „reaktionäre Maſſe“. Jedes dieſer Ichs hat für das andere nichts übrig als lächelnde Ironie; das Lächeln verſchwindet aber ſofort, wenn das „andere“ vor dem Ich zu Ruf und Namen kommt. In dem Ausdruck ihrer Selbſtbewertung ſind ſie jedoch alle gleich. Sie alle ſtellen ſich vor das Publikum hin und höhnen: Nach eueren Maſſenbegriffen, eueren ataviſtiſchen Vorurteilen bin ich pervers und predige das Perverſe, aber, aber — — Dieſe Gedankenſtriche bedeuten: In Wahrheit bin ich der Erbe der Zukunft, ein Frühgeborener kommender Jahrtauſende, ein Halbgott, vielleicht ſogar ein Ganzgott; ob ihr mich „Lump“ nennt, iſt mir gleichgültiger als der Staub Nebukadnezars, gern aber höre ich ſelbſt aus euerem Munde das ſüße Wort „göttlicher Lump“. Was den Modernen, nach ſeiner eignen Meinung, vor allem von der Maſſe, von dem Philiſter ſcheidet, das iſt die „Differenziertheit“ ſeines Ichs. Der Philiſter iſt eine durchaus einfache Natur, er iſt brav oder ſchlimm, roh oder fanſt, täppiſch oder weltklug. Der Moderne aber iſt alles miteinander, alles in einem, Heiliger und Schurke, Asket und Lüſtling, und er iſt immer er ſelbſt, immer groß und vorbildlich, ob er ſich in der Goſſe wälzt oder auf olympiſchen Höhen wandelt. Um ſo ſeltſamer berührt es, daß jedes dieſer differenzierten Ichs litterariſch ein ſehr eng begrenztes Gebiet umfaßt, jedes nur eine beſtimmte Einſeitigkeit hegt und pflegt. Das Thema iſt bei allen dasſelbe, ſtets dreht es ſich um das Verhältnis zwiſchen Mann und Weib, um den Kampf der Geſchlechter, das „Geheimnis der Sexualität“. Jeder ſpielt aber nur eine Variation dieſes Themas, mit allen möglichen Figuren und Modulationen, immer jedoch nur eine. Wie der Gärtner, der ſeine ganze Kraft darauf verwendet, irgend eine neue Form- oder Farbenvarietät der Roſe zu züchten, ſo „züchtet“ der Moderne ſeine Geſchlechtsvariation. Kein Wunder mithin, daß unſere neueſte Litteratur nur zu ſehr einem Treibhaus gleicht, in deſſen ſchwüler Luft nichts als das Abnorme, Gekünſtelte fortkommt; Natur iſt auch hier — denn ſchließlich iſt alles Natur, was iſt —, aber eine überreizte, gequälte, mit Sporn und Peitſche gehetzte Natur.

Schon einmal habe ich an dieſer Stelle einen dieſer Geſchlechtsvirtuoſen, den Öſterreicher Peter Altenberg, behandelt. Ein anderer iſt der Deutſchpole Stanislaw Przybyszewski — ſprich: Zybyſchewski. Von ſeinem dreiteiligen Werke „Homo sapiens“ habe ich nur das erſte Buch „Über Bord“ (Berlin, Hugo Storm) augenblicklich zur Hand, aber es genügt, die Eigenart des Verfaſſers feſtzuſtellen. So weich und zerfließend die Empfindung wie die Schreibweiſe Altenbergs iſt, ſo hart und ſtraff iſt beides bei

Przybyszewski. Ohne Frage steckt ein Künstler und Poet in ihm, aber das Künstlerische wird überwuchert von der Kritik und Reflexion, von dem ästhetischen und philosophischen „Raisonnement". Przybyszewski redet mehr, als daß er gestaltet, sein poetisches Ringen erschöpft sich darin, für irgend einen Seelenzustand ein eigenartiges Bild zu finden, aber auch diese Bilder haben vielfach etwas Gezwungenes, fast Abstraktes. Im übrigen hat seine Sprache wenig Rhythmus, wenig Glanz, sie sucht vorwiegend durch Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks zu wirken, und was sich an Stimmung in dem Roman findet, ist blaß und matt. Es steckt, wenn ich so sagen darf, mehr von Lessing als von Goethe in der Natur dieses Modernen. Kennzeichnend aber ist es für ihn, daß er das, was er selbst nicht besitzt, nicht kann, als etwas überhaupt Gleichgültiges, Überwundenes hinzustellen sucht. So spricht er einmal vom Rhythmus als von einer abgestorbenen, atavistischen Formel, „die Kunst soll nicht im Rhythmus, im Fluß, im Gesang bestehen, sie soll der Wille werden, der neue Welten, neue Menschen aus dem Nichts ruft." Das ist zum Teil eine triviale Phrase, denn jede Kunstepoche sucht neue Welten zu entdecken, zum Teil aber unreifes Gerede, denn ohne künstlerischen Rhythmus gehört heute wie ehedem ein sprachliches Werk ins Gebiet der Wissenschaft, nicht der Kunst. Und der Roman Przybyszewskis liefert selbst das beste Zeugnis für diese altbackene, aber auch ewige Wahrheit. Er ist nur zum geringeren Teil Kunstwerk, zum größeren Teil Abhandlung. In der Abhandlung verkündet Przybyszewski als Ästhetiker, was er möchte, in dem Kunstwerk zeigt er, was er kann; dort prahlt und prunkt er ohne Ende, seine Stimme tönt hallend wie durch ein Schallrohr, hier als Künstler ist er durchweg harmlos und überragt nirgendwo das gute Durchschnittsmaß. Man hat fortwährend das Empfinden, als ob Przybyszewski seine Theorien nur als Stelzen benutze, um seine künstlerische Persönlichkeit auf sie zu stellen und zu erhöhen; aber nur vor einem Publikum von Halbblinden kann man auf diese Weise den Riesen spielen. Die Ästhetik, die Przybyszewski entwickelt und die natürlich als Ästhetik der vorgeschrittensten „Moderne" gelten soll, läßt sich kurz und knapp als ein Luftgebäude aus leeren Redensarten und hohlen Hoffnungen kennzeichnen. Diese Ästhetik träumt nur und irrlichteriert, aber sie hat nirgends einen festen, haltbaren Grund. Wenn wir ihr glauben wollen, so gibt es eine neue, „große und herrliche Kunst, die eine neue Welt aufsucht, eine Welt, die hinter der Erscheinung, hinter dem Bewußt-Gedachten, hinter jeder Äußerungsform liegt — eine Welt, so unfaßbar sein, daß die Zusammenhänge sich verwischen und ineinanderfließen — eine Welt in einem Blick, einer Geste" ... Diese Kunst malt z. B. „nicht die fünf Finger, die man sehen, betrachten kann", sondern „das, was zwischen den Fingern ist, was man nicht sehen, nicht belasten kann". Es gibt Leute, die einen derartigen Schwulst ernst nehmen und alles Unverständliche von vornherein für etwas Bedeutendes, mystisch Wesenhaftes halten. Und doch gibt es nichts Leichteres, als solche Phrasen zusammenzuhäufen; man braucht nur das, was ist, was wirklich ist, zu negieren und die Negation dann als Position auszugeben, so hat man ohne weiteres jene Sorte Mystik. Przybyszewski schildert die Beziehungen zweier Freunde zu einem Weibe. Fräulein Isa ist die Braut des einen, als sie den anderen kennen lernt. Wie sich nun ihre Seele nach und nach von dem Verlobten ab- und dem anderen, der sich beim ersten Blick in sie verliebt hat, zuwendet, welche Kämpfe dieser andere durchmacht, ehe er sich entschließt, die Freundschaft „über Bord" zu werfen und die Geliebte rücksichtslos an sich zu reißen, das zeichnet Przybyszewski in seinen Linien, die gleichsam jede Seelenregung registrieren. Aber, wie schon gesagt, ist es weniger der Dichter, der Künstler, der in der Darstellung sich geltend macht, als der Psychologe, der sorgsame, aber auch recht kühle Beobachter. Wie bei Bourget bildet auch bei Przybyszewski die Kunst einen Anhang zur Wissenschaft; es ist, als trüge er einen psychologischen Einzelfall vor, um einen Beweis dafür zu liefern, welche Abgründe die Tiefe der Seele birgt. Selten aber versteht er es — worauf doch in jeder Kunst fast alles ankommt — Örtlichkeiten und Menschen greifbar deutlich vor das Auge zu bringen. Weder von den Haupt- noch den Nebenpersonen gewinnen wir ein genaueres Bild, als es irgend ein Feuilletonist, ein Reporter in der Zeitung gibt; überall sehen wir mehr Typisches als Individuelles. Ganz schemenhaft bleibt die Gestalt des Weibes, und zwar ihr Inneres noch mehr als ihr Äußeres. Immer wieder behauptet der Verfasser von ihr, daß sie ein durchaus eigenartiges, rätselhaftes, berückendes Wesen sei. Aber er behauptet es nur, in ihrem Verhalten merken wir sehr wenig von Dämonie; daß sie sich heute dem einen, acht Tage später dem anderen hingibt, das ist eine „Eigenart", die Fräulein Isa mit zahlreichen anderen Ibsen teilt. Eine Sphinx kann man sie freilich wohl nennen, aber nur deshalb, weil sie vorzüglich zu — schweigen versteht. So anerkennenswert jedoch diese Eigenschaft, besonders bei einer Dame ist — das Schweigen allein gewährt unmöglich schon Bedeutung ... Trotz alledem ist es keine Frage, daß Przybyszewski als Könner unbedingt mehr leistet, denn als ästhetischer Verkünder.

Was bei Przybyszewski wie bei anderen Modernen so unerquicklich wirkt, das ist — in ein Wort zusammengefaßt — die Unreife ihres Wesens, ihrer Kunst. Eine Unreife, die keineswegs mit knospender Jugendlichkeit, mit frühlingshaftem Gären und Brausen identisch ist, die sich vielmehr aus Blasiertheit, oberflächlicher Alleswisserei und Empfindungswirrsal zusammensetzt; viel tastendes, dilettantisches Versuchen und selten ein festgegründetes, zielgewisses Leisten. Was aber ein total Einklang zwischen Wollen und Können bedeutet, das habe ich so recht empfunden, als ich zufällig nach „Über Bord" ein neues Werk Georg von Omptedas las, den Roman „Der Ceremonienmeister" (Berlin, Fontane & Co.). Es gibt nicht viele Bücher in unserer neueren Litteratur, die wie dieses in

Form und Inhalt die höchste Reife, die feinste Abgeklärtheit offenbaren; neben dem „Ceremonienmeister“ wüßte ich im Augenblicke nur Fontanes „Effi Briest“ zu nennen. In beiden Werken lebt, rein ästhetisch genommen, etwas von dem Geiste der Goetheschen „Wahlverwandtschaften“. Beide gehören wohl kaum der höchsten Gattung der Litteratur an, dazu sind ihre „Helden“ ideell nicht groß und reich genug, aber in ihrer Art geben sie etwas Vollendetes, ja Vollkommenes. Man liest den Roman Omptedas mit jenem Empfinden, das uns durchsonnt, wenn wir an einem klaren Oktobertag am Rain der Felder, am Saum des Waldes entlangwandeln. Wie da die Natur im Sterben sich verklärt, so erhebt sich auch unsere Seele zu einer fast übersinnlichen Stimmung, zu jenem harmonischen Insichselbstruhen, in dem die Erinnerung ihre Wehmut, die Entsagung ihren Stachel verliert ... Es ist im wesentlichen ein Porträtbild, was der Roman Omptedas uns vor die Augen oder besser vor die Seele stellt, aber dieses Bild hebt sich aus einem reichbewegten „Milieu“ hervor. Wie in seinem „Sylvester von Geyer“ führt uns der Dichter auch diesmal nach Dresden, in das heitere Elbflorenz; in gesellschaftlichem Sinne steigen wir eine Stufe höher, die materiellen Nöte des Daseins, mit denen die Geyers so schwer zu ringen haben, liegen hinter uns. Lange Jahre hindurch hat der Freiherr von Sonntheim sein Leben damit ausgefüllt, ein „perfekter“ Höfling und Standesgenosse zu sein, weiter nichts. Erst durch seine zweite Frau ist er einem idealeren Leben zugeführt worden und hat es gelernt, in Kunst und Wissenschaft Glück und Erholung zu suchen. Als die geliebte Frau nach kurzer Ehe stirbt, ist der Freiherr des schalen Gesellschaftstreibens bereits so müde geworden, daß er sein Amt als Ceremonienmeister aufgibt, sich vom Hof zurückzieht und nur noch seinem Selbst lebt. Wie eine Vergeudung kommt ihm sein bisheriges Dasein vor; fernerhin soll ihn nur noch die eine Aufgabe beschäftigen, sein Ich harmonisch auszubilden und alles Schöne, was das Leben bietet, behaglich auszukosten. Als Haupt einer weitverzweigten Familie, deren einzelne Glieder Ompteda lebensvoll und mit guter Laune zeichnet, bleibt der Freiherr freilich immer in enger Berührung mit der Dresdener „Welt“. Aber innerhalb dieses Kreises steht er geistig doch wie ein Vereinsamter, denn weder seine Kinder noch seine Verwandten teilen seine idealen Neigungen. Ihn stört das wenig; froh genießend, altert er und erreicht in voller Rüstigkeit das fünfundsechzigste Lebensjahr, äußerlich noch immer das Musterbild eines vornehmen Mannes, in jeder Hinsicht das, was die Welt so nennt: ein schöner Greis. Der jugendliche Sinn aber, die Frische, die er sich bewahrt, werden ihm für eine Zeitlang zum Verhängnis. Wie in einem sonnigen Herbst dieser und jener Baum zum zweitenmale im Jahre Blätter und Blüten treibt, so wird auch das Herz des Freiherrn noch einmal in eine Leidenschaft hineingerissen, wie sie sonst nur dem Frühling und Sommer des Lebens eigen ist. Eines Abends im Theater sieht er ein Mädchen, dessen eigenartige Schönheit ihn bestrickt. Wer sie ist, erfährt er ohne Mühe: Miß Bancroft, natürlich eine Amerikanerin, wie das in der Pensionopolis Dresden so sein muß. Als er bald nachher mit dem Mädchen persönlich zusammentrifft, erkennt er, daß ihrer äußeren Schönheit die der Seele entspricht, und daß sie an geistiger Regsamkeit und Reife ein wahrer Phönix unter den Frauen ist. Seitdem ist der Freiherr in ihrem Bann, und wie ihn auch sein Verstand mahnt, seines Alters zu gedenken und keine thörichten Träume zu träumen, die Leidenschaft ist stärker als all seine Klugheit. Und als ihm die Miß in vertrauter Stunde gesteht, wie sie ihn verehre, daß er geradezu ihr Idol sei, da loht die Glut zu heller Flamme auf. Aber nur einen Augenblick, dann sorgt das Geschick für den dämpfenden Regenguß. Was die Miß zu dem Freiherrn zieht, das ist nicht die Liebe des Weibes zum Manne, sondern nur innige, herzliche Verehrung; sie sieht in ihm den väterlichen Freund, dem sie sich ganz vertrauen kann. Und so enthüllt sie ihm eines Tages, wie eine Tochter dem Vater, ihr Herz; sie beichtet ihm, daß sie schon seit Jahren einen Mann liebe, einen jungen Kunstgelehrten, daß sie aber durch diese Liebe nichts als Wunden davongetragen habe, denn *er* wolle nichts von ihr wissen. Als sie von ihm ein Geständnis erhofft, sei er vor ihr geflohen, und nie habe sie ihn wiedergesehen. Den Freiherrn stürzt diese Beichte aus allen seinen Himmeln. Als er aber sieht, wie das geliebte Wesen in Qual vergeht, da kämpft er sich, wenn auch nicht leicht, zu stiller Entsagung durch. Nur den einen Wunsch hat er noch, wenigstens *sie* glücklich zu machen. Aus ihrem Geständnis entnimmt er, daß sie dem jungen Manne durchaus nicht, wie sie selbst glaubt, gleichgültig ist, daß er nur deshalb vor ihr geflohen, weil er den Verdacht fürchtete, sie nur um ihres Geldes willen zu begehren. Und so überwindet sich der Freiherr, selbst an ihn, in dem er einen Augenblick den Feind seines Glückes sah, zu schreiben und ihm anzudeuten, was er zu thun habe. Der Brief thut seine Wirkung, denn der Freiherr hat richtig geahnt, und ihm verdanken es die Liebenden, daß das Mißverständnis beseitigt wird, daß ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege steht. Er selbst aber kommt dabei nicht zu kurz. Er fühlt sich frohgestimmter als je, denn er erkennt, daß dem Alter nur noch das eine Glück beschieden sei, andere glücklich zu machen. Und so endet der Roman, herbstsonnig, wie er begonnen, harmonisch klar und hell. Hier und da scheint der Dichter abzuschweifen und sein eigentliches Thema ganz aus dem Auge zu verlieren. In Wirklichkeit aber hat der Roman kein Zuviel und Zuwenig, keinen geilen Schoß und kein welkes Blatt. In die Stimmung, die es dem Dichter zu wecken gilt, gehört es, daß wir mit dem Freiherrn durch Dresdens Straßen schlendern und seine Feste mit ihm feiern, daß wir aber auch auf das Treiben der anderen, die in Alltäglichkeit dahingehen, dann und wann einen Blick werfen. Durch diesen Gegensatz, den der Dichter aber keineswegs pathetisch nimmt, sondern mit dem fröhlichen Gleichmut eines Allesverstehenden, empfinden wir das höhere Leben um so tiefer und voller. Wie

die Charakteristik und der Empfindungsgehalt, so klar und bestimmt ist auch die Sprache des Romans. Sie hat durchaus das Lichte, Leichte, das einer Handlung entspricht, die keine Gipfel, keine Abgründe des Lebens aufsucht, sondern auf mittlerer Höhe verharrt. An einer Stelle scheint mir Ompteda nicht seinem Wirklichkeitssinn, sondern dem Bedürfnis gefolgt zu sein, ein wenig Propoganda für die Modernsten zu machen, da nämlich, wo er unter den Lieblingskünstlern des Freiherrn auch Leute wie Liebermann, Hauptmann und Manterlinck nennt. Jemand, der so spät an Litteratur und Kunst herankammt, wie der Ceremonienmeister, wird wohl kaum die Kraft und Neigung haben, über die älteren Meister hinauszugehen, und vor allem mit seiner klaren, Gaethischen Art schwerlich zu dem abstrusen Manterlinck ein freundschaftliches Verhältnis gewinnen.

Zwischen den Lebenskreisen, die Ompteda zeichnet, und denen, die Ludwig Ganghofer zu schildern pflegt, klafft ein breiter Spalt, aber es gibt hier wie dort des allgemein Menschlichen genug, das seine Fäden hinüber- und herüberschlingt. Übersieht mon Ganghofers Werke als ein Ganzes, gleichsam aus der Vogelperspektive, so ist man leicht geneigt, sein Talent zu unterschätzen. Er hat, wie das „beliebten" Erzählern zu ergehen pflegt, nicht immer so tief gegraben, wie er es seiner Begabung nach hätte können und müssen; daher zeigen seine Geschichten vielfach einen Zug feuilletonistischer Flüchtigkeit und mehr poetisierende Mache, als lautere Poesie. Die Motive wiederholen sich, Charaktere und Situationen sind nur zu olt noch der gang und gäben Schablone zugeschnitten, die Wirklichkeit, die überoll zu Grunde liegt, ist poliert und für den Geschmock des Durchschnittslesers ausgeputzt. Ohne Frage hätte der Dichter Größeres geleistet, wenn er sich mehr konzentriert und weniger Rücksicht ouf das liebe Publikum der Gartenlaube genommen hätte. Um zu erkennen, welch ein Künstler in Gonghofer steckt, wieviel Frische und Saftigkeit, wie fein seine Noturbeabochtung ist, wie tief er ins Volksleben und in die Volksseele eingedrungen ist, muß mon den Einzelheiten seiner Werke nochgehen und sich lieber ouf den Seitenwegen der Erzählungen halten, als auf den Hauptwegen. Dos gilt von seinem Schaffen im ollgemeinen, das gilt ouch von der neuesten Geschichte, die mir vorliegt, dem Roman „Der laufende Berg" (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.). Es ist eine schlichte, einfache Handlung, die in der Erzählung sich abspielt, ober sie erhält ein Gepräge der Größe durch das Naturereignis, dos gleichsom in die Handlung hineinrogt, und durch die Tapferkeit der Menschen, die ohne heroische Allüren doch wie Heroen gegen die Elemente ankämpfen. Irgendwo in Oberbayern ist ein Berg ins Rollen oder ins Laufen geroten. In der Tiefe seiner Eingeweide rumort das Wasser, das obere Erdreich ober schollert und gleitet in gewaltigen Bracken zu Thal: überall bilden sich Spalten, ganze Wälder brechen nieder und versinken, und von den Häusern, die om Abhange stehen, verschwindet eines nach dem anderen. Mit Mühe nur retten die Bewohner ihr bißchen Habe. Viele verlassen ihr Heim, schon ehe der Einsturz unmittelbar droht. Nur einer, der alte Simmeroner Bauer, kann sich nicht entschließen, sein von den Vätern ererbtes Häuschen aufzugeben; er will dereinst zwischen den Wänden sterben, die seine Kindheit gesehen haben. Und so kämpft er mit ollen Kräften und Mitteln gegen die Erddämonen on, die ihm die Heimat zu rauben suchen. Schon überschüttet der Berg seine Wiesen, schon sinkt sein Haus langsam hinob, die Wände bersten, und im Fundamente kracht's. Aber der Alte verzagt nicht. Er errichtet ein Pfahlwerk gegen das rollende Erdreich und festigt überoll den Grund und Baden. Unterstützt wird er in dieser Arbeit von seinem Sohn Matthes und seiner Tochter Brani. Um diese beiden Gestolten spinnt sich die Liebesromantik, die in den Roman verwebt ist. Die Leidenschaft, die heimlich in dem Herzen des jungen Mannes loht, scheint so gut wie aussichtslos zu sein. Er liebt die junge Frau des angesehenen Purtschellerbauers, die mitten im Reichtum ein Leben voller Enttäuschungen und Bitterkeiten führt. Ihr Mann ist in seiner Art wohl gutmütig, aber sittlich haltlos, charakterlos, leichtsinnig und launenhaft. Er überhäuft die Frau heute mit Zärtlichkeiten und morgen mit Rauheit; Einfluß ouf sein Thun und Treiben vermag sie mit oll ihrer Milde nicht zu gewinnen. Durch seinen Leichtsinn aber zerstört er zunächst seinen Besitz und jagt dann selbst — jagt, wörtlich genommen — ins Verderben, in einen frühen Tod. Damit erhält die junge Frau ihre Freiheit wieder, und Matthes findet schließlich doch noch das Glück, dos er nicht einmal zu erträumen wagte. Gonz anders gestaltet sich die Liebesgeschichte der sehr energischen Brani. Vom Himmel ist ihr der Schmied des Dorfes, der Daxen-Schorschl, zum Eheherrn bestimmt. Aber der orme Kerl hot es schwer, dem Rotschluß des Himmels zu seinem Rechte zu verhelfen. Wie der Purtschellerbouer ist auch er ein Kind des Leichtsinns, sein Geschäft kümmert ihn sost gar nicht, um so angestrengter frönt er der Jagd und dem Kneipenleben. Eines Tages aber kommt er in Branis Bereich. Notürlich hofft er, daß ihre Augen mit Wohlgefallen auf ihm, dem schmucksten und kecksten Burschen des Dorfes, ruhen werden. Sie hat jedach nur die eine Schmeichelei für ihn: Du Lump! Dies Wort aus diesem Munde mochte ihn so betroffen, doß er von Stund an ein anderer Mensch wird, all seinen früheren Passionen entsogt und sich mit nachholtiger Energie seinem Berufe widmet. Aber Bronis Gunst gewinnt er gleichwohl nicht. Sie traut der Bekehrung nicht, und allerlei Mißverständnisse hindern es, doß sie den Ernst seines Eifers erkennt und, was er für sie fühlt, gewohr wird. Erst als er bei einem Bronde sein Leben taogt, um eine alte Frou zu retten, und später auch dem Voter Bronis in der höchsten Gefohr hilfreich zur Seite steht, sieht das Mädchen ein, wie der Mann sich geöndert hat, daß er ihrer würdig ist. So kammt denn ouch diese Geschichte zu gutem Abschluß. Und damit das Behogen des Lesers vollkommen sei, hot auch der Simmeraner Bauer die Freude, sein Häuschen ge-

rettet zu sehen. Als er eines Abends mit Inbrunst zur heiligen Jungfrau betet, rauscht in demselben Augenblick das Wasser mächtig aus den Tiefen hervor, das Wasser, das den Sturz des Erbreichs verschuldet hat, so daß nunmehr der Berg wieder zur Ruhe kommt. Diesen billigen Effekt, das Ende der Gefahr mit der Bitte zur Jungfrau zu verknüpfen, hätte sich Ganghofer besser erspart; der Leser glaubt ja doch nicht, daß es dem Verfasser mit diesem „Theatercoup" ernst sei. Eine wurzelhafte Eigenart läßt sich den Gestalten des Romans nicht nachrühmen; diese leichtsinnigen und energischen, diese starren und beweglichen Charaktere gehören ja in ihrer Grundform zum ständigen Rollenbesitz der Dorfgeschichten. Aber Ganghofer hat es doch verstanden, ihnen allen in einzelnen Zügen etwas Besonderes zu geben. Eine köstliche Figur ist die Bäckenmahm, die niemals ihr Haus verläßt. Und der Grund, weshalb die Bäckenmahm beständig das Zimmer hüten muß, ist ein ganz merkwürdiger. „Nicht etwa Krankheit war die Ursache. Im Gegenteil, sie war nur zu gesund. Schon zu Lebzeiten ihres Mannes hatte sie noch an drei Centner gewogen und hatte sich immer, wenn sie zur Thür aus- und einging, hart zwischen den Pfosten hindurchzwängen müssen. Nach ihres Mannes Tode passierte ihr das Unglück, daß sie sich mitten in der Stube den Fuß übertrat und eine Sehne verzerrte. Zwei Monate mußte sie liegen, aber statt in dieser Leibenszeit ein wenig abzumagern, legte sie Woche um Woche ihrem Gewichte noch ein paar schwere Pfunde zu, — und als der Fuß endlich geheilt war, hatte die Bäckenmahm an Breite so erschrecklich zugenommen, daß sie nicht mehr zur Thür hinaus konnte .... Mit seufzender Geduld ertrug sie ihr Kerkerlos, lebte sich schön langsam zwischen ihren vier Wänden ein, ließ sich Essen und Trinken schmecken und wurde bei dem behaglich schleichenden Wohlleben, das sie führte, zeitweise nur von der einen Sorge gequält: wie man sie nach ihrem seligen Ende .. „Gott verhüt's noch lang!" ... einmal aus dem Hause bringen würde. In den Naturbildern Ganghofers ist nichts von der phantastischen Glut, wie sie sich bei einzelnen Modernen findet. Die würde auch zu den schlichten Vorgängen übel passen. Aber sie verraten doch überall den Künstler, der mit eignen Augen sieht; sie sind fast durchweg von feinem Reiz und mit lebensvoller Frische gezeichnet. Davon zeugt gleich der Eingang des Romans, der mit duftigen Farben das Weben und Schweben des Altweibersommers schildert. „Wie im Märchen die Gestalt der guten Fee von einem wundersamen Zauberschleier umflossen ist, so war das weite, farbenschöne Bild der Landschaft übersponnen von einem immerwährenden Flimmern und Glitzer; es ging von jenen fliegenden Fäden aus, welche zu Abertausenden die reine, linde Luft durchgaukelten; bald waren es nur winzige Dingerchen, die einem schwebenden Fünklein glichen, bald wieder lange, fast endlos scheinende Fadenschlangen, welche stiegen und sanken, sich spielend rollten, große Schlingen bildeten und sich langsam wieder streckten. Dieses fliegende Wunder in den Lüften hatte all die kleinen Vögel in seltsame Erregung versetzt; mit lautem Gepisper flatterten sie ab und zu, stachen auf die schwebenden Fünklein nieder, als ob es Mücken wären, haschten die schwimmenden Fäden und huschten mit dem erbeuteten Schatz wieder in den Schatten der Bäume zurück. Alle Hecken und Gesträuche waren überzogen von dem blitzenden Gespinst; auf den welken Wiesen lag es umher und schimmerte: an kahlen Bodenstellen, von denen der Rasen in langen Wulsten niedergebrochen war, glitzerten die weißen Fäden, als träte pures Silber in seinen Adern aus der verwundeten Erde hervor; und an ein Fichtengehölz, das sich aus breiter Schlucht gegen die höheren Berge emporzog und einen seltsam müden Anblick gewährte, war das leuchtende Gespinst in solcher Menge angeflogen, daß die schräg durcheinander stehenden Fichten einer Schar geplünderter Weihnachtsbäume glichen" .... Die Sprache, welche die Bauern bei Ganghofer reden, ist halb Natur-, halb Kunsterzeugnis; sie verhält sich zum Bauerndialekt der Wirklichkeit, wie etwa gediegenes Gold zum Gold im Quarzgestein. Aber wenn auch Ganghofer in der Abglättung und Zurichtung vielleicht hier und da zu weit geht, so ist doch diese Dialektverwendung für Erzählungen, die in ganz Deutschland gelesen werden sollen, jener anderen Methode vorzuziehen, die das Idiom in seiner vollen Ursprünglichkeit und überdies in möglichst verzwickter Schreibweise wiedergibt. In ethnologischen Schilderungen ist der reine Dialekt am Platze, aber Dichtungen liest man nicht gern mit dem Wörterbuch in der Hand und unter fortwährendem Bemühen, Laute und Sätze zu entziffern.

Es ist eine kleine Rundreise, die der Leser dieser kritischen Umschau mit mir macht. Von Berlin nach der Elbe, von der Elbe in die Alpen und zuguterletzt in den Orient. Hierhin lockt uns Paul Lindau mit seiner Erzählung „Der König von Sibon" (Breslau, S. Schottlaender). Lindau liebt es, seltsame Geschichten vorzuführen, aber das Ungewöhnliche steckt bei ihm immer nur im Stoff, niemals in der Ausführung. Er erzählt wie ein Reiseplauderer, ein gewandter Zeitungsfeuilletonist, in einem sehr klaren, aber auch sehr nüchternen Stil; eine leichte Spannung fesselt uns von Anfang bis zu Ende, aber nirgends regt sich in uns eine ernste, heiße Teilnahme an den Personen, nirgends werden wir im Innersten gepackt. Die Idee, welche Lindau diesmal behandelt, reicht nicht besonders tief, und doch — was hätte ein echter Künstler, ein Dichter von der Art Edgar Poe's aus dem Stoff gestalten können! Das Dämonische, Mystische, das in der Idee sich birgt, kommt bei Lindau nicht anders zur Geltung, als etwa in einem Salongespräch, das sich zufällig auf die „Nachtseite des Lebens" verirrt hat. Um es in seiner vollen Gewalt auf die Seele des Lesers wirken zu lassen, müßte Lindau ganz andere, phantastische Worte zur Verfügung haben, ganz anders die Farben zum geheimnisvollen Helldunkel mischen, mit weit wunderbareren Erfindungen aufwarten können, — dazu müßte er eben Dichter und nicht

Feuilletonist sein. So gemütlich, wie es nur eben geht, beginnt die Erzählung. Andreas Möller, ein junger Gelehrter, hat sich Jahre hindurch seinen archäologischen Studien ausschließlich gewidmet, allen gesellschaftlichen Verkehr gemieden und mitten im Getriebe der Weltstadt fast wie ein Eremit gelebt. Da lernt er eines Tages durch Zufall ein junges Mädchen kennen, und sie bezaubert ihn sofort. Sein Herz, das bereits verwelkt schien, treibt im Sonnenschein seiner ersten, starken Liebe neue Knospen und Blüten. Und bald sieht Andreas ein, daß sein Leben künftighin sehr arm und dunkel sein würde, falls es ihm nicht gelingen sollte, Sabina Kreutzer zur ständigen Genossin in Freud und Leid zu gewinnen. Noch aber findet er nicht den Mut, ihr zu sagen, was in ihm vorgeht, da sie ihm stets freundlich entgegentritt, ein wärmeres Empfinden jedoch für ihn durch kein Zeichen bekundet. Darüber kommt der Tag, der den Gelehrten nötigt, Berlin zu verlassen. Er erhält ein Telegramm von Hamdy Bey, dem Direktor der Kaiserlichen Museen in Konstantinopel, durch das ihn der türkische Forscher auffordert, an seinen Ausgrabungen bei Sidon teilzunehmen. Diesen Ruf hat Andreas längst sehnlig erwartet, und da er nur einen Tag Zeit hat, sich zur Abreise zu rüsten, so findet er keine Gelegenheit mehr, der Geliebten sein Herz zu eröffnen. Aber in dem Augenblick des Scheidens kündet er ihr an, daß er ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habe und unterwegs von dem Schiff aus schreiben werde. Sie lächelt, und er fährt ab. Auf dem Lloyddampfer, der ihn von Triest nach Beirut führt, macht er sich denn auch alsbald an seinen Brief und wirbt mit ihm um Sabinas Hand. Als er auf diese Weise sein Herz erleichtert und die innere Ruhe wiedergefunden hat, wird er wiederum ganz Gelehrter und denkt nur noch an die Aufgaben, die seiner warten. In Sidon empfängt ihn Hamdy Bey und berichtet ihm, daß die Ausgrabungen einen überraschenden Erfolg gehabt haben. Sieben griechische Sarkophage, unter ihnen der sogenannte Alexandersarkophag, sind aufgefunden worden, alles Werke aus der Blütezeit der Hellenen, von einem Reichtum an bildnerischen Darstellungen, wie er niemals auch nur annähernd auf griechischen Marmorsärgen gesehen worden ist, und geradezu wunderbar erhalten. Mit beredten Worten schildert Lindau die Begeisterung, die sich des deutschen Gelehrten bemächtigt. Noch in der Nacht seiner Ankunft steigt er in den Schacht hernieder, um sich an dem Fund zu weiden. An mühevoller Arbeit fehlt es in den folgenden Wochen nicht. Die Sarkophage müssen mit unendlicher Vorsicht aus dem Schutt herausgearbeitet, hinaufgeschafft und an die Küste transportiert werden, von wo ein Schiff sie nach Konstantinopel bringen soll. Endlich sind alle Schwierigkeiten überwunden, und Hamdy Bey beschließt die Heimkehr. Aber Andreas weigert sich, ihn zu begleiten. Der Aufenthalt in dem fremden Klima, die anstrengende Arbeit haben seinen Körper geschwächt, seine Nerven krankhaft überreizt. Eine fieberhafte Sehnsucht lebt in ihm, die Ausgrabungen fortzusetzen; er hofft noch weitere Entdeckungen zu machen, die für ihn das Glück bedeuten würden, endlich einmal als erster, nicht als nur zweiter den ehrwürdigen Gebilden der Vergangenheit entgegenzutreten. Seine Unruhe wird noch gesteigert durch die Ungewißheit, wie Sabina seine Werbung aufgenommen; sie hat seinen Brief noch immer nicht beantwortet. Er setzt denn auch seinen Willen zu bleiben durch; Hamdy Bey reist allein ab. Und in der That gelingt es dem deutschen Gelehrten, einen weiteren Sarkophag auszugraben, ein Fund, der um so bedeutungsvoller ist, als es sich nicht um ein Werk aus den Tagen Alexanders, sondern um ein weit älteres, aus der phönizischen Königszeit handelt. Überdies ist in den Sarg eine Inschrift eingemeißelt. Andreas entziffert sie und erhält folgenden Wortlaut: „Ich, Tabnit, Priester der Astarte, König von Sidon, ruhe allein in diesem Schrein. Wer du auch seiest, der diesen Schrein entdeckt, — Mensch, öffne nicht mein Totengemach. Störe meine Ruhe nicht.... Öffnest du aber gleichwohl meinen Totenschrein und störst du meine Ruhe, so sollst auch du keine Ruhe finden auf Erden. Das Blut soll dir in den Adern kochen. Verlassen soll dich das Weib, das du liebst. Deine Sinne sollen sich verwirren. Erstarren sollen deine Glieder.... Das will Astarte. Und also verkündet es dir ihr Priester Tabnit, König von Sidon." Als der Sohn Tabnits diese Inschrift auf den Sarg seines Vaters setzen ließ, hatte er offenbar, von prophetischem Geiste erfüllt, keinen anderen als Andreas Möller im Auge. Kaum hat dieser harmlose „Grabschänder" die Inschrift gelesen, da erfüllt sich auch ihr Fluch an ihm. Er erhält einen Brief Sabinens, in dem sie ihm mitteilt, daß sie seine Liebe nicht erwidern könne, da sie bereits die Braut eines anderen sei. Und nun bricht das Fieber, das längst in Andreas gärt, mit aller Gewalt aus; „in seinen Adern kocht das Blut", „seine Sinne verwirren sich", und er glaubt in seinen Phantasien der König von Sidon zu sein; endlich „erstarren seine Glieder" und Andreas pilgert in die Finsternis, in die ihm Tabnit um drei Jahrtausende vorausgegangen. Für den prophetischen Ruf dieses Königs oder seines Sohnes war es mithin sehr nützlich, daß sich der deutsche Gelehrte noch gerade vor seiner Abreise aus Deutschland verliebte; sonst hätte ihn kein Weib verlassen können, und die Inschrift hätte in dem wichtigsten Punkte nicht Recht behalten. Daß dann auch Lindaus Buch ungeschrieben geblieben wäre, diesen Verlust hätte die Leserwelt resigniert ertragen müssen und wahrscheinlich auch ohne sonderlichen Schmerz. Litterarisch ist, wie gesagt, die Geschichte ohne jeden Belang; sie ist leicht und flüssig erzählt und erregt hier und da eine milde Spannung. Aber wenn Lindau wieder einmal in das Reich des Mystischen, Geheimnisvollen, Dämonischen hinabsteigen will, dann thut er doch gut, sich mit einem — Dichter zu verbinden, der es versteht, das Grausliche auch grauslich wiederzugeben.

Eduard von Gebhardt.
Nach einer Photographie von Constantin Luck in Düsseldorf.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Unser Titelbild gibt eine Studie Eduards von Gebhardt wieder zu seinem großen Gemälde „Die Hochzeit zu Kana“ — eine Studie für das Antlitz der Braut. Das Gemälde selbst befindet sich an einer, für unsere Kunstfreunde leider etwas entlegenen Stätte, in dem hannoverschen Kloster Lokkum, und es gehört zu einer Reihe von Gemälden, mit denen der Düsseldorfer Meister das altehrwürdige, jetzt wundervoll renovierte Refektorium schmückte. Abweichend von der sonst üblichen Auffassung stellt es nicht das Hochzeitsmahl dar, sondern den Hochzeitszug, dem der Heiland, das Brautpaar segnend, entgegentritt. Auch hier hat Gebhardt seine Gestalten als mittelalterliche Deutsche im Kostüm etwa des XV. Jahrhunderts gemalt, sich anlehnend an die großen Vorbilder der alten deutschen und niederländischen Meister; aber seine Typen sind so vertieft, so charakteristisch durchgearbeitet, daß man wohl sagen darf, er reiht sich jenen Vorbildern nicht nur würdig an, er übertrifft sie vielleicht sogar in ergreifender Innerlichkeit. Der Entwickelungsgang Gebhardts war ein stetig aufsteigender: Der am 13. Juni 1838 im Pfarrhause zu St. Johannis in Esthland geborene Meister, dessen wichtigste Studienzeit sich in Düsseldorf, unter der Führung von Wilhelm Sohn, abspielte, trat 1863 zum erstenmal mit einem größeren Werke hervor, dem „Einzug Christi in Jerusalem“; 1864 folgte die „Auferweckung von

Jairi Töchterlein", 1866 „Christus am Kreuz", 1870 das „Abendmahl", eine der schönsten Perlen der Berliner Nationalgalerie, vielleicht überhaupt das herrlichste, reifste Werk der heutigen religiösen Malerei. Das Jahr 1873 brachte eine „Kreuzigung", die sich jetzt in der Hamburger Kunsthalle befindet, das Jahr 1881 eine „Himmelfahrt", die wiederum von der Berliner Nationalgalerie angekauft wurde; 1883 vollendete Gebhardt seine schöne „Pflege des Leichnams Christi" (Dresdener Galerie) — um dann an jene große Aufgabe heranzutreten, die ihm in dem Refektarium des Klosters Loccum, jetzt ein protestantisches Predigerseminar, gedaten wurde. Es handelte sich hier um sechs große Kompositionen (Johannes führt seine Anhänger der Gemeinde Christi zu — Bergpredigt — Austreibung aus dem Tempel — Hochzeit zu Kana — Heilung des Gichtbrüchigen — Christus und die Ehebrecherin). Gebhardt hatte vor Beginn des Cyclus eine längere Studienreise nach Italien gemacht, und der Einfluß dieser Reise, der Einfluß der Werke der Frührenaissance auf die bisherige Farmensprache Gebhardts tritt auf den Gemälden unverkennbar hervor. Dr. Ad. Rosenberg geht sogar so weit von der „Ehebrecherin" und der „Austreibung aus dem Tempel" zu sagen, sie erinnerten an die Figurenfülle und die fließenden Gewänder Sandro Botticellis, die „Bergpredigt" mahne an die ruhige Größe Signorellis und die „Hochzeit zu Kana" an die halbselige Anmut eines Benozzo Gozzoli.

Ich reihe an den Düsseldorfer Gebhardt gleich nach einen zweiten Düsseldarfer Meister an, Oswald Achenbach, von dem wir das Gemälde „Der Graße St. Bernhard" wiedergeben. Der jüngere Bruder und Schüler von Andreas und im Gegensatz zu ihm einer der Romantiker der Landschaft, malt mit Vorliebe italienische Motive, in denen er die südlichen Licht- und Luftphänomene mit grandioser Kraft wiedergibt. Um so interessanter ist es, einmal eine großartige Gebirgsscenerie von seiner Hand kennen zu lernen. —

Auch Carl Friedrich Deiker war ein Düsseldorfer. Der treffliche Künstler, einer der ersten Tiermaler Deutschlands, ist leider in der Blüte seiner Kraft dahingerafft warden — seine Werke aber überleben ihn. Unsere „Kämpfende Wildsauen" sind so recht charakteristisch für sein Schaffen, das in der Darstellung, man möchte sagen, dramatischer Scenen aus dem Tierleben gipfelte: kämpfende Hirsche, das Ringen eines Keilers mit der Meute, leidenschaftlich bewegte Sauhetzen — das waren Motive, in denen er alle seine Kunstgenossen übertraf. — Ich reihe hier einen jüngeren Münchener Künstler an: Konrad Starke, der durch scharfe seine Lebensbeobachtung ausgezeichnet ist; die Studie der Strickerin, die wir wiedergeben, gewinnt bei längerer Betrachtung an intimem Reiz. —

Zwischen dem, dem neuen Hamburger Rathaus gewidmeten Artikel findet sich als Einschaltblatt das Deckengemälde für den Kaisersaal des Prachtbaues, das gegenständlich schon in dem Aufsatz selbst gewürdigt wurde. Arthur Fitger ist unstreitig eine der interessantesten Persönlichkeiten an unserem Kunsthimmel. Er ist ein hochbegabter Dichter — sein Drama „Die Hexe" ging über fast alle größeren deutschen Bühnen, seine Gedichtsammlungen „Fahrendes Volk" und „Winternächte" errangen reiche Erfolge; er ist zugleich ein Maler von großer Phantasie und eminenter Gestaltungskraft, in seinen Entwürfen vielleicht Genelli verwandt, in seinem lebhaften Kolorit sich hier und dart an Makart anlehnend. Weithin bekannt ist der in Bremen lebende Künstler durch sein Staffeleibild „Barbarossas Erwachen" gewarden, dann aber vor allem durch den „verlarenen Sohn" und den „barmherzigen Samariter" in der Bremer Rembertikirche und die Wandgemälde in der Bremer Börse. Die großartigen dekarativen Bilder im Hamburger Rathaus werden ihm sicher viel neue Verehrer gewinnen — es spricht ein, in unserer Zeit seltener manumentaler Schwung aus ihnen. —

Aus der Reihe der Einschaltdilder erwähne ich nach den schönen Kopf „Die Rose" van Gabriel Max — ein für den Münchener Meister geradezu typisches Bildnis mit schwärmerischen Augen in dem leicht slavisch geschnittenem Antlitz — und die schlichte und kräftige plastische Gruppe „Die Heimkehr" von Fritz Heinemann, die auf der letzten Berliner Ausstellung sehr gefiel. —

Unter den kleineren eingestreuten Bildern scheinen mir die charaktervollen Studien von Jul. Jürß (S. 664 u. 665) besonders erwähnenswert. Ein Schüler von Piloty und Andreas Müller, ist der Künstler zuerst durch Arbeiten für das Feenschlaß Carmen Sylvas, das rumänische Königsschlaß zu Sinaia, bekannt geworden; er hat dann größere Wandmalereien für das Gymnasium zu Daberan und drei graße Fresken für die Apsis der neuen Lutherkirche in Breslau ausgeführt. Sein letztes Bild „Die Versuchung" fand 1896 in München und 1897 auf der Berliner Ausstellung warme Anerkennung. —

Ich schließe mit dem Gemälde „Musikalische Unterhaltung" von Gerard Terborch (S. 661), dem großen niederländischen Genremaler des XVII. Jahrhunderts (geb. 1608, gest. 1681). Er ist eigentlich der Schöpfer des eleganten Interieurs mit wenigen Figuren aus der guten Gesellschaft, Bildern, denen er stets ein gewisses, man möchte sagen: novellistisches Interesse zu geben wußte. Wenn heute manche unserer ‚Jüngsten' die Berechtigung des Genrebildes überhaupt in Abrede stellen wollen, sollte man sie auf Terborch verweisen: sein Name steht in der Kunstgeschichte für alle Zeiten fest — wie vielen der Hypermodernen wird das beschieden sein? H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450